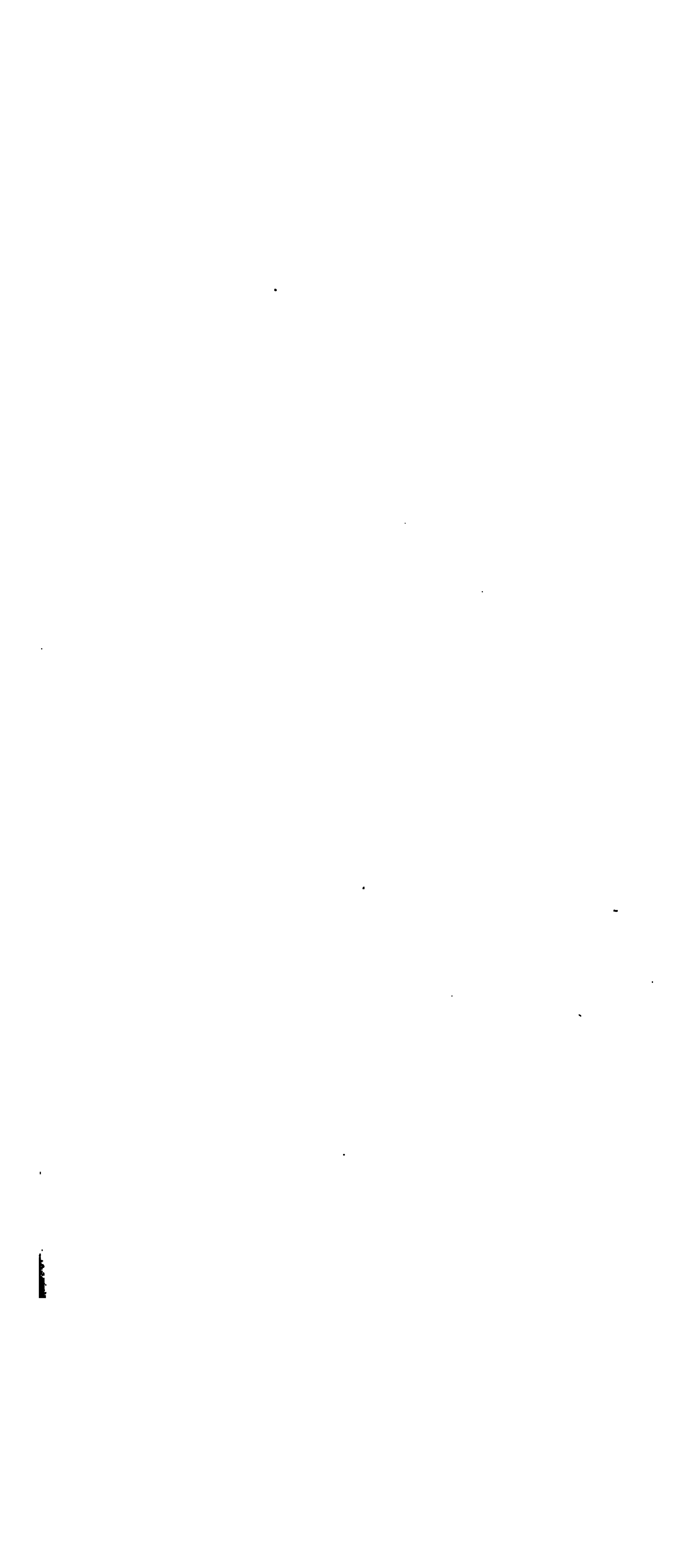








SCHILDERUNGEN

AUS

HOLLÄNDISCH - OSTINDIEN

VON

DR. F. EPP.



HEIDELBERG, 1852.

AKADEMISCHE VERLAGSHANDLUNG VON C. F. WINTER.

Vorwort.

Bereits in meiner ersten Schrift: „Schilderungen aus Ostindiens Archipel, Heidelberg 1841“ habe ich die Absicht ausgesprochen, in Deutschland, wo man den indischen Archipel fast nur aus ältern Nachrichten und desshalb unvollständig kennt, durch meine Arbeit zur bessern Kenntniss desselben etwas beitragen zu wollen. Die gute Aufnahme, welche jener Schrift zu Theil wurde, so dass sie bald nach ihrem Erscheinen in die englische, französische und holländische Sprache übersetzt worden ist, bewegt mich, noch einmal auf dieselbe zurückzukommen und ihre Fehler und Mängel zu verbessern, die ich nur mit Cicero's Ausspruch entschuldigen kann: Edidi, quae potui, non ut volui, sed ut me temporis angustiae coëgerunt.

Jener Schrift, welche nach meiner Rückkehr nach Niederländisch-Indien mir eine Reihe von Unannehmlichkeiten zugezogen hat, obgleich man sie holländischer Seits zur Widerlegung ausländischer Angriffe benützte, lag noch die weitere Absicht zu Grunde, meine Landgenossen auf die Wichtigkeit überseeischer Besitzungen aufmerksam zu machen, sie zur Gründung einer deutschen Flotte, einer

deutschen Colonie zu mahnen und wo möglich eine Vereinigung Niederlands mit Deutschland in Anregung zu bringen, welche beiden Ländern gleich vortheilhaft sein würde.

Was man damals für unmöglich gehalten, ist, theilweise wenigstens, wenn auch nur für kurze Zeit, in Wirklichkeit getreten, und die Nothwendigkeit davon hat sich so schlagend erwiesen, dass man selbst von Seiten Niederlands jetzt auf einen innigeren Anschluss an Deutschland hinarbeitet. Bereits ist das viel bestrittene jusqu'à la mer ein jusque dans la mer geworden, und Niederland, das im Jahre **1581** sich von Deutschland losgesagt hat, wird vielleicht im Jahre **1881** wieder damit vereinigt sein. —

Wenn es heute irgend einer grossen Seemacht gefällt, die niederländischen Besitzungen anzugreifen, wo anders wird Niederland Schutz und Hülfe suchen, als dort, von wo es schon lange Holz für seine Schiffe und Menschen für seine Armee gewonnen, von Deutschland, das den besten Absatz für die Colonialproducte geboten, das Tausende seiner Söhne geliefert hat, welche die niederländischen Colonien haben erringen helfen und noch heute den Kern jener Macht bilden, wodurch sie erhalten werden. In wie fern der Hochdeutsche von seinem niederdeutschen Stammgenossen dafür belohnt wurde, darüber geben schon ältere Nachrichten zu beherzigende Winke; wie freundnachbarlich aber heute noch der Holländer den Deutschen, dessen beste Kräfte er benützt und ausbeutet, behandelt, hierüber wird man in vorliegendem Werke sich unterrichten können.

Der Geist, welcher seit der Gründung der holländischen Macht in dieser Colonie geherrscht hat, wird nicht leicht ein anderer, wenn auch neuere Be-

richterstatter sich bestrebt haben, den Zustand von Niederländisch-Indien in der schönsten Strahlenglorie zu schildern. Wer sollte diesen Zustand gründlich kennen und ihn vor der gebildeten Welt offen darlegen wollen? etwa der fremde Gesandte, welcher, dort angekommen, mit allen Ehren empfangen wird, das Land und seine Bewohner im Festgewande erblickt, oder der Söldling, der auf indischen Aussenposten ein sieches Dasein gefristet und jetzt als stumpfer Invalide sein Leben im Vaterlande aushaucht? — oder aber der Nabob, welcher Leib und Seele an das herrschende Princip verkauft hat und endlich den Lohn für seine Dienste geniesst? —

Und dennoch liegt in diesem Geiste der Keim zu einer bessern Zukunft. Wie in einer unreifen, herben, bitter schmeckenden Nuss der Keim zu einem süssen, wohlschmeckenden Kern sich entwickelt, so ist in dieser vom Prohibitiv- und Monopolsystem durchdrungenen Verwaltung das Princip für bessere Zustände vorhanden, welche in Zukunft zur vollkommenen Entwicklung gelangen werden.

Die Vorzüge, welche die zweihundertjährige batavische Herrschaft dem indischen Archipel hat angedeihen lassen, sind von der Art, dass man immerhin die fremde Herrschaft vor der einheimischen preisen kann. Fremde Bildung ist besser, als einheimische Barbarei; und man wird die Bewohner des indischen Archipels nicht um ihre verlorene Selbstständigkeit beklagen, wenn man erwägt, dass die ursprüngliche Freiheit auf Rohheit, ja Cannibalismus, die eingeborne Herrschaft auf den drückendsten Despotismus gegründet war, so dass unter den einheimischen Fürsten die Unordnung und schlimme Wirthschaft heute noch thatsächlich ist — und sie

früher das Leben ihrer Untergebenen so gering achteten, dass sie gleich dem Götzen von Djaggernaut dieselben unter den Hufen ihrer Rosse zertraten, wenn sie ihrem Aufzug in den Weg kamen.

Ohne durch das Schwert und den Brandstapel sich aufzudrängen, macht sich der veredelnde Einfluss des Christenthums dadurch geltend, dass, wo der christliche Europäer erscheint, da die asiatische Trägheit, Wollust und Grausamkeit verschwindet und die Sittlichkeit Feld gewinnt.

In so fern kann man es ein Glück nennen, dass der indische Archipel gerade den Holländern in die Hände gefallen ist; ihre Ordnung, Reinlichkeit, Fleiss und Sparsamkeit haben die Unordnung, Unreinlichkeit, Trägheit und Verschwendung der Eingebornen theilweise wenigstens beseitigt. Freilich ist die Ordnung hier und dort in despotisches Schalten, die Reinlichkeit in Plagerei, die Sparsamkeit in knickerigen Geiz, der Fleiss in masslose Ausbeutung des Landes übergegangen, und das so gepriesene Cultursystem des van den Bosch hat auch seine herben Früchte getragen. Meine Landsleute kennen dasselbe nur aus der vergoldeten Feder eines Schreibers, der es in seinem Entwurf von der Lichtseite aufgefasst, die Schattenseite aber verschwiegen oder nicht gekannt hat, wesshalb es etwas näher beleuchtet zu werden verdient.

Man hat der indobatavischen Herrschaft den Vorwurf gemacht, sie verheimliche die Kenntniss von den ostindischen Inseln; — stets ist sie bestrebt gewesen, diesen Vorwurf von sich abzulehnen, und konnte in neuerer Zeit zu ihrer Vertheidigung selbst die Tydschrift voor Neerlands Indie und den Moniteur des Indes or. et occid. anführen; aber beide

Zeitschriften sind wegen einer freieren Besprechung unvollkommener Zustände, wegen Veröffentlichung von authentischen Berichten und brauchbaren Karten nicht mit günstigen Augen angesehen worden; ja das Gebot an einen batavischen Naturforscher: aus seinem Werke statistische Notizen und Specialkarten wegzulassen — spricht vielmehr für die Aufrechthaltung der alten Geheimthuerei. Wie sehr noch heute gute Specialkarten dieser Inselländer vermisst werden, fühlt jeder dort Lebende, der auf höhere Bildung Anspruch macht, und sie würden dem Militär, dem Beamten, Kaufmann und Gutsbesitzer, so wie dem Arzte gleich willkommen sein.

So hat man erst in neuester Zeit angefangen, die verschiedenen Inseln und Besitzungen in eine geregelte Communication zu bringen, wodurch sie mit der civilisirten Welt in eine nähere Verbindung treten und ihr Vorausgang mehr gesichert wird.

Wenn man bedenkt, welcher Entwicklung diese günstig gelegenen Inseln fähig sind, so möchte man sein Bedauern nicht zurückhalten, in einer Zeit dort sich aufgehalten und gewirkt zu haben, die von ihrer vollkommnen Entwicklung noch weit entfernt war, und den Wunsch zu äussern, dort zu leben in der Zeit ihrer Blüthe und vollkommnen Entwicklung.

Wenn es uns auch nicht vergönnt war, in solch einer glücklichen Zeit dort zu leben, so glauben wir doch durch unsre Schriften den Anstoss zu weiterer Entwicklung gegeben und durch dieselben das Gute gewollt und erstrebt zu haben, obgleich sie nicht in jener gefälligen Form, wie in den schönklingenden Berichten lobhudelnder Schreiber abgefasst sind. Das Bewusstsein hievon gewährt jene Beruhigung, ein Werk veröffentlicht zu haben, das, wenn auch Man-

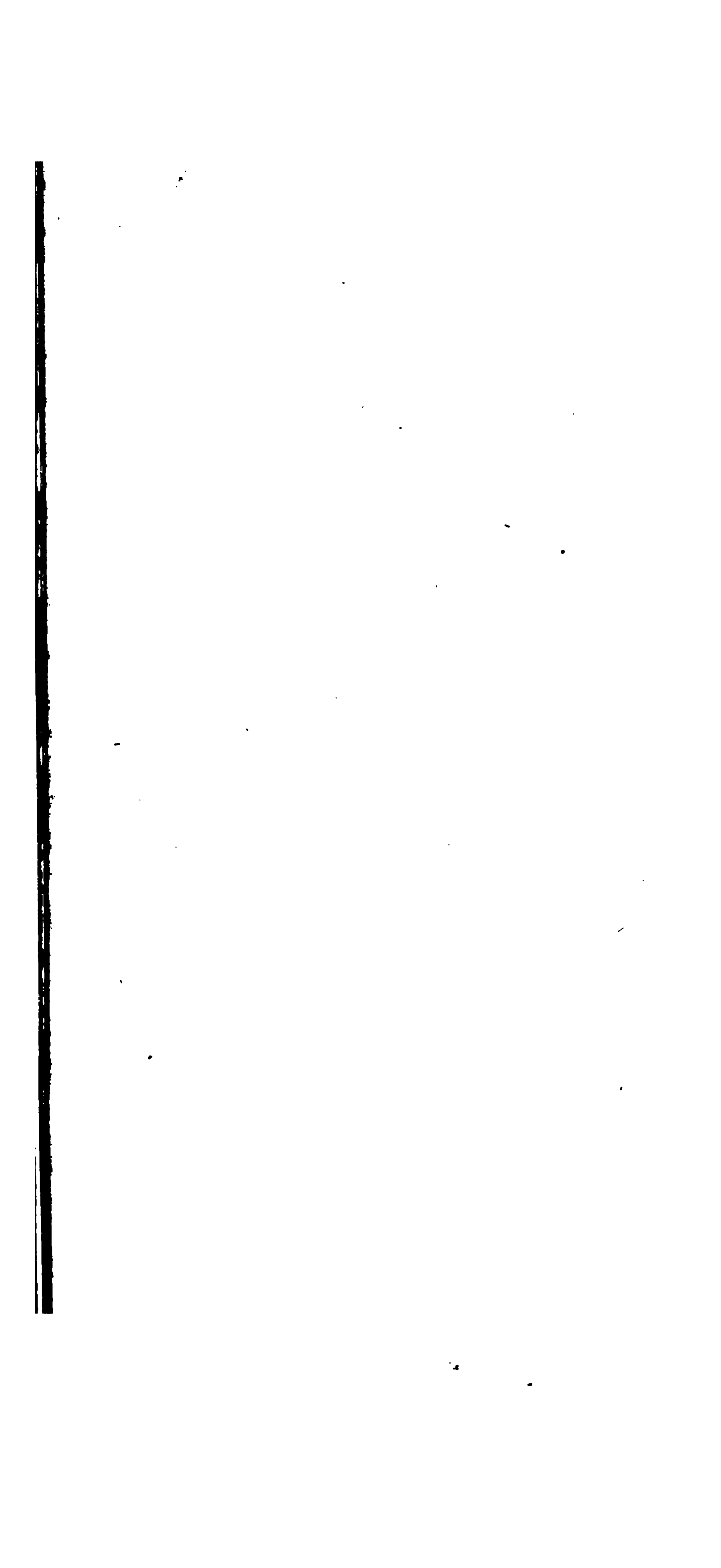
chen nicht willkommen, doch Vielen zur Unterhaltung und Belehrung dienen kann. Der günstige Empfang bei der gebildeten Welt soll mir eine Aufmunterung sein, dasselbe fortzusetzen. Dass es auch in dem fernen Indien mit Theilnahme möge gelesen werden und zur Verbesserung der niederländisch-indischen Zustände beitragen möge, wünscht

Der Verfasser.

SCHILDERUNGEN

AUS

HOLLÄNDISCH-OSTINDIEN.



Erste Reise nach Ostindien.

Wie der Sohn der Wüste in dem brennenden Sande von Marmorpalästen in schattigen Palmenhainen mit sprudelnden Quellen träumt; wie der Bewohner des grünen Erin in seiner armseligen Hütte selbst bei dem Genusse seines Leibgerichtes, der Kartoffel, sich Feenschlösser und Hochgenüsse hervorzaubert: so schweift des Deutschen Blick sehnsuchtsvoll in die Ferne, welche ihm Alles verheisset, was ihm in der Heimath gebricht. Dort hofft er Befriedigung seiner Wünsche, Schadlosstellung für seine Entbehrungen, Anerkennung seiner Verdienste, Gründung eines eignen Heerdes, Verwirklichung der erstrebten Freiheit und Selbstständigkeit zu finden.

Auch mich zogen ähnliche Beweggründe in die Ferne, als ich nach kaum beendigten Studien im Mai 1835 den Rhein hinab nach Niederland mich begab und bald zu Harderwyk als neuernannter Sanitätsofficier den Tag der Abreise nach Niederländisch-Ostindien erwartete.

Harderwyk, das holländische Gomorrha, wie es ein Kolonialer nennt, bietet des Anziehenden zu wenig, um nicht den Tag zu segnen, an welchem man es wieder verlassen darf; und für uns erschien dieser sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Tag nach zwei ewiglangen Monaten.

An dem Tage eines abgehenden Transportes ist das eiserne Gitter an der Kaserne geschlossen. Ein Knäuel von Menschen, welche hinein- oder herauszudringen suchen, belagert das Thor, welches erst um 4 Uhr sich öffnet, wenn der Platzcommandant erscheint und die Mannschaft mustert. Bis zu jener Stunde schreien die consignirten Soldaten nach einem Schnaps, fluchen Gläubiger wegen geprellter Rechnungen, jammern Betrogene wegen nicht erfüllter Versprechen, seufzen Verliebte um ein letztes Stelldichein. In dieses Concert wirbelt plötzlich die Trommel, die Mannschaften treten zum Appell an, das Thor öffnet sich und der Zug setzt sich unter Begleitung der Militärmusik, welche den ominösen Marsch spielt: „En hy komt nooit weerom", nach dem Seethore in Bewegung. Die wogende Menge wälzt

sich nach; die Mannschaften embarquiren in platten Fahrzeugen; endlich ist Alles an Bord, und unter einem dreimaligen Hurrah, welches die letzten Flüche und Seufzer übertönt, stösst der Kiel langsam vom Strande.

Eine Weile bleibt die dunkle Menschenmasse in schweigendem Anschauen versunken, dann löst sich der Knäuel und verliert sich allmählig in die Mauern der Stadt, deren altes Thor und hohe Kirche als warnende Ausrufungszeichen noch lange den Dahinschiffenden zuwinken. Endlich hüllt die Nacht das Land in ihren Schleier, der Mond erglänzt aus den zitternden Wellen, die See plätschert um den Kiel des Transportschiffes, die Soldaten singen ein Abschiedslied, dessen Melodie in dem Gemurmel der Wellen erstirbt, und eine stille Ruhe breitet sich über die weite Fläche.

Die Fahrt über die Zuidersee durch die Grachten, Schleussen und stagnirenden Gewässer Hollands war für uns Neulinge auf diesem Boden eine Geduldsprobe für die grössere Reise nach Ostindien, und es ist kein geringer Contrast, wenn man in dem breiten, prosaischen Holland in den Rumpf eines Schiffes eingepackt wird, um an den heitern, sonnigen Küsten des ewiggrünen Ostindiens an das Land gesetzt zu werden, wo der Himmel über ein Paradies sich wölbt, das nur durch die Leidenschaften der Menschen zum irdischen Jammerthal wird; wo der egoistische Krämergeist neben der idyllischen Romantik angetroffen wird; wo der abgeschlissene und der noch unentwickelte Menschenverstand gegenseitig sich reibt; wo wir aus Industrie- und Kaufgewölben uns in das heilige Dunkel des Urwaldes versetzen können.

Der Ostindienfahrer van Speyk lag schon zu Helvoetsluis, als wir mit den zwei Transportschiffen an den Canal van Voorne ankamen. In gewaltiger Grösse lag dort der stattliche Dreimaster regungslos vor Anker und fesselte die Blicke des Binnenländers, des Neulings zur See, dem die hohen Masten ein Vorgefühl von den Stürmen gaben, die in ihnen wüthen, der feste Bau und der kupferne Beschlag des Rumpfes eine Idee von der Macht und Stärke des Elementes, dem er sich mondenlang anvertrauen sollte. Geschäfte und Wind, welche den Capitän sogleich auszulaufen hinderten, boten die Gelegenheit dar, mit dem völlig neuen Leben der Seeleute sich näher bekannt zu machen.

Die Matrosen in ihren rothen Hemden, runden, breitkrempigen Hüten segelten lautjubelnd mit krummen Knieen und plumpen Bärenschritten über das theuere Pflaster von Helvoet, wo sie nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als in unnachahmlichem Leichtsinne ihre monatlang sauer verdienten Ersparnisse zu verschwenden; mit Vergnügen hörte ich den lauten Chorgesang beim Hissen der Segel

und Lichten der Anker, sah die rege Betriebsamkeit der rüstigen Seeleute und den strengen Gehorsam der Mannschaften auf den Kriegsschiffen.

Den 15. August wurden wir embarquirt, blieben aber noch einige Tage auf der Rhede liegen. Von den in unsrer Nähe liegenden Schiffen fesselte das Kriegsdampfschiff Curaçao ganz besonders meine Blicke, da es nur einen Flintenschuss von uns entfernt lag. Als H. van den T., der temporär dieses Schiff commandirte, uns besuchte und einlud, mit ihm an Bord zu kommen, nahmen wir die Einladung um so lieber an, als wir alle mit der Einrichtung dieses Schiffes näher bekannt zu werden wünschten. Auf dem Verdeck des Dampfschiffes lagen sechzehn Kanonen, und in der Mitte ein Sechzigpfünder, welcher nach allen Seiten gerichtet werden konnte und die Bestimmung hatte, Bomben aus seinem todbringenden Schlunde zu speien. Die Cajüten des Commandanten und der Officiere waren bequem und nett; die Ordnung und Reinlichkeit auf dem Schiffe ansprechend. H. van den T. sprach uns fleissig zu, während ein dienstbarer Geist bereit stand, die leeren Gläser zu füllen. Mit der treuherzigsten Miene von der Welt versicherte T., unter tausend Flüchen, dass ihn Gott verdammen sollte, uns seiner Freundschaft. Diess ist ein Nationalzug der frommen Niederländer, dass sie jedem dritten Worte den religiösen Wunsch beifügen: Gott verdamme! — Unterdessen vergnügte sich die Mannschaft auf dem Verdeck bei Trommelschlag und Klarinettspiel mit Tanz und Gesang. Wir blieben bis spät Abends. Beim Abschiede wurden wir durch einen Sechspfünder salutirt. Hier sah ich zum ersten Mal die schöne Erscheinung der leuchtenden Wellen, welche beim Takte der Ruder phosphorisch glänzten. Der schwarze Dreimaster Vasco de Gama, welcher rechts von uns lag, ging ebenfalls nach Batavia, und zwar einen Tag vor uns unter Segel.

So lange wir auf der Rhede lagen, hatten wir frisches Fleisch, frisches Brod, frisches Gemüse und Obst. Das Wasser war aus der Maass geschöpft worden und schmeckte erträglich.

Unser Van Speyk war eine Kauffahrerfregatte, einem Rheder in Rotterdam gehörig, von aussen schwarz, mit einem breiten, weissen Gang; auf dem Vorsteven prangte die Statue des van Speyk mit der Pistole in der Hand in dem Momente, wie er sich in die Luft sprengt; den Achtersteven schmückte zierliches Laubwerk, zwei Sterne und die goldene Inschrift: J. C. J. van Speyk. Auf dem geräumigen Verdecke lagen sechs Kanonen; Alles war schön grün angestrichen. Die Holländer arbeiten zierlich in Holzwerk en haut- und bas-relief. — Die Masten waren schwindelnd

hoch und glänzend weiss. Das Zwischendeck war sehr geräumig, die Schiffskirche diente als Rüstkammer und Speiseplatz. Die grosse Cajüte war durchaus mit Mahagoniholz bekleidet, an der Wand konnten die Thüren zurückgeschoben werden und führten in die netten, blaulakirten Passagierscajüten. Ein Spiegel, ein moorenes Canapee, moorene Sitze von Mahagoni und die weissrothen Vorhänge an den Fenstern waren das Meubel der grossen Cajüte.

Den 17. August erhob sich ein günstiger Wind, der Capitän brachte seine Frau an das Land und bestimmte die Abreise auf den folgenden Tag. Der Schiffszimmermann machte das Meubel, was mobil war, nagelfest, und die Matrosen brachten die Segel in Ordnung.

Es waren 134 Menschen an Bord, wovon 99 Soldaten (einer desertirte), 2 Weiber und ein Junge von 10 Jahren zu dem Transport gehörten. Die Soldaten waren in das Zwischendeck einlogirt und schliefen in Hangmatten; jeder von uns Officieren hatte eine eigene Cajüte, in welcher er seine Equipage bequem bergen konnte. Wir waren unsrer fünf, wie folgt:

De H., zweiter Lieutenant, Commandant des Transportes, ein blonder, 33 Jahre alter Herr mit starkem rothem Barte, von mittlerer Grösse, blauen Augen, einer Römernase und offnen Stirn. Sein Charakter spiegelt sich in den hellen Augen, und obgleich er im Spiele ein wenig interessirt ist und leidenschaftlich wird, wenn ihm Fortuna den Rücken kehrt (was aber selten der Fall ist), so ist er doch die beste Seele von der Welt. Er hat eine unnachahmliche Fertigkeit, allerliebste Anekdoten zu erzählen, und erschüttert oft durch drollige Einfälle das Zwerchfell seiner Zuhörer. (Ist gestorben als Capitän.)

K., zweiter Lieutenant, 28 Jahre alt, hat weisse Zähne, einen kleinen Mund, den er durch einen sorgfältig rasirten Schnurrbart noch kleiner zu machen sucht; sein Backenbart ist so gut cultivirt, als eine Laube in altfranzösischem Geschmack; zur Toilette braucht er zwei bis drei Stunden Zeit, viel Eau de Cologne und Haarschwärze; ein Genie, das von Allem Etwas weiss, von Nichts Alles. Spricht er mit Gemeinen, so zieht er den Kopf zurück und schiesst durchbohrende Blicke; spricht er mit Leuten von Stande, so sieht er ihnen mit einer höchst aufmerksamen Miene an den Mund und bei jedem Komma, das stehen würde, wenn der Sprechende schriebe, nickt er mit den Augen seinen vollen Beifall zu. — Böse Zungen behaupten, er habe in allen Garnisonen die Ehre gehabt, bei dem Commandanten und den höher chargirten Militärs oft gesehen zu werden und dort seine Cameraden freundschaftlichst zu empfehlen; zwar habe das Licht, womit er sie beleuchtet, stets vielen

Schatten auf den Empfohlenen geworfen; auch vergesse er nie, seinen eignen Tugenden Weihrauch zu streuen. Ueber Politik hat er obscure Ideen und es ist gefährlich, in seiner Nähe Gesinnungen laut werden zu lassen, die vor dem Tribunale der politischen Inquisition verdammt zu werden pflegen. Sonst hat er ein gutes Gemüth. (Er hat eine gute Carriere gemacht.)

Van S., zweiter Lieutenant. 23 Jahre alt, schlanker Statur, mittlerer Grösse; sein niederländisches Nationalgesicht zeigt grosse blaue Augen, eine lange, gebogene Nase, einen scharf gezeichneten, etwas aufgeworfenen Mund. Er bestrebt sich stets, ein grosser Witzling zu sein, und vergisst nie, seine Schnurren selbst zu belachen. Im Erzählen ist er etwas breit, beschäftigt sich gerne mit der Feder und hat als Freund der Poësie schon manchmal die Musen über sich herabbeschworen. Höflich, aufgeräumt, gastfrei und zuvorkommend, ist er ein guter Gesellschafter. (Auch er ist schnell emporgestiegen.)

Van R. van O., ein 21 Jahre alter Baron von kleinem, musculös untersetztem Körperbau, hat eine feine, weisse Haut, blaue Augen, schöne blonde Haare. Seine hochadelige Abkunft kündigt er dadurch an, dass er während der Tafel pfeift und Alles an seiner Person für naiv hält, was man an Bürgercanaillen grob findet. Doch ist er wegen des angebornen Adels nicht arrogant. Er singt gut, declamirt nicht übel, ist sehr für das Pathetische und wird gerne warm bei einem fröhlichen Becher. (Er lag mit mir zuletzt als Commandant der Artillerie auf Baros und war im Begriff Capitän zu werden, ist aber noch vor mir als invalid nach Europa zurückgekehrt.)

Was meine Person betrifft, so bin ich weder so berühmt wie Cäsar, um in der dritten Person von mir sprechen zu können, noch so egoistisch wie Fichte, um public zu sagen: Ich bin ich. Eigenlob taugt nicht; es folgt gewöhnlich das Motto darauf: Si tacuisses, philosophus mansisses; und wer kann verlangen, dass man etwas nicht Gutes von sich sprechen soll? —

Der Schiffscapitän L., ein Sechsundvierziger, aus preussisch Pommern gebürtig, seit seinem zwölften Jahre in holländischen Diensten, hat von Jugend auf zur See gedient, wenig gelesen und eine grosse Antipathie gegen alles Fremde. Er schätzt die Welt nach dem Massstabe seiner Empirie. Das Eis des Nordpols, die glühenden Strahlen Indiens und die Stärke des animalischen Magnetismus haben seinen Schädel kahl gemacht, wesshalb die Kunst verdekken muss, was ihm die Natur versagt. Er ist so ehrlich, als nur ein Schiffscapitän sein kann, und hasst die Franzosen von Grund seines Herzens. Unter einem Schiffsca-

pitän hatte ich mir immer den allmächtigen Despoten, den Herrn über Leben und Tod seiner Untergebenen vorgestellt, und desshalb schwebte mir auch das Bild eines imposanten Aeussern vor Augen, was ich aber an L. nicht finden konnte. Er hatte ein gutmüthiges Alltagsgesicht, das nur dann und wann durch die Contraction der dicken Augenbraunen seemännisch verfinstert wurde.

Der erste Steuermann S., ein kleiner Herr von untersetzter Statur und einer äthiopischen Physiognomie, mit schwarzem krausem Haar und einer weissen Locke am Hinterhaupte, 28 Jahre alt. Es ist ihm jene Politur eigen, durch welche man mit allen Charakteren umgehen kann, ohne dabei zu verlieren, sondern stets zu gewinnen.

Der zweite Steuermann G., ein 33jähriger Seemann, mit einer sauertöpfischen, ältlichen Miene und einem gutmüthigen Charakter, und der dritte Steuermann H., ein 21jähriger Oldenburger von kräftiger Constitution, waren schlichte Seeleute, deren Inneres mit ihrem Aeussern harmonirte.

Der Bootsmann, ein Schwede von gedrungenem Körperbau und musculösen Gliedern, glich in seiner kräftigen Gestalt mit dem braunen Barte und der breiten, haarigen Brust vollkommen einem Herkules, dem auch seine Stärke nahe kam.

Die Matrosen waren Niederländer, Deutsche, Dänen und Schweden. Die Jungen, guter Leute Söhne, mussten als Lehrlinge die härtesten und niedrigsten Arbeiten verrichten, schienen aber alle flink und aufgeräumt die Worte zu fühlen:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiss.

Die Mannschaften waren Niederländer, Deutsche, Franzosen, Belgier, Polen. Man fand unter ihnen brave Soldaten, industrielle Faullenzer, schöngeistige Gewerbsleute, relegirte Studenten, parteilose Parteigänger; Einige schienen ein Factotum zu sein, denn sie fabricirten Alles, was man nöthig hatte.

Es war am 18. August, als in der Frühe der Lärm der Matrosen und das rege Leben auf dem Schiffe mich aus dem Schlafe weckte. Ich eilte nach oben. Helvoetsluis war verschwunden. Die Matrosen arbeiteten rüstig unter lautem Chorgesang. Alle Segel waren beigesetzt. Der Wind bliess frisch hinein, rasch ging es vorwärts. Die Mündung wurde breiter, die Brandung am Ufer sichtbarer. Um sieben Uhr waren wir in offener See. Der Lootse verliess uns; die Küsten Hollands wichen immer mehr zurück und zuletzt entschwanden auch die falben Dünen unsern Blicken.

Das Schiff begann zu schwanken und die ungewohnte Bewegung verursachte mir einen leichten Anfall der Seekrankheit, der aber schnell wieder vorüberging, da die Witterung allzu schön war, als dass ein unangenehmer Ein-

druck hätte bleibend sein können. Der Wind machte scharfe Kanten in die dunkelgrünen Wellen, welche weissschäumend ihm entgegenschlugen und wie die Bruchfläche von dunkelm Glase glänzten. Einzelne Möven kreisten darüber hin. Durch das dunkle Grün des Meeres und den blauen Aether des Himmels herrschte ein heiteres Licht.

Ich verliess Europa, die Wiege meiner Kindheit, mit leichterem Muthe, als ich mir vorgestellt hatte. Freudig ging ich meinem neuen Ziele entgegen, und durch den Frohsinn meiner Gefährten aufgeweckt, erschien mir die Zukunft in rosigem Lichte.

Wir waren begierig, das Land der Beefsteaks zu sehen. Obgleich sich gegen Abend das Wetter trübte, blieb ich doch lange auf dem Verdecke. Nachts um 12 Uhr sah man Licht auf Dover und Calais. Nach einer ziemlich gut durchschlafenen Nacht eilte ich auf das nass gescheuerte Verdeck und erblickte in der Ferne die Küste Englands mit ihren schroffen Kreidebergen. Eine bergigte Küste macht einen weit bessern Eindruck, als eine flache, und als die hässlichen Dünen Hollands verschwanden, empfand ich nicht jenes wehmüthige Gefühl, welches der Deutsche empfindet, wenn er von Cöln nach den Niederungen des Rheins kommt und in dem Drachenfels das Bild seiner Heimath verschwinden sieht. Wir konnten mit dem Fernrohre und die folgenden Tage mit blossem Auge deutlich Leuchtthürme und Häuser unterscheiden. Vasco de Gama segelte heute mit uns. Den folgenden Tag sahen wir die schöne Insel Wight. Englische Boote mit lohbraunen Segeln, von welchen die ganze See belebt war, kamen an unser Schiff und brachten Austern und Fische zum Verkauf. Die Fischer schienen ganz besonders auf Genever erpicht zu sein, und wenn gleich die Engländer den Holländern nichts Gutes zugestehen, lassen sie doch dem Schiedamer volle Gerechtigkeit widerfahren.

Unser Transport theilte sich in Servile und Liberale. Erstere wollen, wie bekannt, sehr Vieles; letztere lieber Alles. Beide wollen nicht dasselbe; jede Partei ist bedacht, ihren Willen durchzusetzen, desshalb war das Ende unsrer Ruhe der Anfang von dem Liede:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.

Wir waren zwei Tage in See und alle Theilnahme auf die für uns neuen Eindrücke gerichtet, welche das Element darbot, auf dem wir uns befanden. Am Abend des zweiten Tages wurde unsre heitre Gemüthsstimmung durch muthwillige Händelsucht einiger Unruhestifter getrübt. Wegen eines Vergehens war ein Soldat an den grossen Mast geschlossen worden. Ohne Erlaubniss kroch er mit seinen

Fesseln in den Schiffsraum. Durch die Corporale heraufgebracht, wurde er doppelt geschlossen und seine Strafe geschärft, worüber die Soldaten laut murrten; sie rotteten sich drohend zusammen. Einige traten vor und verlangten die Freilassung des Mannes. „Wir sind Freiwillige, riefen sie, und lassen uns nicht wie Sclaven behandeln." Gerade diese Grosssprecher waren Abkömmlinge von der Strafdivision, bartlose Helden, degradirte Ritter, deren Betragen in früherer Zeit eben nicht geeignet war, sie jetzt zu Volksvertretern zu machen. Es wurde Kriegsrath gehalten und beschlossen, das einmal eingeschlagene Verfahren ferner zu befolgen und nicht durch unzeitige Milde sich Blössen zu geben. Wir bewaffneten uns in der Stille. Der Capitän theilte kurze, scharfe Degen unter uns aus, und entschlossen warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. Die Mannschaft hielt sich aber still und störte nicht weiter die Ruhe.

Den 21. August begann stürmisches Wetter. Die Meereswogen wälzten sich zu einem Chaos um das Schiff, der Wind peitschte die missfarbenen Wellen zu Staub. Hoch schlugen diese über das Verdeck hin und durchnässten die Mannschaft, welche sich an den Schiffsspiegel festgeklammert hielt. Wehe dem, der sich dann nicht festhielt! Zischende Wellenmassen schlugen ihn gewaltig auf das Verdeck nieder oder schleuderten ihn gegen die Geschützpforten. Dann erschallte rohes Gelächter, und je wilder das Wetter tobte, desto ausgelassener waren die Soldaten. Die Masten knarrten; das Schiff stieg bald wie ein scheues Ross in die Höhe, bald fuhr es schnell in die Tiefe, bald wurde es rechts, bald links geschleudert. Stehen konnte man nicht, sitzen auch nicht, und liegen ganz erbärmlich. Schwindel und Uebelkeit ergriff mich, aber ungeachtet sich fast mein ganzer Digestionsapparat umkehrte, fühlte ich doch keine Erleichterung. Es war ein trister Zustand. Der Anblick der See ward mir zuwider. Speisen konnte ich keine riechen, noch weniger geniessen. Acht Tage blieb ich sonder Essen und Trinken; ich war gar nicht vermögend, das Geringste bei mir zu behalten. Meine Kräfte schwanden und das stete Erbrechen griff meine Brust an. Noch jetzt wundere ich mich, dass die Breite der Gesundheit mir das Leben fristete. Im Innern des Schiffes konnte ich nicht bleiben; ich musste beständig auf dem Verdecke sein. Trostlos starrte ich dort in die tobenden Wellen. Der Gedanke an den Tod schwebte mir vor. Noch nie hatte ich ein so deutliches Bild von der Vergänglichkeit irdischer Dinge gehabt; das mächtige Element frass schnell Eisen und Kupfer auf: warum sollte es nicht auch den lebenden Organismus, der nicht einmal nach den Gesetzen der Chemie zusammenhängt, zerstören können? — Ich fühlte recht

lebhaft, welch ein unbedeutendes Athom der Mensch in dem endlosen Weltall ist. Wie, dachte ich, wird die unsterbliche Seele, des verlebten Daseins sich bewusst, noch fortleben, wenn der leblose Körper in die dunkeln Wogen des Meeres hinabsinkt? — Ist der Mensch ausgestrichen aus der Reihe der Wesen, welche ihr Dasein fühlen, wenn in des Weltmeers tiefster Tiefe sein sterblicher Leib in trauriger Einsamkeit spurlos verschwindet? — Nichtsein, ewige Vernichtung, welch schrecklicher Gedanke für den nach Unsterblichkeit strebenden Geist! — Ueber unser zukünftiges Sein wissen wir so viel, als Ludvigh noch vor wenigen Jahren in folgenden Worten ausgesprochen hat:

„Unsterblichkeit.

„Mit der Idee der Gottheit nahe verwandt ist der hohe Begriff der Unsterblichkeit. Nicht jener Unsterblichkeit, welche den Namen und die Thaten grosser Männer für Jahrtausende in das Buch der Geschichte verzeichnet, sondern der Unsterblichkeit der Seele, d. h. ihrer Fortdauer nach dem Tode. Unsterblichkeit setzt also erstens die selbstständige Existens der Seele voraus, zweitens die Sterblichkeit des Körpers, in welchem sie eine Weile eingeschlossen war. Wenn es sich beweisen lässt, dass im Menschen eine Seele wohnt, die als einfaches geistiges Wesen selbstständig wirkt, so ist es ein Leichtes, von dieser selbstständigen Existenz auf ihre Fortdauer nach dem Tode zu schliessen. Es entsteht also die Frage: Gibt es eine solche Seele, und wie lässt sich deren Existenz beweisen? Die Meinungen der Philosophen und Theologen sind hierüber sehr verschieden; doch wir wollen hier bloss die beiden Extreme der Materialisten oder Atheisten und des Christenthums im Allgemeinen kürzlich in Betrachtung ziehen. Der Atheist, der über der Natur kein leitendes Wesen, keinen Gott annimmt, sondern die Welt für eine Maschine hält, welche sich selbst erschafft, selbst erhält, selbst regiert, läugnet auch die Existenz einer Seele, welche als oberstes Denk- und Empfindungsprincip auch ohne die Hülle des Körpers fortzudauern vermag. Er nimmt zwar eine Weltseele an, die aber nicht nur den Menschen, sondern alle die Myriaden Geschöpfe belebt. Er stellt den Menschen nicht höher, als den Wurm. Er nennt die Seele die feinste Materie, welche ihren Sitz im Gehirne hat, Eindrücke von aussen empfängt, demnach denket, schliesst, sich erinnert und gänzlich von der gröbern Materie, von den Organen, abhängig ist. Wenn also der organische Bau des Körpers zerfällt, sagt er, so zerfällt auch die Seele, und wenn die Seele zerfällt, so hört alles Denken, Schliessen und Erinnern auf. Wie der Baum, der eine Weile

blühte, Früchte trug und endlich verwelkte und vermoderte, oder wie das Thier, das nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur in das Leben gerufen wurde und nach denselben Gesetzen wieder aus dem Leben geht, den Zweck im grossen Ganzen erfüllt, so auch der Mensch. Mit dem Thiere gleich geboren, mit dem Thiere gleich gestorben, kann der Mensch eben so wenig wie das Thier eine Fortdauer seiner Seele nach dem Tode hoffen. Diess ist die Lehre der Atheisten, eine Lehre, welche schon im grauen Alterthum Anhänger hatte, deren noch hat und haben wird, so lange es Menschen gibt, die auf dem Wege des Forschens und der Zweifel zur Wahrheit und Resignation gelangen müssen. Diese Lehre, so verführerisch und anziehend sie auch sein mag, ist doch weiter nichts, denn Sophisterei und eitle Schulweisheit, die in sich selbst zerfällt, da sie bloss eine zeitweilige Verirrung der forschenden Vernunft ist, und unter Tausend ihrer Anhänger kaum einer bis zum Tode Atheist bleibt, wenn er anders nicht aus den Zweifeln in Verzweiflung fällt und in der Verzweiflung zum Selbstmörder wird. Diese Lehre also, dass es über der sichtbaren Welt keine höchste absolute Macht gibt, und der Mensch keine Seele besitzt, welche der Unsterblichkeit fähig ist, kann nicht unsre Lehre sein, die wir keine Atheisten, sondern Theisten sind.

„Wir bekennen uns aber noch weniger zu der Lehre des Christenthums, nach welcher es einen zeitlichen Tod des Körpers und einen ewigen Tod der Seele gibt, als Folge und Strafe der Erbsünde. Wie gesagt, wir glauben an keine Erbsünde und keine Auferstehung im Fleische und keine ewige Verdammniss der Seele und — wenn diese auch möglich wäre — an keine Erlösung davon durch den Tod des Nazareners oder irgend sonst eines Menschen, der frech genug ist, sich einen unmittelbaren Gesandten Gottes zu nennen, oder den Schwärmer oder Betrüger durch schändliche Lügen und unendliche Zwecke zum Gotte stempeln. Fort mit dem achtzehnhundertjährigen Wahn; er ist der Fluch des Vorwärtsschreitens der Völker! —

„Wir halten den Tod für keine Strafe, auch nicht, wie manche Theologen, für ein natürliches Uebel, noch für ein grosses Unglück; nein, wir sehen dem Tode ruhig entgegen und halten ihn für eine natürliche Folge des organischen Lebens, sogar für nothwendig, um nach diesem Leben, nach den ewigen Gesetzen des Auflösungs- und Bildungsprocesses der Natur, einer höhern Vervollkommnung und einer geistigen Fortdauer und Seligkeit fähig und theilhaftig zu werden. Es gibt ja keinen absoluten Tod, selbst keinen der Körperwelt. Wenn wir die Natur in ihrem Schaffen und Zerstören betrachten, so sehen wir, dass

überall nur die Individuen untergehen, das Geschlecht fortlebt; und wenn auch durch grosse Erdumwälzungen ganze Geschlechter aussterben, so müssen wir doch zugeben, dass immer und überall nur die Form wechselt, und das Wesen nie gänzlich aus dem Weltall verschwindet, sondern dazu dient, um wieder neuen Formen Leben zu geben. Eine Eichel, in die Erde gelegt, gedeiht durch den wohlthätigen Einfluss der Feuchtigkeit, der Wärme und des Lichts zur mächtigen Eiche; sie prangt eine Weile, stirbt und vermodert; aber dadurch hat bloss ihre Form aufgehört zu sein, der Moder enthält noch die Substanz des Baumes in sich und dient als Bildungsstoff andrer, neuer Formen. So ist es auch im Thierreich bis zum Menschen hinauf, bei dem der grosse Kettenring noch nicht geschlossen ist. Demnach hat Jener, der die mosaische Schöpfungsgeschichte schrieb, nicht ganz Unrecht, in bildlicher Sprache zu sagen, Gott habe den Menschen aus Lehm geschaffen, d. i. aus Erde; denn der Urprocess der Schöpfung lebendiger Wesen lässt sich allerdings so nachweisen, dass alle Geschöpfe ursprünglich den Keimen der Erde entsprossen sind. Wenn wir aber bedenken, dass die Eiche keine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln hat; wenn wir bedenken, dass es selbst keinen absoluten leiblichen Tod gibt: so müssen wir uns nothwendiger Weise selbst überzeugen, dass jene Kraft, welche nicht als Materie des Gehirns, sondern als Princip wirkt; welche Eindrücke empfängt, denkt, schliesst und sich erinnert, um so weniger vernichtet werden kann, eben weil sie existirt und gleichsam einer unendlichen Entwicklung und Seligkeit fähig ist. Betrachten wir das neugeborene Kind, wie hülflos es sich im Mutterschoosse krümmt, hülfloser, als der kaum geborene Wurm; aber die geistige Kraft, die Seele, liegt schon in diesem Wesen, ist der Entwicklung fähig und gedeiht herrlich, wenn ihr die gehörigen Mittel dazu im Leben zu Theil werden. Welcher Unterschied zwischen dem Kinde Jesus und dem Manne Jesus, der — sei es auch nur Ideal — sich für die Wahrheit seiner Lehre aufopfert! Welcher Unterschied zwischen Washington dem Knaben und Washington dem Manne, der eine Krone verschmäht und seine Grösse in der Unabhängigkeit seines Vaterlandes sucht! Welcher Unterschied zwischen Luther dem Jüngling und Luther dem Manne, der als Reformator mächtig eingreift in die Speichen der Zeit! Aber auch welcher Unterschied zwischen einem im Sclavenjoch verkrüppelten Menschen und einem Helden, der Völker zittern macht, oder einem Gelehrten, der Systeme erschafft, oder einem Künstler, der durch neue Erfindungen sein Zeitalter beglückt! Ja, der Unterschied ist mächtig! Aber weder Jesus, noch Luther, noch Washington haben die

höchstmögliche Vollkommenheit ihres Geistes erreicht, und in jedem Menschen liegt das Grundprincip, das je nach dem günstigen Einfluss von aussen in seiner Entwicklung schon in dieser Hülle des Körpers unberechenbar ist. Also es gibt eine Seele, eine selbstständige Kraft, welche auch ohne Körper existiren und sich in anderen, edleren, höheren Verhältnissen vervollkommnen kann. Wir glauben es nicht nur, sondern können es durch die Vernunft selbst beweisen, dass wieder selbst die sichtbare Formenwelt nie vernichtet wird, sondern sich bloss ewig verändert, die Seele mit allen ihren Fähigkeiten um so eher auch nach dem leiblichen Tode fortdauert, also unsterblich sein müsse. Doch wo und wie sie fortdauert, das vermag die Vernunft eben so wenig zu erklären, als wenn sie es versucht, die Gottheit in einer anschaulichen Form sich vorstellen zu wollen. Hier beginnt abermals das Reich der Resignation. Wir glauben und wissen es, dass die Seele unsterblich ist; aber in welchen Räumen sie existiren und welchen Grad von Seligkeit sie geniessen wird, darnach lasset uns nicht ängstlich forschen; denn die höchste menschliche Vernunft vermag uns von jenem Lande keine Kunde zu geben, woher noch kein Sterblicher kam. Ja, wir glauben eine Vervollkommnung der Seele und hoffen eine künftige Seligkeit, aber darum lasset uns diese Erde nicht für ein Jammerthal betrachten, wo es nur Thränen und Elend gibt; lasset uns nicht durch hirnloses Hinbrüten über ein zukünftiges Leben dieses vergessen, sondern streben, alle unsere Fähigkeiten zu entwickeln, unsre geistigen und sinnlichen Triebe in Einklang zu bringen; lasset uns den Himmel auf der Erde bereiten, ohne einer künstlichen Seligkeit zu bedürfen, um schon hier glücklich zu sein; lasset uns wechselseitig unsre Pflichten erfüllen; kurz, lasset uns bei den vielfachen Leiden die Freuden des Lebens mit heiterem Geiste geniessen, damit wir einst, wenn die letzte Stunde schlägt, sagen können: Ich habe nicht umsonst gelebt; ich habe geliebt, ich habe genossen, ich habe Gutes gestiftet, wo ich konnte, ich war selig im Glauben an Gott. Gott! ich danke dir dafür. Ich schliesse das Auge für immer und sehe mit Entzücken der Erfüllung des letzten Wunsches entgegen, welcher ist die Fortdauer meines Geistes, die Seligkeit seines von der irdischen Hülle entledigten Wesens. Ja, lasset uns leben, wie wir, wenn wir sterben, wünschen einst gelebt zu haben. Lasset uns nicht Sclaven des blinden Glaubens sein, sondern kühn nach Wahrheit forschen, denn die Wahrheit macht die Menschen frei, wenn sie auf Naturgesetz und auf Vernunft sich stützt, und wer frei im Geiste ist, der ist glücklich im Leben und selig im Sterben!“ —

Wenn man beim Sturm die Art des Leichenbegängnisses zur See bedenkt, so ist dieser Gedanke nicht geeignet, eine trübe Stimmung aufzuheitern. Der Verstorbene wird auf das Verdeck gebracht, in ein Stück Segeltuch genäht, auf ein Brett gebunden und mit einer Steinkohle oder ein paar Stückkugeln an den Füssen wenige Stunden nach seinem Tode in die bodenlose Tiefe hinabgelassen. Wer fühlt nicht bei der Betrachtung, dass der Ocean mit dem Begräbniss oft noch weniger Umstände macht, Schiff und Menschen in den schwarzen Abgrund verschlingt, wer fühlt nicht die Worte des Dichters:

— — — Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht.
Da unten aber ist's fürchterlich.

Da ich im Bette keine Ruhe fand, blieb ich den 24. trotz des rauhen Wetters die ganze Nacht auf dem Verdecke. In einen Mantel gehüllt, lag ich ausgestreckt da und starrte die fürchterlichen Gestalten an, welche die Wolken am Himmel bildeten. Sie sahen Drachen, Bären und Riesen ähnlich; nur hier und da blickte ein glänzender Stern durch das dunkle Gewölbe.

Während meines Unwohlseins kamen mir die Herren mit vieler Güte entgegen. Etwas Sago, Wein und Obst war das Erste, was ich wieder geniessen konnte. Ausser K. waren die übrigen Herren von der Seekrankheit verschont geblieben; sie gab mir zur Bemerkung Anlass, welche schon viele Tausende gemacht haben und gegen welche täglich gefehlt wird, dass es nämlich viel leichter sei, ein Unternehmen zu beginnen, als es auszuführen. Wie Mancher würde bei der Scholle bleiben, auf der er geboren ist, wenn er voraus ein Gefühl von den Mühen und Beschwerden hätte, welche mit der Ausführung seiner Plane verknüpft sind! —

Die Seekrankheit hat mit einem wüsten Rausche viele Aehnlichkeit. In der Trunkenheit scheint sich Alles mit uns herumzudrehen; was hier Sinnestäuschung ist, ist dort Wirklichkeit. Der Gedanke, dass während der ganzen Reise die schwankende Bewegung des Schiffes, unsrer Wohnung, unsrer Tafel, unsrer Schlafstätte und unsres Erholungsplatzes nicht mehr verschwinden werde, ist quälend. Wer sollte es denken, dass der ungeheure Coloss des Schiffes, welches im Hafen so stille liegt, auf offner See ein leichter Ball der Wellen ist? — Durch das Erbrechen entsteht Appetitlosigkeit, der Geruchsinn wird erhöht und verfeinert, der Kauapparat unthätig, die Zahnnerven empfindlich, das Beissen harter Dinge schmerzhaft. Der Schlaf ist unruhig, oft unterbrochen; die Träume aber sind angenehm und lieblich. Das Uebel verschlimmert sich am Morgen und

mildert sich gegen Abend. Die geringe Esslust verursacht ein Abfallen vom Fleische und bei längerer Dauer auffallende Magerkeit. Gesellen sich andere Krankheiten zu dem Uebel, so kann es tödtlich werden, besonders bei Brustkrankheiten, die mit Blutungen verlaufen, da durch das Erbrechen die Blutung leicht gefährlich wird. So gesund daher die Seeluft für Phthisiker sein mag, so ist doch der Aufenthalt zur See solchen Personen nur mit grosser Vorsicht anzurathen, nicht allein wegen der Seekrankheit, sondern auch darum, weil sie bei längerem Reisen gezwungen sind, Alimente zu sich zu nehmen, welche mehr schaden, als nützen. Besonders ist diess mit den Getränken der Fall. Wein, Bier, Liqueur, Thee, Kaffee, Chocolade ist Phthisischen nachtheilig, eben so Zimmt, Pfeffer, Muscat als Irritantia. Eier werden, vielleicht wegen der in ihnen enthaltenen Hydrothionsäure, und Selterwasser wegen der im Magen gährenden Kohlensäure nicht ertragen. Mehlspeisen und Gemüse dürfen nur sparsam genossen werden. — Alle Mittel, die ein dienstfertiger Medicus zu geben bereit ist, um die Seekrankheit zu vertreiben, sind überflüssig. Zur grossen Zufriedenheit des Schiffsvolkes, aber zu dauerndem Jammer für die Seekranken blieb der Wind heftig durchwehen. Der Capitän und die beiden Steuerleute kamen abwechselnd mich aufmuntern, versicherten, es sei jetzt das beste Wetter zur See, ich solle nur frisch umhergehen auf dem wankenden Boden, dann würde mir schnell besser. Liegend auf einer Bank, hatte ich bis jetzt die Augen geschlossen, um nicht das Schwanken, Hin- und Wiederschlingern der thurmhohen Masten zu sehen. — Jetzt versuchte ich mich aufzurichten und den Blick umherzuwerfen. Die See ging noch hoch, aber der trübe Himmel war verschwunden. Auch schillerten die Wogen wieder blau. Und nachdem ich etwas flüssige Nahrung bei mir behalten konnte, blieb ich nicht mehr gleichgültig gegen meine Umgebungen. Auffallend ist die verschiedene Anlage zur Seekrankheit; während Personen bei der kleinsten Reise davon befallen werden, gibt es andere, die selbst bei dem schwersten Wetter nichts davon wissen. Einer unsrer Schiffsjungen, der sie auch sehr heftig hatte, wurde durch Schläge davon curirt.

Wir passirten den Canal innerhalb 8 Tagen und befanden uns den 27. August in der spanischen See. Ich täuschte mich in der Vorstellung, welche ich mir von der südlichern Lage gemacht hatte, denn die Luft war weder so warm, noch der Himmel so rein, als ich mir vorgestellt hatte. Letzterer war mit Wolken behangen und hatte ein alltägliches Aussehen. Wir kamen gut voraus. Halbsturm ist dem Seemann am liebsten, denn mit diesem kommt er,

wenn der Strich des Windes günstig ist, am schnellsten fort. Tritt vollkommene Windstille ein, so ist das Schwanken des Schiffes weit lästiger, als bei mässigem Winde. Wir steuerten mit frischem Winde südwest. Den 29. Abends um 6 Uhr segelte ein schwedischer Dreimaster an uns vorüber.

Wir bekamen stilles, heiteres Wetter, die Luft wurde milder, das Himmelsgewölbe am Abend prachtvoller. Ich blieb halbe Nächte auf dem Verdecke. In trüber Wolke sank fern am Westen die Sonne; mit stillem Glanze stieg Luna im Osten empor. Wenn der Mond feierlich still sich in den silbernen Wellen spiegelte, und ihm gegenüber hoch und blass die Sterne schimmerten, dann hob sich mein Geist hinweg von der Scene und lebte der Vergangenheit und Zukunft. — Nur das Rauschen des Meeres, welches sich feurig glänzend an dem phosphorisch leuchtenden Schiffskiel brach, und der harmonische Gesang der Soldaten unterbrach die nächtliche Stille. Von Zeit zu Zeit wälzten grosse Fische ihre schwarzen Rücken aus dem Meere.

Den 6. September bekamen wir Passatwind und es ging rasch vorwärts. Den 7. September begegneten wir der Diana von Amsterdam, welche auch nach Batavia segelte. Ihr Capitän hatte Tags zuvor Madeira und Vasco de Gama gesehen. Den 10. September passirten wir den Wendekreis des Krebses und wurden durch die zunehmende Wärme gewahr, dass wir uns in der heissen Zone befanden. Das Wetter war trübe, aber warm. Fliegende Fische sprangen bald einzeln, bald in zahlreichen Schaaren aus der See. Den 11. September segelte ein amerikanisches Schiff, der Creole von Boston, an uns vorüber. Den 12. erblickten wir auf dem 16. Grad N. Br. die Cap verdischen Eilande. Steile und sanft gestreckte Berge, deren Fuss von hoher Brandung umspült wird, hoben sich kahl aus dem Wasser. Einzelne Vögel umkreisten das Land, welches uns die einbrechende Nacht verhüllte.

Bei Windstille nöthigte uns die schwüle Hitze, den Tag über in der grossen Cajüte zu bleiben oder auf dem Verdecke unter dem Zelte den Schlaf zu suchen, welchen wir im Bette nicht finden konnten. Erst des Abends begannen wir zu leben. Dann begaben wir uns so leicht als möglich gekleidet auf das Verdeck, um die kühle Seeluft einzuathmen. In blauen Dunst der Goudaer Pfeifen gehüllt, brachten wir unter gesellschaftlichen Gesprächen die Abende hin, und stets war das geliebte Vaterland der Stoff unsrer Unterhaltung. Wir erzählten einander die Schicksale, die uns dort begegnet waren, und versetzten uns im Geiste in die Vergangenheit zurück. Nach dem Werthe solche Au-

genblicke zu messen, ist dem Reisenden unmöglich; wir gaben uns denselben oft fern bis nach Mitternacht hin, weil es auch rein unmöglich war, sich früher zur Ruhe zu begeben, denn der Körper glich einem dampfenden Vulkane. Die Augenlieder mussten sehr schwer sein, um auf dem beengten Bette die Ruhe zu finden, welche man wünschte.

Noch andere angenehme Stunden hatten wir an solchen Abenden durch eine Anzahl Jäger aus dem Corps von C. Diese jungen Leute, aus guten Familien gebürtig, hatten eine Bildung, wie man sie in dem einfachen, grünen Rocke nicht vermuthete. Von Zeit zu Zeit begaben sie sich Abends um 7 Uhr an den grossen Mast und ergötzten dort die Equipage durch ein Quartett, welches sie vortrefflich sangen. Alles am Bord, was athmet, ist dann ganz Ohr; das Kettengerassel am Steuerrade durch die stille Nacht, das dunkle, mit Feuerpunkten besäete Meer und der tiefglänzende Himmel ist Alles, was wir ausser den braven Sängern in der weiten Schöpfung noch wahrnehmen. In aller Anmuth der französischen Sprache ertönt der Freiheitshauch so harmonisch, dass selbst ultraservile, aristokratische Ohren ihre Theilnahme nicht versagen können. Diesen Jägern von C. müssen wir das Zeugniss geben, dass sie während der Reise unter allen Soldaten sich am besten verhalten haben.

Morgens nahmen wir gewöhnlich ein Bad; die darauf folgende Erquickung dauerte jedoch nicht lange. Der Durst war oft kaum zu stillen. Die Herren liessen halbe Nächte den Wein in Strömen fliessen. Wein, Bier und Thee gewährten mir wenig Labung. Das Wasser roch nach den Fässern und schmeckte widerlich. Was hätte ich nicht oft um einen Trunk aus klarer Quelle gegeben! —

Freude ist die allmächtige Triebfeder des Weltalls. Sie ist der Zweck aller lebenden Wesen, nur wer ihr feindlich entgegentritt, sündigt gegen die Gesetze der Natur und verkennt die ihm vom Schöpfer aller Dinge gegebene Bestimmung. Mit sichtbarer Lust lallt das Kind die ersten Worte, freudig reckt das Füllen im Sprunge seine Sehnen, fröhlich probt der Vogel seine Flügel, lustig schwimmt der Fisch im Wasser einher, summend schwirrt die Fliege durch die Luft; Freude fühlen des Wassers und der Erde Würmer in der Bewegung ihres Körpers. Die ganze Schöpfung spricht zu uns:

Freude ist dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Fast glücklicher, als der Mensch lebt das vernunftlose Thier. Die Plage der langen Weile kennt es nicht. Unbekümmert um der Zukunft Sorgen lebt es in genussreicher Gegenwart. Nur der Mensch mit seinen eitlen Riesenplanen

und Ameisensorgen peinigt sich selbst. Schwärmend in der Vergangenheit und Zukunft, lässt er die Gegenwart achtlos vorübereilen. Jeder Mensch will leben, dennoch eilt er stets der seinem Leben gegebenen Zeit vor, eifrig bemüht, die Zwischenstunden zu umgehen. Wie manche Stunde sieht er nicht als einen überflüssigen Appendix an, welchen er mit aller Gewalt los zu werden sucht. Dennoch würde er verzweifeln, wenn der Herr seines Lebens die Zeit ihm abrechnete, welche er vorsätzlich tödtet.

Unser Zeitvertreib war, wenngleich einförmig, dennoch abwechselnd. Nicht selten producirten einige der Herren ihre equilibristischen Künste auf dem Verdecke. Einer suchte es dem Andern vorauszuthun, und der Ungeschickteste musste zur Busse einige Flaschen Wein zum Besten geben, welche Abends bei Karten- und Würfelspiel preissgegeben wurden. Wein ist mein Lieblingsgetränke nicht, spielsüchtig bin ich auch nicht, desshalb blieb ich von nächtlichen Bacchanalien, von unverhofftem Glücke und manchen Verbindlichkeiten während der Reise verschont. — Die Herren huldigten zwar den Worten zufolge den Gesetzen der Enthaltsamkeit, aber ihre Handlungen sprachen laut:

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Ausser Tabak und Wein war den Soldaten Spielzeug verschiedener Art ausgetheilt worden. Sie bekamen es von Gouvernements wegen auf eigene Kosten. Sie waren gewöhnlich in Gruppen auf dem Verdeck gelagert, spielten Dambrett, Karte, Domino und Lotto, übten sich im Klopffechten oder sangen chorweise Nationallieder. Manchmal hielten sie Maskerade und hatten dann ein sehr drolliges Aussehen, oder sie spielten Theater und ergötzten durch ihre Zoten das Publicum. Es war gewöhnlich auf ein paar Flaschen Genever abgesehen, welche sie dem Capitän oder uns abzulocken suchten.

Die Freuden der Tafel wurden uns alle vierundzwanzig Stunden zweimal zu Theil. Doch gaben wir uns ihnen des Mittags mit mehr Vergnügen hin, als des Morgens. Das harte Schiffsbrod mit Käse, welches uns Abends vorgesetzt wurde, liess ich gewöhnlich unangerührt; es war so spröde, dass man Gefahr lief, sich die Zähne daran auszubeissen. Der Form und dem Geschmacke nach glich es vollkommen dem ungesäuerten Brode der Kinder Israels. Das Frühstück bestand abwechselnd aus gekochter Gerste mit Syrup, Rauchfleisch, Metwurst, Häring, gesalzenem Rindfleisch, Lachs, Schwarzrettig, verschiedenem Käse mit Butter und Schiffszwieback. Dabei trank man einige Tassen Thee ohne Zucker.

Des Mittags war die Tafel immer gut besetzt und für jeden Wochentag regulirt. An Werktagen gab es abwech-

selnd Erbsen, Bohnen, Sauerkohl, Erdäpfel, eingemachte Gurken, spanischen Pfeffer, gekochten Reis, gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, Schinken oder Wurst, zum Nachtisch Käse, Butter und Beschuit.

An Sonntagen hatten wir Hühnersuppe, Savoyerkohl, eingemachte Endivien, Erdäpfel, gebratene Enten und Gänse, Reisauflauf und Pudding, der aber sehr fest und niemals ein Meisterstück der Kochkunst war und mit Buttersauce, Zucker oder Syrup gerne gegessen wurde. Zu Leckerbissen rechneten die Herren grosse rohe Zwiebeln, welche sie mit dem besten Appetit verzehrten. An Werktagen tranken wir zur Tafel Bier, an Sonntagen Wein. Morgens konnte man auch eine Tasse Caffee und Mittags um 12 Uhr klaren und bittern Genever haben; Abends um 6 Uhr wurde Thee gereicht, zu dem die Milch tropfenweise zugemessen werden musste, weil nur eine Ziege an Bord war, die nicht viel Milch gab. Von Zeit zu Zeit wurde ein Schwein geschlachtet, dann gab es Suppe, frische Würste und frisches Fleisch. Die Mannschaften assen Mittags um 12 Uhr. Wir frühstückten um 9 Uhr und assen um 3 Uhr zu Mittag.

Der Leib wurde also hinreichend mit Nahrung versorgt und mehr als die Seele, welche nur spärlich aus den Umgebungen ihre Bedürfnisse befriedigen konnte. Dennoch war die Geistesnahrung von der besten Art, indem sie aus Betrachtungen über die uns umgebende Natur: bei Tage aus dem Anblick des unendlichen Ozeans, bei Nacht aus dem der freundlich glänzenden Gestirne bestand. Gross und hehr erscheint der menschliche Geist, wenn wir wahrnehmen, wie er das mächtige Element bewältigt und mit schwachem Kiele die entferntesten Gegenden und Länder verbindet; wie er auch die widerspenstigen Winde zum Gehorsam zwingt und selbst mit Gegenwind seinem Ziele unverrückt zusteuert; wie er mit grosser Genauigkeit seinen Weg abmisst und den Punkt bestimmt, auf welchem er sich befindet, so wie die Bahn vorzeichnet, die er einzuschlagen hat. Neugierig schwimmen die Colosse der See vor sein beflügeltes Ross und staunend hält der Albatros im Fluge an vor dem Fahrzeug, mit welchem der Mensch, der weder Fisch noch Vogel ist, Meer und Luft beherrscht. Er selbst aber, der höchste Ausdruck der Schöpfung auf diesem Planeten, bleibt hierbei nicht stehen, sondern strebt nach höherer Erfindung, die auch bei den Fortschritten seiner Kenntnisse unfehlbar gelingen wird.

Die Kunst des Fliegens liegt in dem Bereiche der Möglichkeit und gewährt dem Menschen jene Freiheit, der er durch seine Geistesanlagen würdig ist. Frei, wie der Vogel in der Luft, muss sich der fühlen, welcher den Aether

durchkreisen kann. Die Luftschifffahrt ist bis jetzt noch in ihrer Kindheit, aber dieses Kind wird wachsen und gross werden. Ihre Vollendung wird der höchste Ausdruck dessen sein, was die Mechanik zu leisten vermag. Das deutsche Volk wird an dieser Errungenschaft einen grossen Antheil haben. Zwar sind die Bestrebungen wackrer Männer, wie die eines Leinberger, eines Wagner und Wyse. ziemlich undankbar zurückgewiesen; aber das durch sie Gegebene wird dennoch von Erfolg sein. Die Fortschritte in der Technik und Mechanik werden uns bei der Ausbildung dieser Kunst sehr zu Statten kommen, und das Luftschiff wird das Vollkommenste sein, was die Kunst zu leisten vermag.

Benützen wir bis dahin den Fingerzeig, welchen uns die Natur selbst an die Hand gibt. Wie das Seeschiff in seinem Bau und in seiner Bewegung Vieles von den Geschöpfen an sich hat, welche als die besten Schwimmer die Fluthen theilen, so wird auch das Luftschiff in seinem Bau und in seiner Bewegung Vieles den Geschöpfen nachahmen müssen, welche die Lüfte durcheilen. Die besten Flieger sind aber unstreitig jene Vögel, welche die Wogen des Meeres umkreisen. Merkwürdig ist desshalb der Flug der grössten, der Sturmvögel und Albatrose.

Der beträchtlich schwere Körper dieser Vögel schwebt mit ausgebreiteten Fittigen oft bewegungslos über die Wogen und mit kaum merkbarer Bewegung um das Schiff: so müsste die Flugmaschine durch die Luft schweben. Will aber ein Albatros auffliegen oder ist er genöthigt, seinen Flug plötzlich zu ändern, so schlägt er mit Kraft die Luftschichte unter die Flügel, und der Rumpf erleidet eine bedeutende Erschütterung. Auch die vollkommenste Flugmaschine wird diese Erschütterung nicht vermeiden können. Bei der Kalongfledermaus, die mit ausgebreiteten Flügeln oft 4 Fuss misst, ist dieser mühevolle Flug noch auffallender. Eine Flugmaschine wird also gebaut sein müssen, wie der Rumpf eines Seevogels, die Flügel aber dürften denen der Schwärmer oder mancher Käfer ähnlich sein; denn wir werden schwerlich fliegen, wohl aber mittelst der Flugmaschine schwirren lernen.

Ein Ballon dagegen kann nur wie eine Seifenblase schweben. Dennoch wird das Agens, welches ihn erhebt, auch bei der Flugmaschine wirksam sein müssen. Wie nämlich alle grössere Knochen der Vögel hohl und mit Luft erfüllt sind, so könnte auch der ganze Rücken oder das Dach der Flugmaschine aus einem luftdichten Sacke bestehen, der mit leichterem Gas gefüllt die Erhebung der Maschine in die Luft erleichtert. Die Kraft aber, welche die Maschine in Bewegung setzt, erfordert einen Apparat,

welcher aus den gediegensten Stoffen besteht, in welchen Stärke mit Leichtigkeit sich vereint. Ist einmal die Kunst des Fliegens weiter ausgebildet, so wird auch das Luftschiff grösserer Vervollkommnung fähig werden, eine zierliche Gestalt mit der Stärke und Schnelligkeit verbinden und dem Luftschiffer manche jener Bequemlichkeiten gewähren, welche die Fahrzeuge zu Wasser uns bieten. Die Folgen der Luftschifffahrt werden für den Menschen unermesslich sein, und wie mancher unsrer Vorfahren gewiss in der Zeit hätte leben wollen, welche gegenwärtig durch ihre hohe Bildung das Leben verschönert und angenehm macht, so muss die Zeit, in welcher der Mensch den Luftraum durchkreist, eine herrliche, glückliche sein, in welcher zu leben unser lebhafter Wunsch ist. Alle Erfindungen in der Mechanik werden dazu dienen, die Construction der Flugmaschine zu erleichtern und ihre Bewegung und Lenkung zu vervollkommnen. Gut Ding will lange Weile haben, ist ein Sprüchwort, das auf die Luftschifffahrt passt, und wenn wir unsre sociale Freiheit errungen haben werden, wird auch das Luftschiff in seiner Vollendung uns zu Gebote stehen.

Wir hatten mehrmals das überraschende Schauspiel, die ganze See von Delphinen belebt zu sehen. Auch zahlreiche Schaaren von zwanzig Fuss langen Butzköpfen zogen oft am Schiffe vorüber. Sie wälzten sich bogenförmig aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen, spielten mit einander und schossen mit dem vordern Theil ihres Körpers aus dem Wasser hervor. Diese Halbfische bewegen sich mit grosser Schnelligkeit; sie blieben uns oft zur Seite, obgleich das Schiff mit Sturmeseile durch die Fluthen brauste. Wir hatten das Glück, mehrere derselben zu fangen.

Der zweite Steuermann stand mit der Harpune auf einem Tau unter dem Bugspriet und glich (wäre die prosaische Häringsmiene nicht zu sauertöpfig dazu gewesen) einer antiken Statue zur Verzierung des Schiffes. Die Harpune schoss er aber meisterhaft, und selten entging die Beute seiner sichern Hand. Frohlockend zog alsdann die Mannschaft den zentnerschweren Fisch auf das Verdeck und neugierig umstanden die Soldaten das blutende Thier. Die Delphine, welche wir fingen, waren zwischen sechs bis acht Fuss lang. Die Haut ist so glatt, wie die eines Aales.

Unser Schiffsmedicus, welcher auch, wie jeder Barbitonsor, Doctor gescholten wurde, erkannte die Aehnlichkeit des Delphins mit einem Schweine; aber dass er ein Säugethier sei, entging durchaus seiner Polyprudenz. Freilich sind die Söhne Aesculaps auf den Kauffahrteischiffen keine Genies wie Hippokrates oder Hufeland, aber unser guter Mann kannte Naturwissenschaft kaum dem Namen nach.

Wir sprachen einmal an der Tafel darüber, dass wenn der Delphin ein Säugethier sei, er auch seine Jungen säugen müsse. Der Capitän argumentirte auf ächt seemännische Weise, „'s ist nicht wahr, sagte er, hab's mein Lebtag noch nicht gesehen." Der Doctor secundum ordinem negirte. Ich blieb bei der Behauptung, innerlich wünschend, dass diese zoologische Angabe nicht eine theoria nil nisi theoria sein möchte. Tags darauf fingen wir einen Delphin; es war ein Weibchen. „Nun, Doctor, rief mir der Capitän zu, beweisen Sie uns Ihre Aussage." — Alle drängten sich um mich; ich zeigte ihnen die beiden Brustwarzen zur Seite des Anus, welche in einer Hautfalte verborgen lagen und desshalb der Aufmerksamkeit der Seeleute zu entgehen pflegen, ja ich war so glücklich, durch die Milch in den Drüsen meinen Triumph vollkommen zu machen. Der Capitän konnte nicht begreifen, wie ein Neuling zur See von den Geschöpfen des Elements, auf welchem er schon manches Jahr verschwitzt hatte, mehr wissen könnte, als ein ausgetheerter Schiffspracticus, und die Herren betrachteten mich (wegen der geringen Naturkenntnisse) als die Instanz, deren Entscheidung unwiderruflich ist, wenn an sie appellirt wird.

Den 17. September zeigte sich ein Hai am Schiffe. An der wallenden See hatte ihn der Steuermann schon von ferne erkannt, und bald sahen auch wir die spitze Rückenflosse des Raubfisches ziemlich nahe bei uns. Der Bootsmann warf eine grosse Steinkohle über Bord, um ihn herbeizulocken. Sein Appetit darnach muss nicht gross gewesen sein, denn er verweiterte sich von dem Schiffe. Den folgenden Tag bemerkten wir ihn wieder. Das Wetter war schwül, kein Lüftchen regte sich, die weite See lag stille vor uns, nur grosse Wasserflächen oscillirten, um sich gegenseitig in das Gleichgewicht zu setzen.

Wir hatten eben getafelt und schleppten uns träge auf das Verdeck, als plötzlich das Geschrei: ein Hai! Allen flinke Beine machte. Jeder drängte sich nach dem Theil des Schiffes, welchem die Bestie sich näherte. Der Capitän stand auf dem Schiffsspiegel und hielt das Thau fest, an welchem ein starker, eiserner Haken mit Speck hing. Wir warfen Stücke Speck aus. Der Hai kam mit weitentfalteten Flossen herangesegelt und schien sich in der Nähe des Schiffes zu gefallen. Furchtbar schön ist es, diese raubgierige Bestie am Schiffe nach Beute lauern zu sehen. Der Lootse schwamm dem Hai voraus, welcher jetzt den Speck zu kosten Miene machte. Er biss an; der Capitän zog das Seil nach oben; aber der Hai schien ihn zu foppen und liess den Speck wieder los. Es wurden von Neuem Versuche gemacht, den feindlichen Gast zu serviren; wirklich

verschlang er den Köder und unter lautem Geschrei zog ihn ein Dutzend Matrosen, welche das Thau festhielten, nach oben. Der Haken war ihm durch den Unterkiefer gegangen; mit furchtbaren Schlägen suchte er sich zu befreien. Die Schwere des Ungeheuers liess das Ausreissen des Hakens befürchten; desshalb schoss der Capitän eine Harpune auf das gereizte Thier; sie ging ihm mitten durch den Leib und, o Wunder! — ein lebender Fisch kam durch die unzart gemachte Oeffnung zum Vorschein; — es war ein junger Hai, der noch an der Nabelschnur hing. Wie ein grimmiger Hund biss das schwer verwundete Unthier um sich, als es unter lautem Gejauchze der Mannschaft auf das Verdeck fiel. In ohnmächtiger Wuth packte der Hai Alles mit seinen schrecklichen Zähnen, was ihm in den Weg kam. Der Bootsmann begrüsste ihn mit einigen zärtlichen Beilschlägen auf den Kopf und der Koch hieb ihm den Schwanz ab. Durch die Sectio caesarea wurden noch fünf lebende Junge aus seinem Leibe accouchirt, welche in einer Bütte mit Seewasser munter umherschwammen. Sie hatten die Grösse eines Hechts und schnappten schon ächt grossväterlich umher; sie krepirten bald vor Hunger. Der Hai lebte noch, als ihm der Kopf abgeschlagen war, ja auch von dem Körper getrennt, öffnete und schloss sich der Rachen. Er hatte ein furchtbares Gebiss; fünf Reihen scharfer, dreikantiger Zähne liefen an jeder Kinnlade hin. Der Rachen war so gross, dass er einen Menschen bequem wie eine Pille verschlucken konnte. Der Schlund ist rauh wie ein Reibeisen. Das Thier war acht Fuss lang und hatte eine bedeutende Schwere. Die Soldaten und Matrosen assen das Fleisch, gegen welches Manche eine Antipathie haben, weil der Hai Menschen frisst. Ich habe die Kinnlade des Thieres aufbewahrt; aus der Wirbelsäule verfertigten wir einen schönen Stock. Am Kopf des Haien hatte ein spannenlanger Saugfisch festgesessen.

Eine anhaltende Windstille verzögerte unsere Fahrt und liess uns die Hitze der tropischen Zone auf eine lästige Weise fühlen. Ungeduldig wünschten wir den Augenblick herbei, in welchem wir einen guten Passatwind bekommen und die Linie passiren würden. Der Capitän war wegen des ausbleibenden Passatwindes misslaunig und verschwieg die Entfernung von der Linie, um Unruhen unter den Mannschaften zuvorzukommen. Auch pflegte er das Linienfest nicht feiern zu lassen, was ihm sehr zum Lobe gereichte, da dieser alte Missbrauch den Passagieren oft lästig fällt.

Wir sahen in diesen Tagen zahlreiche Mollusken. Sie waren fleischfarben, blau und roth geadert, auch farblos durchscheinend und schwammen gleich ausgespannten Se-

geln auf der Oberfläche des Meeres. Merkwürdig ist es, dass diese Thiere sich immer nach dem Winde drehen, wesshalb die Seeleute sie auch portugiesische Segler zu nennen pflegen. Sonnabends den 4. October regalirte uns der Capitän mit Rheinwein und Selterwasser. Wir vermutheten wohl, dass diese genereuse Freigebigkeit, welche nicht oft stattfand, ihren Grund haben müsse; wirklich war es auch so. Wir hatten in der Nacht vom 3. auf den 4. October die Linie durchsegelt, was uns aber der Capitän noch immer verheimlichte. Das Wetter war in diesem Himmelsstriche nicht wärmer, als bei uns im hohen Sommer. Ein frischer Passatwind mässigte die Hitze. Bei gutem Wetter lässt es sich auf der See ganz angenehm leben; ein Tag gleicht dem andern; man verlebt sorglos die Wochen und zählt dabei die Monden ab, welche uns dem fernen Ziele näher bringen. Leicht werden die Stürme vergessen und man fühlt sich so sicher, als wenn das Leben in einer Assecuranz verwahrt wäre.

Den 5. October sahen wir zwei Schiffe in der Ferne. Das eine steuerte auf uns zu und hisste die holländische Flagge auf. Es war die Prinzess Marianne, geführt von Capitän P., an. H. in Rotterdam gehörig, nach Batavia unter Segel. Mit dem Fernrohr bemerkten wir eine Dame in grünem Schleier und schlossen daraus, dass das Schiff Passagiere an Bord haben müsse. Als es so nahe war, dass man sich mit dem Sprachrohr gegenseitig verstehen konnte, frug der Capitän, ob es erlaubt sei, mit den Passagieren zu uns an Bord zu kommen. Das Schiff wurde zum Empfang der Gäste beigedreht; wir steckten uns in Uniform und bald darauf kamen die Fremden zu uns an Bord.

Der Capitän P., ein Sechsunddreissiger, von langem Körper, mit practisch-schlauer Miene, war sehr galant gegen eine Dame, dieselbe, welche wir schon in der Ferne gesehen hatten; ihr Gemahl, ein Prediger, der früher in Leiden studirt. hatte eine philosophische Physiognomie und ein blasses Gesicht. Diesem Kleeblatt folgte ein junger Herr in moderner Kleidung. Er war 16 Jahre alt, aus Batavia gebürtig, in Holland gebildet, und ging nun wieder nach seiner Heimath. Von Gesicht war er braun, hatte schwarze Haare und Augen, welche zu dem brillanten blauen Frack nicht übel liessen. V. R. machte die Entdeckung, dass der braune Herr sein Vetter war. Unser Capitän liess Rheinwein, Chocolade und Madeira auftischen. Die Prinzess Marianne war 13 Tage nach uns in See gegangen; sie segelte offenbar besser, als der van Speyk, aber sie war auch ohne Ladung, während unser Schiff mit Steinkohlen für die Dampfschiffe der niederländischen Maatschappy in Ostindien befrachtet war. Die Kauffahrteischiffe gehen meistens unbefrachtet

uns befanden und [illegible] über ihre Ladung, welche in Java besonders aus Caffee und Zucker besteht. Die Predigersfrau schilderte sehr naiv das Fest, welches beim Durchgang unter der Linie auf der Prinzess Marianne gefeiert worden war. Wir mussten herzlich lachen, dass die [illegible] unseres Capitains auf diese Weise zu Tage kam. Beim Abschied der Gäste wurden wir von ihnen eingeladen, an Bord der Prinzess Marianne zu kommen; der Capitain, der Schiffsdoctor und viere von uns folgten der Einladung. Als wir mit einem kleinen Boote an dem Schiffe angekommen waren, fand ich es ein Bischen gefährlich, die Strickleiter hinaufzuklimmen, von der jungen Frau hielt ich es für verwegen, denn die Wogen trugen das Boot bald hoch an die Schiffswand, bald sank es wieder in die Tiefe, bald wurde es an das Schiff angetrieben, bald davon hinweggeschleudert. Mir fiel sogleich die von dem van Speyk abweichende Structur der Princess Marianne in die Augen. Es war ein Campagneschiff, d. h. die Cajüten liefen gleich mit dem Verdecke (man hatte nicht, wie bei uns, zuerst nöthig, eine Treppe hinabzusteigen). Ausser den Passagierscajüten hatte das Schiff noch zwei grosse Cajüten, die sehr helle waren, die aber, wie mich unser Capitain versicherte, bei stürmischem Wetter das Ungemach haben, dass das Wasser hineinschlägt. Ein schwarzer Hund bellte uns an; einige Ziegen und ostindische Schweine liefen auf dem Verdecke umher. Das Schiff war etwas grösser, als das unsrige.

Der Erste, dem ich mein Compliment machte, war ein langer Mann mit einem fidelen Weingesicht; er trug eine schwarze Jacke, schwarze Pantalons und einen Strohhut. Ich hielt ihn für den ersten Steuermann; es war aber der Schiffsdoctor. Er äusserte lebhaft seine Freude über die collegialische Ankunft, nahm mich sogleich in Petto und entdeckte mir im schnellsten Vertrauen die Gebrechen aller Personen an Bord, so wie, dass sich die Syphilis auf die Prinzess Marianne eingeschlichen habe. Ich hatte Mühe, mich seinen sentimentalen Freundschaftsbezeugungen zu entziehen. Wir wurden gut bewirthet und liessen dem Desert Gerechtigkeit widerfahren, denn bei uns am Bord war solches nicht mehr zu bekommen. Man hatte noch Aepfel und Birnen, die bei uns schon längst aufgezehrt waren. Beim Abschied erhielt unser Capitän noch einen Korb voll Aepfel, Kartoffeln und Zwiebeln zum Geschenk. Der Domine und der braune Herr waren so gütig, uns mit Lectüre zu versehen; wir wechselten unsre Namen aus, um bei unsrer Ankunft zu Batavia von einander Nachricht zu geben. Uns beiderseits gute Reise wünschend, schieden wir vergnügt von einander.

Ein Malaje in Nationaltracht, welcher sich als Schiffsjunge an Bord der Princess Marianne befand, flösste mir keine hohe Idee von der Schönheit seines Gleichen ein. Der Körper war schlaff, die Bewegungen träge, die Gesichtszüge unregelmässig, der ganze Habitus zeigte etwas Melancholisches.

Noch denselben Tag segelte die Prinzess Marianne an uns vorüber, und den folgenden Tag war sie uns aus dem Gesicht. Der Wind blieb gut; zahlreiche Schwärme fliegender Fische erhoben sich aus dem Meere und schwebten eine Strecke über das Wasser hin. Diese Fische schnellen nicht bloss, wie man fälschlich behauptet, sondern sie bedienen sich ihrer grossen Flossen zum Fluge, indem sie wie Nachtfalter damit schwirren. Ich habe sie wenigstens fünfzig, oft mehrere hundert Schritte weit deutlich flattern sehen, und zwar nicht immer in gerader Richtung, sondern sie bewegten sich auch seitwärts und auf und nieder. Von ihren Feinden verfolgt, erhoben sie sich in die Luft, fielen in das Wasser, stiegen aber wieder daraus hervor, wenn ihre Verfolger ihnen zu nahe auf dem Nacken sassen. Wir fingen einmal eine Bonyte (scomber pelamys), welche einen fliegenden Fisch in ihrem Magen trug. Die Flugfische, welche wir sahen, waren von einer Spanne bis zu einem Fuss lang, stiegen nicht hoch, blieben aber ziemlich lange über dem Wasser und zeigten sich vorzüglich in den wärmeren Meeren.

Die Erfahrung, dass vom Südpol aus die Kälte sich weiter gegen die Linie hin verbreite, als vom Nordpol, machten auch wir, denn schon in der heissen Zóne hatten wir oft schneidend kalte Winde. Wir steuerten mit gutem Passate südwest auf die Anhöhe von Brasilien; bei Trinidad wechselten wir den Cours und steuerten südost. Das Wetter war herrlich, ein blauer Himmel wölbte sich über das blaue mit weissem Schaum durchkräuselte Meer; ein prachtvolles Abendroth beleuchtete bei Sonnenuntergang den westlichen Horizont. Wir avancirten schneller auf der südlichen, als auf der nördlichen Hemisphäre. Je mehr wir uns dem Cap der guten Hoffnung näherten, desto unfreundlicher wurde die Witterung. Ein düsteres Licht schwebte zwischen dem dunkeln Meere und dem wolkigen Himmel. Die Luft war nasskalt und windig, noch wenige Tage zuvor hatten wir keine Decke vertragen können, und jetzt froren wir unter der doppelten Couverte im Bette. Dieses war um so auffallender, als gerade in der Gegend der Sommer begann. Die See ging hoch; nur an einzelnen Tagen hatten wir schönes Wetter und mildere Luft. Oft stösst der Seemann in diesen Gegenden auf Eisberge, welche vom Südpolarmeer auf der See dahertreiben. Wallfische und Wallfischfänger sahen wir mehrere.

Wenn bei hoher See der schwarzgraue, matte Glanz der gepeitschten Wellen und ein trüber, wolkiger Himmel nur wenig Licht über das Meer verbreiteten, dann verliess uns Alles, was lebte; — einsam stieg unser Schiff durch die schroffen Wellen und kämpfte allein mit den feindlichen Elementen. Verlassen waren wir dann auf der weiten, endlosen Fläche sogar von den geflügelten Bewohnern der See. — Brach aber die Sonne durch das zerrissene Gewölke und beruhigte sich das Meer, dann stellten von allen Seiten sich auch Seevögel wieder ein und verfolgten unser Schiff wie Schwärme von Schnacken. Die zierlichen Seeschwalben mit rothen Schnäbeln, Füssen und langen Gabelschwänzen blieben stets in anständiger Entfernung; die Capischen Tauben umflogen aber dreist unser Schiff. Wir sahen mehrere Arten: graue, schwarz und weiss gefleckte. In weiteren Kreisen umflogen uns die Albatrose, und nur wenn die kleineren Vögel hinter dem Schiffe sich niederliessen und den Abfall haschten, kamen sie herbei, um die Beute zu theilen.

Der Albatros (Diomedea) ist einer der grössten Vögel, die sich in die Luft erheben; mit ausgebreiteten Flügeln misst er 10 Fuss. Er lebt beständig auf der See und kann nicht gut laufen, sondern fällt sogleich durch seine Schwere zu Boden; er hat keine Hinterzehe. Die Schwimmhaut an den Füssen ist so zart, dass sie blutet, wenn der Vogel auf dem Verdecke herumläuft. Er hat schöne Augen und ist gar nicht scheu, sondern thut, wenn er auf dem Schiffe gefangen ist, als wenn er zu Hause wäre. Wird er aber gereizt, so beisst er mit seinem gewaltigen Schnabel um sich und schreit in dem tiefen Basse einer Riesengans. Er fliegt schnell. Lässt er sich auf das Wasser nieder, so stehen die Flügel wegen des langen Oberarmbeins, wie beim Schwane, vor. Will er wieder auffliegen, so muss er erst eine Strecke über das Wasser hinlaufen. Er kann daher von dem Schiffe nicht wegfliegen, und wenn er gefangen ist, lässt man ihn frei auf dem Verdecke einherlaufen. Es gibt braune, weisse und schwarze; eine kleinere Gattung ist schön weiss, schmelzend in das Schwarze fallend, das Gesicht dem eines Adlers ähnlich, der Schnabel dieser Gattung ist schwarz mit einem orangegelben Streifen. Sie setzen sich nur dann gerne an die Lockspeise, wenn kleinere Vögel darum herfliegen. Dann fallen sie aber plump darüber her und entfliehen nicht, wenn einer von ihnen an der Leine heraufgezogen wird. Dummdreist folgen sie und suchen gierig dem Gefangenen die Lockspeise zu entreissen. Am Morgen des 1. Novembers fingen wir neun Albatrose; sie wurden alle aufgehangen bis auf einen kleinen, dem wir ein Fläschchen um den Hals

hingen, worin der Name des Schiffes, des Capitäns und der Officiere aufgezeichnet war, und liessen ihn wieder fliegen. Vielleicht ist unser Name unsterblicher im Ozean, als auf dem festen Lande. — Einige Albatrose stopften wir aus, von andern gebrauchten die Herren den schönen Pelz, die Schwimmhäute der Füsse zu Tabaksbeuteln und als Rarität die grossen Flügel. Das Fleisch schmeckt thranig.

Ein französischer Dreimaster und eine englische Barque liefen eine Zeit lang mit uns. Der Engländer, welcher uns nicht gleich laufen konnte, suchte sein Schiff zu forciren, aber seine Klüversegel rissen und er musste zurückbleiben. Der Aufenthalt auf dem Verdecke war unfreundlich, ein kalter Regen durchdrang unsre Glieder; die Fensterlucken in der grossen Cajüte waren geschlossen, weil die hohe See hereinschlug. Die Herren verschliefen das gute, aber missfidele Wetter. Den 4. November passirten wir das Cap der guten Hoffnung, indem wir auf dem 39. Grad südlicher Breite daran vorüber steuerten. Wir hielten uns auf dem 40. Grad in der Richtung nach St. Paul und Amsterdam zu. Ein Wallfischfänger segelte an uns vorüber und hisste die nordamerikanische Flagge auf. Wallfische bliesen oft nahe am Schiffe hohe Wasserstrahlen auf, manchmal kamen sie so nahe, dass wir den ungeheuern Koloss ihres Körpers genau betrachten konnten. Ihr Kopf ist ein bemoostes Haupt, deren Körper ein lebender Fettklumpen. Ich sah sie von 50 Fuss Länge. Nur selten erquickte uns ein schöner warmer Tag, aber das Wetter war sehr gut und mit Sturmeseile rückten wir vor. Den 17. November war Theater. Die Soldaten hatten in dem Zwischendecke eine ordentliche Bühne formirt. Das Stück war ein Drama aus den Ritterzeiten. Die Mannschaften hatten sich sauber gekleidet, als wir mit dem Capitän und dem Steuermann das Schauspiel zu besuchen kamen. Die Acteurs spielten über unsre Erwartung; ein Leydener Student präsentirte sich als Beschützer der Unschuld; ein Rheinpreusse imponirte in der Rolle des Landgrafen; mein Bedienter spielte als Primadonna mit vieler Wahrheit; beim Schlusse des Stückes überraschte der ganze Chor die Zuschauer mit dem einstimmigen Nationalgesang:

Wien Neerlands bloed in d'adren vloeit.

Wir vergassen während der Aufführung des Stücks, dass wir viele tausend Meilen von dem Orte, an welchem es in's Leben trat, waren, und genossen in der Südsee ein paar vergnügte Stunden. Acht Flaschen Genever waren der Lohn der Schauspieler und spornten sie zu neuen Triumphen an.

Gegen Abend erhob sich mit wachsender Heftigkeit eine starke Brise. Ich ging spät zu Bett. In die Decke

gewickelt, die Nachtmütze über dem Kopfe, konnte ich nicht warm werden und fror an den nackten Knien. Heute waren wir drei Monate in See; noch immer blieben wir fern von dem Lande; noch immer brach ein tausendfacher Tod an der Schiffswand; noch immer war unser Leben im Spiele eingesetzt. Die See rauschte hoch hinter dem Schiffe her; dumpf bersteten ungeheure Wogen an der Wand meines Bettes; ein behagliches Gefühl von Sicherheit wiegte mich in einen leisen Schlummer. Ich mochte so eine halbe Stunde geruht haben, als ein mächtiges Getöse an mein Ohr schlug. Ich fuhr empor; die See war reissend zu einer Lücke hereingebrochen und überschwemmte die grosse Cajüte. Wie ein Gespenst erschien mir der Steuermann, welcher, vom Scheine des Wassers schwach beleuchtet, bemüht war, die Lücke fest zu machen. Ich beruhigte mich wieder und drückte den Kopf in das Kissen, — allein schlafen konnte ich nicht mehr.

Der laute Ruf der Matrosen mischte sich schauerlich in den heulenden Orkan; donnernd schlugen die Wellen an das Schiff; ein betäubendes Krachen schreckte mich auf; ich fuhr aus dem Bette: eine grosse Welle platzte zur Cajütentreppe herein; — mühsam erhielt ich mich aufrecht und kletterte auf das Verdeck.

Der Wind hatte das grosse Marssegel in Stücke zerrissen, nackt standen die Masten, nur das Fokkenmars und das grosse Sturmsegel waren beigesetzt. Triefend von Nässe arbeiteten die Matrosen, um ein neues Marssegel aufzuhissen. Die stürmischen Wogen der See bildeten tausend Berge und Abgründe. Der Regen schoss hernieder, das jüngste Gericht schien hereinzubrechen; Alles, was nicht fest genagelt war, stürzte, polterte, klirrte, rollte durch einander; viele meiner Effecten waren durchnässt, die zinnenen Gefässe meiner Gefährten waren wie Papier zusammengeknetet. „Das ist Sturm, Doctor", rief mir der erste Steuermann zu, indem er wie der Tyroler Herkules sich horizontal auf dem in diesem Momente fast vertical geneigten Verdecke aufrecht erhielt, „Capischer Sturm! — Halten Sie sich an dem grossen Mast fest und bleiben Sie von der Steuercampagne, die kann alle Augenblicke über Bord gehen." — Ich folgte seinem Rath, hatte aber Mühe mich festzuhalten, so heftig wirkten die Stösse ungeheurer Wellenmassen auf das Schiff. Der Orkan wüthete die ganze Nacht hindurch, und den folgenden Tag liess er erst gegen Abend nach. Die See blieb aber noch in gewaltigem Aufruhr. — Jetzt erst dachten wir an uns selbst, an unsre von Kälte bebenden Glieder, an die durchnässten Kleider und an die Befriedigung unsres Magens, der seine Leere nachdrücklich ankündigte.

Von Kälte durchschauert, sassen wir wie crasse Füchse beim ersten Biercommerce auf Klappsesseln reitend um die Tafel und balancirten, den Teller in der einen, die Gabel in der andern Hand, jeden Bissen mit Lebensgefahr zum Munde. Hinter unsern Sitzen waren an der Wand die Gewehre aufgestellt, schon früher war Lieutenant S. dagegen gefallen und hatte sich beinahe die Dornfortsätze der Lendenwirbel zerbrochen. Jetzt wurden wir alle Augenblicke dagegen geschleudert. Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um durch einen unfreundlichen Stoss nicht das Pottsche Uebel zu bekommen. Es gelang mir, davon verschont zu bleiben.

Nach Tische hatten wir ein grossartiges Schauspiel, zahlreiche Schaaren von Butzköpfen zogen hart am Schiffe vorüber. Truppenweise folgten ihnen kleinere, weiss und braun gefleckte Fische. Diese Walen hatten eine Länge von 20 Fuss. Die kleineren hielt ich für eine Art Delphine; sie sind, wenn sie in unzählbarer Menge das Meer erfüllen, dem Seemann unter dem Namen: de boer met zyne varkens bekannt. — Gegen Abend wurde die See ruhiger, der Wind legte sich gänzlich. Wir hatten eine neue Erscheinuug, welche selbst der Capitän vorher noch nicht gesehen hatte. — Gewohnt, nur steife Fischköpfe aus dem Meere ragen zu sehen, erblickten wir hier, wie sehr lebhafte, bewegliche Geschöpfe unter dem Wasser hervorkamen und mit grosser Schnelligkeit zur Seite des Schiffes hinschwammen, wieder untertauchten und von Neuem hervorkamen. Niemand hatte noch diese Thiere gesehen, und es ist begreiflich, wie man auf die Fabel von Meerweibchen fallen konnte, wenn der rohe Seemann von Robben oder Seekühen erzählte. Diese waren Penguine, und zwar die Gattung aptenodytes patagonica. Der Vordertheil des Körpers glich dem einer Ente, der Leib war jedoch grösser, der Schnabel lief keilförmig zu, ein gelber Fleck zog sich von dem Mundwinkel bis zu den Augen. Der Rücken war grau, der Bauch weiss, die Flügel waren so verkrüppelt, wie die Füsse der Robben, Federn konnte ich keine daran bemerken. Diese Thiere schwammen sehr schnell unter dem Wasser und hüpften wie Frösche daraus hervor. Sie schienen neugierig und kamen nahe an das Schiff. Wir harpunirten einen mit der Gabelharpune, aber beim Heraufziehen fiel er wieder in das Wasser. Diese Thiere machten den Uebergang von den Vögeln zu den Amphibien, nämlich zu den Schildkröten.

Nach der Angabe der Steuerleute hatten wir noch zwei Tage bis nach St. Paul zu segeln. Den 27. November ging ich des Nachts mehrmals auf das Verdeck, Morgens um 4 Uhr kam v. R. lärmend an mein Bett und rief: „Hurrah!

Land! Land flach vor uns!“ — Ich eilte nach oben und erblickte im Zwielichte die schwarze Felsenklippe von St. Paul. Das Eiland ist ein nackter, steiler Fels, nur von Moos und kleinen Pflanzen hier und da bedeckt und steigt rund um aus bodenloser Tiefe. Flaches Ufer ist nicht zu finden; eine warme Quelle springt aus dem Felsen. Es wehte ein starker Wind, und unser Wunsch, auf den Klippen herumzuklettern, blieb unerfüllt, nur der erste Steuermann ging mit vier Matrosen fischen. In Zeit von einer Stunde hatten sie vierundzwanzig grosse, schwere Fische, deren Fleisch vortrefflich schmeckte, gefangen. Wir sahen das Eiland Amsterdam nicht, kamen aber an diesem Tage noch eine gute Strecke voraus.

Java.

Die rauhe Luft verschwand nun wieder, und im Monate December, in welchem man in Europa gerne den warmen Ofen sucht, hatten wir die heissesten Tage. Wir durchreisten mit einem guten Südostpassat schnell den ostindischen Ozean und erblickten am 19. December, Morgens um 9 Uhr, die Küste von Sumatra.

Ich sass reitend auf dem Bugspriet des van Speyk, unter mir die Gicht der brechenden Wellen, als wir in die Sundastrasse einsegelten, und verschlang mit neugierigen Blicken das in der Ferne aufsteigende Land von Sumatra und Java. Ich fand mich in der Erwartung des Eindrucks, welchen der erste Anblick des Landes auf das Volk machen würde, in so fern betrogen, als er gar nicht auf jene Art sich äusserte, wie es in den Büchern geschrieben steht. — Da war kein lautes Jauchzen, kein schallendes Aufschreien; still und stumm hing Jeder an dem erhabenen Anblick von Sumatras in die Wolken strebenden Bergen. Die See verlor die tiefe, blaue Farbe und schillerte mehr olivengrün, je weiter wir in die Strasse einfuhren; azurblau wölbte sich über uns der Himmel und barg die hohen Berge, um deren Mitte milchweisse Wolken schwebten. Die herrlichste Vegetation, welche über den Wolken begann und dicht den Fuss der Berge umschlang, wurde vom Schaum der Brandung benetzt. Den grössten Theil des Tages war ich in dieses reizende Schauspiel versunken. Denselben Abend gingen wir an der Küste von Anjer vor Anker, weil die vielen Eilande die Fahrt bei Nacht unsicher machen. Erwartungsvoll suchten wir Ruhe in den Armen des Traumgottes.

Ein freudiges Staunen bemächtigte sich unsrer, als wir den kommenden Morgen am Ufer klar und deutlich in den genauesten Umrissen, so weit das Auge reichte, einen Kokoswald sich ausbreiten sahen. Die Palme, der Tropen gefeiertsten Baum, in solcher Mannichfaltigkeit, Fülle und Schönheit vor den forschenden Augen zu haben, war ein hoher Genuss. Sanft zogen sich die Berge, mit den schönsten Bäumen bewaldet, an der Küste hin und erhoben sich aufsteigend in das Binnenland von Bantam.

Halbnackte Malajen kamen zuerst in ausgehöhlten Baumstämmen zu uns an Bord und brachten Ananas, Pisang, Kokosnüsse, Affen, Papagayen und Zwergrehe, welche indische Produkte sie gegen europäisches Geld einzutauschen suchten. Wir glichen wahren Riesen gegen dieses Affenvolk, dessen braune Körper in dem schönsten Ebenmass gebaut sind. Wir gingen mit dem Capitän ans Land, um dem Assistent-Residenten von Anjer einen Besuch abzustatten. Das Ufer wurde überall von Corallenriffen umschlossen, so dass wir lange eine bequeme Stelle, an das Land steigen zu können, suchten. Sorgfältig war ich darauf bedacht, nicht zu fallen; denn das ist ja ein schlimmes Omen. Die Matrosen trugen uns auf dem Rücken aus dem Boote an das Land. Ein Stossdank für meine glückliche Landung war das Erste, was mir auf dem fremden Boden entfuhr.

Mit jedem Schritte, den ich vorwärts that, boten sich mir neue Scenen dar. Tiger, Schlangen und Krokodile sah ich zwar nicht, allein einen solchen Reichthum herrlicher Pflanzen, wie ihn bei uns keine Flora aufzuweisen hat. Pferde, Schafe, Ziegen, Katzen, Hunde und Hühner sah ich auch und war ordentlich unzufrieden darüber, dass sie eben so gebildet waren, wie bei uns. Ich hatte wenigstens auf glänzende Farben gerechnet. Ja, sogar Spatzen und Raben fand ich, die jedoch von Europa eingebracht sein sollen. Enten und Gänse sind grösser, als bei uns; letztere gleichen mehr den Schwänen. Die zanksüchtigen Hühner, welche sich den ganzen Tag herumbeissen, sind mager und haben lumriges Fleisch. Das Rindvieh mit den hohen Füssen ist auf dem Rücken mit einem Buckel versehen. Die Büffel (Carbauen) mit den fürchterlichen Hörnern schienen mir im Anfange nicht so gefährlich, obgleich sie eine Antipathie gegen die Europäer haben und dem Unvorsichtigen nicht selten den Bauch aufschlitzen. Der Boden schien sehr fett; das Gras, welches ihn bedeckte, und hunderte von Pflanzen erkannte ich wieder, wenn auch Alles sammetartiger aussah und zarter organisirt schien, als bei uns; selbst das Unkraut stand hier prächtig in Galla gekleidet.

Der Resident von Anjer erschöpfte seine Gastfreundschaft in einem Glase Rheinwein und Selterwasser, während er nachher an Bord unsres Schiffes weidlich einsackte. Er war ein milz- und lebersüchtiger Ostindier von nachtschattenfarbiger Laune. Wir nahmen die Umgebungen von Anjer in Augenschein und fanden, dass das Land überaus schön, fruchtbar und wohlgelegen ist, dass aber die Menschen dem Neuling hässlich scheinen.

Hier sah ich das erste sundaische Dorf, das mit einem Flechtwerk von Bambus zierlich von der Strasse geschieden war. Die Häuser waren niedrige Bambushütten mit palmblätternen Dächern. Das Dorf schien volkreich; braune, nackte Kinder flohen in grosser Zahl vor unserm Anblick. Die Bevölkerung war nicht sehr neugierig und betrachtete uns wenig, so wie es auch schien, dass sie nicht betrachtet sein wollten, denn alle Frauen wichen uns aus. Die Männer hatten lange, hohle Bambus auf dem Rücken, worin sie Wasser trugen. Auch sah ich den ersten Chinesen, der einem schmutzigen Juden glich. Er bewohnte ein nettes, gut eingerichtetes Haus, in welchem mir besonders die vielen Lampen auffielen. Man hält hier auf eine gute Beleuchtung.

Noch muss ich lächeln, wenn ich an die Scheu denke, mit welcher wir die ersten javanischen Früchte genossen, weil wir von einer Mangostan oder Pisang üble Folgen befürchteten. Den Genuss einer Ananas mieden wir als ein Gift, das unfehlbar Cholera oder Dysenterie erzeuge. Fürwahr, die Früchte sind die unschuldigsten Dinge an dem Tode so vieler Europäer, die meist durch andere Ursachen den Untergang sich bereiten. Auch finden Neulinge den Wohlgeschmack nicht an den Früchten, von welchen man in kalten Ländern so viel fabelt. In vielen Früchten ist Säure vorherrschend, in andern ein dem Neuling widriger, harziger Bestandtheil, der wie Terpentin schmeckt. Mangka, Tukku, Mangostan, Rambutan und andere sind zwar angenehm säuerliche Früchte, doch zieht ihnen Mancher die europäischen Früchte vor; Pfirsichen, Pflaumen und unsern edeln Weintrauben kommen sie aber nicht gleich.

Hier gilt das Sprüchwort: de gustibus non est disputandum, denn manche Verehrer Pomonas ziehen die europäischen Früchte den indischen vor, und doch sind die indischen feiner, aber gerade die feinsten, wie die Durio zibethinus, nicht nach Jedermanns Geschmack. Zu Batavia findet man den grössten Vorrath von inländischen Früchten, auch sind sie hier bereits veredelt und von vorzüglicher Güte. Berühmt sind die Pompelmusen (Citr. decuman) aus der Kuhstrasse von Batavia; auch Tukku (Langsap) und Rambutan, so wie Ananas sind vorzüglich; nur die Manga

sind weniger gut und meist wurmstichigt (im Fleische dieser Früchte bilden sich eine Menge Käfer aus), sie gedeihen am besten in dem östlichen Java und auf Bali. Die besten Apfelsinen findet man zu Patjitan an der Südküste.

Die edelste Frucht ist die Mangistan, Garcinia mangostan, von einem schönen Baum mit frischgrünem glänzendem Laube, der vom siebenten Jahr an Früchte trägt und eine mässige Höhe erreicht.

Viele Früchte werden noch nicht gehörig benützt. So die Artocarpusarten. Die Nangka, Durio und Djampedak (Artocarpus polyphema) liefern in ihren kolossalen Früchten nicht allein ein süsses, aromatisches Fleisch, sondern auch die mehligen Kerne, welche von diesem umhüllt werden, schmecken gekocht und geröstet wie Kastanien und könnten als solche benützt werden. Bis jetzt wirft man sie aber weg. Auch die Sirikaja blanda oder der Zunrzak (Anona) liefert unreif in Scheiben geschnitten und getrocknet ein gutes Mehl, das sich sehr wohl gebrauchen lässt. Die Obstcultur ist noch grosser Verbesserung fähig. Nur an wenigen Orten sind die Bäume durch Pfropfen veredelt. Das Holz vieler Fruchtbäume lässt sich zu Meubeln verarbeiten, besonders die Nangkasorten; die Sawobäume liefern ein Holz, das dem Mahagoni ähnlich ist. Das Durieholz dient zum Häuserbau.

Der Rosenapfelbaum, Djambu ayer mawer (Jambosa vulgaris), liefert eine seltne, aber köstliche Frucht. Die Djambubäume vertreten die Aepfel, und ihre Früchte sind der Veredlung fähig. Die beste ist die Djambu bol. Beliebt sind die Djambu blimbing, auch andere, die dem Europäer weniger behagen, wie die Nam-nam, werden sehr geschätzt. Eben so manche Erdfrüchte, die rübenartig aussehen, wie die Bangkoang (Pachyrrhizus angulatus). Als Surrogat für die Kartoffeln hat man eine ganze Reihe von Erdfrüchten, wie die Ubi, Yams, von denen manche eine colossale Grösse erreichen und in der Wildniss angetroffen werden. Bei der Verbastung der Kartoffel verdienen sie eine besondere Beachtung.

Auch die Kartoffel gedeiht hier vortrefflich, aber nur im Berglande auf einer Höhe von 3000—6000 Fuss. Bekannt sind die von dem Djeng und Bator bei Pekalongan und von dem Tengergebirge. In dem Tieflande erhält man die Pflanze nur bis zur Blüthe, dann stirbt sie rasch ab. Sie verlangt also ein mehr gemässigtes Klima. Da hier der Boden nicht gedünkt zu werden braucht, so ist die Kartoffelkrankheit weniger zu befürchten und sollte der Anbau in grossartiger Weise stattfinden. Es wäre interessant, durch chemische Analysen nachzuweisen, ob die Früchte dieser Länder wirklich weniger Nahrungsstoff enthalten, als die des mittleren Europa.

Die Früchte der gemässigten Zone können hier nur im Hochlande mit Vortheil angebaut werden, und die Trauben, so wie das Steinobst, erfordern eine sorgsame Pflege. Merkwürdig ist bei diesen der Mangel an Pigmentbildung, denn schwarze Trauben sind hier eben so selten, wie dunkelfarbige Pflaumen oder Zwetschken.

Die Ananas hat einen angenehmen, stark duftenden Geschmack und erfüllt mit ihrem Wohlgeruch ein ganzes Zimmer; in den strahlenartigen Zellen ihres Fleisches enthält sie viel Säure und einen bittern, unangenehm schmeckenden Bestandtheil in den kleinen, im Fleische zerstreuten Kernen, der besonders deutlich hervortritt, wenn man Wasser oder Wein mitgeniesst. Im Uebermass genossen, verdirbt sie leicht den Magen, schwächt die Verdauung und trägt zur Erzeugung von Fiebern bei.

Die Pisangs (Bananen) haben einen Birnengeschmack; sie sind den Eingebornen als Nahrungsmittel fast unentbehrlich, werden gesotten und gebraten. Die feinste Sorte ist Pisang mas und Pisang radja, welche als Dessert häufig auf der Tafel erschienen.

Der Saft der Kokosnüsse schmeckt in kalter Temperatur etwa wie der Saft von Maisstengeln, in der Hitze aber ist er eine kühle, wohlschmeckende Milch, die den Durst gut labt. Ihrer öligen Bestandtheile wegen erregt die Kokosnuss leicht Husten und kann als Expectorans gebraucht werden.

Viele andre Früchte, wie Nangka, Durion, Djambedak, ekeln den Neuling an und werden nur von bereits acclimatisirten Europäern für Leckerbissen gehalten. Die Durion ist eine kopfgrosse, stacheligte Frucht, in deren Innerm 3 bis 4, von einer schmierigen Hülle umgebene Kerne sich finden, deren Fleisch wie fauler Limburger Käse, Asa foetida und Knoblauch stinkt und ein gesuchtes Naschwerk ostindischer Gourmands ist. Die Nangka ist eine ungeheure Frucht, oft schwerer, als der grösste Kürbis, in deren Innerem viele, von fleischigen Hüllen umgebene Kerne sitzen, von denen nur das Fleisch genossen wird, obgleich die Kerne, wenn man sie kocht, kastanienähnlich schmecken. Beide Früchte wachsen auf hohen, prachtvollen Bäumen. Der milchigte Saft, welcher in allen Theilen des Baums vorhanden ist, könnte zu Federharz benutzt werden, dient aber nur zu Leimruthen.

Die Früchte der Tropen enthalten viel Säure. Die meisten gehen leicht in Essiggährung, wenige aber in Weingährung über. Viele Fruchtbäume enthalten einen milchigten Saft, der zu Harz eintrocknet. Man geniesst verschiedene, in Europa unbekannte Gemüsesorten. Die meisten europäischen Küchengewächse kommen nur verkrüppelt

vor. Am besten gedeihen sie noch auf Java, weniger auf den übrigen Inseln. Der Kohl ist nur spärlich vorhanden und pflanzt sich nicht durch Saat fort. Erdäpfel gedeihen nicht allenthalben. Die Weinreben und Baumfrüchte, welche man aus Europa überpflanzt, arten aus und tragen schlechte, saure Früchte.

Von Säugethieren wird weniger Fleisch gegessen, als in Europa, desto mehr aber von Vögeln; denn Hühner sind ein tägliches Gericht; ferner von Amphibien (Schildkröten), von Fischen, Mollusken, Krebsen, Austern. Insecten (Eintagsfliegen, Heuschrecken und die Maden der in den Wachszellen gebratenen Bienen). Die indianischen Vogelnester haben gerade keinen pikanten Geschmack und, als Aphrodisiaca, nur problematische Wirkung. Haifinnen, Seeigel (Trepang), Seespinnen gehören zu den ostindischen Leckerbissen.

Den Diätregeln zum Trotze ist der Bedarf von Getränken ungeheuer und die Consumtion von Wein, Rum, Arak und Genever proportional in Ostindien bedeutender, als in Europa. Die Seltenheit des Verkehrs bei mangelnder Gesellschaft und das Bedürfniss nach Geselligkeit erzeugt eine Gastfreundschaft, welche in Europa nicht mehr angetroffen wird, die hier aber durch den Werth einer guten Unterhaltung gehoben, oft durch eitle Prunksucht begünstigt wird. Auf den meisten Binnenplätzen dieser Inseln bestehen keine Gasthäuser, und die durchreisenden Beamten oder Passagiere empfangen überall eine freundliche Aufnahme. Mancher Filz lebt in Ostindien verschwenderisch aus dem einfachen Grunde, weil er von dem Tode täglich hinweggerafft werden kann, ohne seine Reichthümer genossen zu haben, und weil es ihm schwer gemacht wird, seine Ersparnisse nach der Heimath überzubringen und dort nach Wohlgefallen zu geniessen.

Ein aus Liqueur oder Genever fabrizirter Bitter ist das Erste, was hier bei jedem Besuche dem Gaste angeboten wird. Ihn zu weigern, gilt fast für eine Beleidigung. Die Beschuldigung der Schädlichkeit dieses Getränkes widerlegt man damit, dass man bei seinem Gebrauche doch alt werden könne, indem Der schon 20, Jener 40 Jahre in Ostindien sei und stets davon genossen habe. Natürlich muss der dadurch gereizte Magen, soll der Magenreiz nicht in völlige Erschlaffung übergehen, täglich mehr davon gebrauchen. Die vorzüglichsten Bier- und Weinsorten genügen auf die Dauer nicht. Der Magen verlangt einen stärkern Reiz, und desshalb nimmt man zu mehr alkoholhaltigen Getränken seine Zuflucht. Jenes Quantum von Bier, welches man in Europa täglich zu geniessen pflegt, kann man in Ostindien nicht zu sich nehmen. Es wirkt

zu stark auf die Gallenabsonderung, äussert auch schnell seine Wirkung auf das Sensorium. Die Annahme, dass in warmen Ländern alkoholhaltige Getränke nicht leicht Trunkenheit erregten, ist irrig; im Gegentheil ist die Wirkung der aufregenden Getränke schneller und gefährlicher, als in Europa. Das durch die erhöhte Thätigkeit schneller und in grösserer Menge nach dem Gehirne circulirende Blut findet in den erschlafften, weichen Gefässen jenen Widerstand nicht, wie in kältern Climaten; desshalb sind Apoplexien so häufig in Ostindien, die auch durch Säfteverlust, besonders durch Excesse in Venere veranlasst werden. Nichts stillt den Durst besser, als frisches Wasser. Um es kühl zu erhalten, bewahrt man es in japanischen Töpfen, in denen es sich sehr gut hält. Zum Getränke kann man etwas rothen Wein oder Limonensaft giessen, wobei man sich stets wohl befinden wird. Leider sind aber viele Europäer an Spirituosa gewöhnt und werden nur zu häufig Trunkenbolde. Man könnte ihnen die Eingebornen als Muster der Mässigkeit darstellen, wenn diese nicht leidenschaftlich dem abscheulichen Laster des Opiumrauchens ergeben wären. Dieses ist in seinen Wirkungen verderblicher, als Spirituosa. Stumpfheit der Sinne, Thränen der Augen, Abmagerung und Auszehrung sind die unausbleiblichen Folgen davon.

Wir rückten nur langsam vor. Schon waren wir zwischen den Inseln der Sundastrasse hindurchgefahren; schon erblickten wir in der Ferne den Mastenwald auf der Rhede von Batavia: als ein nach Europa zurückkehrendes Schiff beidrehte und das Unglück hatte, mit uns zusammenzustossen. Unser Bugspriet zersplitterte, rannte aber den dritten Mast des andern Schiffes nebst der hintern Verschanzung in Stücke. Wäre uns dieser Unfall bei starkem Wind auf hoher See begegnet, so würden wir verloren gewesen sein. Auch hier war unsre Lage gefährlich, denn wir hatten nur vier Faden Wasser, Klippen und Untiefen in der Nähe, und die Schiffe hingen in einander, wie zwei Hunde, die sich verbissen haben. Endlich gelang es uns, loszukommen. Auf der See trieben die Trümmer des andern Schiffs und der Vorrath von Früchten. Das Schiff musste nach Onrust zurücksegeln, seine Passagiere aussetzen, seine Ladung löschen und konnte erst 4 Wochen später wieder unter Segel gehen. Auch unser Capitän wurde zu Schadenersatz verpflichtet.

Endlich nach hundert und dreissig Tagen Reise kamen wir den 23. December auf der Rhede von Batavia an. Es war Mittags nach 4 Uhr, als wir den Anker fallen liessen. Ein Gewitter zog hinter uns her und entlud sich unter lauten Donnerschlägen und heftigem Regen, worauf wir

noch einen heitern Sonnenuntergang bekamen. Den 24. wurden wir debarquirt.

Zum letzten Male ergingen wir uns auf dem Schiffe, das uns schon heimisch geworden war, und sowohl die Schiffsmannschaft, als auch die noch lebenden Thiere verliessen wir ungerne als vertraute Bekannte. Die Steuerleute, der Hofmeister, der Bootsmann und die Matrosen — Alle wünschten uns ein herzliches Lebewohl. Beklommen fuhren wir dem Lande entgegen, das über das Wohl oder Wehe unseres künftigen Daseins entscheiden sollte.

Die leichten Prauwen (Boote) segelten mit grosser Schnelligkeit, und in kurzer Zeit befanden wir uns zwischen den Schiffen hindurch in dem Canale von Batavia.

Während der Reise hatte unsre lebhafte Phantasie den Empfang ausgemalt, welcher bei der Ankunft in der niederländisch-ostindischen Hauptstadt uns zu Theil werden sollte. Sicher drängten sich da gelbe Chinesen, braune Malajen, schwarze Papu, Araber und Hindu's neugierig um die aus der kalten Welt kommenden Orang-Baro; ohne Zweifel empfingen unmenschlich reiche Altgäste die neuen Ankömmlinge mit der innigen Theilnahme lange getrennter Landsleute; gewiss schlossen liebeglühende Sultaninnen den lebensfrohen Europäern wonnevolle Paradiese auf, bereit, all den Glanz orientalischer Herrlichkeit mit ihnen zu theilen. —

Die Nacht vor unserm Debarquement konnte ich nicht schlafen; der Gedanke an das Eden, das ich betreten, an die Götterkost, die ich fortan geniessen sollte, raubte mir die Nachtruhe und warf mich in eine brennende Fieberhitze. Früh schon schlüpfte ich in die tuchene Galla und harrte im flottesten Costüm, das mir zu Gebote stand, der Triumphe, die wir jetzt feiern sollten.

Aber, o trugvoller Wahn, o schmerzende Befremdung, o prosaische Wirklichkeit! — Die Prauwen näherten sich Batavia. Statt der glänzenden Metropole begrenzte eine grüne wilde Fläche den Horizont; an der Stelle neugieriger Menschen starrten uns zuerst die todten Bäume des Hafenkopfes entgegen, und als wir Menschen sahen, fiel uns die stumpfsinnige Gleichgültigkeit der melancholisch-phlegmatischen Bevölkerung auf; statt mit freundlichem Grusse, begegneten uns die Altgäste mit schweigenden, fremden Blicken, und die farbigen Schönen ignorirten uns mit unerhörtem Stolze.

Der Empfang schon entsprach nicht unsrer Erwartung; wie der giftige Hauch des Sirocco, so tödtete die Eiskälte der belebten Wesen in dem Gluthlande, so vernichtete die prosaische Wirklichkeit die üppigsten Bilder unsrer Phantasie, und die Alles lähmende Kraft des tropischen Himmels erdrückte schnell die muntern Schläge des nordischen Herzens.

In dem Gedanken, dass ich mit dem kosmopolitischen Herzen die Fremde als mein Vaterland erfassen und auf den Fleck des Erdballs, welcher früher meine Heimath war, ruhig zurücksehen werde, war meine Seele dem Körper vorausgeflogen und lebte während der Reise in heitrer Erwartung. Welch frohe Aussichten! — Vom Glücke begünstigt, mit Ruhm gekrönt, mit der menschlichen Licht- und Schattenseite bekannt, reich an Erfahrung und gesunder Lebensphilosophie, hoffte ich wohl auch mein Vaterland nach wenigen Jahren wiedersehen zu dürfen! —

Als der Transport in dem wildfremden Lande an dem schmutzigen Vierhuk bei Levi geschaart stand; als der finstre Malaje sein La illah il Allah sang; als die Fussschellen der Kettengänger rasselten; als so manche glänzende Hoffnungen meiner Gefährten wie Seifenblasen verschwanden: da erst verliess mich der Frohsinn, und die vielen tausend Meilen, welche uns von Europa trennten, fielen wie eine Centnerlast auf meine Brust und drohten mich wie der Alp zu ersticken; jetzt erst fühlte ich etwas wie Heimweh. —

Jetzt begannen die Reflexionen in trübem Lichte. In dem sclavisch dienstbaren Eingebornen, in dem kriechend höflichen Chinesen, wie in dem habsüchtigen Europäer sah ich nur die Triebe des Egoismus vorwalten; für mich schlug hier kein theilnehmendes Herz; ich war allein in der weiten, herrlichen Schöpfung, auf lange, lange Jahre, vielleicht auf immer der Vergessenheit geweiht. In dem üppigen Leben der wuchernden Natur sah ich nur eine schimmernde Larve, welche ihren glänzenden Mantel über tausendfachen Tod ausbreitete. Niederschlagend war der Eindruck bei der Landung, traurig bei der Einwohnung in mein künftiges Quartier: die Messe. Trübe sah ich den Transporten nach, welche in weit entlegene Länder geschickt wurden. Alle jene Männer nahmen dorthin vielleicht nichts mit, als das Andenken an eine beneidenswerthere Vergangenheit. Viele wurden von schwellenden Segeln hinweggeführt, wenige von ihnen kamen zurück. Ich sah das Hinsterben der fernher gereisten Europäer, ich sah sie in dem Hospitale ringen mit dem Tode, ungeliebt und unbeweint von den sie umgebenden Leidensgenossen. Schwermüthig zergliederte ich die Körper, in denen ein wechselvolles Leben, eine fühlende Seele gewohnt hatte. Was ich damals fühlte, diese leere Oede in der prachtvollen Natur, war unnennbar schmerzlich. Von jenem Weh kann selbst der eifrigste Naturfreund nicht befreit sein in der Fremde, und treffend hat Schiller ausgesprochen, was Jeder in solcher Lage zu sich selbst spricht:

An's Vaterland, an's theure, schliess dich an.
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft:
Dort in der fremden Welt stehst du allein.
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Doch für jeden Schmerz ist eine Linderung, und Seelenleiden findet Beruhigung in der Religion. Auch ich fand diese in dem Cultus der Natur, in dem eifrigen Betriebe der Naturwissenschaften. Eine an Mineralien, Pflanzen, Thieren und vielseitiger Variation von Menschenraçen überreiche Natur umringte mich. Jetzt war ich in dem Lande, von welchem ich so viel geträumt; jetzt sollte das in Wirklichkeit treten, was ich von früher Jugend so feurig gewünscht hatte; jetzt musste sich die Liebe zur Forschung in dem herrlichen Buche der Natur bewahrheiten. Ich begann mich in Arbeit zu versenken, und wie ich mich in angestrengte Thätigkeit verlor, so fand ich mich selbst wieder in ruhiger Stimmung, assimilirte das Fremde, bequemte mich an das Ungewohnte und fühlte mich heimisch in meinen neuen Umgebungen.

Ganz anders mag der Eindruck sein, den ein ächtes batavisches Vollblut, ein Söhnchen aus dem Mutterlande, in der Filialheimath empfängt, wenn es mit gespickter Börse und mit Geleitsbriefen wohl versehen, an irgend einen Nabob spedirt wird, in dessen Feenpalast die Mährchen von Tausend und eine Nacht dem Glücklichen sich zu verwirklichen scheinen. Unser Pfad ging aber nicht über Rosen, und erst unter dem Generalgouverneur J. J. Rochussen ist der Anfangs rauhe Weg in dieses Land durch passende Verschönerungen und Verbesserungen etwas geebnet worden.

Bei der Recherche stiegen wir an das Land. Die Mannschaft erhielt eine Ration Wein und Brod zur Stärkung auf den meilenlangen Weg nach der Kaserne. Denn damals musste der Transport in seinem wollnen Schiffspack von Pfeffer und Salz an demselben Tage nach Weltevreden marschieren, wo er Nachmittags um 5 Uhr krebsroth und bärenmässig erhitzt anzukommen pflegte. Der unlöschbare Durst und die ungewohnte Wärme, verbunden mit den Orgien, welche, nach Auszahlung des 4monatlichen Soldes an die Soldaten, von diesen rohen Menschen gefeiert wurden, lieferten schon in den ersten Tagen eine grosse Zahl in das Krankenhaus und wohl auch auf den Kirchhof. Ob die bei der Stadt erbauten Casernen diesen Uebelstand zu beseitigen bestimmt sind, ist mir nicht mehr bekannt geworden.

Wir traten in die nahe Herberge von Levi, jenem unverwüstlichen Sohne Israels, der es in dem Grabe der Eu-

ropäer bis tief in die Siebenzig gebracht hat, wo wir einen Vorgeschmack von batavischer Wohnlichkeit empfinden sollten, der freilich mit dem contrastirt, welchen ein Glückspilz erhält, der aus dem Boote in das comfortable Haus eines Nabob hineinfällt. Levi's Eigenthum glich einer spanischen Herberge und war ein altes Gebäude mit einer schmalen Vorgallerie im zweiten Stock. Mit einem Tritte über die Thürschwelle befand man sich in dem Heiligthum eines Schenkwirthes, dem Büffet, hinter welchem ein ledergelber Sinio Rechnungen in ein dickes Buch schrieb, das der Schiffslieferanz gewidmet ist — ohne die Gäste eines Blickes zu würdigen.

Wir vertieften uns desshalb in das Haus und gewahrten cubische Ziegelplatten als Flur, an den weissen Wänden grosse Rahmen, einst Spiegel genannt und goldrandig, mit verwitterten Glasscheiben, worin wir lange vergebens unser Bild suchten, bis es blass und aschgrau wie das Gespenst im Hamlet erschien. Thür- und Fensterrahmen von ungewisser Farbe schienen ebenfalls goldrandig gewesen zu sein. Die Flügel der letztern, mit kleinen viereckigen Scheiben, zog man auf und nieder wie die holländischen Guillotinefenster. Ein Foliobuch, in welchem die Namen der kommenden und gehenden Schiffe standen, war an die Wand festgenagelt und schien für geistige Erholung zu sorgen. Im Salon stand ein Billard und an der Wand paradirten die Queues, ehrwürdige Campeadorspeere ohne Stossleder. In der Ecke spülten einige Pechhosen das Seewasser mit Gedistelleerd von ihren Kehlen. Lazzaroniähnliche Bedienten nahmen in fauler Apathie die Wünsche der Gäste entgegen und trugen sie nach dreimaliger Wiederholung einem Andern auf. Hoffnungslos, das Bestellte zu erhalten, setzten wir die Entdeckungsreise in der ehrwürdigen Posade weiter fort, traten in einen geplatteten Hof, der von zwei dickbauchigten Matavanen (japanischen Wassertöpfen) beinahe ausgefüllt wurde, welche das Regenwasser zu dem hier allein trinkbaren Fluidum metamorphosiren. Ein tausendstimmiges Concert wie von Spatzenkehlen lockte uns die schmale Treppe hinauf, wo wir erkannten, dass es von den geflügelten Pastoren (den indischen Staarmatzen) herrühre, welche zu Hunderten in der Dachfirste nisteten. Offne Thüren gingen auf den langen Corridor aus, durch welche man in den Stuben riesige Bettstellen erblickte, deren schwarze Leisten einmal mit vergoldetem Schnitzwerk reich verziert gewesen. Auf den breiten Baumwollenmatratzen hinter Gardinen von ungewisser Farbe hatte möglich einmal der fliegende Holländer in der Glanzperiode von Jan Compagnie geschlafen. Jetzt nisteten in diesen ehrwürdigen Repräsentanten einer gloriosen Zeit zärtliche

Tauben, welche nur selten von einem hierher verirrten Seemanne aus dem fingerdicken Staube des Betthimmels aufgescheucht wurden. Wir verspürten in diesen heiligen Hallen etwas wie Heimweh und traten eben nicht in ungeheurer Heiterkeit den Rückzug an. Jetzt erbarmte sich auch einer von den dienstbaren Geistern unsrer und brachte ein Getränk zu unsrer Labung. Da sich aber die Geschmäcke nicht so genau bezeichnen lassen, wie die Farben, kann ich nicht sagen, was es war, vielleicht etwas von dem Yssopstengel, womit man den Herrn gelabt, mit Syrup vermischt, welches Fluidum der Sinio Limonade nannte.

So erhielt unsre fieberhaft erregte Phantasie in dem Lande, wo die Citronen blühen, das erste Sturzbad, das uns vollständig abkühlte. Um aber einer Erkältung vorzubeugen, erhitzten wir uns wieder mit indobatavischen Sympathien, indem wir kopfüber in die leichten Wagen stürzten, womit uns einige Herren abholten und wir pfeilschnell durch Batavia, Molenvliet, Ryswyk nach Weltevreden rollten, auf welchem Wege die buntesten Bilder wie in einer Zauberlaterne an unserm erstaunten Blicke vorüberflogen und die hochaufgeregten Sinne bestürmten, ja fast betäubten; denn breite Pisang- und Palmenkronen, die schmutzigen Strassen der hässlichen Stadt, die herrliche Tropenvegetation in den prächtigen Vorstädten, das lebhafte Gewimmel einer bunten Menge, gelbe, braune und schwarze Menschen von den verschiedensten Raçen und Nationen, alles Bekannte und Unbekannte versetzte uns in einen wahren Schwindel, welchen die babylonische Sprachenverwirrung, welche unser Ohr traf, noch vermehrte.

Mein College Dr. J. brachte mich in seine Wohnung, welche er mir für heute überliess, weil er gerade die Wache in dem Hospitale hatte. Diese Wohnung befand sich in der famosen Messe. Mit einem gigantischen Schlüssel schloss mein Gastherr eine finstre Thür auf, welche aus einem unrathvollen, steingepflasterten Corridor in einen engen Raum von ungemessener Höhe führte, in welchem mit Traillen und Rotangjalousien verschlossene Fenster ein gefängnissartiges Halbdunkel verbreiteten. Beklommen erwartete ich, mein Freund werde eine zweite Thür öffnen, die in das Zimmer führe; wirklich öffnete sich das Schloss einer zweiten Thür; ich trat hastig durch sie hindurch und stand wieder aussen. Also dieser trübselige Raum, gegen welchen der Carcer des cidevant Studenten ein luxuriöses Boudoir ist, soll die Wohnung des neugebackenen Sanitätsofficiers sein!

Ermüdet warf ich mich alsbald auf das Bette, dessen Baumwollmatratze, nicht so weich wie ein heimischer

Pfühl, noch mit einem langen, wurstartigen Polster versehen ist, das man zwischen die Beine steckt. Den Gasvorhang am Betthimmel vergass ich zu schliessen, wesshalb der erste Schlaf nicht von langer Dauer war. Der Hausbediente hatte auf dem Boden vor der Thür Posto gefasst und vertrieb sich die Zeit mit Gesang, dessen Melodie, ein wahres De profundis, in langgereckten Nasaltönen bestand, wozu Schaaren von Muskiten die Begleitung geigten und im Verein mit den Bewohnern der alten Meubeln mir den fernern Schlaf raubten. Mit dem Tageschuss war ich schon auf den Beinen und nahm an der Cisterne im Hofe ein frisches Sturzbad, worauf ich erst wahrnahm, dass die Schmarotzerthiere, welche auf mein europäisches Blut Jagd gemacht hatten, mir ein peinliches Andenken an diese erste Nacht zu Batavia zurückliessen, indem die Haut über den ganzen Körper, das Gesicht nicht ausgenommen, voll rother Blasen sich zeigte, die erst nach mehreren Tagen wieder verschwanden.

Batavia.

Je näher man Batavia kommt, desto mehr weicht das Gebirge zurück und bildet einen blauen Saum um die dicht bewachsene Ebene. Die Anspülung von Erde ist hier beträchtlich. Zur Zeit der Gründung lag das Castell und das sogenannte Viereck unmittelbar an der See, welche sich heute eine gute englische Meile von da zurückgezogen hat. Dieser aus dem Innern ab- und von der See angespülte Boden ist ein fetter Morastgrund, zur Fluthzeit theilweise noch überschwemmt, zur Zeit der Ebbe theilweise trocken, üppig mit Sumpf- und Wasserpflanzen bewachsen und von einer Unzahl niedriger Thiere bewohnt, auf welche Reiher, Pelikane, wilde Enten, Krokodile und Schlangen Jagd machen. Dem europäischen Jäger kann dieses ergiebige Terrain durch die bei der Hitze sich entwickelnde Sumpfluft gefährlich werden und jenes Fieber verursachen, welches, als batavisches bekannt und gefürchtet, leicht und schnell einen tödtlichen Ausgang nimmt. Landeinwärts erhebt sich allmählig der Boden und besteht aus verschiedenen Lagen eines fetten Thones, Humus, Sand und Mergel, weiter hinauf aus rother Erde, welche verwitterter Trachyt ist, der seinen Ursprung dem vulkanischen Gebirge von Buitenzorg verdankt. Die Ungesundheit der Stadt ist nicht sowohl in der niedrigen Lage am Strande und der morastigen Umgebung begründet, als auch

in der unzweckmässigen Bauart der Häuser. Der alte Bataver wollte sein holländisches Stillleben hierher verpflanzen, darum nicht viel über den Grund erhöhte Wohnungen ohne breite Gallerien, mit Guillotinefenstern, welche den freien Luftstrom verhindern und eine drückende, beengende Luft in den Gemächern anhalten, dabei enge, schmale Hausfluren und finstere Schlafgemächer; so sind die alten Häuser im portugiesischen Viertel jetzt noch. Bei der drückenden Hitze ist die Luft in diesen Spelunken so nachtheilig, dass ein Neuling nicht eine einzige Nacht in einem solchen Haus ungefährdet verweilen kann. Die stinkenden, giftigen Dünste aus der morastigen Umgebung lagern sich wie ein grauer Nebel über die Stadt und weichen erst der aufgehenden Sonne. Eine kalte Feuchtigkeit überzieht Nachts alles im Freien Liegende. In den obern Stockwerken ist der Aufenthalt schon weniger riscant, obgleich über Tag wegen der Hitze nicht angenehm. Man denke diese Häuser oft noch mit mancherlei Vorrath angefüllt, so wird man sich einen Begriff von der Sterblichkeit machen, welche in ihnen besonders nach den häufigen Ueberschwemmungen herrscht. Der chinesische Kirchhof mit seinen unter Wasser gestellten Gräbern trägt auch das Seinige zur Ungesundheit der Stadt bei.

Zahlreiche, grüne, bewaldete Eilande schliessen die meilenweite Rhede ein, auf der ein Wald von Masten an Sonn- und Festtagen die Flaggen aller nennenswerthen *Seemächte* wehen lässt. Boote und Prauwen (inländische *Fahrzeuge*) winden sich mit ihren breiten Strohsegeln zwischen den grössern Schiffen hindurch und laufen, selbst bei leichtem Zephyre, pfeilschnell in den Hafenkopf der Stadt. Sie holen und bringen die schweren Ladungen von und zu den Schiffen; sie sind erfüllt mit Krämer- und Esswaaren, oder es sind Fischerboote, oder die Gigs der Capitäne, die von handfesten Ruderern unter Chorgesang in Bewegung gesetzt werden. Hat man sich durch diese Boote und Küster, mit Stücken von dem Kaliber einer Donnerbüchse armirt, hindurchgearbeitet, so erinnern die niedern Hafengebäude zuerst wieder an europäische Wohnungen.

In speculativ-batavischem Geschmack liegt hinter Bäumen versteckt in ebener, niederer Fläche das ostindische Amsterdam: Batavia. Zwischen niedrigem Strandgebüsch in einer mephytischen Luft zeigen sich dem Ankommenden zuerst keine grossartigen Gebäude, sondern elende, von torpiden Malajen bewohnte Bambushütten. Die Boote, die Zelte der Esswaarenhändler, die Menschen selbst, welche zuerst uns aufstossen, sind unreinlich und hässlich. Batavia, das jetzt erst beginnt, ist öde und trist. Batavia,

wie es in den Werken über Erd- und Völkerkunde beschrieben steht, existirt nicht mehr. — Wer jene stolze Stadt mit hohen Palästen, breiten Strassen und unzähligen Canälen sucht, findet nur bei den Grabstätten der Chinesen die Rudera des alten, in seinen Ruinen noch jetzt grossen Batavia. Erst neuerlich hat man in der Stadt wieder bessere Gebäude errichtet.

Die glänzenden Kaufladen der Europäer sind nur an Werktagen offen. Abends um 5 Uhr ist aber die Stadt wie ausgestorben, die einfachen Häuser der Chinesen, Liplappen und Portugiesen können dann den öden Anblick der Stadt nicht belebter machen. Freilich ist über Tag das Gewimmel auf den ungepflasterten Strassen desto grösser, aber eigentlich doch nur auf den Hauptstrassen; die Nebengassen bleiben auch dann todt und menschenleer.

Je weiter man sich vom Strande entfernt, desto zahlreicher, schöner und prachtvoller erheben sich die Wohnungen der Europäer, die von niedlichen Gärten umgeben sind, bis sie zuletzt in ununterbrochener Reihe geschaart stehen und die herrlichen Vorstädte Molenvliet, Ryswyk, Gonongsari und Weltevreden bilden, die durch ihre Eleganz den Ankömmling in Erstaunen setzen, denn dort gleichen die Gebäude wahren Feenpalästen. Alle jene Wohnungen sind blendend weiss, ruhen auf Säulen, erheben sich selten über zwei Stockwerke, sind mit Steinen oder Marmor geplattet und zierlich meublirt. Alle sind mit breiten Gallerien umgeben, die den Luftzug begünstigen und die grelle Hitze mässigen.

Bei der Anlage dieser Vorstädte war man um Raum nicht verlegen; und so mag es gelten, dass manche Schriftsteller der Hauptstadt des niederländisch-ostindischen Archipels einen Umfang von 10 Stunden beilegen, wenn sie alle die weitausgedehnten Campongs dazu rechnen, die sich über die europäischen Viertel hinausziehen; das Militärquartier allein nimmt mehr Raum ein, als manche freie Reichsstadt im lieben Deutschland. Auf dem Königsplatze zu Weltevreden kann eine ganze Armee manövriren. Die katholische Kirche und die Freimaurerloge (mit der pomphaften Aufschrift: de ster in het oosten) können als die Grenzpfähle von Weltevreden betrachtet werden.

Auf den Hauptplätzen in niederländisch Indien bestehen Freimaurerlogen, welche hochtrabende Namen führen, von den Eingeborenen aber mit dem Collectivnamen Rumah Sedan, i. e. Satanshaus, bezeichnet werden, was die Brüder Freimaurer für eine Verbasterung des Ausdruckes Rumah St. Jan, i. e. Johannishaus, erklären. Die Eingebornen nehmen es aber in erster Bedeutung, vielleicht wegen des Höllenlärms bei der Einweihung neuer Mit-

glieder und wegen des Hocuspocus, der bei den Orgien stattfindet. Die Freimaurerei mag viel Gutes in der Welt gestiftet haben; in unsre Zeit scheint sie nicht recht mehr zu passen, da sie dem Exclusivsystem huldigt und ihre Mitglieder im Gegensatz zu den Profanen eine tugendhafte Vortrefflichkeit beanspruchen, die sie nicht besitzen. Hat sich schon Kaiser Joseph bei seiner Aufnahme in den Orden sich getäuscht gesehen. Und wie oft wird das Diploma der Tugend zur Schau getragen von Menschen, deren Inneres voll niedriger Leidenschaften ist. Auf Java haben manche Meister eben nicht durch Sittenreinheit sich ausgezeichnet, ja, die leichte Aufnahme vieler Mitglieder war für eine Massregel, deren sich der Absolutismus bediente, um durch allgemeine Spionage über die indobatavischen Sklaven herrschen zu können, wie die Hierarchie mittelst der Ohrenbeichte über die Gemüther der Gläubigen, und die Controle, welche man den Jesuiten Schuld gibt, bestand bei den indobatavischen Freimaurern in Wirklichkeit.

Dem Bewohner mittelalterlicher Städte erscheint die zerstreut umhergeworfene Häusermasse wohl reizend, aber nicht heimisch. Das Auseinanderliegen, so gesund es auch wegen des freien Durchstrichs der Luft in einem heissen Lande sein mag, lässt in der Anschauung doch eine künstlerische Lücke zurück, die dem Ankömmling unwillkürlich die Sehnsucht nach den traulich zusammengestellten Häusern vaterländischer Städte erweckt.

Vor dem Gouvernementspalast auf dem Waterlooplatze, in dessen Mitte die Säule mit dem Löwen von Waterloo prangt (das einzige Ornament, das bis jetzt zur öffentlichen Zierde errichtet ist), versammelt sich Sonntags die schöne Welt und der Flor von Batavia in glänzenden Wagen bei rauschender Militärmusik. Hier ist es, wo junge Dandys, englische Papierscheeren, französische Löwen, deutsche und niederländische Bureauhelden auf schönen Pferden von edler und nicht edler Raçe den schwarzäugigen Damen ihre Huldigung darbringen. Es ist der Ort, wo man sich sehen lässt, um gesehen zu werden.

Die schönsten Häuser stehen um den Königsplatz. Diese ungeheure Fläche ist für die Häusermasse viel zu ausgedehnt. Ein Riesenplatz für eine Zwergstadt. Auf den vierten Theil reducirt, wäre er immerhin noch gross genug, seinem Zweck zu entsprechen. Nach Sonnenuntergang gewährt der Königsplatz fast jeden Abend ein prachtvolles Schauspiel. Wenn das blaue ferne Gebirge purpurroth von dem Feuer der scheidenden Sonne umsäumt, allmählig im Dunkel verschwindet und nur der tiefblaue Himmel noch glänzende Sterne und glühende Wolken zeigt; wenn die hellerleuchteten Wohnungen am Saum des Riesen-

platzes wie zahllose Irrlichter auftauchten: dann ziehen Hunderte von Equipagen lange Feuerstreifen wie Cometenschweife hinter sich her (von den Fackeln, womit sie erleuchtet werden); aus dem luftigen Nebel, welcher sich auf die Flur gelagert hat, steigen hin und wieder leuchtende Raketen und krachende Feuerkugeln gegen den gestirnten Himmel empor. Lange Reihen von Fackeln bezeichnen die Züge der Malajen, die nach Sonnenuntergang ohne Licht auf der Strasse sich nicht blicken lassen dürfen. Festlich geschmückt sitzen die Damen in den offnen, hellerleuchteten Hallen; der blendende Schimmer der Lampen erhöht die Pracht ihrer Kleider, der funkelnden Juwelen und der Blumenguirlanden, womit sie geschmückt sind.

Diese glänzenden Erscheinungen sind verschwunden, seit das Prohibitivsystem in seiner ganzen Unersättlichkeit sich gezeigt hat. Keine Raketen und Schwärmer steigen mehr zum nächtlichen Himmel empor, ja manches Haus am Königsplatze erhält sich um die Summe, welche früher allein seine Beleuchtung gekostet hatte, und an Abenden herrscht da Grabesschweigen, wo früher das laute Gemurmel fröhlicher Gesellschaften hörbar wurde. Schon um 9 Uhr verlieren sich die vornehmsten Häuser in Obscurität. Je öder sich aber der Königsplatz zeigt, desto üppiger schmückt ihn die Phantasie mit heitern Bildern. Prächtige Wasserwerke, Ornamente und Statuen sollten die Hauptplätze der Metropole einer so reichen Colonie zieren und die freien Bürger des freien Batavia sollten hier Freude und Erholung finden. Wo aber der crasseste Absolutismus herrscht, finden sich keine freien Bürger. Man kommt hier von der Obscurität auf die „Verlichting", die bei dem grossen Vorrath von Steinkohlen und Erdharzen auf Java ausgezeichnet sein müsste, und wonach das Licht in der Finsterniss ungemein wohlfeil leuchten könnte.

Die Equipagen, deren man sich hier bedient, zeichnen sich durch Leichtigkeit und zierlichen Bau aus. Sie sind theils durch Chinesen in Batavia selbst verfertigt, theils von englischer Fabrik. Selbst der sechsspännige Staatswagen des Gouverneurs ist so leicht, dass ein kräftiger Mann ihn fortziehen kann. Daher die Schnelligkeit der kleinen Pferde, welche anders forcirt sich eher todt schlagen lassen, als vom Platze gehen. Die Pferde haben in der Beziehung eine Aehnlichkeit mit den Bewohnern dieser Länder: dass sich mit Gewalt nichts bei ihnen ausrichten lässt; oft war ich selbst Zeuge, dass wenn es den stetigen Mähren der Miethwagen nicht mehr beliebte, vorwärts zu gehen, die Passagiere auszusteigen genöthigt waren. Die Pferde sind durchgehends klein, aber zierlich gebaut.

Die grössten sind von persischer Abstammung; die kleinsten werden oft als Reitpferde für die Kinder benutzt, und es ist artig zu sehen, wie die kleinen kaum 6 Jahre alten Knaben in vollem Galopp mit diesen niedlichen Thieren einhersprengen.

Wegen der Hitze und besonders wegen der weitläufigen Bauart geht man in Batavia selten zu Fuss, sondern bedient sich, wenn man keine eigne Equipage hat, der Miethwagen, um seine Geschäfte abzumachen. Diese Wagen sind gewöhnlich nur mit einem Hintersitz für zwei Personen versehen und von verschiedener Güte. Man zahlt dafür per Tag sechs Gulden und für den halben Tag die Hälfte. Auffallend ist es, dass bei der bedeutenden Concurrenz zwischen Weltevreden und Batavia noch keine Eisenbahnen und Omnibus eingeführt sind. Die Strassen sind gut unterhalten und werden mehrmals des Tages begossen, um den Staub zu vermindern, aber nicht gepflastert. Sie sind erfüllt von Equipagen, in denen blendend weiss gekleidete Europäer, weiss gekleidete Damen mit Blumen und Juwelen im Haar und Pfauenfächern in den kleinen Händen, oder auch schwarze, mönchähnliche Chinesen mit kahlgeschorenen Köpfen und langen Zöpfen auf dem Scheitel, oder geputzte braune Grazien, oder schwarze Lakajen in rother Tracht mit breiten, silbergestickten Leibbinden und goldenen Knöpfen sitzen; barfussige Reiter, bärtige Araber, magere Bengalesen, fette javanische Priester, Fruchtverkäufer, Langwaarenhändler, Garköche, Diener der Gerechtigkeit und gefesselte Arrestanten gewähren ein belebtes Schauspiel.

Java's Priesterinnen der Venus zeigen, wie weit sich der europäische Geschmack zur Befriedigung animaler Triebe verirren kann, denn was den Eingebornen reizend scheint, ist unter der Kritik hässlich und widrig. In Bambuskäfigen sitzen diese Grazien wie in einer Menagerie und schminken den nach Kokosöl stinkenden Körper mit Betak, um desto reizender zu erscheinen. Dabei grinsen sie den Besucher mit ihrem blutrothen Sirimunde und schwarzen Betelzähnen freundlich an, und wenn auch die kräftige Atmosphäre einer solchen Schönen den Wunsch erregen mag, in ihren Armen zu ruhen, so schreckt doch Manchen die Furcht vor der Syphilis, die allgemein unter der Bevölkerung verbreitet ist.

Die Frauen rauchen hin und wieder so gut wie die Männer Tabak, der fein geschnitten in Stroh gewickelt und behaglich verdampft wird. Aechte Virtuosinnen kauen ihn auch. Sie können dabei und mit ihrer Siridose unter Kartenspiel Tage hinbringen. Der Boden und die Wände lassen die Spuren einer solchen Gesellschaft stets zurück;

ersterer ist mit dem blutrothen Speichel beschmutzt, letztere mit dem Kalk beschmiert, der ein unentbehrliches Ingredienz beim Betelkauen ist.

Der Siri oder Betel (Chavica betle) ist eine dem Epheu entsprechende Schlingpflanze, die zum Gebrauch an alten Stämmen gezogen wird. Die Blätter sind grösser, eiförmig und enthalten ein scharfes Aroma. Mit Gambir, gestampfter Arecanuss (von der Pinangpalme, Areca catechu) und etwas abgelöschtem Kalk gemengt, wird das aufgerollte Blatt als ein Bissen (Bolus) zwischen Lippen und Vorderzähne gesteckt und nicht gekaut, sondern daran gelullt, bis ein reichlicher blutrother Speichel davon im Munde zusammenläuft, den man im Freien ausspuckt, den Unbemittelte in den Häusern in Kokosnussschalen speien, Vermögende in kupferne, Vornehme und Fürsten aber in goldne Spucknäpfe; die eingebornen Schönen spritzen ihn auch wohl auf zudringliche Liebhaber, die, so gezeichnet, von weiterer Zärtlichkeit abzustehen pflegen. Auch ist dieser Speichel ein mächtiger Talisman, der Gespenster und Sedans vertreibt, und weil der Teufel die meisten Krankheiten hervorruft, gegen diese als Specificum gilt. Er muss aber dann ohne Kalk präparirt sein, und der Arzt, Zauberer oder Teufelsbeschwörer, welcher gewöhnlich ein altes Weib, also generis feminini ist, bläst unter dem Murmeln gewisser Zauberformeln den blutrothen Speichel auf den leidenden Theil.

Die Siridose ist daher ein unentbehrlicher Appendix eines Ostindiers und fehlt nie bei der Mitgift einer inländischen Braut. Die halbwilden Stämme der Insel begnügen sich mit einer selbstgeflochtenen Tasche, die gemeinen Javanen mit einer Holzschachtel, die Vornehmen mit einer kupfernen, silbernen oder goldnen Siridose. Letztere ist mit getriebener Arbeit reich ciselirt und der Inhalt besteht in kleinen, runden Büchsen, die manchmal Früchte vorstellen; darin ist Kalk, Tabak, Gambir, Arecanuss und ein Bündelchen Siriblätter; auch eine Scheere fehlt nicht. Wie in Deutschland eine Prise Tabak, in Holland ein Bitter und eine Thonpfeife, so wird in Indien dem Gaste vorerst die Siridose angeboten. Wenn er sich dann zurechtgesetzt, das mit umständlicher Muse präparirte „Pruimje“ in den zugespitzten Mund geschoben und in träumerisches Dolce far niente versunken, einige Lullzüge von dem ätzenden Safte gethan hat, ist er erst à son aise und aufgelegt, Red und Antwort zu geben. Oft haben wir die himmlische Geduld bewundert, mit welcher selbst hohe und höchste Personen diesen Vorbereitungen der im Staub gekrümmten Sclaven zusahen, bis es diesen gefällig war, den Mund wieder zu öffnen. Was unsern Arbeitern der

Tabakspfropfen in der Maultasche, den Südamerikanern die Coca (Erythroxylon coca) ist, das findet der Ostindier in dem Betel. Er ist nicht so sehr Luxus, als wohl Bedürfniss. Der geringste Lastträger lässt sich in diesem Genusse nicht stören; er findet darin Erholung und Erfrischung. Die schädlichen Wirkungen der Coca hat er nicht. Dagegen erzeugt er einen schauderhaft hässlichen Mund. auf welchen sich die Sirivirtuosen nicht wenig verhoffärtigen, da ein blutrother Rachen und kohlschwarze Zähne eine Schönheit bilden, welche der Europäer, der Affe und der Hund nicht besitzt. Siri, Arecanuss und Gambir bewahren als Adstringentia wohl ein gutes Zahnfleisch, und ist die Catechu selbst unsern Zahnpulvern beigemengt. Der Kalk ist aber eher schädlich, als zuträglich. Freilich wird durch das Sirikauen ein stinkender Athem verdeckt. Die guten Zähne der Eingebornen mögen aber länger dauern, weil sie weniger heisse Speisen geniessen, als wir. In den Ländern, wo viel heisse Suppen genossen und glühend heisser Caffee geschlürft wird, geht das Gebiss bald zu Grunde; wo dagegen mehr kalte Speisen genossen werden, zeigen sich die Zähne nicht so bald durch Caries verunstaltet, und behalten die Menschen oft bis in's hohe Alter gute Zähne. Um die Zähne schön schwarz zu färben, setzen die Eingebornen dem Siri noch andre Ingredienten zu, wie Banjong (Pulver von jungen Granatäpfeln), Kaju daj (eine stinkende Rinde) u. s. w. Der Tabak wird in Indien frisch aufgerollt, sehr fein geschnitten und dann erst getrocknet. Man wickelt ihn hierauf in wilde Pisangblätter und bringt ihn zu Markte. So wird er geraucht und gekaut, aber nie geschnupft. Sie nehmen die getrockneten Blätter der Nipa fruticosa, streichen sie mit dem Messer glatt und schneiden sie in einige Zoll lange Stücke. Auf diese wird ein Klümpchen Tabak gelegt und dann zwischen den zwei flachen Händen aufgerollt, worauf die Cigarre fertig ist. Solcher Sarutus raucht ein Liebhaber wohl 25—50 Stücke über Tag.

Die inländischen Schönen verwenden auf ihre Toilette nicht weniger Sorgfalt, wie ihre europäischen Schwestern, besonders das Haar wird wohl cultivirt mit Kokosöl eingerieben, um es geschmeidig zu machen. Zur Verbesserung des Geruches mengt man diesem Blumen bei, wie Melatti (Jasminum sambac), Tandjong (Mimusops elengi), Tjampakka (Michelia champacca), fein geschnittene Pandanblätter und Waronsamen. Zur Reinigung des Kopfes gebraucht man die seifenartigen Säfte verschiedener Pflanzen; die Asche von gebranntem Reisstroh, den Saft der Teufelsorange: Djeroksedan. Wie bekannt, ist das Haar der Eingebornen ausserordentlich stark und wird durch Kahl-

scheeren des Kopfes schon von früher Jugend an verdickt. Die Chinesinnen sollen sich des Kuhmistes und der Buttermilch zur Hervorbringung eines starken Kopfhaares bedienen.

Auch hier färben die Frauen ihre Finger- und Zehennägel roth. Sie reiben den Körper mit Barm (gestampftem Reis, Kintjor und andern Spezereien) ein; auch Betak dient zur Schminke und erregt ein angenehmes, erfrischendes Gefühl. Das chinesische Betak aus Gadong soll schädliche Eigenschaften haben. Geriebene Austernschalen röthen die Wangen, erzeugen aber eine runzelige Haut. Stärker färbt die unreife Ananas. Mit Kapas merah macht man die Lippen roth. Als Schönheit gilt, dass unverheirathete Frauenzimmer mager, verheirathete fett sind. Die jungen Damen dräiniren sich, um mager zu bleiben, durch schmale Kost und durch den Genuss von bittern Tränken (junge Granatäpfel, Tjepaka gadmg u. s. w.) Viele sind an das Naschen von Erde (Ambo) gewöhnt.

Es herrscht durch ganz Indien der Aberglaube von dem Steinwerfen und Sirispeien, und selbst hochstehende Personen sind nicht frei davon. Es erinnert dieses Sirispeien an ähnliche Erscheinungen in Europa, denen man besser auf die Spur gekommen und welche darum seltner geworden sind. Es soll nämlich, ohne dass man entdecken kann, woher oder durch wen es geschieht, dieses Sirispeien oft mitten in einem Zimmer stattfinden, wo Niemand sich befindet, eben so das Steinwerfen.

Die zu Batavia wohnenden Malajen sind grösstentheils durch den Verkehr mit Europäern verdorben; man findet mehr Schelme und Tagediebe, als zuverlässige Subjekte unter ihnen. Doch sind sie zu allen Arbeiten sehr anstellig und zeigen mehr Geschicklichkeit bei unbekannten Verrichtungen, als Europäer. Als Bediente sind sie dem Neuankommenden unentbehrlich, der jedoch nie ungerupft von ihnen loskommt. In den Binnenlanden und auf den Inseln findet man unverdorbene Naturmenschen, denen man getrost vertrauen kann.

Die Bevölkerung von Batavia ist ausserordentlich gemischt. Den bessern Theil der eigentlichen Stadt bewohnen die Chinesen und Portugiesen. Denn die europäischen Kaufladen werden nur den Tag über von ihren Eigenthümern besucht, die oft meilenweit in dem Binnenlande wohnen. Die Portugiesen Batavias gleichen keineswegs ihren Ahnen, unter deren starkem Arm Ostindien sich beugte. Was würde ein Vasco de Gama und Albuquerque sagen, sähen sie diese pechschwarzen, verkümmerten, schmächtigen Gestalten, die hier den Namen Portugiesen tragen! — Reine Portugiesen mögen diese Sinios freilich nicht sein, und gewiss fliesst mehr ostindisches, als europäisches Blut

n ihren Adern, aber noch immer haben sie den Stolz auf hren Namen bei aller physischen und moralischen Erbärmichkeit ihres Daseins. Sie sind wahre Jammerbilder und eigen evident, wie sehr eine tropische Zone körperliche nd geistige Anlagen vernichten kann. Der Körper dieser lenschen ist kraftlos, ihre Muskeln sind lumrig und schlaff. ie Bänder sind ohne Elastizität, daher die Füsse zu sehr nwärts gekehrt, die Haut ist tonlos und schwarz: — elbst die Sprache ist matt, die Worte bleiben gleichsam n der Zunge hängen; diese Menschen sind arm und beohnen in der Stadt die ungesundesten Plätze. Die meisten finden ihre Existenz auf den Bureaus in der Nähe des afens als Schreiber und ernähren mit 25—30 Gulden montlichen Gehalts oft sich und ihre zahlreiche Familie.

Hier findet man noch drei Merkwürdigkeiten: vor dem Vasserthor eine alte Kanone, welcher Jan Compagnie einal die Rettung zu danken hatte, der, sonderbar genug, e Eingebornen noch täglich Opfer bringen, obgleich sie ormals die Widersacher der Bataver und heute noch Bemner des Islam sind.

In der Strasse zum Viereck stand ein grosser Pfahl s Wahrzeichen des Mordes, welcher im Jahr 1740 an den hinesen verübt wurde.

Auf dem Wege von Jakatra, bei der evangelischen irche, sieht man auf einer Mauer den mit Kalk übertrichenen Kopf des Peter Erbeveldt, der durch den wieerholten Anstrich schon so gross wie ein starker Kürbis eworden ist, der aber noch widerlich genug den Vorbergehenden aus den hohlen Augen angrinzt. Unter dem opfe ist in der Mauer eine Votivtafel mit einer Verfluung im Style der Alten und dem kurzen Inhalte der äulichen Geschichte. Dasselbe Loos, welches diesen luiteling en oproerling“ traf, würden die heutigen Hern von niederländisch Indien gerne über den verhängen, r es wagt, an ihrer Herrschaft zu makeln, und nicht aln sein Fleisch den Raben auftischen, sondern auch in Geschlecht bis in das vierte Glied verfluchen. Derlbe Geist, welcher den frommen „Bedienaar van Gods oord“ beseelte, als er mit inniger Genugthuung das hreckliche Ende des Peter Erbeveldt schilderte, beseelt ute noch die humanen Gewaltträger dieser Colonie.

Demungeachtet ist der Geist der Indobataver, wie das hr 1848 gezeigt hat, nicht der beste, die Stimmung der tavischen Indier aber der Noth und dem Elend entspreend, welche seit zehn Jahren in Seuchen und Hungersth auf Java sich kund geben. Auch ist etwas von dem iste des Widerspruchs, der den verdammten Peter Erbeldt beseelt hat, in das ganze Geschlecht der inländischen

Kinder, vulgo Liplappen, gefahren, welche bei dem Krawall von 1848 eine dunkle Ahnung von ihren Menschenrechten zu durchwehen schien, die sich in dem Geschrei: „Weg mit Jan Jacob Rochussen!" und dem Verlangen nach Pressfreiheit (Heuler meinen, darunter hätten sie die Gratis-Austheilung der javanischen Courant verstanden) kund gab. Sociale und communistische Lehren dürften bei diesen Mestizen leichten Eingang finden, da der Arme dem Reichen nirgends mit mehr Recht als hier zurufen kann: „Das Eigenthum ist Diebstahl." —

Das Bestehen mancher „inländischen Familie", die einen europäischen Namen führt, scheint fast räthselhaft, um so mehr, weil die Sinios oder Bidjoks sich zu den Fashionablen rechnen und schwerlich sich zu Handwerken oder zum Feldbau erniedrigen wollen. Gleich spanischen Hidalgos bringen sie lieber mit der Strohcigarre im Munde in Sarong und Kabaje auf dem Balibali (Lotterbette) ihre Zeit im dolce far niente hin, und wenn das schöne Geschlecht nicht industriöser wäre, Reis, Yams, Bataten und Syrup in leckere Kuchen und Que-Que (Confect) metamorphosirte oder mit Nähwerk sich das Nadelgeld selbst verdiente, würde man vermuthen müssen, dass diese Menschen nur von Liebe und Luft leben. Ein Sinio hat aber viel Selbstgefühl, und wenn er in steifer Wichse, die von irgend einem Waschmann erborgt sein mag, öffentlich erscheint, gleicht er auf's Haar einem Gentleman, obgleich seine Widersacher meinen, wie die Gans das Ebenbild des Schwanes, der Esel das des Pferdes, ja wie der Affe das des Menschen ist, so sei ein flotter Bidjok das Conterfey eines europäischen Dandy. Bei Festen und Bällen trägt aber der Sinio ein Decorum und einen Wohlstand zur Schau, dessen Schein mit der Wirklichkeit häuslicher Armuth in einem seltsamen Contraste steht. Man überlässt den „inländischen Kindern" gerne die subalternen Aemter, welche ihnen nicht allein das tägliche Brod, sondern noch mehr verschaffen. In manchen Residenzen würde vor noch nicht gar langer Zeit der geringste blaue Aufseher sich geschämt haben, anders als vierspännig zu fahren, und in andern besitzen heute noch die Sinios die schönsten Pferde. Bei diesen Herren kann aber auch mancher Europäer, der sich zum indischen Beamten ausbilden will, in der Kunst, den Eingeborenen zu behandeln, in die Schule gehen. Obgleich sie europäische Manieren nachahmen, verachten sie doch asiatische Sitten und Gebräuche nicht und würden sich mit manchem Gesetze aussöhnen, das der christliche Europäer von dem muhamedanischen Asiaten annehmen wollte, ja manches wäre willkommen, wie z. B. die Polygamie und das Concubinat. Zwar letzteres hat sich auch bei

den Europäern eingeschlichen, und nicht nur bei denen der niedern Classe, welcher man das Heirathen erschwert, sondern auch bei der höhern und höchsten Classe, die wahrscheinlich das Glück, welches die Ideologen in dem Verhältniss freier Wahl und gegenseitiger Liebe theoretisch anpreisen, practisch studieren und geniessen wollen. Darum liegt auch hier, Dank sei es der freien indobatavischen Denkweise, nicht die Schmach auf den Kindern der Liebe, wie in unserm europäischen Schilda; das Gesetz jedoch hat diese Emancipation noch nicht anerkannt. Die Regierung hat sich indessen veranlasst gefunden, diesen Zuwachs an Unterthanen zu berücksichtigen, und so hat man auf den Hauptplätzen Waisenhäuser errichtet, in welche manches Kind der Liebe aufgenommen wird. Auch eine Soldatenschule ist jetzt im mittlern Java eröffnet, wo die verlornen Söhne sich zurecht finden können. Hier ist also schon ein bedeutender Schritt zu jenem Verhältnisse gethan, welches in einem vollkommenen Staate an die Stelle der Ehe treten soll. Wirklich hat die natürliche Verbindung, geschlossen aus gegenseitiger Zuneigung und Liebe, vor dem gesetzlichen Bunde Manches voraus. Jedoch steht sie noch unter allgemeiner Acht, und ihre Resultate, die natürlichen Kinder, sind gesetzlich noch vieler bürgerlichen Rechte beraubt. Die Moral macht uns unmoralisch und das Recht ungerecht. Für die Kinder sorgt hier der Vater gewissenhafter, als in Europa, wo man es einem Manne übel nimmt, wenn er sein uneheliches Kind zu sich nimmt, aber nichts dagegen hat, wenn er seine unehelichen Kinder verläugnet. —

Die Chinesen sind quasi Ostindiens Juden. Ihr einziges Streben ist dahin gerichtet, Geld zu gewinnen; bei allen öffentlichen Versteigerungen sind sie es hauptsächlich, welche Effecten um geringen Preis an sich bringen und oft gegen ansehnlichen Gewinn wieder losschlagen. Ohne sie wurde der Verkehr hier zu Lande wenig bedeutend und das Leben für den Europäer höchst traurig sein. Sie sind auch die fleissigsten Gewerbsleute und als Maurer, Zimmerleute, Tischler und Schmiede den Europäern unentbehrlich. Dem Clima zum Trotze arbeiten sie von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang. Da die Gesetze sie sehr in Schutz nehmen, so werden sie nicht selten arrogant und brutal, behandeln den Europäer sogar abstossend, wenn er weichherzig genug ist, sich solches gefallen zu lassen. Gehörige Energie, zur rechten Zeit gezeigt, hält sie aber immer in Schranken. In Beziehung auf Religion sind sie nicht sehr scrupulös; sie leben ziemlich frei. Nur bei rauschenden Festlichkeiten, deren es nicht wenige gibt, erinnern sie sich an ihren Cultus. Sie

sind grosse Liebhaber von Feuerwerken und lärmender Musik. Sie laufen mit aus Papier gemachten Ungeheuern und 100 Fuss langen Schlangen, welche transparent erleuchtet sind, des Nachts auf den Strassen einher. Sie haben eine abscheuliche Musik, auch ihre Sprache ist widerlich. Sie sprechen wie Taube gleichsam durch das Ohr; auch ist die Sprache näselnd und wie wenn die Eustachische Röhre verstopft wäre.

Sie essen die verschiedenartigsten Dinge, alles Fleisch, selbst das gefallener Thiere. Riesenschlangen und Hunde sind bei manchen kein seltenes Gericht; aus dem Pferdefleisch machen sie Dinding und Fleischpasteten, welche selbst Europäer nicht verschmähen. Sie tragen das Fleisch hausiren. Viele Chinesen sind Bäcker; sie sollen den Teig mit Füssen treten. — Das Brod backen sie aus amerikanischem Mehl. Es ist gut, wird aber leicht sauer. Als Ferment gebraucht man beim Backen gewöhnlich Kokosmilch. — Die Gerichte aus Reis sind sehr mannichfaltig. Zucker ist ein Hauptingredienz bei ihrer Bereitung. Man kann sie überall bekommen, da allenhalben ihre Bereitung vorgenommen wird. Die Kleidung der Chinesen ist leicht und weit; die Hosen haben eigentlich erst von den Knieen an Beine, was eben nicht gut aussieht.

Die Malajen sind zwar stets bewaffnet, aber hier nicht gefährlich. Von dem früher so berüchtigten Amoklaufen hört man jetzt fast nichts mehr. Nur ungerechte Beleidigungen rächen sie blutig; übrigens durchdringt ihr Leben eine solche Lethargie, dass sie selbst im Falle sie gewaltsam um's Leben kommen, ihren Gleichmuth nicht verlieren. Sie sind wie die Amphibien träge in ihren Lebensäusserungen und lassen sich nicht leicht durch Affecte aus ihrer Gemüthsruhe bringen. So wohlklingend auch ihre Sprache ist, verunstalten sie doch die Malajen im Gesange, in welchem sie abscheulich flenzen und die Töne während der Exspiration möglichst verlängern, wobei sie ein grosses Wohlbehagen zu haben scheinen. Dasselbe gilt auch von den Javanen. Wenn der Hunger sie nicht nöthigt — aus reiner Gewinnsucht arbeiten sie nicht. Wenn sie aber arbeiten, dann zeigen sie grosse Ausdauer. Sie sind Lastträger, Schiffszieher, Matrosen, Fuhrleute, Läufer. Sie können über Tag etwa einen Gulden verdienen. Neulinge überfordern sie gerne, überhaupt alle die, welche der Sprache noch nicht mächtig sind. Ihr Gang ist, wenn sie Lasten tragen, ein eigentlicher Trapp. Ueberhaupt erkennt man die verschiedenen Nationen schon in der Ferne am Gange.

Der Campong china ist wie eine polnische Landstadt, in der Jahrmarkt gehalten wird. Es sieht bunt genug

darin aus; jedes Haus besitzt einen Kram und überall herrscht rege Betriebsamkeit. Neben den Handel jeder Art drängen sich dort die verschiedenen Gewerbe. Viele Kramladen sind gross und mit allen erdenkbaren Sachen angefüllt. Man macht hier seine Einkäufe billiger, als in den europäischen Kaufladen; für die Güte der Waaren wird freilich nicht garantirt. Auch Schauspielhäuser sind dort errichtet, freilich nur chinesische. Die Kleidung der Acteurs ist reich und ihre Mimik nicht zu verachten. Die malajischen Viertel sind, obgleich volkreich, niedrig, unansehnlich und schmutzig. Die Häuser sind von Bambus gebaut, die Dächer mit Palmblättern bedeckt. Auch in ihnen wird starker Handel getrieben, doch sind die Gegenstände weniger werthvoll, als in dem Campong china. Auf den Bazars herrscht grosse Unreinlichkeit von dem Abfalle der Victualien, den man durch Verbrennen zu beseitigen sucht. Der Hauptgegenstand des Handels besteht hier in Esswaaren und Früchten. Dort sieht man auch die inländischen Spielpartien und Tänze aufführen. Einen Totalüberblick über Batavia und seine Umgebungen erhält man nicht leicht, weil Kokoshaine und dichte Baumgruppen überall die weite Aussicht hemmen. Die Vegetation ist hier sehr reich und üppig. Besonders schön ist das feine Laub der Tamarindenbäume. Zu Alleen benutzt man den Canarienbaum, dessen Nüsse wie Mandeln schmecken.

Es finden sich in Batavia mehrere Schulen, jedoch meistens nur für den Elementarunterricht. Höhere Bildungsanstalten sind von Regierungswegen keine vorhanden, wie überhaupt für Künste und Wissenschaften Vieles zu wünschen ist. Man hat nur eine nennenswerthe Druckerei in Niederländisch-Ostindien, und diese ist Monopol der Regierung. Der Javaan'sche Courant erscheint wöchentlich zweimal, ist, ausser Anzeigen, sehr mager, enthält überhaupt nur kurze Auszüge aus europäischen Journalen. Die Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zählt zwar viele Mitglieder, aber wenig Mitarbeiter; mit den Zusammenkünften geht es, wie mit den frühern deutschen Reichstagen: sie werden früh genug ausgeschrieben, kommen aber selten zu Stande.

Das Museum zeigt von dem lobenswerthen Eifer edler Männer, Etwas zu leisten. Die Mittel scheinen aber nicht hinreichend zu sein, der Anstalt gehörig aufzuhelfen, denn Vieles ist gesammelt, aber Weniges geordnet und eingetheilt.

Man findet mehrere Anstalten für das gesellige Leben, wie die Harmonie, die Societät.

Die Kirchen sind klein, einfach und nicht zahlreich. Die schönste ist die protestantische Kirche am Königsplatz, eine Rotunde, die nicht wenig zur Zierde von Weltevreden beiträgt.

Die Wohnungen der Officiere und Militärbeamten, welche den Waterlooplatz einschliessen, haben durch ihre breiten Säulengänge kein übles Aussehen, sind auch sonst zweckmässig eingerichtet; nur wäre es wünschenswerth, dass die Latrinen mit Abzugsgräben versehen würden, um die abscheuliche Ausdünstung, welche von der Anhäufung des Kothes herrührt, zu verhindern.

Die Kasernen sind luftig, geräumig und gut eingerichtet. Alle sind jetzt mit einschläfrigen Bettstellen versehen. Sie haben nur ein Stockwerk. Es existiren noch fünf grosse, zwei Stockwerke hohe Gebäude, welche von den Engländern aufgeführt wurden, von denen eines unter dem Namen „Messe“ als Passantenhaus für die ankommenden Officiere dient. Da die meisten aus Europa kommenden Officiere dieses Haus bewohnen müssen, so scheint es mir nicht unpassend, eine nähere Beschreibung davon zu geben.

Die Messe ist zwei Stockwerke hoch, mit doppelten Gallerien versehen, besitzt zwei Höfe und Hintergebäude für Stallung und Bedientenwohnung, auch drei Ziehbrunnen. Jede Wohnung besteht aus zwei Kammern, die in dem untern Stockwerk 20 Fuss lang und 15 Fuss hoch, aber weil sie wenig vom Grund erhaben, meistens feucht sind. In dem obern Stockwerk sind die Kammern 20 Fuss lang und 12 Fuss hoch, das Vorzimmer hat zwei Fenster, das Schlafzimmer nur eines, welche Fenster mit Traillen und Rotangjalousien geschlossen sind, die zwar die Luft durchlassen, aber die Zimmer sehr verfinstern und ihnen ein gefängnissähnliches Ansehen geben. Der Boden ist mit viereckigen Backsteinplatten belegt. Thüre und Fensterladen befinden sich nicht in dem besten Zustande; besonders sind die Schlösser der erstern meistens alt und fehlerhaft, so dass ein Schlüssel fast auf jedes Zimmer passt und es öffnet, was wegen der häufigen Diebstähle, die in diesen Gebäuden vorkommen und von den vielen Bedienten herrühren, welche sich darin herumtreiben, sehr nachtheilig ist.

Wenn je eine Verbesserung mit diesen Wohnungen vorgenommen würde, so wäre es zu wünschen, dass vorerst die Flur der untern Zimmer um einige Fuss erhöht und die Thüren aller Kammern mit neuen Schlössern versehen würden. Denn durch erstere Massregel würde nicht allein die Feuchtigkeit gehoben, sondern auch jene lästigen Gäste entfernt, welche sich unter den Steinplatten eingenistet haben, unter denen Stinkmäuse und Kröten sehr beschwerlich fallen. Die Reparatur der Thüren ist aber dringend nöthig, da an solchen seit langer Zeit nichts mehr verändert worden ist.

Die Zimmer sind mit den nöthigen Meubeln versehen, was den nur kurze Zeit sich hier aufhaltenden Officieren ehr zu Statten kommt. In den Vorzimmern findet man ne Tafel, drei Stühle, einen Schrank und eine Hänge-mpe; in dem Schlafzimmer eine Bettstelle, eine Wasch-hel und drei Schragen.

Dem Gebäude gegenüber befinden sich die Pferdeställe, e Bedientenkammern und die Wohnungen des Aufsehers, r in einem geräumigen Salon für die Officiere Tafel hal-n soll. Da das Essen zu meiner Zeit sehr schlecht war, hielten die meisten Herren eigne Menage, was ihnen hr lästig fallen musste, weil sie allen Vorrath, wie Reis, l, Fleisch, Butter, Holz u. s. w. in ihren Zimmern auf-bewahren genöthigt waren, wodurch sich viel Ungezie-r hineinzog. Auch waren die Corridors stets beschmutzt it dem Abfall von Früchten und dergleichen.

Auf die Bedientenkammern folgt der Hinterhof, der it zwei Brunnen versehen ist; da sich aber die Bedienten d schwarzen Concubinen den ganzen Tag an demselben baden pflegen, so ist ihr Wasser nicht appetitlich.

Im Hintergrunde befindet sich der im griechischen Styl baute locus tertius. Obgleich seine Lage sehr romantisch t: ein Caffeestrauch steht davor Schildwache, ein Baum-ollenbaum breitet seine schlanken Aeste darüber, und Pi-ngs hängen ihre schwer beladenen Kronen hinein: so t doch die Entfernung von den Zimmern besonders bei cht und Regen, wo der Boden des Hinterhofs ein Moder sein pflegt, für den Bewohner sehr beschwerlich, der wiss gerne auf das Vergnügen, in der Messe zu woh-n, verzichten würde, wenn man ihm für die 35 Gulden, er alle Monate hier verwohnt, ein anständigeres Quar-r einräumte.

Das Hospital zu Weltevreden ist eine grossartige, für send Kranke eingerichtete Anstalt. Mit den Gebäuden die Magazine, die Apotheke, die Wohnungen der Doc-n und des übrigen dienstthuenden Personals beschlägt einen ansehnlichen Raum. Zwar sind diese Gebäude r ein Stockwerk hoch, aber doch mehrere Fuss vom den erhaben. Besonders schön sind die Wohnungen der ctoren, die auch zweckmässig eingerichtet sind. Ausser n Officierssaal, welcher für höhere Militär- und Civil-mte, so wie für Privatpersonen bestimmt ist, sind acht Soldaten und Matrosen bestimmte Säle vorhanden, von nen jeder für 100 Kranke eingerichtet ist. Hierzu kommt ch ein Local für Frauen und für Geisteskranke. Die le sind einzeln gebaut, hochgeräumig, mit Gallerien um-ben, mit Steinen geplattet; die einschläfrigen Bettstellen hen zwei Fuss aus einander.

Der Wechsel der Utensilien und das Essen sind gut, die Bedienung lässt aber Manches zu wünschen übrig.

Das Verhältniss der Todten zu den wiederhergestellten Kranken ist wie 1 zu 18, also viel günstiger, als es in frühern Zeiten gewesen ist. Ueberhaupt hat sich seit den letzten 15 Jahren die Sterblichkeit sehr gemindert.

Man hat hier etliche Gasthäuser, in denen der gewöhnliche Preis für den Tag fünf Gulden ist; auch kann man da monatweise logiren und zahlt dann (so wenigstens im Gasthause zweiten Ranges) fünf und siebenzig Gulden; das beste war das Hôtel de Marine und Hôtel der Niederlande.

Weltevreden besitzt ein gut eingerichtetes Theatergebäude, aber keine ständigen Schauspieler. Wenn nicht reisende Banden, wie die letzte, welche vor einigen Jahren aus Frankreich dahin gekommen war, spielen, so werden Liebhabertheater und Concerte gegeben. Die Gesellschaft, die sich zu diesem Zwecke gebildet hat, führt den Wahlspruch: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Wenn Vorstellungen gegeben werden, kostet der Eintritt für die Person sechs Gulden; Kinder und Officiere zahlen weniger.

Die Freimaurerloge zählt viele Mitglieder, da es bei den Holländern zu dem guten Tone gehört, sich in eine Loge aufnehmen zu lassen.

Die Landstrasse von Batavia nach Buitenzorg befindet sich in vortrefflichem Zustande, bildet aber einen schreienden Contrast zu dem neben ihr hinlaufenden Weg, auf welchem Büffel verdammt sind, zweirädrige Frachtwagen, deren Räder aus einer Holzscheibe bestehen, mühsam fortzuschleppen. Man kann sich nichts Langsameres vorstellen, als solch ein Fuhrwerk, das täglich nur wenige Stunden zurücklegt. Die Postwagen dagegen fliegen mit ausserordentlicher Schnelligkeit über die gut unterhaltenen Chausseen. Letztere sind ein bleibendes Andenken von dem Gouverneur Dändels, sollen aber bei ihrer Anlage hunderttausend Menschen das Leben gekostet haben. Diese Angabe ist offenbar übertrieben; möglich, dass an dem grossen Weg, welcher Java der Länge nach durchzieht, so viele Menschen thätig gewesen sind; da die Arbeit jedem Einzelnen, jedoch in geringem Masse, etwa eine Quadratruthe auf den Tag, zugetheilt wurde, so war sie keineswegs sehr schwierig, selbst nicht durch Urwald oder Morast. Der Javane vollendet seine Arbeit, ohne sich zu übereilen. Freilich hat der längere Aufenthalt in den feuchten Wäldern und Morästen Fieber und Ruhr zur Folge, an welchen eine nicht geringe Zahl Fröhner erkrankt und gestorben sein mag. Dieser durchgreifende Machthaber bediente sich oft schlechter Mittel zu gutem Zwecke, unter

ındrem soll er die Amboinesen en gros mit Feuerspritzen Christen haben taufen lassen.

Ich kam in der Regenzeit hier an. Die Gebirgswasser chwollen an, fanden bei der stürmischen See nicht gegsamen Ausweg und überschwemmten ganz Batavia. es Erdbeben, welches in diesem Jahre auf Amboina wüete, hatte Batavia verschont, während es ein Jahr zuer auf Buitenzorg den Palast des Gouverneurs zerstört tte.

Auch hier gibt es eine fahrende und eine Brief-Post. ur fahrenden gehört der Reisewagen, welcher des Pasgiers, und die Pferde und Postillons, welche des Gournements Eigenthum sind. Alle zwei Stunden trifft man n Posthaus, welches aus dem Stalle und dem offnen, ber den Weg gebauten Schuppen besteht, worunter der rspann geschieht. In dem Stalle befinden sich vier ferde für den Reisewagen und zwei für die Briefpost; in anchen Residenzen stehen noch eben so viele Regentserde daselbst, welche die Bevölkerung unterhält. Ueber ne solche Poststation führt ein javanischer Mandur die ufsicht, der keinen Gehalt, sondern ein Stück Reisfeld hält; unter ihm stehen der Kutscher, die Läufer und eige Knechte, welche Gras für die Pferde schneiden und en Stall reinigen. In Gebirgsgegenden gehört noch dazu in Gespann Büffel, als Vorspann bei schlechten und steien Wegen, und der Büffeltreiber.

Der Reisewagen besteht aus einem geräumigen Kasten, essen Wände von Rotang geflochten sind, dessen Seiten fen stehen, doch mit Regenleder versehen sind, dessen ach noch gegen die glühende Hitze mit einer Katjangatte überdeckt wird, der auf vier starken Rädern, welche rch Bambusschienen verstärkt werden, ruht, deren Axen rch zwei solide, eiserne Schwanenhälse verbunden sind. r Bock ist hoch, der Rücktritt niedrig. Hierzu gehört s Viergespann, das in manchen Residenzen aus guten, manchen aus schlechten Pferden besteht. Der Kutscher ägt hin und wieder eine Art Livrée, oft nur ein blaues er buntes Hemde mit breitem Band, worauf die Metallatte mit dem Gouvernementsmerkzeichen, einen Leibgür-, worin sein Kris (Dolch) steckt. In der Rechten handbt er eine ungeheuer lange Peische, in der Linken den igel. Auf dem Kopfe sitzt über dem Kopftuche der Tjapng (Bambushut). Zuweilen duldet diese wichtige Peron auf dem schmalen Bock noch einen Bedienten neben ch und einen Koffer zwischen ihren Füssen. Minder in ang ist der Vorreiter und noch niedrer stehen die Läufer, ämlich hinten auf, mit kurzen Peitschen durch entsetzches Geschrei und Geklapp die Pferde antreibend; der

Büffeltreiber ist ein eingeborner Urmensch, auf den der Kleiderluxus noch keinen Einfluss hat, der selbst den ersten besten abgerissenen Zweig als Peitsche gebraucht. Der Postillon erhält für drei abgelegte Posten einen Gulden Trinkgeld, die Läufer für eine Post zehn Duiten, der Treiber eben so. Alle dienstbaren Postgeister sind bei Ankunft des Wagens beschäftigt, die Räder nicht mit Oel einzuschmieren, sondern die Axen mit Wasser zu begiessen.

Reist man durch die Gunst eines Residenten mit Regentspferden, dann werden diese oft erst aus dem Felde bei den Ohren herbeigeholt; man wirft einen Knäuel von zerrissenem Leder, verrostetem Eisen und alten Stricken über sie, welchen man das Geschirr nennt; gewöhnlich erscheinen nach und nach sechs Quadrupeden, welche man aber nur mit dem bewaffneten Auge eines Zoologen für Pferde erkennt. Holländer nennen sie Hitten oder malajisch: Kuda gladak. Diese edlen Thiere, an deren mit einem schäbigen Fell überzogenen Gerippe man noch bei ihren Lebzeiten Osteologie studiren kann, sind endlich durch zärtliche Zusprache und gelinde Rippenstösse in Reih und Glied gebracht, der Kutscher knallt, die Läufer knallen und schreien, die Knechte schieben an den Rädern, der Mandur zieht an dem Vorspann und nach einer himmlischen Geduldsprobe, während welcher man Reflexionen darüber anstellt, warum die Erfahrung so mancher Tracht Schläge und des Höllenlärms die starrköpfigen Thiere nicht weiser macht, setzt sich das Quadrijugum mit eingezogenem Schwanze, ausgerecktem Hals und rückgelegten Ohren in Bewegung; die ganze Locomotive rennt auf und davon, freilich nicht selten gegen den zur Seite des Weges laufenden Erddamm an, wo die geplagten Gäule den letzten verzweifelten Versuch machen, den Karren umzuwerfen und sich des Sclavenjoches zu entledigen. Jetzt werden die Peitschen zu Fetzen geschlagen, die Kehlen heiser geschrieen. Hollen of stilstaan ist die Losung dieser fahrenden Post.

Die Posttaxe ist nicht gering, die Trinkgelder sind ansehnlich, daher das Reisen kostspielig; freilich werden die Reisenden, wenn sie mit einem oder dem andern hohen Gönner in Connex stehen, mit freien Postpferden begünstigt, warum man auch behauptet, diese Einrichtung koste dem Lande bedeutende Summen, aber die Annehmlichkeit, oft Stunden, ja Tage lang auf ein folgendes Postgespann warten zu müssen, setzt dem Ganzen die Krone auf. Zu Eisenbahnen hat man bis jetzt auf Java sich noch nicht verstiegen.

Die Briefpost geht zwei Mal wöchentlich über Java. Dringende Depeschen werden extra befördert. Durch einen

hohen Tarif hat eine ängstliche Verwaltung früher die bequeme Correspondenz zu verhindern gesucht, und noch jetzt ist das Briefporto viel zu hoch. In der Regenzeit und bei Ueberschwemmungen kommt die Post manchmal spät oder gar nicht; an manchen Stellen, wo die Wege so schlecht sind, dass sie keine Postkarren zulassen, wie zwischen Sumberwaru und Banjuwangi, hat man Postreiter, gewöhnlich zwei, dass, wenn einer von Tigern aufgefressen wird, der andere sich davonmachen und es melden kann. Diese reitende Post erscheint freilich nicht in dem glänzendsten Costüm. Ein platter, spitzer Hut von Pandanblatt, so gross wie ein Regenschirm, bedeckt den Kopf, Lumpen umhüllen den Leib, die grosse Zehe umklammert mit der zweiten den Steigbügel, und der blosse Fuss bedarf eines Sporens nicht. Das Postpacket steckt in einer alten Tasche. Das Ross des Postreiters ist zwar nicht von englischem oder arabischen Ursprung, harmonirt aber sehr gut mit seinem Chevalier de la triste figure. Auf Aussenposten hat man es noch nicht bis zu diesem Grad von Kultur gebracht; man bedient sich der Boten, welche die Postpackete per pedes apostolorum expediren. Soll ein Brief in Eile befördert werden, was der Holländer mit dem Worte spoed und X X X bezeichnet, so fügt der Eingeborne einige Vogelfedern an den Brief, und dann rennt der Bote durch Dick und Dünn, durch Nacht und Nebel, durch Berg und Thal zu seinem Ziel. Nur an den uncultivirtesten Orten kommen noch Fälle vor, wie jener, wo ein Indianer nebst einem Briefe einen Topf voll Feigen bringen sollte, diese unterwegs aufass und nicht begreifen konnte, woher der Empfänger des Briefes wisse, dass man ihm Feigen zur Besorgung mitgegeben habe.

Als Handel eigner Art muss ich noch des Menschenverkaufs erwähnen. Als ich das erste Mal dabei zugegen war, wurde ich schamroth und fühlte mich als Mensch erniedrigt unter dem vornehmen Gesindel, welches mit gewohnter Eintönigkeit auf eine Sclavenfamilie zu bieten begann. Diese Familie bestand aus fünf Köpfen, an welchen man jede Altersperiode studiren konnte. Das empörte Gefühl des kräftigen Mannes und die sorglose Unschuld eines unmündigen Kindes galten beim Verkauf der Bedauerungswürdigen, welche trotz der braunen Farbe eben so wie Europa's Sprösslinge mit Vernunft und Freiheit des Willens begabt sind, gleich wenig. Man schien sie für das Neutrum, τὸ πρᾶγμα, zu halten und suchte sich mit schamloser Gemeinheit von der Güte dieser Waare zu überzeugen. Sie wurde für fünfzehnhundert Gulden losgeschlagen. Es schien mir, dass man bei diesem verruchten Geschäfte — wie bei Generalsünden nur einmal erröthe, näm-

lich das erste Mal. Uebrigens können nur diejenigen verkauft werden, welche als Sclaven geboren sind; denn freie Menschen dürfen auf Java nicht mehr zu Sclaven qualificirt werden. Auch stehen die Sclaven unter dem Schutze der Gesetze und befinden sich so wohl bei ihrem Zustande, dass sie oft die Freiheit nicht einmal annehmen, selbst wenn man sie ihnen anbieten würde.

Mögen wir unsre Freiheit bei dem Vergleich mit indobatavischen Sclaven nicht zu sehr überschätzen, denn was dort dem Einzelnen oder der Familie widerfährt, das ist uns in ganzen Landschaften bis auf die neueste Zeit begegnet. Wie mancher Ort, ja wie manches Land und Volk ist nicht gegen Willen an einen fremden Herrn verhandelt worden! In dem Moniteur des Indes or. et occ. ist zu der Zeit, in welcher die Anerkennung der Menschenrechte laut und ungestüm gefordert wurde, ein Aufsatz über den Zustand der indobatavischen Sclaven veröffentlicht worden, der beim Licht betrachtet eine Apologie auf deren Glückseligkeit und eine salbungsvolle Lobhudelei auf die humane Regierung enthält. Es heisst darin: viele Herren duldeten nicht, dass nach ihrem Tode die Sclaven verkauft würden, ja manche schenkten ihnen für diesen Fall sogar die Freiheit oder bestimmten wenigstens, dass sie als unveräusserliches Eigenthum bei der Familie bleiben müssten. Ganz recht, denn diese Sclaven sind nicht selten die leibhaftigen Kinder des selig entschlafenen Hausherrn, der sich wohl dazu verstehen konnte, sie bei seinen Sclavinnen zu zeugen, nicht aber, sie zu adoptiren. In den Molukken haben wir Perksclaven gesehen, die, des Perkeniers Kinder, dasselbe traurige Loos mit den andern Sclaven theilten. Im Allgemeinen werden die Sclaven gut behandelt, aber es gibt auch Ausnahmen von der Regel, welche in der Wollust und Eifersucht begründet sind. Schauderhafte Thatsachen erzählt man sich. Es ist in einer gewissen Residenz Javas bekannt, dass eine Dame aus Eifersucht einer Sclavin bei lebendem Leibe die Labia pudenda abgeschnitten und ihrem Manne als Frikatell vorgesetzt hat. Die Sclavin starb an der Verstümmlung, und das Verbrechen blieb ungeahndet. Die Balinesen haben im Jahr 1828 das Sclavenjoch, welches ihnen die Indobatavер auflegen wollten, blutig abgewiesen. Ihre Fürsten hatten sie den Indobatavern als Sclaven verkauft, welche ihre Armee damit rekrutirten. In genanntem Jahre brach aber ein Aufstand auf einem Schiffe aus, das einen Transport Balinesen abgeholt hatte, der diesem Menschenhandel ein Ende gemacht hat. Zwar werden noch manchmal Sclaven eingeschmuggelt und durch Darleihen manche Menschen zu eigen gemacht; das Gesetz billigt es aber nicht.

Reise nach Banka.

Den 2. Juli 1836 ging ich an Bord des Radja Wali Adlers) nach Banka unter Segel. Der Capitän K., unter em Namen Lord Pudding bekannt, hatte Frau und Kinder n Bord, aber obgleich er unter dem Pantoffel seiner raunen Ehehälfte stand, so zitterte doch Alles vom Steuerrmann bis zum Schiffsjungen vor seiner donnernden Stimme. er er mit einem Stucke Tau nicht selten den gehörigen achdruck gab; gegen die Passagiere war er höflich und vorkommend. Die Matrosen bestanden aus Arabern, ingalesen, Bugginesen und Negern. Mit mir reiste ein fficier von der Artillerie, mein Landsmann. Wir nahmen en Cours nach Osten, weil der Capitän zu Intramaju Provinz Cheribon) Ladung einnehmen musste.

Den 5. Juli, Morgens um 10 Uhr, kamen wir an der ündung des Flusses von Intramaju vor Anker. Wir hren in der Schaluppe mit dem Capitän nach dem Städtien. Die Ufer des Flusses waren überall mit Reisfeldern ngeben und sehr fruchtbar. Dieses Land producirt hauptchlich Reis, wovon der meiste ausgefuhrt wird. Von ntramaju aus kann man eine weite Fläche von Reisfeldern übersehen. Die Ernte ist ein grosses Fest für die evölkerung. — Wir wurden sehr gastfrei empfangen. n Jeder bemühte sich, uns an seiner Tafel zu bewirthen. ie Leute schienen wie im Elysium zu leben: schienen, enn als dauernder Aufenthaltsort muss Intramaju sehr ngweilig sein.

Die unersättliche Monopolwirthschaft hat dieses gegnete Land zum Sitz von Elend und Noth umgewandelt. enn während unsres Besuches konnte man für einen ulden einen Pikol Padi (Reis in der Hülse) kaufen; ja den Dessa (Dörfern) lieferte ihn der Landmann noch iger. Bald aber führte man hier das Cultursystem ein, e Javanen mussten ihr bestes Land den Contractanten erlassen und den Reis an die Pellmühle abliefern, wo e eine Zeit lang nur achtzig Duiten für den Pikol erelten, uud da ihr eigner Vorrath bald aufgezehrt war, n gepellten Reis zu zwölf Gulden den Pikol zurückkaufen genöthigt waren. Und Mitbesitzer dieser Reisllmuhle war jener Staatsmann, den man laut und öffentch für die Verwaltung der Colonie als unersetzlich und entbehrlich anpriess, und der auf das Decorum seiner umanität ein so grosses Gewicht zu legen schien. Hier igten sich auch zuerst die schlimmen Folgen des Ausugungs- und Plünderungssystems; es brachen Unruhen s, der geplagte Javan steckte die Tabaksplantage des errn Brillmann in Brand und verliess seine Heimath;

Tausende wanderten aus; Tausende aber starben den Hungertod und wurden durch Seuchen hinweggerafft, und das zu einer Zeit, wo ein deutscher Schreiber, Eduard Selberg, meinen Landgenossen von der Glückseligkeit, welche auf Java herrschen sollte, erzählte und die patriarchalische Verwaltung der Indobatαver nicht genug rühmen konnte. Die Regenten ermangelten nicht, den Zustand nach Wahrheit zu schildern, allein der Resident, welcher wohl wusste, mit wem er es zu thun hatte, stellte die Sache als unbedeutend dar, bis endlich die Thatsachen allzu laut sprachen und die Regierung genöthigt war, eine Untersuchungs-Commission nach der Residenz Cheribon abgehen zu lassen. Jedermann hielt nun den Residenten für verloren; allein die Commission drückte ein Auge zu; die Reispellmühle blieb bis 1848 im Gange, und so lange dauerte auch die Hungersnoth und das Elend in der Residenz Cheribon. Gewinnsüchtige Chinesen kauften den Eltern ihre Kinder ab (besonders junge Mädchen, welche der Wollust der Sinkays anheimfielen), von denen die Schönsten als Comödianten abgerichtet wurden, die übrigen als Haussclaven nach Banka und Singapur wanderten. Zwar manche von diesen wurden später zu Kebsweibern, ja auch zu legitimen Frauen erhoben, aber dieser schändliche Handel in Menschenfleisch dauerte lange genug, bis ihm eine Grenze gesteckt worden ist. Die Chinesen sind die gewissenlosesten Schmuggler und halten den Ausspruch Philipps von Macedonien für unfehlbar, dass keine Festung uneinnehmbar sei, in welche ein mit Gold beladener Esel steigen könne. Der mit Gold beladene Esel findet unter der Form von Goldfüchsen und Manisan nur zu häufig Zugang in die Häuser jener Gewaltigen, welchen das Wohl und Wehe der Bevölkerung anvertraut ist. Wundern wir uns nicht in den glücklichen Polizeistaaten, wo eine eifrige Beamtenelite über die Ruhe der Unterthanen wacht, über solche Feilheit, denn auch manches europäische Publikum wird durch schlechtes Brod, verfälschten Wein, gemischtes Bier u. s. w. indirect vergiftet, und gar mancher rigoröse Polizeimann, der politisch Verdächtige mit lobenswerthem Scharfsinn aufzuspüren weiss, merkt, mirabile dictu! nichts hiervon. Unter dem Monde ist einmal nichts vollkommen, und sehen wir leider gar bald den Splitter in unsers Bruders Auge, den Balken im eignen aber nicht. Die indobatavische Verwaltung ist so oft und so viel gepriesen worden, dass ein kleiner Schatten das Licht, in welchem sie vor der Welt strahlt, nicht wohl ecclipsiren kann. — — —

Zwar das Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Ochs, Esel, Weib, noch Alles, was

sein ist, wird durch die humane Regierung unter Andro-
hung infamer Entlassung im Uebertretungsfalle von Zeit
zu Zeit in Erinnerung gebracht, aber manche ihrer Diener
kennen allerlei Mittel und Schleichwege, wodurch sie jenes
löbliche Gebot umgehen, und was die Deutschen mit dem
fashionablen Namen Accidenzien, die practischen Holländer
Emolumente und die ungeschliffenen Amerikaner Betrug
nennen, wird nicht leicht auszurotten sein. Ein Districts-
oder höherer Beamte will ein Festessen geben, seine dienst-
baren Geister machen diesen Wunsch den Untergebenen
bekannt, und alsbald wird das dazu nöthige Argumentum
ad stomachum in's Haus gebracht. Weniger unschuldig
ist schon jene Freiheit, welche sich der Vorgesetzte nimmt,
seinen Untergebenen sogenannte freiwillige Auflagen auf-
zubürden, wie Liefern von Brandholz, Gras für Pferdefutter,
das Setzen von Vieh in die Campongs, wo es unentgeld-
lich unterhalten werden muss. So besass ein früherer
Resident von J. mehrere schöne Töchter, welche die Steif-
stettelei in's Aschgraue trieben und manche goldne Frucht,
manchen Diamanten, manches schöne Pferd nach Haus
brachten. Sündhaft ist freilich die Käuflichkeit, die Feil-
heit des Rechtes, die Bestechung; aber kaum würde im
Heimathlande ein Gewaltträger es wagen, das Jus primae
noctis auszusprechen, wie es hier vorgekommen ist. Im
Allgemeinen ist man geneigt, Veruntreuungen und Placke-
reien mit dem Mantel christlicher Liebe eher zu bedecken,
als zu verfolgen. Nur wenn allzu frech dem Decorum
Hohn gesprochen wird, trifft der zerschmetternde Blitz-
strahl des Gesetzes zuweilen den Frevler. Aechtes Voll-
blut tastet man nicht gerne an; hat solch ein legitimer
Dieb Familie, so entschuldigt ihn das sociale Mitleid, und
ist er von Familie, so wagt sich die Justiz nicht an ihn.
Manchen, den offenkundige Unehrlichkeit ehrlos und un-
fähig gemacht, dem Lande je wieder zu dienen, sieht man
über kurz oder lang wieder im Staatsdienst und durch
eine fette Sinecure für seinen „Misstap" entschädigt. Steht
eine Person noch so hoch, sei das Amt, welches sie be-
kleidet, noch so wichtig, das Haus, welches sie macht,
noch so glänzend: man kann nicht wissen, ob man einen
Collet oder Cartouche vor sich hat, den heute der indo-
batavische Plebs beweihraucht und morgen an dem Pranger
stehen sieht. Darum ist das Epitheton, welches einmal in
der arnhemschen Courant der indobatavischen Noblesse
beigelegt wurde, „goldne Canaille", einigermassen gerecht-
fertigt. Leider huldigt man hier dem Reichthum, sei er
auch auf unerlaubtem Wege erworben. Ja, der Nabob
steht in so grösserem Ansehen, ein je unverschämterer
Wucherer, ein je listiger Dieb, ein je feinerer Schurke er

5

war. Grimmig wird der Indobataver, wenn ein Ausländer es wagt, solche Schlechtigkeit aufzudecken, und oft trifft der Schlag nicht den Dieb, sondern seinen Denuncianten, der, vielleicht sein Untergebener, durch Cujonade auf's Aeusserste gebracht, die Schurkerei seines Meisters anzeigt. Ein sprechendes Beispiel der Art sahen wir kurz vor unsrer Abreise von Surabaja. Der ganze Ingrimm der Gewalt wendete sich in jenem Falle gegen den Moffen, den Verdoemeling. Eine lichtscheue Censur hat bis jetzt jeden Gedanken an eine freie Presse verdunkelt, und doch ist nur diese im Stande, die schreienden Missbräuche zu beseitigen, Schlechtigkeit und Schurkerei an das Licht zu ziehen, mit Stumpf und Stiel auszurotten; aber wie der gute Katholik unbedingt glauben, so soll der brave Indoholländer unbedingt stumm sein. Wer sich über den Zustand der Rechtspflege in Niederländisch-Indien zu unterrichten wünscht, der lese das holländische Werk von van Vliet.

Wir durchstreiften bei Tage die Gegend, hatten Abends einige angenehme Concerte und verbrachten die Stunden beim fröhlichen Becher. Der Campong ist volkreich und wird durch den Fluss in zwei Theile geschieden, die man durch eine fliegende Brücke von Bambus vereinigt hat.

In dieser Landschaft halten sich noch viele Tiger auf. Wenige Tage zuvor hatte ein Mensch durch einen solchen das Leben eingebüsst und ein Javanese einen Tiger von enormer Grösse erlegt, wofür er den bestimmten Preis von einigen Gulden erhielt.

Hier sah ich das erste Begräbniss eines Chinesen, das mir sehr sonderbar vorkam. Dem Leichenzuge ging eine ohrzerreissende Musik voraus, dann folgte ein Stuhl mit einem Thronhimmel, worunter sich die Leiche befand, hierauf Fahnenträger, die Familie und Leidtragenden in weissen Kleidern; zuletzt in weisse Säcke gewickelte Weiber, welche jämmerlich heulten. Alles ging in vollem Galopp an uns vorüber und man schien die grösste Hast damit zu haben. Wir blieben hier vierzehn Tage. Bei unsrer Rückkehr nach dem Schiffe schossen wir auf ein grosses Krokodil, welches einen im Flusse treibenden todten Büffel verzehrte. An der Mündung lagen auf der Bank die Reste eines Malajen, welchen beim Fischen zwei Tage zuvor ein Krokodil überfallen hatte.

Wir nahmen den Cours nordwest zwischen Billiton und Banka durch die Clemensstrasse. Sandbänke und Seeräuber machen diese See unsicher. Den 22. Juli warfen wir vor dem Flusse von Marawang Anker. Da der Capitän wegen der Krokodile mit der kleinen Schaluppe in den verwachsenen Fluss von Pankal pinang sich nicht hineinzufahren getraute, so gingen wir gerade an die Küste

und über Land nach Pankal pinang. Die Brandung trieb uns schnell an das Land, welches mir ein neues Schauspiel darbot. Der Strand war mit seltnen Muscheln und Ossa sepiae ganz besäet. Ein dicker, hoher Wald lief an demselben hin und versperrte durch umgestürzte, modernde Bäume den Eingang; nirgends angebaute Felder, nirgends Wege; ich sah fast keine Möglichkeit, hier durchzukommen. Wir schlüpften unter dem mannshohen Grase hinweg, setzten auf niedergestürzten Bäumen über Tiefen, in welchen ein krystallhelles Wasser rieselte. Zwischen verkohlten niedergebrannten Bäumen stiessen wir endlich auf eine kleine Zuckerrohrpflanzung, wo einzelne auf hohen Pfählen errichtete Hütten von Pisang und Kokosbäumen umgeben standen, deren Bewohner uns auf gangbare Wege brachten. Aus breiten Weihern, in deren einem wir Frauen badend fanden, die von einem hübschen Schlage und mehr gelb als braun waren, flossen klare Bergwasser überall hervor und wurden auf dem aus gelbem Sand und feinem Quarz bestehenden Grunde zum Zinnschlemmen benutzt. Gegen Abend kamen wir an das Fort von Pankal pinang, welches in einer reizenden, obgleich wilden Umgebung in einem Thale liegt.

Der Beamte des Distrikts, ein Amsterdamer, empfing uns zuvorkommend in seinem hölzernen, elegant meublirten Hause. Er hielt eine gute Tafel, welche selbst der Gouverneur nicht glänzender aufstellt. Reich in Seide gekleidete Bedienten standen hinter unsern Sitzen und waren auf den kleinsten Wink bereit, unsre Wünsche zu erfüllen.

Da keine Gelegenheit vorhanden war, zur See nach dem Hauptplatz Müntok zu kommen, so machten wir die Reise mit Zurücklassung eines Theils unsres Gepäckes über Land in Tragsesseln, die von vier Mann getragen wurden, welche alle halbe Stunden wechselten, mit vier und vierzig Lastträgern (Kuli) dreissig Stunden weit mitten durch Banka. Die ungeheuern Bäume, die glänzenden Vögel und Schmetterlinge, die klaren Bäche mit ihrem kalten Wasser in der drückendsten Hitze machten einen angenehmen Eindruck auf uns.

Eine Stunde von Müntok verwandelte sich der Lehmboden in trocknen Quarz und ging dann in Granit über, welcher auf den Bergen schöne Felsengruppen bildete. Der Weg wurde so steinig und steil, dass den armen Kulis, welche unsre Güter trugen, das Fleisch an den Schultern händehoch aufschwoll. Eine englische Meile von Müntok erblickten wir die Bankastrasse, und in der Ferne die Küste von Sumatra bei der Mündung des Stroms von Palembang. Wir kleideten uns jetzt in Uniform und hielten mit einbrechender Nacht den Einzug in die Residenz.

In der Zeitschrift von Neerlands Indie, 1846, elfte Abtheilung, ist folgende Beschreibung von Banka aufgenommen:

Die Insel Banka, auch China-Batta genannt, liegt auf 2° s. Br., 105° 14′ ö. L. und enthält 3400 geographische Meilen — (in derselben Zeitschrift, 1847, erste Abtheilung, habe ich eine Kritik auf diese Beschreibung geliefert und gleich im Anfang gefragt: "Woher kommen bei einer so geringen Ausdehnung in Breite und Länge die 3400 geographischen Meilen? Wahrscheinlich ist die Angabe ein Druckfehler und soll heissen 340,0; wäre aber auch in diesem Falle der Flächeninhalt zu hoch angegeben) — ist durch die Bankastrasse, welche wohl 34 Stunden lang und 3 bis 8 Stunden breit ist, von der Insel Sumatra geschieden und von Nordwest nach Südost von einer Bergkette durchzogen, von welcher man vor Allem an der Westseite den Marras und an der Südostseite den Manopin und Permisangberg unterscheidet. (Diese Angabe ist unrichtig; der Permisang liegt südlich, der Manopin nördlich an der Westküste von Banka, der Maras aber nördlich, im Norden der Insel.) Sie ist wegen ihres Reichthums an Zinnerz, Eisen, einigen schönen Holzarten u. s. w. unzweifelhaft eine der vornehmsten, gewinnbringenden Inseln des indischen Archipels.

Die allgemein herrschende Meinung von der Ungesundheit und die anhaltenden einheimischen Unruhen sind die wahrscheinlichen Ursachen, dass man bis jetzt so wenig Lust zu naturwissenschaftlichen Forschungen gehabt zu haben scheint, oder dass diese nur sehr oberflächlich gewesen sind. Hiervon verdienen eine Ausnahme die naturwissenschaftlichen Untersuchungen des Doctor Horsfield, unter der britischen Herrschaft, und später eine Commissionsreise des Herrn Diard im Jahre 1825, die sich jedoch mehr auf statistische Gegenstände beschränkte, während ersterer Naturkundige grösstentheils mit der Untersuchung der Pflanzenarten, welche auf Banka vorkommen, sich beschäftigt hat.

(Die wahrscheinlichen Ursachen liegen in einem Mangel an Unterstützung derer, welche wohl Lust und Liebe zu Untersuchungen haben, deren Mittel aber nicht erlauben, sie vorzunehmen; bis jetzt hat die indobatavische Regierung zur naturkundigen Untersuchung des Landes weiter keine Naturforscher hingeschickt. Wenn der Schreiber die Beiträge oberflächlich nennt, so ist zu erwarten, dass seine eignen gründlich sind. Wie kann man aber diese für gründlich gelten lassen, wenn man die Anmerkungen berücksichtigt, welche ich hier mache? —)

Die Ansicht von Banka ist, von der West- und Südwestseite beschaut, sehr schön und liefert sehr malerische

genden (das ist auf der andern Seite noch viel mehr r Fall). Die ganze Küste, vor Allem die Nordsüdost- d Südwestseite, ist meistentheils, bis auf einen gewissen stand Binnenlands, unbewohnt in Folge des immer statt- fundenen und noch stattfindenden Menschenraubes; hier d da trifft man am Strande einzelne Fischerhütten an d mit Ausnahme von Müntok, Tanjong Mantong und boaly liegen alle übrigen Distrikte mehr landwärts.

Die Uebereinstimmung der Küste mit der in der Nähe legenen Inselgruppe lässt schliessen, dass die isolirte dung Bankas durch eine frühere Katastrophe der Natur vorgebracht ist.

Der Boden besteht aus abwechselnden Lagen von ver- iedener Dicke einer festen, eisenhaltigen, mit Stücken s Kiesel oder Bergkrystall vermengten Lehmerde von schiedenen Farben, wie roth, gelb, braun bis zum hell- n Weiss übergehend. Hierüber hin liegt eine sehr dünne ge schwarzer, zerreiblicher Pflanzenerde (humus), welche r die ganze Insel die Dicke von 1 bis 1½ oder 2 Fuss ht übersteigt.

Es ist nicht zu zweifeln, dass diese Insel von einer mitiven Bildung ist; der Kern der vorherrschenden Berge steht aus einem festen Granit, worin man bis jetzt nicht r mindesten Spuren einer vulkanischen Erscheinung ent- ckt hat, mit Ausnahme jedoch einer vor einigen Jahren r Permisang entdeckten warmen Quelle, welche am Fusse ses Berges liegt inmitten eines morastigen Bodens und r eine Entfernung von gut 2 bis 3 Stunden vom See- nde. Die Wärme dieses Brunnens ist ungefähr 186 bis)° Fahr., das Wasser enthält hauptsächlich geschwe- tes Wasserstoffgas in Verbindung mit einigen Theilen saurer Soda und eine bemerkenswerthe Menge Kalk- e. Mangel an gehörigen Probemitteln setzten mich ausser nde, die Analyse dieses Wassers mit Genauigkeit dar- llen zu können. Auch in dem Distrikt Pankalpinang (in Nähe des Kampong Classah), am Fusse des Berges akol, befindet sich eine ähnliche Quelle.

Die Insel ist reichlich durchschnitten, besonders an der st- und Südwestseite, durch weite Moräste und Flüsse, von einige, wie der Sungi-Jering, Bankakotta und Ma- rang, vorzüglich aus der Bergkette, welche die Insel eidet, und aus an dem Fuss dieser Berge liegenden, gebreiteten Morästen ihren Ursprung nehmen.

Aus dieser Beschaffenheit der Küsten von Banka muss. ines Erachtens, unbestreitbar die Wahrscheinlichkeit gen, einer frühern Vereinigung dieses und der übrigen eln dieses Archipels, so als: Billiton, Rio, Sumatra, Linga s. w. mit der Halbinsel Malakka; besonders auch weil

die Beschaffenheit des Bodens durch diese Landstriche hin im Allgemeinen die nämliche ist. So enthält Sumatras Westküste reiche Gold-, Kupfer- und Eisenminen, während das östliche Ufer Zinn u. s. w. enthält, und ist ohne Zweifel eine Fortsetzung desselben Bodens von Banka, woraus man bereits mit so viel Gewinn dieses Metall gezogen hat. Ausserdem ist der grösste Theil der Halbinsel sehr reich an denselben Mineralien und die Gestalt der Berge von derselben Art.

Die Flüsse sind inzwischen wegen ihrer Kleinheit, kurzem und sehr gekrümmtem Lauf meistentheils Binnenlands durch die üppigste Vegetation überdeckt und dadurch unbefahrbar geworden, wozu Bäume von Yuccca aloëfolia, Ricophora mangle, verschiedene Pandanusarten und ein feiner Rotang (Rotan sega) hauptsächlich beitrugen. An der steilen, sandigen, stets an die Wuth des Ozeans blossgestellten Ostseite steht dagegen eine fürchterliche Brandung (das ist übertrieben!), wodurch sich vor der Mündung der Flüsse Sandbänke anhäufen, so dass selbst die grössten derselben, mit Ausnahme des von Marawang und Bankakotta, für Fahrzeuge, grösser als ein Ruderkanonierboot, nicht wohl befahrbar sind.

Das Clima ist im Allgemeinen wenig verschieden von gleichgelegenen Inseln des Archipels. Der Thermometer steigt gewöhnlich Morgens um 6 Uhr von 70 bis 75° F., Mittags von 85 bis 95 à 98°. Die Nächte sind besonders in den Binnenlanden sehr kalt und feucht, wobei der Thermometer nicht selten bis auf 60 à 66° fällt, vorall in den Distrikten Jebus, Pankalpinang und Koba.

In dem Westmousson, welcher gewöhnlich zu Ende Septembers eintritt, hat man beständig Regen mit heftigen Winden von West zu Nordwest und Norden durchlaufend. Donner und Blitz herrschen alsdann sehr stark, besonders zu Müntok. Die herrschende Wetter- und Luftbeschaffenheit ist jedoch bei weitem nicht gleich über die ganze Ausbreitung des Landes. So hat man gewöhnlich zu Müntok über Tage eine unerträgliche Hitze, welche durch keinen regelmässigen Landwind abgekühlt wird, und wobei die Nächte unerträglich heiss sind, so dass der Thermometer niemals unter 72° fällt. Die Ursache hiervon ist, dass dieser Ort theils auf einem Plateau oder Hügel, und nach meinem Dafürhalten ungefähr 80 Fuss über der Oberfläche der See erhaben, unmittelber an dem Fusse des Manopin gelegen ist, wesshalb das freie Durchwehen der Winde aus Nord und West verhindert und diese gleichsam auf einen Punkt zusammengepackt werden. Hierin liegt auch die Hauptursache der grössern Ungesundheit des Hauptplatzes Müntok in Vergleich mit den meisten übrigen Aus-

ndistrikten, welche, mit Ausnahme von Toboaly und
njong-mantong, meistentheils auf einen ansehnlichen
stand von See gelegen und nicht so unmittelbar an die
itzliche und schädliche, abwechselnde Veränderung von
etter und Wind blosgestellt sind. Auch mögen wohl
weiten, stillstehenden Moräste und moderigen Ufer.
von der Hauptplatz umgeben ist, durch ihre beständi-
n Ausdünstungen, in Verbindung der mit schädlichen
swurfsstoffen geschwängerten Luft, welche von der
drigen, morastigen gegenüberliegenden Küste von Su-
tra vorall in dem Westmousson stets herüberweht, zum
tstehen des auf diesem Platze so sehr bekannten Banka-
ien Fiebers hauptsächlich mitwirken.

Seit man jedoch angefangen hat, den grössten Theil
Krüppelholzes zu Müntok, worin dieser Platz gleich-
n eingeschlossen lag, allmählig wegzuhauen, als auch
regelte Wege anzulegen, scheint dieses viel zur Ver-
serung der Gesundheit beigetragen zu haben; wenig-
ns ist jetzt die Sterblichkeit geringer und das herr-
iende Fieber nicht mehr so beunruhigend und von bös-
igem Charakter, wie früher.

Das Trinkwasser auf Banka wird allgemein für un-
sund gehalten und man glaubt, dass es schädliche, me-
lische Bestandtheile und wohl besonders Zinn oder Ar-
nik aufgelöst enthalte. Um mich hiervon zu überzeugen,
be ich verschiedene Wasser von beinahe allen Theilen der
sel untersucht; auch hat Herr Dietrichs [in der Zeit
otheker zweiter Classe zu Müntok] das Trinkwasser des
aptplatzes, sowohl das Flusswasser, als das aus dem
misonsbrunnen geschöpfte, analysirt und gefunden, dass
im Allgemeinen mit Thon- und Kalkerde, Eisen- und
h wohl mit ganz geringen Zinntheilen geschwängert
das Flusswasser jedoch mehr, als das Brunnenwasser.
n Arsenik ist keine Spur gefunden worden. Die darin
handenen Zinntheile sind auch so gering, dass selbst
einem vielfältigen Gebrauch nichts von der schädlichen
wirkung dieses Metalls auf den thierischen Organismus
fürchten ist. Geniessen doch die Wassertrinker auf
nka den Vorzug einer ungeschwächten Gesundheit! —

Nach einer allgemeinen Meinung über den Ursprung
Menschenraçe der eigentlichen Bewohner Bankas
eint sie von der Halbinsel Malakka abzustammen und
gt alle Merkmale des malajischen Stammes. Beide Ge-
lechter sind von einer mittelmässigen Gestalt, wohlge-
it, obschon ihre Glieder im Vergleich zum Rumpfe ein
nig zu klein sind (diese Behauptung ist unrichtig).
e dunkelbraune Haut verliert sich in das Olivenfarbige,
mehr man sie nach Norden zu beobachtet; die Augen

sind rund und lebendig, die Nase eingedrückt und ein wenig platt, das Gesicht voll und rund, das Haar von beiden Geschlechtern lang und glänzend schwarz.

Von diesen eigentlichen und vornehmsten Bewohnern Bankas unterscheidet man einen besondern Stamm von Menschen, welche sich meistentheils längs den Küsten hier sowohl, als zu Billiton bei Abwechslung aufhalten, ein herumziehendes Leben führen und sich durch Sitten und Gewohnheiten von den übrigen Bewohnern Bankas gänzlich unterscheiden. Diese sind unter dem Namen von Orang laut oder Sikkas bekannt, sie wissen nichts von ihrer Herkunft. Es ist jedoch zu vermuthen, dass sie von gleichem Stamme mit den Bewohnern der Westküste von Borneo oder nachbarlichen Inseln sind. (Man sehe, was ich über die Orang laut gesagt habe: ich halte sie für ein Collavium aus verschiedenen malajischen Stämmen und Völkerschaften, weiche aber von dem, was der Berichterstatter jetzt sagt, wesentlich ab.)

Sie sind nicht dem Islam ergeben, sondern dienen Götzen und ernähren sich überall mit wildem Schweinefleisch (?) und rohem Reis, mit ungekochtem oder gesalzenem Fisch; sie gelten dabei für sehr bösartig, kriegslustig und suchen gewöhnlich ihren Unterhalt durch kleine Räubereien auf der See und längs den Küsten zu finden. Ihre Aufenthaltsorte sind gewöhnlich kleine Prauwen, wovon jede die Wohnung einer Familie ausmacht; mit diesen leichten Fahrzeugen trotzen sie den schwersten Seen und sind ungezweifelt die besten Fischer dieses Archipels. (Wenn sie nicht dem Islam ergeben sind, so kommt dieses daher, weil viel weggelaufenes Gesindel zu den Orang lauts übergeht und der Pöbel selten streng in Befolgung des angenommenen Gottesdienstes ist. Die Nahrung von Schweinefleisch und rohen Speisen möchte jedoch eher bei den Orang darat vorkommen, welche früher wenigstens zum Theil nicht viel cultivirter, als Wilde waren. Nur die Häuptlinge von Palembangscher Abkunft sind strenge Mahomedaner und gebildeter.) —

Besonders in dem Tampilangschen bei Batin cadella, Batin sicca, zu Blinju und Maporbo ist dieser Menschenschlag zu Haus; an der Nordküste findet man einige von ihnen ansässig. Ihre Gestalt ist im Allgemeinen (obschon sie sich bereits mit den Bewohnern des Innern von Banka vielfach vermengt haben) sehr grob und hoch, ihre Haut von einem dunkelbraunen Teint und zeigt gleichsam ein schuppenartiges Aeussere, eine bei diesem Volke eigenartige Krankheit, Gadus genannt (sollte diese die Folge der Unreinlichkeit und des häufigen Fischgenusses sein?), welche wahrscheinlich eine Folge ihrer unregelmässigen

bensweise und der steten Beschäftigung in dem See-
isser ist. (Als Nachkommen der Illanos stammen Manche
s den Philippinen.) —

Die Lebensweise der Bankanesen ist sehr einfach.
wöhnt an eine sclavische Unterwürfigkeit in Betreff
er Häuptlinge, kommen sie ohne die mindeste Abwei-
ing den Gesetzen und Gewohnheiten ihrer Voreltern nach,
su ihr furchtsamer und abergläubischer Charakter viel
trägt. Dabei sind sie nüchtern und haben in Wahrheit
sich selbst keine oder zum Mindesten sehr wenig Bedürf-
se. Sie beschäftigen sich einmal im Jahre mit dem An-
en von Reisfeldern, wozu an einige Familien zusammen
reinigt durch ihren Depatti, Batin oder Krio ein Platz
gewiesen wird, wofür sie eine kleine Abgabe (aus ihrer
beit herrührend), z. B. einige Gantangs (ein Bambus-
ss), Padi (Reis in der Spreu) jährlich aufbringen müs-
i. Ihre Wohnungen, obschon zu einem bestimmen Cam-
ig oder Dessa gehörig, stehen meistentheils ganz ab-
schieden und öfters stundenweit aus einander an den
en, welche sie zur Bearbeitung ihrer Reisfelder aus-
wählt haben.

Uebrigens bestehen ihre täglichen Beschäftigungen,
ser der Arbeit für das Gouvernement, welche sie nach-
ander verrichten müssen, in dem Einsammeln von Wachs,
nig, Dammar, dem Verfertigen von Matten und andern
inen häuslichen Bedürfnissen, wie: in dem mehr süd-
ien und westlichen Theil der Insel besonders in dem
ehen von Garuholz, Sumach, Färbbast, oder in dem Fäl-
i von Eben-, Emballo- und andern Holzarten und in
n Schneiden von Nipa, Rotang, Brettern, Baumrinde,
in Stoffen, die zum Bauen ihrer Wohnungen gebraucht
rden. Bergbewohner (Orang-gunong, Bergmenschen,
d eigentlich die Rewohner des innern Landes, im Ge-
nsatz zu den Bewohnern des Strandes) beschäftigen
h mit dem Brennen von Holzkohlen zum Schmelzen des
nerzes u. s. w. und stehen in dieser Hinsicht unter
igen bestimmten Verordnungen des Gouvernementes.

Alle ihre kleinen Handelsartikel werden von ihnen
ch den Pankals oder Hauptplätzen jedes Districtes ge-
icht und hier gegen Kleider, Salz oder andre Bedürf-
se eingetauscht oder gegen geringe Preise verkauft.

Ihre Kleidung ist auch sehr einfach, eben so ihre
hrung, vorall bei denjenigen, welche mit Europäern
er Pankalchinesen wenig Umgang haben und das In-
re der Insel bewohnen, so z. B. die Bevölkerung der
ndschaft Penagang Selok (in dem District Pankalpinang),
d besteht in einer kurzen Hose und einer Weste ohne
rmel, von Baumrinde gemacht, welche sie eben wie die

Bewohner der Südseeinseln durch Weichen und Klopfen zubereiten, während ihr Kopfhaar durch ein Stückchen desselben Zeuges nach Art eines Kopftuches zusammengebunden ist. Andere, welche mehr gebildet sind, folgen in einigen Beziehungen mehr der angenommenen Kleidung der Malajen, doch ist diese immer sehr armselig. (Auch hierin ähneln die Bankanesen den Battas.)

Eben so gleichgiltig, als sie in Betreff ihrer Kleidung sind, sind sie auch in Betreff der Nahrungsweise, die einfach ist, bestehend aus gekochtem rothem Bergreis (Bras gunung oder Bras gaga), ein bisschen Gemüse von wilden Blättern oder Früchte in Wasser und Salz gekocht mit feingeriebenem, wildem spanischen Pfeffer (Lombok rawit, der so stark ist, dass wer zum ersten Male davon geniesst, Durchfall bekommt). Selten essen sie Hühner-, Hirsch- oder Rindfleisch, und nur die Eingebornen, welche in der Nähe des Strandes wohnen, nähren sich mit Fisch. Im höhern, mehr bergigten Theil der Insel, wo viel Wachs versammelt wird, macht Honig einen Hauptnahrungszweig der Bevölkerung aus.

Uebrigens ist der Charakter der eigentlichen Bankanesen eine Mischung von Hochmuth und Niedrigkeit. Unter dem Schein von Freundschaft wissen sie die schändlichsten Anschläge zu verbergen. Sie scheinen eine besondere Sucht nach Unabhängigkeit zu nähren, was anhaltende Unruhen unzweideutig beweisen, wovon einige palembangsche Häuptlinge, doch vor allen der allgemein bekannte Depatty Barin, als die anleitende Ursache beschaut werden können.

(Man erwäge, dass hier ein Holländer spricht; was in dem Menschen Gutes, Edles und Preisenswürdiges ist, das Verlangen und Streben nach Freiheit, wird von ihm zum schlechten Charakterzug gerechnet. — Wir sind weit davon entfernt, den Depatty Barin als einen Meuter zu verabscheuen; im Gegentheil können wir ihm in dem Streben, das Joch der monopolistischen Indobataver abzuschütteln, unsre Theilnahme nicht versagen; auch hat er sich edler benommen, als jener Commandant, der ihn auf dem Bette, welches Gastfreundschaft heiligen musste, meuchelmörderisch um das Leben bringen wollte. In alter und neuer Zeit haben die christlichen Indobataver, deren Ruhm den Ruhm aller andern Nationen verschlingt, wenn sie in offnem Kampfe mit ihren Gegnern nicht fertig werden konnten, verrätherisch gehandelt; man denke nur an die Gefangennehmung des Diepo Negoro. Der Fluch des Prohibitivsystems lastet noch heute auf Banka, ein Land, das durch seine günstige Lage an der Seestrasse nach englisch Indien, China und Australien durch die Natur zu

rlicher Blüthe und grossem Wohlstand bestimmt zu sein
ıeint und jetzt noch nichts als eine traurige, uncultivirte
ldniss ist.)

Ihre Waffen sind von den gewöhnlichen Waffen der
lajen nicht verschieden; nur machen sie mehr Gebrauch
ı palembangschen Gewehren und von Donnerbüchsen,
zu sie das nöthige Pulver durch Schmuggelhandel von
embangschen Kaufleuten gegen Wachs, Honig u. s. w.
tauschen, während die Projectilen ihnen durch den Bo-
ı geliefert werden. (Sie giessen Schrot und Kugeln
ı Zinn.)

Was die verschiedenen Arten von Thieren betrifft,
lche die Wälder, Berge und Ebenen von Banka beleben,
d es meistentheils dieselben, als die, welche auf dem
genüberliegenden Sumatra vorkommen. Auch der kleine
r (Ursus malajanus, Horsf.) findet sich hier und thut be-
ıders vielen Schaden an die Wachsernte. Auf der Insel
rd von Zeit zu Zeit ein Dugong (Halicore dugong) ge-
gen. Diese Wassersäugthiere halten sich meistens längs
ı sandigen Ufern auf und nähren sich mit Seegras (Agar-
ar). Sie können eine Schwere von 500 Pfunden er-
chen, ihr Fleiseh wird gegessen.

Unter der Menge Vögel, welche die Insel fortbringt,
rdient, mit Ausnahme einiger schönen Papagaiarten, die
rschiedenheit des wilden Taubengeschlechts in Anmer-
ng zu kommen; dasselbe beläuft sich auf mehr als 30
ten, wovon die Wälder Bankas wimmeln.

Unter der kriechenden Fauna bekleidet der Kaiman
er das indische Krokodil den ersten Platz. Es ist über
ganze Insel durch alle Moräste, Flüsse und Bäche ver-
itet und erreicht nicht selten eine Länge von 30 Fuss.
den Flüssen, welche Pankalpinang, Marawang und Ku-
begrenzen, halten sie sich am meisten auf und scheuen
h nicht, selbst grosse Fahrzeuge, wie geladene Tjunias,
haluppen u. s. w. anzugreifen, um wo möglich die Mann-
haft auszulichten, und muss man die Ursache hiervon
r wenigen Nahrung, welche diese Flüsse an ihre Ge-
ssigkeit darbieten, zuschreiben.

(Diese ganze paradoxe Behauptung habe ich bereits in
r Tydschrift voor Neerlands Indie widerlegt. Dass die
okodile 30 Fuss lang werden und so wenig Fressen
den, ist gewiss eine Contradictio in adjecto. Freilich
chsen die Amphibien bis in das höchste Alter, dennoch
t man kaum grössere, als höchstens 16 Fuss lange Kro-
dile auf Banka angetroffen.)

Während meines zehnjährigen Aufenthaltes auf Banka
nn ich sicher eine Dreissigzahl Fälle beibringen von
ropäern, Inländern und Chinesen, welche theils schwer

verwundet oder Schlachtopfer dieser Ungeheuer geworden sind. Der Aberglauben der Eingeborenen macht ihre Vertilgung hier unmöglich und sie verfolgen diese Thiere nur dann, wenn einer der Ihrigen durch diese überrascht wird. Ihre Versuche, derselben habhaft zu werden, sind alsdann unermüdet, und selten verfehlen sie ihre Absicht, um entweder dasselbe, welches die That begangen hat, oder ein andres dieser Thiere zu fangen oder zu tödten.

Im Allgemeinen fängt man an den Küsten mannigfaltige und vortreffliche Fischarten. In den Monaten April und Mai verschafft das Fischen von Tripang zu Kurau und in der Klabatbai an viele Einwohner der Insel Lebensunterhalt und einen gesuchten Handelsartikel.

Von Weichthieren werden ausser einigen Austerarten eine grosse Sorte von Bohrmuscheln (Phocas) oft gesucht, deren getrocknetes Fleisch hier und da auf dem Markt verkauft wird. Von den in Sammlungen gesuchten Muscheln ist besonders die echte Wendeltreppe (Scalaria vera) nennenswerth, wovon die schönsten und grössten Exemplare an Bankas Küsten gefunden werden.

Die Vegetation der Insel Banka ist im Allgemeinen sehr üppig, der Boden jedoch wegen seiner stein- und lehmartigen Beschaffenheit zu einer regelmässigen Bebauung weniger geschickt. Hinlänglich erhellt dies aus der Mühe, welche die Bergbewohner anwenden müssen beim Anlegen ihrer Ladang oder Reisfelder, wobei der Boden durch das Verbrennen von umgehauenen Baumstämmen, welche stets ein Alter von wenigstens 10 Jahren erreicht haben müssen, zur Reispflanzung erst geschickt gemacht werden muss und doch nur eine Ernte liefert, wenn er wieder zu dem Anwachs von neuem Holz wenigstens 6 bis 7 Jahr unangerührt bleibt. Vergebens hat man versucht, Sawas (Reisfelder, die unter Wasser gesetzt werden) in einigen tiefen und morastigen Gegenden, vorall in der Nähe von Jebus, anzulegen. Mit Ausnahme einiger schönen Ebenen in der Nähe von Sungiliat, Balar und Permisang enthält die Insel ansehnliche Wälder, vorall in den Landschaften, welche unter dem Namen der Pangeranslanden bekannt sind, wie Permisang, Balar und Bankakotta, welche in früheren Zeiten durch die Sultane von Palembang wegen ihrer schönen Holzarten auf eigne Kosten unterhalten wurden, und wo bis jetzt denn auch das Beil der Eingebornen zum Anlegen der Ladangs noch nicht durchgedrungen ist. Hier und da begegnet man undurchdringlichen Morästen, wechselnd mit beinahe über die ganze Insel sich ausbreitenden Flächen von niedrigem Krüppelholz, mit verschiedenen Farenarten bewachsen.

Uebrigens sind alle Berge bis an ihren Gipfel mit

chwald bewachsen und wegen des Unterholzes dem
ssgänger unzugänglich.

Unter den vornehmsten Holzarten (mit Ausnahme des
holzes, das nicht auf Banka vorkommt, dessen An-
nzung man jedoch während der Verwaltung des Resi-
ten Schmissaert auf Banka vergebens versucht hat)
nden sich verschiedene schöne und dauerhafte Holzarten
vollem Wachsthum in der Umgegend von Müntok, wie das
n-, Emballo-, Tengris-, Sassafras-, Marant- und Garuholz
. w. Auch die Gambir- und Indigopflanze ist nicht fremd
Banka und vorall in der Landschaft Penagang findet
n sie in Ueberfluss. Ausser einigen Handelsartikeln,
lche besonders durch die Bergbewohner aus dem Pflan-
reich producirt werden, wie: Dammar, ein flüssiges Harz,
jak croing genannt, Nipa, Rotang, Baumrinde, Färb-
(Sumach) u. s. w, sind nahgenug alle Früchte, welche
indische Archipel fortbringt, hier einheimisch.

Die Insel Banka ist jetzt in acht Hauptabtheilungen
Betreff der europäischen Administration eingetheilt, als:
s, Blinju, Sungiliat, Marawang, Pankal Pinang, Ban-
otta, Koba und Toboaly, worunter alle übrigen inlän-
chen Landschaften vertheilt sind, und alle diese Di-
cte sind durch Berge bestimmt, wo das ursprüngliche
kommen des Zinnerzes zu suchen ist, und über welches
chiedene widersprechende geologische Vermuthungen
hen.

Es leidet jedoch keinen Zweifel, dass das Erz von
n alluvialen Ursprung ist, eine Menge Thatsachen be-
sen das unzweifelhaft. (Dieser ganze Satz beweist we-
tens das nicht, was er beweisen soll; alluvial heisst
spült, also Erz, das von seiner ursprünglichen Lager-
e abgespült ist; wie kann nun alluviales Erz einen
vialen Ursprung haben?) — Nach meiner Meinung
int die frühere Abnahme der Berge, welche aus einem
en Granit bestehen, worin der Zinnstein mit Eisenerz
ängen eingeschlossen ist, durch eine langsame De-
position des Gesteins selbst die allmähligen Lager her-
gebracht zu haben, worin die secundäre Zinnerzlage
angetroffen wird.

Diese Verminderung und Abnahme wird ausser allen
eifel gesetzt durch die unberechenbare Masse von Stein-
ken und Brocken, welche die früher strömenden Wasser
emacht haben, und die gegenwärtig als abgerollte Kie-
Stücke Bergkrystall, Kieselkrus den Boden der Ebe-
, Thäler und Lagen der Hügel auf Banka gebildet zu
en scheinen, welcher Mächtigkeit jedoch bei einer
ssen Ausdehnung und genau vorgenommener Unter-
hung nur bis zu einer Tiefe von 60 bis 70 Fuss geht,

worauf man dieselbe Granitmasse antrifft, welche den Kern der Berge selbst bildet; diese Abnahme wird noch weiter bewiesen durch die Verminderung, welche die Flüsse selbst erlitten haben, und wovon man noch jetzt die deutlichen Spuren an der Südseite des Berges Marras, am Manopin zu Müntok u. s. w. entdeckt, durch grosse Aushöhlungen, welche man auf den Seiten der Berge antrifft.

Dass das Zinnerz, welches man über die ganze Oberfläche der Insel verbreitet und in regelmässigen Lagen horizontal, perpendiculär, concentrisch oder in Anhäufungen antrifft, von einer angespülten Art ist, beweisen noch folgende durch mich beigewohnte Entdeckungen.

In dem Jahr 1823 wurde zu Marawang eine neue Kollong (Mine Kanisan No. 7) aufgenommen, welche in einer ost- und westlichen Richtung an dem Fuss der Berge von Marawang und Rebo gelegen war und aus einer Schlucht von noch keiner halben Stunde Distanz bestund. Nachdem man mit Graben auf ungefähr 20 Fuss Tiefe gekommen war, traf man eine spärlich verbreitete, dünne Lage Erz von noch keinen 4 Zoll Dicke an; nach Wegnahme derselben fanden die Minewerker plötzlich eine schwarze, sandige, mit Torf gemengte Erde, worin man eine ganze Lage umgehauener und bereits zum Theil verkohlter Masse Baumstämme und Zweige entdeckte, welche unregelmässig unter einander lagen und einen bestimmten Beweis lieferten, dass auf diesem Platze bereits früher ein bewachsenes Terrain bestanden haben musste.

So fand man in dem District Toboalie, als man eine Kollongmine öffnete (Mine Tumfo No. 2) auf einer Tiefe von 16 Fuss einen mit Moder und Sand gemengten Thonboden, eine sehr grosse Sampang oder Prauw von einer besondern, jedoch unbekannten Bauart, auf eine Entfernung von mehr als 4 Stunden von dem Ufer der See. (Dieses Fahrzeug kann durch ein Naturereigniss, wie Erdbeben und Verschüttung, es kann aber auch durch Menschen dahin gebracht sein. Häuptlinge, die zur See fahrend starben, wurden vor Zeiten in und mit ihrem Fahrzeug an das Land gebracht und so begraben.) —

In der Landschaft Pako, Abtheilung Koba, in dem Jahr 1824 entdeckte man beim Oeffnen einer Kollongmine alle Spuren einer früher vorhandenen Ladang oder Reisfeld, worüber sich bereits abwechselnde Erdlagen angehäuft hatten, und woraus selbst bereits mit einigem Vortheil früher Zinnerz gewonnen war. Jedoch wurden die Minearbeiter, welche jetzt diese Mine von Neuem wieder zu bearbeiten suchten, in dieser ihrer Arbeit getäuscht, und die Fortsetzung ist unterlassen.

So gibt der Hugel oder das Plateau, worauf theilweise

s Etablissement Müntok angelegt ist, einen deutlichen weis für meine Behauptung.

Bei Gelegenheit, dass der Capitän der Chinesen Hongk-
e in einer senkrechten Richtung einen Theil des Hügels, lcher eine unmittelbare Fortsetzung des Manopinbergs d durch verschiedene Thäler von demselben abge-
ieden ist, hat abgraben lassen, um die Erde zu einer gelbrennerei zu gebrauchen, entdeckte man auf einer fe von 50 Fuss eine enorme Masse verkohltes Holz, sen Baumstämme noch theilweise ganz waren, und wo-
sich einige fanden, welche eine Mittellinie von 3 à 4 ss hatten und, wie es schien, in einer nördlichen und lichen Richtung lagen. (Waren diese unterirdischen lager in Folge von Erdbeben verschüttet? —) Die llagen, welche diese Masse bedeckten, waren sehr ver-
ieden, doch bestanden alle aus gemengtem Ocker und merde, worin hier und da, besonders auf einer Tiefe 30 Fuss, ansehnliche Fragmente von reinem, weissem dstein sich zeigten; während einige Fuss tiefer eine ne Thonerde, vermengt mit Stücken Schwefeleisen, deut-
sichtbar war; dieses besteht noch unversehrt und ist wiss ein interessantes naturhistorisches Phänomen auf ser Insel, weil es übereinkommt mit derselben ausge-
nten verkohlten Holzmasse (Lignite bitumineux), welche den Ufern des Flusses Ogang bei Palembang gefunden, wie ich glaube, in derselben Richtung mit der Seite Insel Banka, welche davon eine Fortsetzung bildet, l welche Masse mit dem verkehrten Namen von Stein-
len bestempelt worden ist.

Unter die vornehmsten und höchsten Berge dieser el gehört der zweigipflige Marras, an der Nordseite in Landschaft Marras (District Sungiliat) gelegen, auf r Breite von 1° 35′ südlicher und 105° 51′ östlicher ge (er liegt zwischen 1° 50′ à 55′ südlicher Breite und 50′ à 58′ östlicher Länge v. Gr.); er hat eine ver-
hliche Höhe von 3000 Fuss und wird durch eine breite schneidung der Küste, Klabatbai genannt, welche bei-
e gleichmässig von Nordwest nach Südost liegt und manchen Stellen eine Breite von 2 bis 3 Meilen hat, timmt; eine Fortsetzung wahrscheinlich der Flüsse An-
, Blinju, Layang und Lumut, welche theils ihren Ur-
ung aus diesem Berg und bei ihm gelegenen ausge-
nten Morästen haben. Da dieser als der vornehmste Berg der Insel beschaut werden muss, ist seine Structur h wie die der übrigen. Sein Kern besteht aus einem r groben Granit, und die Lagen, welche diesen Kern schliessen, sind gewöhnlich in folgender Ordnung.

Die erste Lage ist Gneis oder schiefriger Granit, manch-

mal von einer ausserordentlichen Blässe; hierauf folgen die blättrigen Quarzsorten, in welchen die Erzgänge des Zinnsteins gefunden werden, und welche bestimmt werden durch abwechselnde Lagen eisenhaltigen Sandstein (Gres ferrugineux), Kalkquarz und endlich durch Lagen von Lehm, mit Eisenstein und Zinnerz gemengt.

Einige Berge, vorall die an der Südseite der Insel, wie der Ampara Palawang bei dem Permisangebirge, sind einigermassen verschieden in ihrer Structur, bestehen theils aus einem sehr leichten und zerbrechlichen Granit, gemengt mit kubikkrystallisirtem Feldspath; besonders in der Mitte bestehen sie aus einem rothen Sandstein, welcher durch Lagen von schönem Bergkrystall geschieden ist, auch Eisenerz und Magnetstein enthält, während man ganze Gänge von primitivem Zinnerz findet, welche jedoch wegen der Mühe, die ihre Bearbeitung erfordert, weder durch die Eingebornen, noch durch die Chinesen gesucht werden. Die Berge, welche an der Westseite in der Nähe von Müntok liegen, worunter der Manopin, Panjang, Kekukus und Klompong gehören, und welche in dieser Gegend eine kleine Bergkette bilden, scheinen aus einer primitiven Felsart zu bestehen und sind an manchen Stellen bereits aufgelöst. Die Steinart, welche hier hauptsächlich prädominirt, ist Kiesel (Quarz), wovon Fragmente über den ganzen Abhang der Berge zerstreut sind; wahrscheinlich ist er noch ein Ueberbleibsel in Verband mit geblättertem Quarz, Bergkrystall uud Feldspath in Folge der Verwitterung, wodurch die abwechselnden Lagen von Ocker, Lehm oder Puzzolanerde gebildet sind, und worin an der Grundfläche und in Thälern, welche diese Bergkette einschliesst, der Zinnstein unter einem sehr feinen Erz reichlich gefunden wird. Ein Theil dieser Berge besteht hauptsächlich in einer südwestlichen Richtung an ihrem Abhang aus Lagen von weissem, feinem Sandstein, untermengt mit Adern eines feinen, milchartigen Quarzes. Am Fuss des Berges Paniang bei Belo, in der Nähe des Baches Ayerudang, hat man einen Hügel entdeckt, welcher beinahe ganz aus kubischkrystallisirtem Schwefeleisen besteht, in einem Gang von Sandstein und blättrigem Quarz, der unter dem vormaligen Colonel, Resident Lafontaine, durch gewinnsüchtige Chinesen für eine Silbermine angesehen wurde, doch vergebens bearbeitet worden ist. Genaue mineralogische Proben haben bewiesen, dass dieses scheinbare Silbererz nichts von dem Metall, sondern allein Eisen enthielt.

Die Küste von Müntok, welche steil ist und eine ansehnliche Höhe hat, lässt, wenn man sie in einer südwestlichen Richtung untersucht, deutliche Spuren einer alluvialen Bildung erkennen. Bis zu 23 à 30 Fuss zeigt

ieses steile Ufer eine Anhäufung von verschiedenen Erdgen, die, durchsäet mit abgerollten Kieselsteinen und rgkrystall, das Aussehen an diese Erdmasse von Pudngstein geben, unterstützt durch eine feste Masse von hwarzem, eisenhaltigem Thonschiefer; an manchen Stellen t die Verwitterung des Schwefeleisen sehr sichtbar, ein nstand, der durch Ansetzen von schwefelsaurem Eisen ulph. ferr.) erwiesen wird; die Erdmasse verliert sich f einen bedeutenden Abstand in der See und wird weiter gewechselt durch hier und da zerstreute Blöcke eines hönen rothen, eisenhaltigen Schiefersteines.

Das Zinnerz, wie es in dem gewöhnlichen Boden von nka angetroffen wird, ist entweder in dem Fels selbst imitiv oder verbreitet in angespülten Lagen und sehr rschieden in Beziehung auf die Reduction zu Metall, in rhältniss zu dem einen und andern Minenboden.

Die Zeit, wann dieses Metall zuerst auf Banka entckt wurde, ist sehr zweifelhaft; jedoch will man mit cherheit behaupten, dass die ersten Zinnminen in dem strict Marawang bearbeitet worden sind, und zwar in lge der Erzentdeckung, welche durch den Batin Angor 1709 in der Landschaft Depak, Kampong Calin (District rawang) zu Metall geschmolzen wurde, bei dem Brennen er Ladang, wobei ein Theil Erz bloskam. Dieses gab lass, dass man nachher den Boden untersuchte und fand. s diese Gegenden gleichsam mit diesem Erz erfüllt wa. Beinahe gleichzeitig geschah diese Entdeckung auch dem Land von Tymporahk, als man einen kleinen Arm s Sungi-Mabat (den Ursprung des Marawangschen Flus-) reinigte und da zufällig eine ansehnliche Menge Zinnd fand, welcher schnell auch für Zinnerz erkannt wurde.

Zuerst wurden diese Gegenden einzig zum Vortheil Sultans von Palembang durch Eingeborne auf eine r einfache Weise bearbeitet, vermittelst des Darstellens runden Löchern von 3 à 4 Fuss Durchmesser, wor- die Erde bis auf eine gewisse Tiefe ausgegraben wurde. welche durch unterirdische Gänge mit einander in Verdung standen und einigermassen mit den Minen in Eua Aehnlichkeit hatten. Die ausgegrabene Erde wurde nach gewaschen und dann auf kleinen inländischen rden zu Metall geschmolzen. Diese unvollkommene rbeitung dauerte beinahe zwölf Jahre, bis endlich die rbeitung der Minengründe und das Dasein des Zinnes über die ganze Insel erkannt und von Chinesen unommen wurde, was, obwohl auch sehr mangelhaft. mehr zweckmässige Exploitation des Bodens zur Folge te.

Das Erz, welches in dem Gestein selbst angetroffen

wird, ist nicht sehr allgemein (Deutoxyd) und findet sich hauptsächlich in den Bergen von Marawang, Bukit Pelawang, in der Landschaft Pako, und ist der eigentliche Zinnstein, meistens krystallisirt in Prismas mit vier gleichen Seiten, mit püntigen Facetten und durch verschiedene kleine Flächen bestimmt; es ist sehr hart und gibt mit Stahl Feuer. Seine Farbe, welche in's Rothbraune spielt, scheint von ein wenig Eisenoxyd herzurühren und hat ein specifisches Gewicht von 6,9. Die zweite Sorte ist der sogenannte Zinnsand, bei den Chinesen und Eingebornen Passir oder Batu timah genannt, wird in allen angespülten Lagen gefunden und variirt von dem feinsten Sand bis zur Grösse gewöhnlichen Schrotes; sie hat übrigens eine vom Dunkelbraunen zum Hellroth übergehende Farbe, ist regelmässig krystallisirt und zuweilen halb durchscheinend; der gewöhnliche Gehalt durch eine genaue Analyse von dem Herrn Diard ergab das Resultat, dass das Zinnerz aus der Mine Sinhing zu Jebus, als auch das der Minen von Toboalie das meiste Metall bei dem Schmelzen lieferten; so gaben 100 Theile feines Erz aus der Mine Tumfo zu Toboalie, mit guten Holzkohlen geschmolzen, 80 Theile reines Metall (die Schlacken darunter begriffen), während alle andre Minen auf Banka nur 40, 50 und höchstens 60 per 100 Theilen Metall lieferten. Auch bemerkte dieser Naturkundige, dass selbst auf gewissen Stellen das Verhältniss des Erzes zum Metall noch grösser ist, als oben genannte Reduction. Je feiner, durchscheinender, rother und härter das Erz ist und wenn es zugleich eine unregelmässige und eckigte Krystallform zeigt, desto mehr wird es von den Chinesen gesucht; Erfahrung hat ihnen hierin zum Wegweiser gedient; während der falsche Zinnstein, der so allgemein ist und vollkommen dem ächten gleicht, durch geübte chinesische Minenarbeiter auf das blose Ansehen unterschieden wird. Doch minder geübte Minearbeiter werden hierdurch öfters aus Unkenntniss zu ihrem Nachtheil betrogen. Diese falsche Erzsorte, bekannt unter dem Namen Batu timah koppong, wird besonders am Seestrande und an niedrigen ablaufenden Gründen gefunden und scheint nichts andres, als eine schwarze Mica oder Glimmer zu sein, welcher bei Schmelzung kein Metall liefert.

Die Erdlagen, worin das Zinnerz verbreitet gefunden wird, sind über die ganze Insel hin sehr verschieden; die Minen, welche man oberflächlich und nur durch Ausgrabung oder lieber Abstossung der Minengruben in dazu bestimmten Bandars (worin die zinnerzhaltige Erde durch einen Wasserstrom gereinigt wird) bearbeitet, sind unter dem Namen Kulitminen am allgemeinsten und bestehen aus folgenden Lagen von rothem, weissem, mit Kiesel und

lsenerz (grès ferrugineux) vermischtem Grunde in dem Zinnerz verbreitet; sie gehen hier niemals eine Tiefe von 1, 20 bis 25 Fuss unter die Oberfläche des Bodens. In andern tiefern Minen, Kulit Kollong genannt, wird, nachdem aus den obersten Erdlagen das Zinnerz bereits gesammelt ist, das tiefer liegende Erz, welches meistentheils in einer halbrothen Talk- oder Lehmerde in Lagen von gewisser Dicke verbreitet liegt, ferner durch Ausgraben erhalten, in dazu besonders eingerichteten Canälen oder Banquers, auch durch Spülung weiter gereinigt und zur Schmelzung bereit gehalten. Während endlich die letzten und am tiefsten bearbeiteten Minen, Kollongs genannt, aus regelmässigen viereckigen Gruben bestehen, die verschiedene Grössen von 20 bis 60 Fuss im Durchmesser haben; hieraus wird das Wasser durch Wassermühlen von einer eignen Construction entfernt; sie werden mehrmals bis auf eine Tiefe von 60 Fuss ausgegraben, wo dann das Erz meistentheils in einer weissen, mit grauem Kieselgries vermengten Erde angetroffen wird.

Bisweilen haben die Adern, welche den Zinnstein enthalten, eine Dicke von 3 bis 4 Fuss und beobachten einen regelmässigen Verlauf von Westen nach Norden oder verlieren sich bisweilen plötzlich; oft sind sie nur einige Zoll durch die ganze Masse zerstreut.

Diese Kollongs werden meistentheils in morastigen Gegenden angelegt, welche die Thäler zwischen zwei parallelstehenden Bergen bilden, und worin man alle Spuren der alluvialen Anhäufung antrifft. Die Art, auf welche die Zinngründe durch die Chinesen entdeckt werden, beruht gewöhnlich auf der Ueberlieferung der Eingeborenen, welche ihnen für eine gewisse Summe Geldes die ihnen bekannten vortheilhaften Gegenden und selbst die bereits früher bearbeiteten Minen anzeigen. Auch hat dieses durch das Untersuchungseisen statt, das jedoch sehr einfach und dabei sehr mangelhaft ist und nur in einem sehr sachten Boden gebraucht werden kann. (Artesische Bohrer wären hier mit Vortheil anzuwenden.)

Meistens können alte, geübte Chinesen durch die lange Bekanntschaft, welche sie aus Erfahrung bei Bearbeitung des Bodens erhalten haben, aus den aufeinanderfolgenden Lagen eine gewisse Schlussfolge machen über den grösseren oder geringeren Reichthum des Bodens an Erz, was jedoch nicht immer ihrer Voraussage entspricht. Oft wird auch der Ursprung der kleinen Bäche zur Basis genommen, welchen sie folgen und worin immer Zinnsand gefunden wird. Hieraus wird dann auf die Ergiebigkeit der in der Nähe zu öffnenden Minengründe geschlossen. Obschon die Chinesen im Allgemeinen sehr erfahren, fleissig

und unermüdet im Bearbeiten der Minengründe sind, ist die Bearbeitung doch noch immer sehr mangelhaft und vieler Verbesserungen fähig. Die Freiheit, die ihnen gestattet wird, den Zinngrund für ihre Arbeit willkürlich auszusuchen, gibt Anlass, dass ein grosser Theil für immer zur Bearbeitung ungeschickt gemacht wird, weil sie theils unter keiner festen Bestimmung liegen in Betreff des Oeffnens oder des Verlassens einer begonnenen Mine, theils wegen Umgrabungen, welche sie bisweilen durch die reichsten Stellen vornehmen müssen, um das für sie benöthigte Wasser zur Spülung zu erhalten. Ferner werden nicht selten die schönsten Minengründe in Wasserplätze (Tebath) verändert und gehen dadurch meistens für immer für das Gouvernement verloren. Es wäre desshalb wünschenswerth, dass von ihnen z. B. niemals eine oberflächliche Mine bearbeitet werden dürfte, ehe man sich hinreichend überzeugt hätte, dass derselbe Boden für eine fernere Ausgrabung bis auf eine gewisse Tiefe nicht mehr geschickt sei, und dass das aufgefundene Erz immer erst an eine gewisse mineralogische Probe in Betreff der Reduction zu Metall unterworfen werden sollte. Eine solche Massregel sollte das Gouvernement vor grossem Schaden behüten, welchem es jetzt noch immer durch die List der Chinesen blosgestellt ist, da es doch sicher und durch die Erfahrung deutlich bewiesen ist, dass mehrmals Chinesen Minen öffnen, welche sie behaupten gewinnbringend zu sein, darauf ansehnliche Vorschüsse geniessen, und nachdem sie augenscheinlich eine gewisse Zeit gearbeitet haben, vorgeben, dass ihre Mine Mangel an Erz habe und unglücklich ausgefallen ist; durch die Unkenntniss von vielen Administrateuren, welche sie zu missleiten wissen, bekommen sie dann für einen Theil, so nicht für den ganzen Betrag ihrer Schuld, Abschreibung. Das Oeffnen und dann Wiederverlassen der Minen von Tampilang im Jahr 1823 und 1824 gibt hierfür einen klaren Beweis.

Die Schmelzung des Erzes wird durch die Chinesen auf eine sehr einfache Weise in offnen Oefen (four castiliane) verrichtet. Diese sind sehr unzweckmässig und grosser Verbesserungen fähig und an beständige Wiederherstellungen blosgestellt durch ihre unvollkommene Bauart. Weil dieses Schmelzen immer in offner Luft des Nachts und in keinen gewölbten Oefen geschieht, so verlieren die Arbeiter sehr viel durch Verstauben feiner Erzsorten und durch das theilweise Oxydiren des Zinnes, welches in der Gestalt des Zinnkalkes bei der Schmelzung in grosser Menge entweicht. Nie können sie den Grad von Hitze hervorbringen, der absolut nothwendig ist, um auf einmal das Erz in Metall zu reduciren; sie können keine unmittelbare

Hitze auf das geschmolzene Metall unterhalten, um bei der Schmelzung ihm zugleich die verlangte Form zu Schuitjes zu geben; da dieser höchste Hitzegrad stets auf das geschmolzene Metall gerichtet ist, um das Erz flüssig zu halten, verliert er im Verhältniss viel; meistentheils hängt dieses auch mit von der grössern oder geringeren Güte der Holzkohlen ab.

Die Anhänglichkeit an ihre einmal bestimmten Gewohnheiten macht das Einführen zweckmässiger Oefen sehr schwierig; doch wenn man ihnen vielleicht die grössere Vollkommenheit und den Vortheil, welchen sie davon erhalten sollten, durch bestimmte Proben beweisen könnte, würde dies viel dazu beitragen, einen bessern Ofen bei ihnen eingeführt zu sehen; dazu kommt mir der gewölbte Ofen (four à manche) am geschicktesten vor. Um so mehr wäre dieses zu wünschen, da die in das Auge fallende Seltenheit von Holzkohlen in manchen Districten in dieser Hinsicht wohl einiges Nachdenken verdient und wohl später sehr beunruhigend werden kann. Bei dem Gebrauch eines so verbesserten Schmelzofens würde man nicht nöthig haben, Holzkohlen zu gebrauchen, es mit getrockneten Holzblöcken verrichten können und dabei den doppelten Vortheil haben, dass diese Oefen Tag und Nacht in Thätigkeit blieben und zugleich bei der Schmelzung das Giessen der Schuitjes ohne Unterbrechung stattfände. Jetzt dagegen können sie wegen des schwachen Baues der in Gebrauch befindlichen Oefen nur um die andre Nacht gebraucht werden, verschlingen viel Holzkohlen, die ausserdem, weil das Feuer nicht concentrirt wird, nur mit Mühe den verlangten Wärmegrad zuleiten und dadurch viele nutzlose Arbeit und Mühe verursachen.

Das Eisenerz ist eben wie das Zinnerz über die ganze Insel verbreitet und kommt in verschiedenen Formen vor: als Ocker von einer rothgelben und braunen Farbe, als Deutoxyd in dem primitiven Fels, wo es in Gängen von bedeutender Weite (Ausdehnung) in einer festen, steinharten Masse, von körnigem und zuweilen blättrigem Bruch mit metallischem Glanz begleitet, angetroffen wird. Vorzüglich wird es in den Bergen von Pako Bukit Palawang zu Permisang und zu Bolar in ausgedehnten Betten angetroffen. Die Bewohner dieser Gegenden verarbeiten es mittelst einer sehr einfachen Behandlung von Rösten und Schmelzen zu einem vortrefflichen zähen Eisen, womit mit der Bevölkerung einiger Handel getrieben wird. Selbst wurden früher unter den Sultanen von Palembang zur Zeit der ersten Entdeckung und Bearbeitung der Zinnminen und als kein hinreichender Vorrath von Eisen nach Banka gebracht wurde, die Eisenminen mit Erfolg exploitirt und

lieferten alle nöthigen Geräthschaften zur Zinnbearbeitung. Jetzt sind sie jedoch grösstentheils verlassen und werden nur durch Eingeborene bearbeitet, welche einen kleinen Handelsartikel davon machen oder für sich selbst aus diesem schönen Erz ihre Bedürfnisse von Eisen verfertigen. Sie wissen es nach widerholter Schmelzung und ohne die mindeste weitere Kunstbereitung nur allein durch wiederholte Härtung zum schönsten und feinsten Stahl zu verarbeiten, der durch die Palembangers gesucht wird und eine Mischung des berühmten Pamor (Sorte damascirten Eisens) ist, wovon sie ihre Krisse und Klewangs machen.

Ausser diesen genannten Erzarten trifft man noch viele andre, jedoch weniger allgemein verbreitete Eisenerze an, wie schwarzes zusammengeplacktes Eisen (fer oligite speculaire), Eisensand (fer sabloneux) u. s. w. Der reiche Vorrath dieses Metalls hat früher Chinesen verleitet, einige Proben zu machen, eine Eisengiesserei anzulegen, wovon sie jedoch haben absehen müssen wegen der geringen Aufmunterung, die ihnen hierin zu Theil wurde. Doch habe ich einige sehr gut gegossene Pfannen und andres Eisenwerk dort gesehen, welche durchaus nicht den jetzt gebräuchlichen zu weichen brauchten und durch Zähigkeit und Stärke dieselben übertrafen.

Das Gold wird, obschon in geringer Quantität, auch auf Banka gefunden; doch findet sich nur, so viel man bis jetzt weiss, an der Südostküste. Dort ist es unter der Gestalt des Stoffgoldes in einer rothen, mit Sand vermengten Lehmerde verbreitet auf 10 bis 12 Fuss Tiefe. Zu Tanjong Mangong, District Marawang, Tanjong Bunga und Ayer Merrah zu Pankalpinang sind die einzigen Orte, wo man mit Sicherheit weiss, dass dieses Metall früher gegraben wurde, welche zur Zeit der Herrschaft des Sultans von Palembang vor mehr als 60 Jahren als geregelte Minen bearbeitet wurden.

So wie die Zinngründe mehr ausgebeutet wurden und mehr Ausbreitung erhielten, und die Seltenheit dieses Metalles keinen Vortheil anbrachte und auch um den Eingeborenen zur Zinngewinnung zu nöthigen, wurden alle diese Minen auf Befehl des ehemaligen Sultans vernichtet und ihre Bearbeitung bei Todesstrafe verboten. Dieses hatte die Folge, dass bis jetzt kein Inländer es beinahe wagen darf, die Gegenden selbst zu betreten, und ihr Aberglaube so weit geht, dass sie, ohne sich die Rache des Himmels auf den Hals zu laden, diesen geheiligten Boden nicht betreten dürfen. Es ist mir jedoch geglückt, ungeachtet der Furcht, dass diese Stellen entdeckt werden sollten, zu Tanjong Bunga einen dieser Orte zu besichtigen, welche mitten in einem sehr morastigen und von alten Bäumen umgebenen Terrain

liegen, ungefähr $2^1/_2$ Stunde vom Seestrande. Dort wurden mir verschiedene runde, tiefe Löcher gezeigt, welche früher bearbeitet, doch jetzt mit umgehauenen Baumstämmen angefüllt waren. Der Boden enthält da das feinste Gold, und nach Waschung einer Quantität eines Pikols Erde ist es mir geglückt, ungefähr 5 Stüber Gold an Werth zu gewinnen.

Dass dieser Landstrich früher jedoch mit einigem Vortheil bearbeitet worden ist, beweisen die noch vorhandenen goldnen Zierrathen, wie Krisscheiden, Bauchplatten u. s. w., welche mir durch den Depatty von Bukis gezeigt sind, als Reliquien bewahrt werden und aus dem Erz verfertigt sind; es ist eine sehr feine und reine Goldsorte, welche sich durch eine hochrothe Farbe unterscheidet, und hat, wie mir scheint, einen Gehalt von 20 bis 22 Karat.

Die Stücke, welche auf beiden letzten Plätzen gefunden worden, sind bleicher von Farbe, seltner und von geringerem Gehalt.

Mit Sicherheit will man behaupten, dass auch in manchen Erdspalten des Berges Manku, District Pankalpinang, Erzgänge eines körnigen Quarzes gefunden sein sollten; doch sind dieses Traditionen, welche eine nähere Untersuchung verdienen. Die Bevölkerung erzählt sie als Wahrheit, hält sie aber geheim, aus Furcht, dass die Chinesen diese Plätze bearbeiten möchten.

* * *

Nach Melvill van Carnbee hat Banka einen Flächeninhalt von 223,0 □Meilen und eine Bevölkerung von 36,000 Seelen. Seine Angaben sind einige Jahre später, als die meinigen niedergeschrieben, und ist die Zunahme der Bevölkerung nicht so bedeutend, als man der günstigen Lage nach erwarten sollte. Denn diese Insel hat in neuerer Zeit eine wichtige Bedeutung dadurch erhalten, weil sie an der grossen Seestrasse zwischen englisch Indien, China und Neuholland liegt und seit 1846 durch die Landmail in einer geregelten Verbindung mit Java und Singapur steht. Es ist nicht zu zweifeln, dass, wäre der Aufschwung nicht durch das unselige Monopol des Zinnhandels niedergedrückt, dieses Land zu einer seltenen Entwicklung gelangen würde, weil es für Handel und Verkehr so günstig gelegen ist.

Bis jetzt hat man für Cultur und Civilisation in diesem Lande wenig gethan; als ich die ersten Bemerkungen über Banka veröffentlicht habe, ist es mir nicht in den Sinn gekommen, dass man so schnell den Wink in Betreff der Esel und Kamele beherzigen würde. Die Esel- und Kamelzucht hat aber in dem indischen Archipel zu keinem Re-

sultate geführt, und auf Banka ist es mit den Frohnarbeiten noch in statu quo geblieben; ja der Transport der Güter ist in den jüngsten Jahren eher erschwert als erleichtert, und zwar in Folge der Verschlimmerung der Wege, da man es bequemer fand, Transporte zur See als zu Lande nach den verschiedenen Aussenposten gelangen zu lassen.

Diese Massregel ist aber eine verkehrte, und gewiss wirkt nichts mächtiger auf den Vorausgang eines Landes, als die Erleichterung des Verkehrs durch Anlage guter Wege, und sollte man Beamte, welche sich in dieser Hinsicht verdienstlich machen, ganz besonders berücksichtigen. Banka hat wiederholt das Missgeschick gehabt, von untauglichen Beamten administrirt zu werden; Zeugen davon sind die vielen Aufstände, bei deren Unterdrückung man sich Massregeln erlaubt hat, die noch empörender sind, als die schlimme Behandlung des Landes selbst. Man brachte mehr als ein Mal das Standrecht in Anwendung und hing die Gefangenen unter näherer Approbation der hohen Regierung auf. Bis aber eine solche Approbation von Batavia eintraf, war mancher Unglückliche schon am Galgen gestorben. Der edle Generalgouverneur Peter Merkus strafte die Beamten, welche sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, durch Entsetzung, die Colonialregierung in Niederland stellte sie aber in Aemter und Würden wieder her, um den Schein des Rechts zu retten, weil geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Ein genevermuthiger Lieutenant, der auf einen harmlosen Haufen Chinesen von dem Forte zu Pankalpinang gefeuert und eine Vierzigzahl mit Kartätschen verstümmelt und getödtet hat, wagte es sogar, für solches Mordwerk den militären Willemsorden zu reclamiren. Es wäre nicht befremdend, diese Heldenthat, wie so manche andre, von einem niederländischen Barden besingen zu hören.

Es scheint, als ob die Regierung endlich eingesehen hat, dass mit den lobhudelnden Rapporten kein Nutzen gestiftet wird, weil sie anfängt, dem Lande mehr Aufmerksamkeit zu schenken, tüchtige Beamten darin anzustellen und die Zinngewinnung nach Regeln der Kunst stattfinden zu lassen, ja den Betrieb der Minen auch der Concurrenz von Europäern frei zu geben. Vielleicht dürfen wir auch bald einer gründlichern Arbeit über dieses wichtige Land entgegensehen.

Bei der Abfassung der Beschreibung Bankas vor 14 Jahren kannte ich die gründliche Arbeit von Thomas Horsfield noch nicht, erst Professor Veth erwarb sich das Verdienst, sie in Holland zu veröffentlichen. Aus Mangel vorliegenden Materiales und der Archive musste meine Beschreibung unvollständig sein, und habe ich nur das bekannt gemacht, was in einem mehr als zweijährigen

Aufenthalte auf Banka zu meiner Kenntniss gekommen ist. Erst in neuerer Zeit sind die Nachrichten über jenes wichtige Land zahlreicher geworden; besonders nachdem Thomas Horsfield's Manuscript in dem Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia aufgenommen worden war. Ich werde desshalb meine Beschreibung vervollständigen und in derselben die wichtigsten neuern Beiträge mittheilen. Zwar besitzen wir bis heute noch keine genaue Specialkarte von diesem Lande, obgleich die Districte detaillirter aufgenommen sind und ich auch eine Copie der Karte von Sungiliat und Marawang entworfen habe, die in der Residenz Müntok noch vorhanden sein muss. Die günstige Lage dieser Insel an viel besuchten Seestrassen verbürgt ihr eine grössere Theilnahme und Beachtung, und wird bei zweckmässiger Verwaltung das Land in seiner Entwicklung rasch voranschreiten. Es ist wohl der Cultur fähig und kann die kostbarsten Erzeugnisse hervorbringen. Nur müssen die Wege in fahrbaren Zustand gebracht, die Flüsse an den bedeutendsten Krümmungen durchgraben und manche Moräste trocken gelegt werden, wenn die Cultur des Bodens, mit ihr der Fortschritt in der Viehzucht und die Zunahme einer wohlhabenden Bevölkerung gelingen soll; vor Allem wäre zu wünschen, dass das Prohibitivsystem beseitigt würde.

Rückkehr nach Java.

Den 20. December 1838 ging ich mit dem Schiffe „La Perle" von Baturussak nach Batavia. Das Schiff war mit Zinn schwer beladen und die See stürmisch; es stampfte und schlingerte so heftig, dass die Seekrankheit mit aller Gewalt mich wieder ergriff. Den 19. kam der Capitän Lukas, ein Franzose, halbtodt von den Anstrengungen gegen die stürmische See und ganz durchnässt an Bord. Und den folgenden Morgen lichteten wir den Anker.

Wir hatten einen Schooner bei uns, der den 22. des Abends seinen Anker verlor (wir mussten wegen der Klippen Nachts in der Clemensstrasse gewöhnlich vor Anker gehen) und durch einen Nothschuss unsern Beistand verlangte. Den Anker konnte man aber nicht mehr bekommen. In diesen tropischen Gegenden pflegt die See leer von Vögeln zu sein, während man in gemässigter Zone, besonders auf der Höhe des Caps, immer welche sieht. Wir sahen blos Delphine und Haien. Den 23. gelangten wir in die Javasee. Das Meer wurde hier ruhiger. Wur-

zeln und Baumstämme, auf denen Seevögel sassen, trieben an uns vorüber. Abends sahen wir das erste von den sogenannten tausend Eilanden: Nordwacht. Hier ankerten wir. Den 24. kamen Schiffe und kleinere Fahrzeuge uns zu Gesichte. Mittags erblickten wir in der Ferne die Rhede von Batavia, welche wir Abends um 5 Uhr erreichten. Ich kam also an demselben Tage wieder hier an, an welchem wir vor drei Jahren das Ziel unsrer Reise erreicht hatten.

Ein grosses Geschwader schöner Schiffe lag mit den Bugsprieten nach Westen gekehrt auf der Rhede, als wir den Anker fallen liessen. Zierliche Boote, mit holländischen, normännischen, englischen, französischen, malajischen und auch chinesischen Matrosen bemannt, ruderten unter lautem Gesang an unserm Schiffe vorüber. Die Sonne spiegelte sich purpurfarben in dem stillen Javameere und glänzte von dem grünen Saume Batavia's, von welchem selbst nur einige rothe Ziegeldächer sichtbar wurden, golden wieder. In der Ferne schlossen himmelhohe Berge den Gesichtskreis ein. Schwarze Linien von Seevögeln zogen nach dem Strande zu. Die Sonne ging unter. Der Mond goss seinen Silberschleier über die glitzernden Wellen und die Nacht hüllte die Schiffe in ein zauberisches Dunkel, während von dem Wachtschiffe der Nachtschuss donnerte und alle Glocken auf den verschiedenen Schiffen aus der Nähe und Ferne wie Stimmen unsichtbarer Geister erklangen. Von der Stadt hörte man das Wirbeln der Trommeln und den Donner des Nachtsignals. — Auf mich, der ich fast drei Jahre abgeschlossen von dem menschlichen Treiben in der tiefsten Wildniss gelebt hatte, machte dieses rege Schauspiel einen solchen Eindruck, dass ich bis spät in die Nacht auf dem Verdecke unter dem prachtvollen, mit Sternen besäeten Himmel blieb. Den folgenden Morgen entfalteten mehrere Schiffe ihre Segel und steuerten schwerbeladen der fernen Heimath zu; wir aber fuhren mit dem Boote nach Batavia. Es hatte sich nicht viel verändert, und zwar eher zum Schlimmen, als zum Guten. Das Monopolsystem wurde strenger zugepasst, der Handel und Verkehr siechte, das gemünzte Geld verschwand mehr aus der Circulation und auch die Küstfahrt eilte dem Ruin entgegen.

Dass in einer solchen Zeit das Ausbeutungssystem am rücksichtslosesten in Anwendung gebracht wurde, ist erklärlich und ebenso die vielen Fallite, Plackereien und Unterschleife, welche damals an der Tagesordnung waren. Die Colonie wurde in einen Zustand gebracht, auf welchen man in Wahrheit die Worte zupassen konnte:

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen,

Was man nicht weiss, das eben brauchte man,
Und was man weiss, kann man nicht brauchen.

Reise nach Sumatra.

Das weitere Vordringen der Niederländer auf Sumatra hatte die Anlage verschiedener neuen Posten nothwendig gemacht, wesshalb Truppenverstärkungen und mehrere Beamten dahin gesendet wurden. Da Freund Hein auch die sumatresischen Aerzte nicht schonte, so mussten diese ebenfalls ergänzt werden; daher wurde mir das Loos zu Theil, nach diesem so berüchtigten Lande abgehen zu müssen.

Vor meiner Abreise war ich noch so glücklich, von dem Gouverneurgeneral die Anstellung eines höhern Ranges zu erhalten, die mir einen grössern Wirkungskreis und wesentliche Vortheile in meiner Sphäre gestattete. Die Uniform dieses Ranges ist so schön mit Gold gestickt, dass man in Europa trotz des ostindischen Teints der Gesichtsfarbe vielleicht manche Eroberung damit machen würde; in Ostindien paradirt man aber wenig darin und geht lieber in leichtem Gewande, als in tuchener Galla gekleidet.

Aufgeräumter als ich mir vorgestellt hatte, verliess ich daher das kostspielige Batavia und ging wohlgemuth meinem neuen Ziele entgegen, das für so Manchen ein Land des Heimwehs, der jammervollen Melancholie und des Schreckens — für mich das Eldorado Ostindiens war, welches mich unwiderstehlich anzog, weil es alles Köstliche, Schöne und Erhabene, aber auch alles Furchtbare und Schreckliche der heissen Zone in sich begreift.

Sumatra liefert den wohlriechendsten Balsam, den besten Campher; hier wascht der rauhe Bergbewohner das feinste Gold aus den Flüssen; in seinen Urwäldern hausen der herrliche Argusfasan mit den tausend Pfauenaugen auf seinem glänzenden Gefieder, der Bär, der Tapir, das Rhinoceros, Herden von Elephanten, blutdürstige Tiger; hier betet der Moslim zu Allah und der Hindu zu Brama; in kindlicher Unterwürfigkeit verehrt der Menangkabo den Sultan, seinen muhamedanischen Papst, während der Patri im Fanatismus raset und der Atjiner den Europäer aus dem Hinterhalt mordet, das freie Volk der Battas aber seine eignen Verwandten schlachtet und gierig auffrisst. — Eine ungeheure Bergkette zaubert hier dem Wanderer eine andere Schweiz, hohe Vulkane und das prächtige Blau des Himmels ein andres Italien, gesegnete, mit überschweng-

licher Pracht der Pflanzenwelt ausgestattete Ebenen ein andres Indien vor.

Weiter als bis Sumatra erstrecken sich die Wünsche der Sterblichen nicht. Denn in der civilisirten Welt spricht sich zärtlicher Wunsch durch das Motto aus: Wann du nur wärst, wo der Pfeffer wächst: — Sumatra ist das wahre Pfefferland, und bei aller Manchfaltigkeit der Producte bleibt Pfeffer doch immer die Hauptsache.

Wir verliessen Batavia den 25. April 1839, des Morgens um 6 Uhr. Das Schiff Louisa, auf dem wir die Reise machten, lag nahe an dem Hafenkopf, so dass wir es mit den Embarquementsfahrzeugen bald erreichten. Es war dreissig Jahre alt, auf Surabaja von Djattiholz gebaut und eben so obsolet, als sein Capitän, der kleine Engländer King, der mit arthritischer Laune die Passagiere und sich selbst quälte. Der Steuermann Alexander, ein aus Bengalen gebürtiger Engländer, war eine von jenen glücklichen Naturen, welche fünf so lange gerade sein lassen, bis man an ihrer eignen Differenz zu subtrahiren beginnt. Für ein paar Tauben, Katzen, Hunde und Hühner, so wie für eine caffeebraune Dame bewies er mehr Aufmerksamkeit, als für das Schiff und die Passagiere. Ein kräftiger Zug aus der Ginflasche galt ihm mehr, als ein guter Strich des Compasses. Die Matrosen waren tüchtige javanische Seeleute, die ohne Commando eben so wenig, als eine Locomotive ohne Feuer in Bewegung kamen, und deren Bootsmann, ein javanischer Petit-Maître, mit der silbernen Pfeife und schweren Kette von demselben Metall um den braunen Hals eine seinem Range entsprechende Rolle ausfüllte.

Es waren über 300 Menschen an Bord und wimmelten desshalb auf dem Verdecke, wie an dem Stocke des Bienenschwarms. Hunde, Katzen, ein Pferd und mehrere Chinesen vermehrten noch die allgemeine Ueberfüllung. Der Transport bestand aus 170 Mann, 40 Frauen und Kindern nebst dem Capitän Reyniac, einem feinen Herrn von gutem Ton, den ich niemals leidenschaftlich sah, ausser da ihm ein Matrose das für Pferdefutter bestimmte Zuckerrohr stahl, und dem Premierlieutenant Livingston, einem Holländer von schottischer Abkunft, dessen ovales Gesicht und spanischer Knebelbart die Züge englischer Ritter aus dem sechszehnten Jahrhundert in Erinnerung rief. Ausser der Gesichtsfarbe, Sprache und Kleidung konnte man noch an andern Merkmalen bestimmen, zu welcher Nation jedes Individuum gehörte. Die Afrikanen unterschieden sich durch ihre Thurmköpfe, durch tiefe Einschnitte über Gesicht und Rücken und durch magere Reiherbeine bei musculösem Oberkörper. Sie trugen blaugestreifte Kattunhosen, gleiche Hemden, tuchene Policemützen auf dem kurzwolligten Kopfe und blieben den

ganzen Tag so gekleidet, wie sie es gelehrt worden waren. Sie hielten sich stille, nur selten hörte man den lauten afrikanischen Negerdiscours. Sie hatten gutmüthige Schafsgesichter, die nur, wenn sie Arac tranken, durch das fürchterliche Unterlippenwerk einen ekelhaften Ausdruck bekamen.

Die Javanen erkannte man auch ohne den tiefen Eindruck zwischen Stirn und Nase (jener Uebergangsbildung vom Menschen zum Affengeschlecht) an der grenzenlosen Faulheit und Indolenz, so wie an der Hässlichkeit ihrer Weiber, welche mit Unreinlichkeit gepaart ging. Ausser dem Fragment einer Hose oder eines Lappens um die Lenden liefen sie nackt, brüteten die dunkeln Leiber an der Sonne und gaben nur dann Lebenszeichen von sich, wenn Reis ausgetheilt wurde.

Die Europäer hatten den frischen Teint verloren und die Neulinge büssten die blühend weisse Farbe bald ein, weil sie wegen der Hitze den ganzen Tag mit nackten Oberleibern auf dem Verdecke waren, wo die Sonne ihre Haut zuerst feuerroth und dann gelb bräunte. Die Holländer, jene Abkömmlinge Jan de Witts, de Ruiters und Oldenbarnevelds, ausgezeichnet durch eine weisse Haut, durch ein schmales Gesicht und eine lange Nase, meist mit schlichten Haaren und den Spuren der Scrophulose am Körper, hatten auf der Brust und an den Armen gewöhnlich das königliche Wappen mit dem grimmigen Löwen und dem Motto: Je maintiendrai deutlich eingestochen, während die Belgier darauf Crucifixe, das Bild eines Heiligen oder eines Gehängten und das Salve regina trugen. Die Franzosen hüpften den ganzen Tag auf dem Verdecke herum und konnten nicht begreifen, warum das Entzücken, welches das herrliche Panorama der Sundastrasse erregte, nicht bei der ganzen Schiffsequipage in französischen Floskeln sich laut äusserte. Die Deutschen waren unter den Repräsentanten der nördlichen Hemisphäre eben nicht die reinlichsten. Sie rauchten viel Tabak, sangen Abends schöne Lieder, verzehrten mit gutem Appetite das gesalzene Ochsenfleisch, liessen dem Caffee ohne Milch und dem Thee ohne Zucker volle Gerechtigkeit widerfahren, und wenn sie auch den Krätzer ihrer Heimath wegen seiner Wohlfeilheit bis in den Himmel erhoben, so verschmähten sie doch den Arac nicht, welcher ihnen unter dem Ruf: Oram in guter Quantität drei Mal täglich ausgereicht wurde.

Wenn auch die Chinesen mit dem Wirrwarr und der Unendlichkeit ihrer Sachen und Sächelchen uns lästig fielen, so konnten wir ihnen doch unsre Aufmerksamkeit nicht versagen, wenn sie die bekannte Betriebsamkeit dadurch an den Tag legten, dass sie mittelst zweier Hölz-

chen äusserst geschwind aus Fayenceschüsseln, mit Reis, Haifinnen, Krabben, Speck und Spinnen gefüllt, den Kauapparat versorgten und in Bewegung setzten. Sie gingen als Oberdeckspassagiere mit, zahlten desshalb für die Passage nur eine Kleinigkeit; ein reicher Filz allein hatte die Cajüte unter unsrer Campagne gemiethet, wo er sich mit seiner Schiefäugigen (einer jungen, reizenden Frau) vergrub.

Die Barque Louisa war schlecht geladen, denn während der Vorsteven fast bis an den Bugspriet im Wasser lag, erhob sich die Campagne gleich einem Thurme und erinnerte an des Aeneas Schiff im Virgil, wo es heisst: Aeneas celsa in puppi, was aber auch der Bauart des Schiffes zum Theil beigemessen werden musste. Sie staute den 25. nach Ladung und kam desshalb an diesem Tage nicht unter Segel.

Den 26. April, Morgens um 7 Uhr, wurde der Anker gelichtet. Bei dieser Arbeit pflegt der Lärm auf holländischen Schiffen gross zu sein, auf ostindischen Fahrzeugen ist er unbeschreiblich. Die ganze braune Mannschaft hängt an dem Spil. Der Matrose, welcher die stärkste Stimme hat, feuert durch Improvisationen die Kräfte aller übrigen an; der ganze Chor fällt schreiend ein; dazu mengt sich das schrillende Pfeifen des Bootsmanns, das rauhe Commando des Capitäns und der Steuerleute, das Aechzen und Krachen des Spils und der schweren Ankerkette, so wie das Beben des Schiffes beim Losgehen des Ankers.

Ein frischer Wind blies in die vollen Segel; die Rhede von Batavia und die vielen sie umringenden Eilande waren bald passirt, und Mittags segelten wir an der Bai von Bantam vorüber. Abends um 7 Uhr liess der Wind nach; es war mondhell und wir fuhren mit einer flauen Brise in die Sundastrasse ein. Wir begaben uns spät zur Ruhe, die wir aber nicht finden konnten, weil fingerslange Kakerlakken uns schaarenweise im Bette anfielen, das die Hitze der Cajüten ohnedies unerträglich machte. Die sanfte Abendluft bewog mich, die Lucken offen zu lassen, wodurch zwar die Kakerlakken vertrieben wurden und ich Kühlung, aber den folgenden Morgen auch einen heftigen Katarrh bekam, der sich stets einzustellen pflegt, wenn man in der heissen Zone sich der kühlen Nachtluft aussetzt, weil durch sie der Schweiss auf dem starktransspirirenden Körper zurückgeschlagen wird.

Am Morgen des 27. lagen wir vor der Bucht von Anjer. Das Hafenboot und viele kleine Kähne näherten sich dem Schiffe und brachten schlechte theure Früchte zum Verkauf. Für eine Ananas, die zu Batavia 3 Cents kostet, wollten sie 25 Cents. Hühner und Enten waren

aber wohlfeil. Die Berge von Anjer und das Eiland Dwars in de Weg kamen mir nicht mehr so reizend vor, als bei meiner ersten Reise. Die Höhen waren mager bewaldet, zum Theil nur mit Krüppelholz bedeckt. Windstille nöthigte uns, fast den ganzen Tag hier liegen zu bleiben.

Unsre Tafel war gut, doch nicht ausgesucht, obgleich wir täglich fünf Gulden an den Capitän dafür bezahlten. Er hatte nur Pompelmusen, Apfelsinen und Pisang, schlechten Biskuit und alten Käse zum Nachtische mitgenommen und entschuldigte sich mit der grossen Eile, die ihn gezwungen habe, die Rhede so schnell zu verlassen. Auch mit seinem Wein ging er sehr sparsam um. Die Soldaten erhielten Reis, so viel sie essen wollten, jeder ein halbes Pfund gesalzenes oder getrocknetes Fleisch (Dinding), Fische, steinharten Schiffszwieback, spanischen Pfeffer, Thee, Caffee und dreimal täglich ein Weinglas voll Arac.

Ich war mit der Ueberbringung der Vaccine nach Sumatra beauftragt worden und impfte, aus Mangel an Kindern, mehrere Afrikanen, um den Stoff wo möglich frisch nach Padang zu bringen, weil der aufbewahrte gewöhnlich verdorben war und keine günstigen Resultate geliefert hatte. Auch gelang es mir, den unter uns wohnenden Chinesen zu bewegen, diese Operation an seinem Kinde vornehmen zu lassen.

Die Aufsicht der Einimpfung ist den Civilärzten übertragen, wofür sie eine Zulage geniessen; da die Militärärzte damals noch nicht zu dieser Dienstleistung verpflichtet waren, so hatte der Chef des Sanitätswesens, Dr. Fritze, im Namen des Generals mir, im Falle es mir gelingen würde, die Vaccine nach Sumatra überzubringen, eine Gratification versprochen; aber obgleich die Transplantation geglückt ist und ich mir hierbei Mühe genug gegeben habe, ist mir doch kein andrer Dank zu Theil geworden, als ein Belobungsschreiben, welches ich kurz vor meiner Abreise aus Indien erhielt und mich desshalb bei meiner Ankunft in Holland an den König Willem I. gewendet habe, der bereits von der Sache Kenntniss trug, die Belohnung aber der indischen Verwaltung überliess. Es war jene Zeit der Finanznoth (im Jahre 1840) freilich nicht geeignet, Dienste belohnt zu erhalten, und mit dem damals noch geringen Urlaubstractamente habe ich kaum meine nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten können. Heute werden solche Dienste royaler belohnt.

Man hatte mir gemeldet, dass 42 Kinder an Bord sich finden würden, welche auf der Reise vaccinirt werden könnten; inzwischen waren nur 2 Kinder an Bord, die noch nicht geimpft waren. Ich impfte desshalb afrikanische Soldaten und das Kind eines Passagiers; auf diese

Weise glückte es mir, Stoff nach Padang zu bringen, wo ich das Möglichste that, die Transplantation zu befördern, zu welchem Ende ich selbst täglich Miethwagen nahm und mich nach der Wohnung der Impflinge begeben habe. Ein solcher Wagen kostet per Tag 7 Gulden, und es ist von dem Diensteifer eines Militärarztes oder von dem Enthusiasmus für sein Fach zu viel geheischt, wenn er auch noch seinen geringen Gehalt daran wenden soll. Vergütung ist mir keine zu Theil geworden. Später hat ein holländischer Militärarzt ebenfalls Stoff nach Sumatra gebracht. Die Journale waren seines Lobes voll, und ist er für diesen Dienst auch nicht leer ausgegangen. Eben so hat man die Bemühungen des Dr. Bosch, frischen Stoff nach Indien zu bringen, gehörig gewürdigt und anerkannt; aber beide waren auch vollblütige Niederländer.

Man meldete mir, dass die Dulcinea des Steuermanns in dieser Nacht niedergekommen sei, wesshalb ich sie besuchte. Ich fand sie hinter einem Wall von Apfelsinen, Ananas, Pompelmusen und Pisangs verschanzt in voller Thätigkeit. Ihre Fressgier war so rege, dass sie uns kaum eines Blickes würdigte. Diese Scene machte mich geneigt, jenen Autoren zu glauben, welche behaupten, die Weiber der Tropen gebären leichter, als die der gemässigten Zone. Da mir die Erfahrung Fälle vorgeführt hatte, wo malajische Wöchnerinnen durch Vernachlässigung in den ersten Tagen eben so gut Milchversetzung, febris puerperalis, phlebitis und irreguläre Lochien bekommen hatten, als dies bei ihren europäischen Schwestern der Fall zu sein pflegt, so war ich auf den Verlauf dieses Wochenbettes sehr gespannt. Wirklich wurde die Dame ungestellt, doch beschränkte sich ihr Leiden auf gastrische Zufälle, weil sie nach wie vor eine Unzahl von Süssigkeiten und sauren Früchten ass. Tiefer in die Mysterien ihres Unwohlseins einzudringen, war mir nicht gestattet.

Denselben Abend näherten wir uns der Küste von Sumatra. Den 20. bekamen wir starken Nordwestwind, nahmen den Cours südwest und steuerten gegen das Prinzeneiland. Nachts erhob sich der Wind zu einem heftigen Sturm, wir mussten beilegen und befanden uns des Morgens vor der Insel Krakatau. Der Gegenwind zwang uns, hier zu ankern, wesshalb wir uns hinter den hohen Pik der Insel legten, wo die See ruhiger war. Während des Unwetters hatte mich die Seekrankheit wieder heimgesucht und ich konnte nichts essen; als wir des Abends stille lagen, kam der Appetit wieder, und schnell befand ich mich vollkommen wohl. King liess uns ein Boot aussetzen; Reyniac und ich gingen damit an das Land, um die Insel ein wenig zu untersuchen.

Ein Kranz von Korallenriffen bildete weit um dieselbe einen undurchdringlichen Wall, und lange ruderten wir an demselben hin, um eine Stelle zu finden, wo wir zwischen durchkommen konnten; endlich gelang uns dies. Unter der krystallhellen See spielten die Korallen in den schönsten Farben und in allen möglichen Nuancen und zeigten die sonderbarsten Formen. Der Grund der See glich dem Garten der Hesperiden, glänzte mit smaragdenen Blumen, himmelblauem Moose und mit purpurnen Sträuchen, welche Gegenstände alle von niedern Thierbildungen herrührten. Die Vegetation war überaus reich und prächtig. In üppiger Fülle sprang das Eiland aus der azurnen See rein und unversehrt wie am Schöpfungstage hervor. Unberührt von menschlichen Händen waren diese herrlichen Wälder, in deren frischem Grün tausend glänzende Vögel umherschwirrten. Weisse Tauben wiegten sich in grosser Anzahl auf den Bäumen. Am Ufer zog sich die Fährte von Affen und wilden Schweinen hin; auch sahen wir dort zwei rauchende Quellen (kein geringer Beweis für die Vulkanität der Insel), Spuren von Menschen konnten wir aber nicht entdecken, obgleich man des Nachts Feuer auf der Insel wahrnimmt und es bekannt ist, dass dort Fischer und Seeräuber hausen. An einer Stelle fand ich eine grosse Masse eines schwarzen, reich mit Eisenerz untermischten Grundes, wovon ich eine Probe mitnahm. Die mit den tödtlichen Dünsten der lebenden und sterbenden Pflanzenwelt, der See und des humusreichen Bodens stark geschwängerte Luft — und das Hissen einer Flagge am fernen Schiffe nöthigte uns, beim einbrechenden Abend zurückzukehren. Von einigen Schiffen, die wir gesehen hatten, kam eins an dem Eilande Bessy vor Anker, welches wir für die Corvette Castor hielten, die zu Anjer gelegen hatte.

Den 1. Mai hatten wir wenig Wind, den 2. passirten wir endlich die Strasse und nahmen den Cours Nordwest. An diesem Tage sahen wir drei Schiffe. Verschiedene Haien spielten in unsrer Nähe; kleinere Fische tummelten sich um sie her und sprangen oft mehrere Fuss hoch aus dem Wasser hervor. Auch Delphine zogen am Schiffe vorüber. Wir segelten längs der Kuste von Sumatra hin. Sie wird durch eine hohe fortlaufende Bergkette gebildet. Den 4. Mai starb ein Matrose an der Ruhr, der zu Batavia halbtodt an Bord gebracht worden war; er wurde wenige Stunden nach seinem Tode in ein Stuck Segeltuch genäht und mit ein paar Kanonenkugeln an den Fussen über Bord geworfen. Ein Todesfall wird auf den Schiffen gewöhnlich als der Vorläufer anderer Unfälle betrachtet und macht desshalb einen viel stärkern Eindruck auf die Seeleute,

als dies auf dem Lande der Fall zu sein pflegt; gewöhnlich ist es dann mit der Fröhlichkeit vorbei.

Sonntag, den 5. Mai, segelten wir auf der Höhe der Insel Engano, deren Bewohner mit den Südseeinsulanern grosse Aehnlichkeit haben sollen, mit einem so lauen Winde, dass er Vielen den Wunsch erregte, lieber einen kleinen Sturm, als diese leisen Zephyre ertragen zu müssen. Leider ging dieser Wunsch wirklich in Erfüllung.

Um 4 Uhr hatten die Soldaten eben ihre Ration erhalten, als der Himmel sich zusammenzog und einer von jenen Orkanen, die um so gefährlicher sind, je schneller sie entstehen und je unvorbereiteter sie den Seemann treffen, mit Sturmeseile angezogen kam. Er traf das Schiff mit vollen Segeln, warf es auf Steuerbordseite, so dass die Masten beinahe auf den empörten Wellen trieben und wir alle unsern Untergang vor Augen hatten. Grimmig brachen die gepeitschten Wogen als weisser Schaum über das Verdeck herein; zum Unglück befand sich das Volk grösstentheils auf dem Verdecke, hing sich verzweiflungsvoll an Backbordseite und hinderte die Matrosen, die rathlos unter dem Haufen standen, weil die ohnmächtige Stimme des Capitäns und seines von Energie entblösten Steuermanns in dem allgemeinen Tumult im Brausen des Sturmes machtlos verhallte. Mit dem Todeskampf auf dem erdfahlen Gesichte hing der kleine King selbst an dem Steuerrade, das fest zu regieren er die Kräfte nicht hatte, und der Steuermann liess vergebens seine schwache Stimme ertönen. Capitän Reyniac, welcher hinter mir sich festhielt, war exsanguis, sein Gesicht bleich wie das einer Leiche; die wenigen feinen Haare, welche er noch hatte, standen zu Berge, die Augen stierten weit geöffnet in das nasse Grab. Auch ich musste von Gesichtsfarbe verändert sein, denn ich fühlte ganz deutlich kalte Schauer von den Schläfen nach dem Hinterhaupte ziehen.

In diesem schrecklichen Momente, wo die eiserne Noth uns den Tod vor Augen hielt und wir ein natürliches Sträuben gegen das Sterben empfanden, war ich im Begriff, sobald die See zur Steuerbordseite hereinbrach, in die dampfende Gicht über Bord zu springen, um mich durch Schwimmen wo möglich von dem Schiffe zu entfernen, das der entstehende Strudel mit Mann und Maus unrettbar verschlingen musste. — Die Entschlossenheit einiger braven Matrosen rettete uns. Sie klommen in die Topmasten, rissen die Bramsegel los und brachten dadurch das Schiff in das Gleichgewicht, wodurch die übrige Mannschaft Zeit gewann, alle Segel zu streichen, dass die Louisa wieder flott wurde. Hier kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen, die ich während des Unfalls gemacht, beizufügen:

Ein phthysischer, inländischer Sergeant, dem der Marasmus kaum die Kräfte liess, sich auf den Beinen zu halten, hatte sich gleich im Anfang über Backbortseite gehangen, um wo möglich sein elendes Leben zu fristen, das doch ohnehin nicht mehr lange dauern konnte. Die Javanen hatten mit Indolenz dem allgemeinen Untergang entgegengesehen, eben so die Neger; nur einigen Europäern presste die Angst den Ruf nach Hülfe aus.

Grosse Menschenmassen vermehren in solchen Fällen die Gefahr, weil sie den Rettungsversuchen hinderlich sind und das egoistische Princip der Selbsterhaltung das der Totalrettung überwiegt. Desshalb machte mich oft der Gedanke schaudern, dass Feuer ausbrechen könne, wenn ich die Mannschaften auf dem mit Heu und andern Brandstoffen erfüllten Verdecke nachlässig mit brennenden Cigarren umherlaufen sah.

Recht lebhaft fühlte ich den Vorzug einer kräftigen Stimme für einen Seecapitän in solchen Momenten. Wäre die brüllende Donnerstimme des Capitäns K. unserm King eigen gewesen, oder die Energie des Capitäns Ch., der bei solcher Gelegenheit seine Matrosen mit einem Tauende nachdrucklich ansprach, so würde uns dieser Unfall, den nur rathlose Saumseligkeit herbeigeführt hatte, gewiss nicht getroffen haben.

Jetzt erst äusserten sich die Folgen der entschwundenen Gefahr. Auf jeder Seite des Decks stand eine Combuis mit grossen Kesseln, worin für die Mannschaft gekocht wurde. Diese Kessel waren umgefallen und das kochende Wasser hatte mehrere Soldaten, Weiber und Kinder schrecklich verbrannt. Die Unglucklichen kamen mit von der Epidermis entblösten Gliedern zu mir. Grosse Brandblasen bedeckten ganze Körperhälften. Denen, welchen die Oberhaut in Fetzen herabhing, gab ich zur Linderung der Schmerzen Ueberschläge von Oel, wozu ich meine Hemden zerriss, weil an Verbandlinnen Mangel war; die weniger stark Beschädigten behandelte ich sogleich antiphlogistisch. Obgleich bei den heftiger Gebrannten eine profuse Eiterung sich einstellte, so hatten meine Massregeln doch einen gunstigen Erfolg. Aber von diesem Tage an wurden mehrere Soldaten krank. Es waren Leute, die auf ihre eiserne Gesundheit trotzten, ihre Kleider zur Verkuhlung mit Seewasser durchnässten, des Nachts mit nacktem Körper auf dem Verdecke schliefen, weil die mit thierischen Effluvien geschwängerte Luft das Verweilen in dem Zwischendeck unmöglich machte. Dabei die gesalzene schwere Kost und der Arak, den sie nicht missen wollten, Ursachen genug, dass sich katarrhalisch- und gastrisch-biliöse Fieber entwickelten, die schnell den ner-

vösen Charakter annahmen, so dass in den letzten Tagen vor unsrer Ankunft zu Padang die Zahl der Kranken sich mehrte und, weil sie an Land gekommen beinahe einen halben Tag unter gluhender Sonnenhitze am Strande lagen, bevor sie in das Hospital abgeholt wurden, den Tag nach unserm Debarquement vier Europäer in dem Hospitale starben.

Den 6. Mai passirten wir Benkulen, den 7. waren drei Schiffe am Horizont, den 8. fuhren wir an dem hohen Berg von Indrapur voruber. Den 9. waren über zwölf grosse Haien in der Nähe des Schiffs. Wir näherten uns Padang; wegen der Gefährlichkeit des klippenvollen Meers bewog die einbrechende Nacht den Capitan umzukehren und die Nacht zu laviren. So nahe am Ziele war uns dies eben nicht sehr angenehm; wir kamen auch erst am folgenden Abend um 4 Uhr auf die Rhede. Die beiden Capitäne gingen sogleich an das Land. Livingston, der Steuermann und ich besuchten die nahegelegenen Eilande. Schlaflosigkeit bewog mich, den Abend auf der Campagne zuzubringen. In Purpurgluth war die Sonne am Westen entschwunden und vergoldete noch einzelne Wolken als abenteuerliche Gestalten, während im Osten hinter den Riesenschatten der Berge, welche sich längs der Kuste hinzogen, das Wetter leuchtete und der Abendstern glänzend an dem dunkeln Himmel strahlte und einen breiten Schimmer auf das nächtliche Meer warf. So begann denn im Angesicht dieser grossartigen Natur eine neue Lebensperiode für mich, aber sie war minder fröhlich als die fruhere, und farblos schien mir die Zukunft entgegen. Leichten Muthes pflegte ich einen gewohnten Aufenthalt zu verlassen, aber stets schwer gewöhnte ich mich an einen neuen. Werth ist es, die Länder der Tropen zu sehen, doch darin zu leben, wird man weniger wünschen. Alles Bekannte, heimisch Gewordene geben wir auf; einsam, von Fremden umgeben, betreten wir, selbst fremd, ein fremdes Land, und das Schiff, das uns gebracht, ist als der letzte Mittelweg, der uns einem gewohnten Kreise wiedergeben kann, abgeschnitten, nicht mehr bestimmt, uns dahin zuruckzufuhren.

In der Fruhe des 11. Mai kamen die Fahrzeuge uns abholen; sie fuhrten alle europäische Segel, waren zierlicher gebaut und besser unterhalten, als die javanischen Prauwen zu sein pflegen. Ich ging mit der Schaluppe des Capitäns an das Land. Niedliche, mit Kokosbäumen bewachsene Inseln liegen vor demselben. Gewaltige Gebirgsmassen erheben sich in wildem Chaos uber die Wolken, schliessen Padang von zwei Seiten ein und erregen dem, der bestimmt ist, durch sie in das Binnenland zu reisen, durch ihren Anblick allein schon Herzklopfen. Eine Hugelkette zieht sich von diesen colossalen Bergen nach

der See, und der letzte, dessen felsigter Fuss von heftiger Brandung umspült wird, verbirgt Padang den Blicken der Ankommenden. Hinter diesem kleinen Vorberg, auf dessen Spitze die holländische Flagge weht und der nach der Seeseite steile Felsenmassen, wildes üppiges Gestrüppe, hohe Palmen und Lianen zeigt, in denen Hunderte von Affen umherklettern und bis zur Brandung herunter auf den Fischfang ausgehen (wesshalb dieser Berg auch der Affenberg genannt wird), breitet sich auf niedrigem Strande ein weiter Kokoshain aus, unter dem die europäischen Häuser der Residenz Padang mit ihren Strohdächern hervorschimmern. Indem die Gebirgskette in nordwestlicher Richtung fortläuft, tritt also hier ein Zweig in stumpfem Winkel von jener zur See und hat an seinem Fusse den kleinen Fluss, welcher bis in die Stadt mit Prauwen befahren wird. Die Fläche, auf welche die Stadt gebaut ist, besteht aus cultivirten, aus sandigen und sumpfigen Stellen, beim Ansteigen aber aus Diluvialgebilden und trachytischer Erde. Der Gunong Moniat (Affenberg) ist nur 320 Fuss hoch und hängt durch einen schmalen, nur 45 Fuss hohen Rücken mit dem Festlande zusammen. Der bedeutendste Gipfel der Hügelkette bei der Stadt ist nur 950 Fuss hoch und heisst Gunong Batu ba surat, weil auf einem Trachytblock desselben die Besucher ihren Namen eingemeiselt haben. Diese Hügelkette ist an dem Abhang nur von Gesträuch und Allang-Allang überdeckt, aus dem hier und da schwärzliche Trachytblöcke und die weissen Grabdenkmale der Chinesen hervorragen, während am Fusse die Bambushütten der Malajen zwischen dem Gehänge und dem Fluss angebaut sind. Die Vegetation am Strande besteht aus Scirpen, Cyperus, Pandanus, Urena lobata, Cassia, Asclepias gigantea, Melastoma malabarica. Einen eben nicht heitern Eindruck machen die vielen Grabsteine, welche den übeln Ruf von der Ungesundheit dieses Ortes zu bestätigen scheinen. Freilich waren an der Sterblichkeit unter den Europäern zu Padang die Kriegsstrapatzen und auch die Lebensweise Schuld. Bis in die jungste Zeit traf man hier nur kleine Wohnungen, welche wenig Comfort gewährten, und haben sich selbst die angesehensten Einwohner mit einem beschränkten Raum beholfen. In neuster Zeit hat man viel gebaut und sind die Häuser wesentlich verbessert worden. In den nahen Sümpfen trifft man Nipa fruticans, Acrostichum diversifolium, Sagus, Cerbera Mangha. Reisfelder mit Fruchtbäumen abwechselnd begrenzen das Sumpfland. Bald erhebt sich der Boden und trifft man auf diesem Psidium, Pontederia hastata, Bombax pentandrum, Aleurites moluccana, Kokos- und Pinangpalmen.

Ist man dem Lande genaht, so bemerkt man erst die

Mündung des Flusses, der hell und frisch, aber untief in das Thal hineinzieht, stets an die Krümmung der Vorberge sich haltend, deren Grund aus rothgelbem, lehmigem Sande besteht. Nachdem wir an dem Zollhause eine scharfe Untersuchung ausgestanden, gelangten wir an das einzige Gasthaus von Padang (damals Hôtel de Chevalier genannt), welches das allgemeine Absteigequartier der Officiere und Beamten zu sein pflegt, denn die in Ostindien noch so sehr florirende Gastfreundschaft wird zu Padang nicht gefunden, welches daher rührt, dass die Häuser zu klein, der Miethzins zu gross ist und keine Gouvernementsgebäude vorhanden sind, welche die Ankommenden, wie auf Java, beherbergen. Je tiefer man in das Thal hineinkommt, desto zahlreicher und ansehnlicher werden die Wohnungen, bis sie zuletzt in dem chinesischen und cingalesischen Viertel eine wahre Stadt bilden. Die Häuser dieses Viertels sind von Stein, nahe an einander gebaut und haben ein massiveres Aussehen, während die europäischen und inländischen Wohnungen, welche an der Mündung des Flusses stehen, kein so günstiges Aeussere zeigen. Der chinesische und cingalesische Campong ist sehr volkreich, der Verkehr darin lebhaft und der Fluss dort von zierlichen Fahrzeugen erfüllt. Fast jedes Haus besitzt einen Kram, selbst Wechsler findet man dort. Der malajische Campong ist wie gewöhnlich düster, elend und arm und besteht aus Hütten von Bambus oder Baumrinde, die auf hohen Pfählen ruhen und eher einem Stall für Geflügel, als einer Wohnung für Menschen entsprechen. Die europäischen Viertel liegen weit aus einander, ziehen sich nach Nordwest in eine Ebene und bestehen aus Bambushütten, hölzernen und wenigen steinernen Häusern. Ausser einigen kleinen Kapellen, die man Kirchen nennt, ist unter den öffentlichen Gebäuden nur die Societät „Eintracht" erwähnenswerth. Geräumig und gut eingerichtet, befördert sie das gesellige Vergnugen, und bei Bällen und Soupers sieht man dort den Flor von Padang versammelt. Eben wie zu Batavia geht man hier selten zu Fuss, die meisten Europäer besitzen Equipage und alle Officiere sind hier beritten. Mehrere dieser Herren, welche wohlgewaffnet, gestiefelt und gespornt uns entgegen kamen, zeigten durch ihre wilden Bärte und die auf der Brust prangenden Ritterorden, dass wir uns auf dem Kriegsschauplatz befanden. Auch die Bevölkerung hatte ein kräftigeres Aeussere; man sah weniger die charakterlosen Gesichter schlaffer Malajen, als vielmehr die scharfmarkirten Züge wohlgestalteter Cingalesen, deren orientalische Tracht bei den glänzend schwarzen Bärten, den Feueraugen, der Habichtsnase und dem feingeformten Munde einen malerischen Anblick gewährte.

Für dieses Mal blieb ich nur acht Tage in Padang, bekam dann eine Ordre, nach Baros zu schiffen, welcher Platz einige Breitegrade nördlich von Padang liegt und der äusserste Posten war, den das Gouvernement gerade damals in Besitz genommen hatte.

Wenige Wochen nach der Herausgabe der Schilderungen aus Ostindiens Archipel erschien auch schon eine holländische Uebersetzung in der Zeitschrift: Europa of verzameling van in- en nitheemsche lettervruchten, Dortrecht 1841, in der ich als guter Patriot durchgehe, wofür ich dem Plageur dankbar sein könnte, wenn er nicht also sich vernehmen liesse: „Aus meiner Reise nach Baros wurde für dieses Mal nichts." — Die unverschämte Dreistigkeit, womit er den Text verändert und meinen Namen, wenn auch etwas verdreht geschrieben, missbraucht hat, kann ich nicht unterlassen, hiermit öffentlich zu rügen und zu erklären, dass ich keineswegs ein im Sinne des Plageurs eingefleischter Patriot bin, der am Schlusssatze mit dem Ausruf schliesst: „Oost West; thuis best!" —

Jene Uebersetzung hat dazu beigetragen, dass meine Arbeit in den niederländischen Besitzungen bekannter geworden ist und man aus übel verstandenem Patriotismus mich darum anfeinden zu müssen vermeinte. Jeder fanatische Zelot und Eifrer für das Prohibitivsystem glaubte sich berechtigt, den Stein auf einen Sündenbock zu werfen, der es gewagt hatte, seine Stimme aus der indobatavischen Colonie vernehmen zu lassen. Obgleich kein Bekenner von Moses Gesetz: Aug um Aug, Zahn um Zahn, bin ich doch auch kein so vollkommener Christ, dass ich des Herrn Gebot: Wenn dir Jemand auf den rechten Backen schlägt, so reich ihm auch den linken dar, unbedingt befolgte. Für alle Anfeindung und Verfolgung, welche ich von den indobatavischen Dunkelmännern habe erleiden müssen, nehme ich keine andre Rache, als die, den Zustand von niederländisch Indien nicht vor dem batavischen Publikum allein, sondern vor der ganzen gebildeten Welt offen darzulegen, indem ich den Wunsch hege, dass diese Veröffentlichung zum Heil des ostindischen Archipels und seiner Bewohner beitragen möge.

Dass ich zur See reisen konnte, war mir sehr angenehm, denn die Mühseligkeiten einer Landreise waren in jenem Zeitpunkte noch ausserordentlich und sehr beschwerlich. Oft betrug die Entfernung nach einem Posten über zwanzig Tagereisen, ging über steile, himmelhohe Berge an Abgründen vorüber, die einige tausend Fuss tief kaum einem einzelnen Manne den Uebergang gestatteten, über die hin und wieder eine Hängebrücke von Bambus oder Rotang führte, die mehr für equilibristische Produktionen,

als für eine Passage von Fussgängern, Reitern und Lastträgern mit schwerem Gepäcke gemacht zu sein schien. Reissende Flüsse hemmten den Weg, und oft blieb der Wanderer in Sümpfen stecken oder wusste sich in endlosen Urwäldern nicht zurecht zu finden. Und dazu noch die Reise in einem Lande, dessen Bevölkerung feindselig gesinnt war, die so weit aus einander wohnte, dass man oft Tage lang marschirte, ohne eine Raststätte zu finden, und war diese gefunden, so fand man keine gastliche Aufnahme: entweder nämlich wurde man gar nicht aufgenommen, oder der Sumatrese reinigte, durchräucherte und entsündigte seine Hütte nach dem Abzuge durch einen seiner Priester, oder steckte aus Abscheu gegen den Europäer gar seine Hütte in Brand. Man hat Beispiele, dass diese Canibalen selbst Todte ausgruben und aus dem Grabe warfen, damit der weisse Leichnam die Erde ihres Mutterlandes nicht entheilige. Und unter diesen Verhältnissen musste der Krieg geführt und das Land gewonnen werden, das so viele Mittel darbot, die Fortschritte der Europäer zu hemmen.

Die Bevölkerung zeigte sich noch wenig geneigt zur Kultur des Bodens, wesshalb das Gouvernement Sclaven von Pulo Nias einführte, um dem Mangel an arbeitenden Händen abzuhelfen. Diese Niaser, die eben nicht auf die rechtlichste, vor dem Tribunal wahrer Humanität zu rechtfertigende Art gewonnen waren, sah man zu Padang nackt wie Schlachtvieh in langen Zügen nach ihrem Bestimmungsorte transportiren. Die Frauen von Pulo Nias sind wegen ihrer Schönheit berühmt, obgleich man selten fehlerfreie Exemplare findet; die meisten, die ich sah, hatten entweder Missverhältnisse in der Proportion, hässliche Arme und Schenkel, oder eine Porzellanhaut, aber häufig hübsche Gesichter. Die schwarzen Farbigen von Padang, die sich so gerne für englische Miss ausgeben, stammen von niasischen Müttern. Um der Bevölkerung aufzuhelfen, ist der Tribut, den die Einwohner entrichten, nicht erheblich, ja die Chinesen und Cingalesen sind frei von der Abgabe des Kopf- oder Zopfgeldes gewesen.

Die Transportmittel waren derzeit noch sehr beschränkt; während auf Java gebahnte Wege beinahe überall Fuhrwerke gestatten, transportirt man hier Alles durch Menschen; die hohen Berge sind ein unüberwindliches Hinderniss für den Transport auf der Achse und oft so steil, dass Reiter sogar den Sattel von ihren Pferden nehmen mussten, damit diese hinansteigen können. Die Lastträger tragen Alles auf dem Kopfe; zum Reisen sind desshalb nur Kistchen zweckmässig, die kleine Partien von Effecten fassen; grosse Kisten und Koffer müssen auf Padang zu-

rückbleiben, und kommt man nach jahrelanger Abwesenheit wieder nach Padang, so trifft man seine Güter nicht selten verdorben. Weinkisten werden ausgepackt und die Flaschen partienweise zusammengebunden (man kann denken, dass wenn der Wein so dreissig Tagereisen transportirt werden muss, er theuer genug zu stehen kommt); auch die Geldkisten werden aufgemacht und die Geldsäcke einzeln transportirt, wobei zum Lobe der sumatresischen Kuli (Lastträger) gesagt werden muss, dass niemals eine Veruntreuung dabei vorkommt. Die Kuli werden nicht wie auf Java stations- oder etappenweise gewechselt, sondern sie machen die ganze Reise mit, lassen sich aber den Lohn theilweise oder ganz vorausbezahlen, der etwas höher als auf Java ist.

Zur Verbesserung der Transportmittel (vielleicht auch um für die Folge diese Last den Kuli abzunehmen) versuchten es einige Privatpersonen, auf Padang Esel einzuführen. Wirklich sah ich auch solche, sie waren aber nicht sehr munter, wurden damals auch noch nicht gebraucht. Sie wären allerdings von grossem Nutzen, da die Kuli später zur Cultur des Bodens angehalten werden könnten, während sie jetzt als Lastträger geplagt sind, haben jedoch dem Zweck nicht entsprochen.

Ueber die Ursachen des Krieges auf Sumatra.

In frühern Zeiten besassen die Holländer nur einige Küstenplätze auf dieser grossen Insel, und erst seit dem Jahre 1821 begann der Kampf um das Sein oder Nichtsein der christlichen Fremdlinge und der muhamedanischen Einwohner. In demselben Jahr wurde die Hauptmacht des Sultans von Palembang über den Haufen geworfen, und die Hierarchie des Sultans von Menangkabo war schon lange so ohnmächtig geworden, dass der Zwiespalt, welcher im Innern von Sumatra wüthete, ein Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie war, der durch die Secte der Padris einen religiösen Anstrich erhalten hat.

Sumatra ist einmal von Indien aus bevölkert worden und, wie man will, später als Java, obgleich dieses noch nicht bewiesen ist; denn der Mangel an Denkmälern aus der Hinduzeit lässt nur auf eine vollständigere Verwüstung nach dieser schliessen, und die vielen örtlichen Namen und Ausdrücke aus der Sanscritsprache sprechen für den alten Zusammenhang dieser Insel mit dem Festlande Indiens. Die Malajen, welche es occupirten, sind von jeher als ein

aufrührerisches, händelsüchtiges Volk bekannt gewesen, bei welchem der Despotismus nie ganz gedeihen konnte und immer einige demokratische Einrichtungen sich bewahrt haben. In Folge des losen Zusammenhangs der verschiedenen Stämme hatten sich unzählige, beinahe selbstständige Gemeinden gebildet, und auch die Religion war bei diesen vernachlässigt und nach Belieben ausgeübt worden. Ein Vermächtniss von Blutrache zwischen den Stämmen Kotta pilian und Tjumago war als fortwährender Kampf das einzige Zwischenspiel in dieser Entwickelungsperiode.

In solchem Verfall der Religion und des Despotismus erhob sich die Priestersecte der Padris und kündigte durch Mord und Plunderung die neue Hierarchie an. Bereits im Jahre 1805 soll die Religionsneuerung sich gezeigt haben, eine beachtenswerthe Erscheinung, da zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Arabien die Reformation des Islam durch die Wachabiten eingefuhrt wurde und selbst im Kaukasus eine Reformation sich ankündigte.

Zwei vornehme Priester aus der Landschaft Agam, Tuanko Nan Rentje und Tuanko Kotta dua, glaubten sich, wie so manche andre Schwärmer, berufen, ihren Nächsten nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Ihr heiliger Eifer entzündete sich an dem Indifferentismus der Eingebornen, welche mehr nach uralten herkömmlichen Gebräuchen, als nach den Gesetzen des Korans zu leben gewohnt, also nur dem Namen nach Islamiten waren.

Diese zwei Schwärmer waren durch ihren Rang und Reichthum besonders geschickt, Mahomed's Drama zu wiederholen und eine Reformation darzustellen, und gleichwie Pater Mathew aus den irischen Ginmen Teetotallers gemacht hat, so metamorphosirten diese islamitischen Apostel in kurzer Zeit Tausende halbnackter Malajen in weissbeturbante, fanatische Padris.

Tuanko Nan Rentje war von Gestalt ein unansehnlicher, magerer Pfaffe, dessen Feueraugen allein die Seelenstärke verriethen, welche in diesem schwächlichen Körper wohnte. Am Grabe Muhamed's hatte er sich in dem Islam gestärkt, und das Lesen in dem Koran überzeugte ihn von der Nothwendigkeit einer Reformation unter den Sumatresen, deren Gottesdiensteifer sehr flau war. Mit Feuereifer begann er sein Unternehmen, von welchem ihn kein Hinderniss, kein Opfer, wenn auch noch so gross, zurückschreckte.

Tuanko Kotta dua war ein alter Priester, welcher durch Mässigung, verständige Rathgebungen und Zusprache sich die Liebe des Volks verschafft hatte und einen grossen Einfluss ausübte. Dieser musste zunächst gewonnen werden.

Eines Tages erklärte Tuanko Nan Rentje ihm die Noth-

wendigkeit, den Gottesdienst in seiner Reinheit unter den Malajen wieder herzustellen und alle Gebräuche abzuschaffen, welche mit den Gesetzen des Korans stritten, wären diese auch noch so alt, und Allen, welche nicht gehorsamen würden, das Leben zu nehmen. Tuanko Kotta dua erklärte sich bereit dazu, doch empfahl ihm mehr Mässigung, um dadurch desto sicherer den Zweck zu erreichen und das Werk Gottes wohlgefälliger zu machen. Nan Rentje tadelte ihn wegen seiner geringen Energie, erklärte, er werde nicht nur jene Massregeln in Ausführung bringen, sondern auch selbst die Gesetze befolgen, deren strenge Beobachtung er vorschreiben werde und deren Hauptinhalt folgender sei: „Wer nicht betet und weigert, der Lehre des Alkorans zu folgen, verwirkt dadurch Leben und Gut, sagt das heilige Buch Pekkihil", und darnach werde gehandelt.

Da die Einwendungen von Kotta dua, welcher erklärte, dass nach dem Buche Terkat (Tarykat = Weg, Pfad) der Prophet nur den mit dem Tode bestraft wissen wolle, welcher sich gänzlich von dem Glauben lossage, dass so strenge Massregeln das Land in Verwirrung und Elend stürzen würden, nichts fruchteten, trennte er sich von der Sache des Nan Rentje, der unter den eifernden Priestern indessen schon einen Anhang erworben hatte. Dieser zog nun einen andern einflussreichen Priester an sich, Tuanko Mensiangan von Pandeisike, welcher noch ehrsuchtiger, als Nan Rentje selbst war; und wenn er auch weniger grausam gewesen ist, bleibt er wegen seinen ehrgeizigen Absichten desto strafwürdiger. Diese beiden schlossen also den Bund und schwuren sich den Eid der Treue auf den Alkoran. Jeder warb nach Kräften Proselyten.

Zu Kaman, wo Nan Rentje wohnte, veranstaltete er ein grosses Fest, zu welchem er alle Penguluh und eine grosse Volksmenge einlud. Die Priester, in lange Gewänder, weiss wie er gekleidet, mit einem weissen Turban auf dem Kopfe, umringten ihn, der seine Gäste folgendermassen ansprach:

„Bekenner des Islam, es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet; Aberglauben und Sünde müssen fern bleiben von den Gläubigen. Ihr kennt die Gebote des Propheten und sollt nach ihnen als Gläubige leben; aber ihr übertretet sie und lebt wie Kaffern und ungläubige Hunde. Der allmächtige Gott hat in seinem Langmuth bis heute solches angesehen, aber auch heute verkündigt er euch durch mich, dass ein Ende dieser Gräuel sein soll. Vernehmt also meine Worte, denn durch mich spricht der Herr Gott." Nun hielt er ihnen ihr Sündenregister vor und erklärte, das einzige Mittel, solche Sündenschuld zu

tilgen, bestehe in einer vollkommnen Unterwerfung unter die Gebote des Korans und in der Ausrottung aller Widerspänstigen aus der neuen Gottesgemeinde, damit diese als ein neuer, geheiligter Körper von dem alten Krebsschaden gereinigt werde. Er gebot ihnen, die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, verbot den Gebrauch des Tabaks, des Opiums und der geistigen Getränke, so wie alle Hazardspiele. Er verlangte, dass die Männer weiss gekleidet und die Frauen verschleiert gehen sollten. Auch sollten die Männer den Bart stehen lassen. Man solle nicht nackt baden und die Frauen sollten weder zu viel aufwärts, noch zu viel nach ihren Füssen sehen, sondern sittsam erscheinen. „Und wer von euch, endigte er, sich der Uebertretung dieser Gebote schuldig macht, untergehe die Strafe des Todes, und sein Hab und Gut sei verfallen, denn dies ist der Wille des Propheten.“

Die Priester schrieen Halleluja und das Volk jauchzte mit, aber die Häuptlinge standen wie vom Donner gerührt und rathlos da, denn obgleich sie den Schlag, der sie traf, wohl fühlten, konnten sie ihn doch nicht abwenden. Deutlich sahen sie ein, dass Nan Rentje darauf ausging, ihnen die Herrschaft zu entreissen und die öffentliche Gewalt in die Hände der Priester zu legen. Doch machten sie gute Miene zum bösen Spiel und nahmen sich vor, den neuen Massregeln heimlich Hindernisse in den Weg zu legen. Vorerst suchten sie die Sache in die Länge zu ziehen. Sie riefen die Milde Nan Rentjes an, indem sie erklärten, diese Einrichtungen stritten zu sehr mit ihrem Adat (altem Herkommen), als dass sie sogleich befolgt werden könnten. Seien einmal die neuen Lehrsätze eingeführt, dann würden sie von selbst mit mehr Genauigkeit beobachtet werden, ohne dass man zu gewaltsamen Massregeln seine Zuflucht nehmen müsse. Den Muth hatten sie nicht, Tuanko Rentje auf die alten Adats zu verweisen und derselben Fortwirkung zu empfehlen. Die, welche sich auf altes Herkommen beriefen, mussten sich den Hohn und die Schmach der neuen Schwärmer gefallen lassen.

Nan Rentje, der diesen Widerstand bemerkte und doch gerne mit einem Male durchgedrungen wäre, erklärte, dass keine menschlichen Beweggründe ihn von dem ausdrücklichen Willen des Propheten abhalten könnten, und dass er desshalb auf strengen Gehorsam dringe. „Die, sagte er, welche euch diese Adats gegeben haben, waren eben, wie ihr, Kaffern; doch er, dessen Wort ich verkündige, war der Gesandte Gottes, und seine Gebote sollen befolgt werden oder die Strafe des Todes sei dessen Theil, der dagegen sündigt.“ Und hiermit entliess er sie.

Man sah nun voll Erwartung den Mitteln entgegen,

welche Nan Rentje zur Erreichung seines Zweckes anwenden würde. Wohl hatten die Häuptlinge, sein moralisches Uebergewicht fühlend, versprochen, selbst zu dem vorgestellten Zwecke nach Kräften mitzuwirken, doch diese Hülfe war unvollständig, und es war selbst wahrscheinlich, dass diese Häuptlinge ihn eine heimliche Gegenwirkung sollten empfinden lassen, wenn sie nur nicht darin erkannt wurden. Doch bald änderte sich dieser Zustand.

Ein blutiger Vorfall beschleunigte den Ausbruch der Reformation. Kurz nach dieser Versammlung vernahm Nan Rentje, dass seine Base (Mutterschwester) heimlich Tabak gebrauchte, und sie dabei überraschend, stiess er ihr mit eigner Hand den Dolch in den Leib und liess den Leichnam dieser nächsten Blutsverwandten, ohne ihm ein Begräbniss zu gönnen, in der Wildniss den reissenden Thieren zum Aas hinwerfen.

Das Gerücht von dieser That verbreitete sich blitzschnell. Viele Priester versammelten sich um ihn, und dieser Anhang war bald so gross, dass er sein Augenmerk öffentlich verfolgen konnte. Die Folge davon war ein fanatischer Enthusiasmus unter seinen Anhängern. Niemand wagte ihm zu widerstehen, der eine solch ausserordentliche That, welche man als vom Himmel befohlen ansah, vollbracht hatte, und seine Macht breitete sich zusehends aus. Zuerst erstreckte sich seine Priesterherrschaft nur über seinen eignen Campong; bald unterwarf er aber durch Ueberredung, List und Gewalt andre Ortschaften, stellte in jeder zwei Priester an, den Tuanko Imam und den Tuanko Kalie, wovon der erste den Ritus ausübte, der zweite eine Art von Inquisitor war, welcher die Uebertreter der Religionssatzungen mit schweren Bussen strafte. Die Priester im Lande (eben wie der Clerus des Mittelalters) begriffen, dass Hierarchie der Zweck dieser Neuerungen sei, und begünstigten sie nach Kräften. So wurden durch den Eifer Nan Rentjes und Mensiangas in kurzer Zeit Agam und die fünfzig Städte (Limapulah Kotta: man würde sich sehr täuschen, wenn man unter Kotta sich eine Stadt vorstellt; es ist vielmehr ein umzäunter Ort [town]; auf Sumatra sind die meisten Plätze mit einem Wall und einer Bambushecke umgeben) unterworfen.

Der Widerstand verschiedener Häuptlinge war fruchtlos; sie waren uneins und handelten nicht standhaft genug. Doch ward dadurch das Land in Kriegszustand gebracht. Landbau und Gewerbe wurden vernachlässigt und jedes Dorf in eine Festung verwandelt. Die besten Häuser, zierlich von geschnitztem Holz erbaut, welche von Geschlecht zu Geschlecht der Wohnsitz edler Familien gewesen waren, wurden den Flammen übergeben; ihre Be-

wohner wurden ermordet und vertrieben. Sie flüchteten in Wildnisse und Einöden: jetzt noch erkennt man die Spuren jener Verwüstung. Auch in den Padangschen Binnenlanden breitete sich die neue Lehre aus. In der Landschaft Lintu, am Fusse des Sago (in einem Kesselthale), stand der Priester Tuanko Passaman auf. Er war der Sohn eines armen Landbauers aus Lintu, des Datu Lienaro, und hatte sich durch seine Gelehrsamkeit diese Würde errungen. Man sagt, zur Reformation sei er durch den Fürsten Pagar Udjong selbst ermuntert worden. Zu Lintu nahm man die neue Lehre wohl an, aber nicht in den andern Campongs. Tuanko Passaman überfiel sie; als er jedoch auch die Landschaft Ober-Tanah-Datar angriff, widersetzte sich ihm Pagar Udjong, jedoch mit so wenig Energie, dass der schlaue Priester durch einen Gewaltstreich seinen Zweck erreichen konnte. Zur bessern Einsicht in diese Zustände müssen wir Folgendes bemerken:

Das ganze malajische Land stand unter der Oberherrschaft der Dynastie von Menangkabo; die Regierung kennmerkte sich (eben wie die andern Reiche auf Sumatra: Atjin, Pedir, Jambi, Palembang) durch Schwäche. Danah-Datar war der Hauptsitz. Die Dynastie bestand in drei Zweigen: Radja nan tiga sello, und residirte zu Pagar udiang, welches in drei Campongs sich schied, nämlich: Kudam, Tenga und Balei-django. Der erste Furst, Radja Alam, fuhrte auch wohl den hochtrabenden Titel: Herr der Welt, oder Jiang di per tuan, und residirte als Obergebietor zu Kudam. Der zweite, Radja Adal, verwaltete die Justiz nach den alten Gesetzen, der drittte, Radja Hibadad, zu Baleidjengo, war Oberpriester. Noch bestanden drei Reichsfursten zu Sungi-Larah, zu Suruasso und zu Padang-Gantieng, welche besondere Districte verwalteten.

Tuanko Lintu Passaman schickte eine Gesandtschaft an den Fursten von Menangkabo mit der Bitte, einen Tag für die Zusammenkunft bestimmen zu wollen, um uber die Angelegenheiten der neuen Lehre berathschlagen zu können, zu deren Ausbreitung er die Hulfe des Fursten anzurufen wunschte. Seine Missionare waren beauftragt, die Sache so angenehm als möglich vorzustellen und keine Versprechungen zu sparen, dass wenn die Hulfe zugestanden wurde, der Furst in der neuen Hierarchie, welche sich unfehlbar über die ganze Erde ausbreiten wurde, der mächtigste und erste sein wurde. Die Fursten von Menangkabo stimmten bei und kamen auf den angesetzten Tag mit ihrer Familie nach Kotta-Tenga, begleitet von den Reichsgrossen und vielen angesehenen Penguluh. Nach der Mahlzeit berathschlagten sie mit Tuanto Lintu uber die neue Lehre. Doch plötzlich brach Tuanko Lintu die Berathschlagung ab und

beschuldigte laut die Fürsten und Reichsgrossen von Danah Datar der Ketzerei und Sittenlosigkeit und verdammte sie zum Tode. Seine Anhänger fielen uber die Fursten und Reichsgrossen her und schlachteten unbarmherzig die ganze Versammlung. Nur Wenigen gelang es zu fluchten, und unter diesen befand sich Radja Alam, der Oberherr, welcher mit einem Enkel auf dem Arm entrann und, obgleich hundert Kugeln ihm nachsausten, unverletzt sich rettete. Er fluchtete in das Land Kwantan und lebte in dem District Lubudjambie sehr arm, aber gottesfurchtig. Nach diesem Gewaltstreich unterwarfen sich die Padris das von seinen Herrschern entblöste Land leicht, und der neue Glaube triumphirte. Die Padris suchten vor Allem den Adel auszurotten, weil sie von diesem den meisten Widerstand zu erwarten hatten. Viele Edle entwichen nach allen Seiten, und auch Padang war voll von diesen Emigranten. Sie riefen die Hulfe des hollandischen Gouvernements gegen die Anmassungen der Padris an.

Den 28. Mai 1819 hatte der Capitän der Infanterie Deinema im Namen des holländischen Gouvernements Padang und die Padangschen Binnenländer von dem britischen Befehlshaber ubernommen. Man glaubte sich mit einer Compagnie Europaer und mit einem bengalesischen Truppencorps, welches man von den Engländern ubernahm, stark genug zur Besetzung dieses Landes. Die inländischen Truppen beliefen sich auf 76 Mann. Der Commandant mit Uebereinstimmung des Residenten Du Puy schickte im April 1820 zur Unterdruckung der Padris und zur Beschirmung des Binnenhandels 12 inländische Soldaten in diese Landstriche, womit man die Sache abgethan glaubte. Doch bald bemerkte man an den Unruhen im Lande, dass man den Feind noch nicht kannte.

Die Häuptlinge von Menangkabo schlossen mit dem Residenten im Namen des Gouvernements einen Vertrag (10. Februar 1821), worin sie einen Theil des Landes abstanden, dafur die Hulfe gegen die Padris ansprachen und die Wiederherstellung der uralten Gesetze und Gebräuche verlangten.

Nun ging der Capitän Goffinet im April 1821 mit einem kleinen Detachement nach Suli Ayer und nahm den verstärkten Platz Samawang ein. Obgleich der Widerstand unerwartet hartnäckig gewesen war, glaubte dieser Kriegsmann doch mit 50 Europäern Verstärkung und einem Mörser von 6 Zoll Lintu einnehmen und die Padris unterwerfen zu können.

Doch der Generalgouverneur van der Capellen missbilligte den Angriff ohne vorhergehende Kriegserklärung, und die Sachen blieben in statu quo, bis im September die

Padries Samawang selbst anfielen. Obgleich sie zurückgeschlagen wurden, erkannte man jetzt seinen Feind besser und schickte den Obersten Raaff mit einer stärkern Truppenmacht nach Padang. Diese bestand aus der Flankcompagnie des 18. Regiments Infanterie mit 4 Officieren und 150 Flankeurs. Ergänzungsmannschaften für die Flankcompagnie des bereits dort anwesenden 19. Bataillons Infanterie 27 Mann und 10 Kanoniere. Es waren also 187 Mann, und zu Padang waren bereits 307 Mann nebst 8 Officieren, total 12 Officiere und 494 Mann. Mit dieser Truppenzahl ergriff man die Offensive.

So hat dieser zwanzigjährige Krieg, der Tausende wegfrass, mit einer kleinen Mannschaft begonnen, die zu einer ansehnlichen Macht vermehrt wurde. Die geringe Macht, welche man erst aus Unkenntniss dem Feinde entgegenstellte, hat man aus kaufmännischem Geize nur allmählig verstärkt, und erst nachdem tausend Leichen diesen Boden gedüngt, nachdem die Befehlshaber Raaff, de Steurs, Bauer, Cleerens und Michiels Ruhm und Kräfte auf das Spiel gesetzt, kam der Generalmajor Cochius mit hinreichenden Mitteln und machte durch die Einnahme von Bonjol dem Kriege ein Ende.

Michiels, zum Gouverneur der Westküste von Sumatra ernannt, beherrschte die eroberten Länder mit eiserner Faust. Nachdem die Secte der Padries auseinander gesprengt war, griff er auch das Reich Atjin an, eroberte dessen beste Provinzen, und nur das Dräuen des britischen Leoparden konnte den holländischen Löwen bewegen, die über diese Länder ausgestreckte Tatze wieder einzuziehen. Mit gewohnter Schnelle wurde der Aufstand des Batiepo in 1841 unterdruckt, und dieser sowohl als der Imam von Bondjol bussten ihre Widersetzlichkeit mit Verbannung. Dieser Krieg auf Sumatra ist wohl der Muhe werth, von einer tuchtigen Feder beschrieben zu werden, da er den Holländern ein Land in ihre Macht gegeben hat, welches an Grösse Italien wenig nachgibt, an Erzerzeugnissen eines der reichsten des Erdbodens ist, ein Land, das, wäre es in Händen einer grossen Nation, zur Colonisation von Millionen Auswandrern dienen könnte; und welche Nation verdiente mehr dieses Land zu besitzen, als die deutsche, deren Söhne hier gestritten, hier geblutet haben! — In dieser unbehaglichen Zeit, wo vor unsern Augen colossale Weltreiche sich entwickeln und die kleinen Staaten zu verschlingen drohen, kann unmöglich ein kleines Volk seine Besitzungen behaupten, wenn es sich darum handelt, auf welche Seite bei einem allgemeinen Kriege es sich schlagen soll. Das holländische Volk ist als ein Zweig des deutschen Stammes auf diesen hingewiesen. Es wird

sich im Falle eines allgemeinen Krieges nicht England in die Arme werfen, von welchem es immer beraubt worden ist, nicht Frankreich, das, wie die Erfahrung gelehrt, es nicht beschützen kann und dessen celtischem Stamme es fremd ist, nicht dem fernen Russland, sondern Deutschland, das ihm in Lage und Abstammung am nächsten ist. Dann wird Deutschland nicht mehr seine Kräfte zersplittern, dadurch dass es jährlich Hunderttausende nach fremden Colonien ziehen lässt; es wird sich nicht mehr lächerlich machen durch den Ankauf unbedeutender, kaum nennenswerther Inseln. Die hochgelegenen Binnenländer Sumatras, jene gesegneten Striche, wo das schönste Clima herrscht und majestätische Flüsse in langem Laufe der Ostküste zuströmen, gleichsam durch die Natur zur Ausfuhr der reichen Producte bei freiem Handel bestimmt, können Millionen fleissiger Colonisten nähren und die Erzeugnisse des Mutterlandes können bei diesen einen reichen Absatz finden; dann wird auch Holland nicht mehr nöthig haben, zur Aufrechthaltung des Prohibitivsystems mit ungeheurer Anstrengung eine Kette von Forten zu errichten und zu unterhalten. Die durch freien Handel und Verkehr mit dem Mutterlande innig verbundenen Colonien werden in ihren glücklichen Einwohnern eine lebende Mauer jedem Feinde entgegenstellen, der es wagt, sie anzugreifen.

Seit der Besitznahme jener Küstenplätze, welche früher durch den Pfefferhandel bekannt waren, ist der Ertrag des Pfeffers sehr gesunken. Bis jetzt ist Sumatra für Holland eine kostspielige Besitzung, weil es eine Truppenmacht von 6000 Mann erheischt und die Ausgaben noch bedeutender als die Einkünfte sind. Viele Küstenplätze, wo Garnisonen liegen, sind ungesund, und nur in den Binnenlanden fühlen sich die Europäer wohl. Die Binnenländer gehen langsam voraus. Das Volk ist gut, doch roh, an der Küste dagegen allen möglichen Lastern ergeben und reif zur Ausrottung. Vorall die Atjinesen sind verächtlich durch Betrug, Rachsucht, Mordlust, Feigheit, Verrath und unnatürliche Laster, wodurch sie verdienen, von der Erde vertilgt zu werden. Die Battas, obgleich Menschenesser, sind viel unschuldiger und wohl einer bessern Cultur fähig. Was dem Lande noth thut, sind eifrige Landbauern, denn selbst zur Anlage von den Plantagen fehlt es noch an Menschen. Der Goldreichthum der Flüsse und Berge ist noch wenig benutzt. Benzoë, Campher und Elfenbein werden ziemlich planlos gewonnen.

So sehen wir, dass Fanatismus und Intoleranz weniger Islamiten den Europäern den Weg in dieses Land gebahnt hat, dass auch hier der Islam eben wie in der Türkei, in Indien und auf Java eine schwere Niederlage er-

litten hat, und dass das Christenthum seine siegreiche Fahne über der zertrümmerten muhamedanischen Despotenherrschaft pflanzt. Möge das Christenthum nicht vergessen, dass es nur gesiegt hat, weil seine Sache gerecht war, weil es die Knechtschaft des Leibes und der Seele bestritt. Nur dann wird es den muhamedanischen Völkern lieb und werth werden, wenn es auf dem Wege wahrer Humanität vorausschreitet. Diese aber besteht darin, dass sie Alles vermeidet, was die körperliche und geistige Ausbildung des Nebenmenschen hemmt. Nationalwohlstand ist ihr Resultat. Dieser kann nur blühen unter einer freisinnigen Regierung. Toleranz, Handel- und Gewerbefreiheit ist ein nothwendiges Erforderniss einer solchen. Es ist verkehrt zu glauben, dass man die eine begünstigen und die andre unterdrücken könne. Auch hier ist die Geschichte unsre Lehrerin, welche uns zeigt, dass nur die Vereinigung von Menschen dauernd ist, welche die Gesetze der Vernunft und des Menschenrechts ehrbiedigt. So lange die Europäer in diesen Gegenden solche Gesetze befolgen, wird ihre Herrschaft dauernd sein. Möge es dem germanischen Stamme vorbehalten sein, wo jetzt noch Elend und Rohheit herrscht, Glück und Wohlfahrt zu verbreiten.

Die Einnahme von Ponjol und Dalu-dalu war zu Padang festlich gefeiert worden, weil man damit die grössten Hindernisse, welche der europäischen Herrschaft sich entgegenstellten, beseitigt glaubte. Welche Gefahren und Mühseligkeiten die Truppen auf Sumatra überwinden mussten, wird man sich vorstellen, wenn man bedenkt, dass Kanonen und aller Kriegsbedarf über die colossalen Berge, über Abgründe, durch Schluchten, Sümpfe, reissende Flüsse, Wälder und ungebaute Strecken gebracht werden mussten, dass in den Binnenlanden oft Mangel an Lebensmitteln war, dass die Truppen nur schlecht verpflegt werden konnten, während die Hitze bei Tag und die Kälte bei Nacht, verderbliche Krankheiten und eine feindliche Bevölkerung (welche die Vortheile der Localität zum Schaden der Europäer nur allzuwohl zu benutzen verstand) den Muth darniederbeugten. Nur wenn man alle diese Fatalitäten kennt, wird man die Ausdauer und den Heldenmuth der Truppen gehörig würdigen, denen man jetzt den Besitz des grössten Theiles von Sumatra verdankt. Auch meine Landsleute hatten an diesen Erfolgen keinen geringen Antheil, da sie den Kern und die Mehrzahl der niederländischen Truppen in Ostindien ausmachen, ja manche von ihnen wurden selbst zu Siegeshymnen begeistert.

Es wäre freilich wünschenswerther, wenn die poëtischen Ergüsse von Deutschen zum Ruhme und zur Verherrlichung des eignen Vaterlandes laut würden. Jetzt

gelten sie nur dem verlorenen Sohne, der auf diesen entlegenen Inseln im fremden Solde zur Knechtung fremder Völker sein deutsches Blut verspritzt, wofür er Undank zum Lohne, Zurücksetzung, Hass und Verachtung erwirbt.

Auch der Held des Tages, der Oberbefehlshaber und Gouverneur von Sumatra, Michiels, wurde in einer Siegeshymne gefeiert, der dem Dichter aber die Zueignung später übel vergolten hat. Die Verdienste und Fähigkeiten des Helden von Sumatra sind von seinen Landsleuten überschätzt worden, welche in ihm einen zweiten Napoleon sahen und der als wahrer Eisenfresser von den Eingebornen für schussfest gehalten wurde, welcher Glaube durch sein tragisches Ende freilich erschüttert worden ist. Siege über die wilden Haufen undisciplinirter Malajen beurkunden aber keineswegs einen vollkommenen Feldherrn, denn sie werden dem Europäer sehr erleichtert und der Sieg ziemlich wohlfeil erkauft, da selbst im Bereich des feindlichen Geschützes der Malaje die nothwendige Wachsamkeit vernachlässigt und im offnen Felde nicht Stand hält. Auch die fanatisirte muhamedanische Secte der Patris focht zwar hartnäckiger, doch nur aus dem Hinterhalt. Als Mensch war der gepriesene Gouverneur nichts weiter, als der dienstbare Knecht eines crassen Despotismus und seiner eignen Leidenschaften. — — —

Der Krieg auf Sumatra hätte mit mehr Energie und mit bessern Mitteln zu einem schnellern Ende gebracht werden können. Mit Knauserei wurde er begonnen und mit einem knickerigen Geize fortgeführt, wesshalb die Kriegsobersten nur geringe Resultate erzielt haben. Erst als der General Cochius mit unbeschränkten Geldmitteln erschien, nahm die Führung eine bessere Wendung und wurden die Patris zur Unterwerfung gebracht. Die Siegesglorie, welche diesen holländischen General umstrahlt, wirft einen dunkeln Schatten auf die frühern Führer, welche das Unglück hatten, grösstentheils Ausländer zu sein; aber mit Unrecht, denn ihnen fehlte jener nervus rerum, ohne welchen schon Montecuculi die Kriegführung für eine Unmöglichkeit erklärt hat.

Die deutschen Krieger sind für das Blut, welches sie dort vergossen haben, verhältnissmässig schlecht belohnt worden, und die leichte Art, auf welche bei den balinesischen Expeditionen Ritterorden erworben wurden, lässt die frühere Unbilligkeit noch auffallender erscheinen. Es haben sich auf einzelnen Posten Sumatras manche Befehlshaber Gewaltthaten erlaubt, die man zwar niemals in den Episoden aus dem sumatresischen Kriege im Holländischen lesen wird, die aber die gebildeten Menschen mit Schauder und Abscheu erfüllen. Ehre unsern dahin-

geschiedenen Cameraden; möge ihre Asche in Frieden ruhen. Sie haben gekämpft und gelitten gegen ein feindliches Clima, gegen ein meuchlerisches Volk und gegen unehrliche Gewaltträger, denen sie auf Treu und Glauben ihre Dienste gewidmet hatten. Viel, sehr viel schulden die Bataver ihren deutschen Brüdern, welche sie in dieser entlegenen Colonie seit langen Jahren so sehr misshandelt haben. Wenn einmal die Noth Holland zwingen wird, bei Deutschland Hülfe und Schutz zu suchen, dass ihm dann sein früheres Verfahren gegen Deutsche nicht angerechnet werde!

Reise nach Baros.

Donnerstag, den 16. Mai, verliess ich Padang Morgens um 6 Uhr. Der Schooner Pylades, auf dem ich die Reise machen sollte, war bereits unter Segel, als ich in die See kam. Mit ängstlicher Ungeduld sah ich ihn immer mehr und mehr sich entfernen. Die Sonne stieg höher und machte den Aufenthalt auf dem Boote unausstehlich. Da ich mit dem kleinen Fahrzeuge nicht nach Baros durchsegeln wollte, so that ich das Möglichste, den Schooner einzuholen; obgleich meine Flaggen seinen Lauf nicht hemmten, erreichte ich ihn doch, als der Seewind durchkam und er umlegen musste, durch angestrengtes Rudern. Auf der Rhede von Batavia war ich einmal an Bord des Schooners detachirt gewesen und wurde desshalb von den Herren, die ich kannte, sehr wohl empfangen; auch der Doctor an Bord war ein Bekannter von mir, desshalb versprach ich mir eine vergnügte Reise.

Die Equipage des Schooners bestand aus 32 Mann Europäern und Javanen. Der Pylades führte zwölf Stücke (Vierpfünder) und eben so viele Lilas (Drehpassen von kleinem Caliber), welche letztere jedoch nicht gebraucht wurden und als Ballast im Schiffsraume lagen. Die vollkommene und doch nirgends belästigende Ausrüstung, fünf Anker, zwei Nothmasten und drei Boote zur Seite, der zierliche Bau und die Harmonie in allen seinen Theilen gaben diesem Fahrzeug ein sehr gefälliges Ansehen, wenn es mit vollen Segeln die Wellen durchschnitt und schnell wie ein Vogel dahinflog. Auf dem Verdecke herrschte europäische Eleganz und in allen seinen Räumen holländische Reinlichkeit.

Wir segelten längs der Küste von Sumatra nordwest an den Etablissementen Priaman, Tiko, Natal und Pontiang

vorüber. Das Gebirge schien ausser dem Ophir und den Bergen von Natal hier niedriger als im Süden, die Küste gut bevölkert. — Am Abend des 10. Mai war der Himmel schwarz behangen, minutenlange Blitze hingen gleich Raketen am Horizonte; mit einbrechender Nacht blies der Wind heulend durch die schäumenden Fluthen und trieb den Schooner, der ganz schief lag, mit Sturmeseile durch das mit Riffen und Bänken erfüllte Meer. Die tiefe Dunkelheit, welche uns umgab, wurde nur momentan durch grelle Blitze erleuchtet, die uns eben so sehr das Einschlagen, als die reissende Fahrt das Zerschmettern des Schiffes befürchten liessen. Obgleich der Commandant des Fahrzeuges dieses Meer noch nie befahren hatte, so blieb er doch kaltblütig und gab seine Befehle mit Umsicht in diesem kritischen Momente. Laute Donnerschläge vermehrten die Schrecken der Scene. Abends um 10 Uhr hing zu beiden Seiten des Fokkenraa's St. Elmo oder das Helenafeuer; endlich schoss der Regen hernieder, der Wind liess nach, nur die See brauste noch in empörten Wellen hinter uns her.

Den 20. Mai passirten wir die Linie, wo der Pylades eine Zeit lang kreuzte, um eine zweifelhafte Klippe aufzusuchen, dann näherten wir uns wieder mehr der Küste und segelten längs derselben hin. Die Berge erschienen hier steil wie abgebrochen und zeigten an der Seeseite horizontale Sandsteinschichten, während sie an der Landseite bewaldet sanft sich abdachten. Um 11 Uhr segelten wir in die malerische Bai von Tappanoli, in der auf einer kleinen Insel das Fort Pontiang liegt. Die Bai, welche von Bergen amphitheatralisch umschlossen wird, ist so geräumig, dass sie die Flotten aller europäischen Seemächte bergen könnte. Da wir hier den Janus nicht fanden, welchen der Pylades ablösen musste, so hielten wir Cours nach Baros. An diesem Tage nahm ich einen dunkeln Hof um die Sonne wahr, der sich in zwei kreisrunde Regenbogen endigte. Den 22. Mai kamen wir auf die Rhede von Baros.

An der Mündung eines Flusses, der von dem nahen Gebirge in vielfachen Windungen und Armen der See zuströmt, liegt in ebener Fläche Baros, ein Fort, das bei meiner Ankunft nur mit einem unvollendeten Erdwall (den Ueberresten atjinischer Verschanzungen) und einer fragilen Pallisade umgeben war, welche die darin befindlichen Bivouaks von Bambus, welche zweihundert Mann Besatzung, zehn Officiere, ein Hospital und die Magazine bargen, gegen den ersten Anlauf sichern sollte. Man arbeitete thätig an dem Fort, das mit zwei Bastionen versehen wurde, für die ein Mörser, zwei Zwölf- und zwei Achtzehnpfünder bestimmt waren. Das Magazin war reichlich mit Pulver,

Kugeln, Blechdosen, Bomben und Granaten versehen; da aber Alles unter Stroh und Bambus lag, so war man mehr vor ausbrechendem Feuer, als vor einbrechendem Feinde besorgt. Auf der Rhede trafen wir den Schooner Daphne, dessen Commandant uns die Nachricht brachte, dass man durch aufgefangene Spione des Sultans von Sinkel in Erfahrung gebracht habe, Baros solle mit beginnendem Neumond durch siebenhundert Atjiner überrumpelt werden, wobei zugleich ein Angriff auf die Schooner stattfinden würde. Auch sollten von den nördlichen Sultans für jeden Kopf von uns holländischen Officieren tausend Thaler ausgeboten sein. Der Schooner lag desshalb stets mit scharfgeladener Batterie, und die Massregeln, welche wir am Lande getroffen fanden, stimmten vollkommen mit diesen Aussagen überein. Auch durften wir uns nicht weit von dem Fort entfernen. Dieser Anfall wurde auch wirklich unternommen, aber einige Monate später, und wurde siegreich zurückgeschlagen. Man war in voller Thätigkeit, um den Wall und Graben zu vollenden. Die meisten Soldaten litten an Fussgeschwüren, welche durch Verletzung bei der Arbeit und auf dem Marsche entstanden, sich schnell vergrösserten, hartnäckig wurden und leicht in Brand übergingen. Auch stellten sich bald bösartige Fieber und Ruhr ein.

Trotz dem Lärm der starken Nachtwachen und Patrouillen schlief ich die ersten Nächte sehr gut in meiner Zelle, nur einige Male wurde ich durch Allarm unsanft aus dem Schlafe geweckt. Der Geist, welcher die Garnison beherrschte, war vortrefflich und die Truppen waren fröhlich, obgleich sie sich Entbehrungen mancherlei Art gefallen lassen mussten. Ein Vestris unter den Soldaten setzte mit seiner Geige den ganzen Tag die Kehlen und die Füsse seiner Cameraden in Bewegung. Unser Commandant, ein hoher 28 Jahre alter Mann, war ein Musikliebhaber und versammelte alle Abende die Virtuosen von Baros bei sich, wo sie durch Musik und Gesang unser Personale erheiterten. Die übrigen tödteten die langen Abende durch das Spiel. Spielen ist in Ostindien etwas so Gewöhnliches, dass nach der Ansicht dort zu Lande der, welcher nicht spielt, keine gute Erziehung genossen hat, wesshalb jeder, der seinen Weg dahin nimmt, sich mit den Regeln des L'Hombre, Whist und Ekarte eben so vertraut machen sollte, wie mit der Theorie seines Faches.

Beim Durchstreifen der Umgebungen von Baros war grosse Vorsicht nöthig, indem öffentliche und heimliche Feinde den Platz umlagerten und auf eine günstige Gelegenheit lauerten, uns anzufallen. Es war mir desshalb nicht ganz wohl zu Muthe, als ich einige Tage nach meiner Ankunft auf der Jagd bis an's Gebirge streifte und mich dort

abgeschnitten allein von 60 bis 100 Eingebornen umringt sah, die alle mit scharfen Klewangs und Krissen bewaffnet waren. Nur dem Umstande, dass auch Atjiner in der Nähe waren und keine Partei der andern die Spolien gönnte, welche an mir sich erbeuten liessen, verdankte ich meine Rettung. Ihr cannibalischer Appetit nach Menschenfleisch bewog mich aber um so schneller umzukehren, als ich mich der zwei friedfertigen Apostel erinnerte, die kurz zuvor aus Religionseifer von Pontiang aus in das Binnenland gedrungen und dort auf eine gar nicht angenehme Weise mit dem Ich der Batta's verschmolzen worden waren. Diese Batta's wohnen in dem benachbarten Gebirge, und obgleich sie nicht direkt mit uns in Feindschaft lebten, so konnten wir uns auch nicht ihrer Freundschaft rühmen, weil sie aus dem Stegreif leben und heute den räuberisch anfallen, mit dem sie gestern friedlich verkehrten. Ihr Appetit nach Menschenfleisch ist noch immer derselbe, wie ihn die frühesten Berichterstatter über Sumatra schilderten. Sie essen es am liebsten von lebenden Menschen, mit einem scharfen Bambus abgeschnitten, Limonensaft darauf geträufelt und ein wenig über das Feuer gehalten. Das Fleisch der Wangen und Vorderarme soll ihr grösster Leckerbissen sein. Sie verschonen ihre eignen Landsleute nicht, wenn sie miteinander in Zwist gerathen oder wenn sich einer der Ihrigen eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat. Sie lieben das Schweinefleisch und geben ihm den Vorzug vor allem andern (wodurch sie sich wesentlich von den übrigen Malajen unterscheiden). Sie haben eine eigne Schrift, die sie auf Bambus schreiben, und so empfängt man von ihnen oft einen Stock als Brief. Ihre Verfassung ist sehr einfach und ziemlich demokratisch. Uebrigens sind die Batta's ein gutmüthiger Menschenschlag, die vor den andern Sumatresen sich dadurch vortheilhaft auszeichnen, dass sie gern etwas verdienen und desshalb die Arbeit nicht scheuen. Sie kamen täglich in grosser Zahl, um an dem Fort zu arbeiten, wofür sie einen halben Gulden Lohn erhielten. Auch brachten sie Schweine und andere Lebensmittel zum Verkauf. Einige Male wurden wir durch Battahaufen unsanft aus dem Schlaf geweckt, welche die benachbarten Campongs attaquirten. Das Gebiet von Baros, welches ungefähr 6000 Einwohner enthält, wird von zwei Fürsten (Tuanko) regiert, von denen der eine in dem Campong Baros an der See, der andere in dem Campong Baros eine halbe Stunde im Lande wohnt. Der Campong an der See ist volkreich, die Häuser sind nahe an einander gebaut und es wird daselbst ein starker Handel getrieben. Der Campong im Lande ist von einem Erdwall umgeben und von einer dichten Bambushecke eingeschlos-

sen. Die Häuser darin ruhen auf Pfählen, sind von Holz, Baumrinde und Bambus, schmutzig, finster und im höchsten Grade vernachlässigt. Auskehrigt und der Abfall von den Bäumen bleibt davor liegen. Menschen- und Thierkoth verpesten die Luft in ihrer Nähe und wildes Gesträuch wächst dicht darum her. Selbst das Haus des Tuanko, der sich im Aeussern wenig von seinen Unterthanen unterscheidet, sieht nicht besser aus, obgleich es von einem Erdwall umringt, von massivem Holz erbaut, mit Schnitzwerk verziert und durch Lilas (kleine Kanonen) vertheidigt ist. Die Umgebungen von Baros sind sehr malerisch. Das Land stellt eine ewig grüne, hin und wieder durch Gruppen von Kokos-, Pinang- und Sagopalmen, von einzelnen Wohnungen und Fruchtbäumen unterbrochene Wiese dar, mit welcher Reisfelder und Waldpartien abwechseln. Der Boden besteht aus fetter Thonerde. Das Gebirge gewährt romantische Ansichten. Es zieht sich in nordwestlicher Richtung hin und beginnt mit einer Hügelkette, hinter welcher die Berge kolossal hervorragen. Aus ihren Urwäldern, womit sie bedeckt sind, stürzen nach langem Regen hohe Wasserfälle herab. Auch von dem Mansillareiland, welches einige Meilen in der See liegt, stürzt ein mehrere hundert Fuss hoher Wasserfall, der auf Baros wie ein breiter Silberfaden erscheint, in das Meer. Der Boden um das Fort ist zum Theil sumpfig, bei Tag von greller Hitze durchglüht, bei Nacht ziehen oft brausende Orkane darüber hin. Bis zur See besteht er aus angeschwemmtem Sande, über dem das Gras üppig wuchert. Der Fluss ist an der Mündung untief, oft gänzlich durch eine wandernde Bank verstopft; die Brandung bricht donnernd an der Küste, besonders schlägt sie des Nachts bei der Stille der Landschaft tosend an das Ohr des Ruhenden.

Eine englische Meile von dem neuen Forte entfernt sind die Ruinen des alten Fortes, welches aus der Compagniezeit stammt und von dem noch ein gewölbter Bogen und wenige dicke Backsteinmauern übrig waren. Die Eingebornen holten die Backsteine, ja man behauptet, das Haus des Fürsten in dem Binnencampong rühre noch von diesem Forte her.

Baros bringt gesuchte Pferde hervor, die zwar klein, aber dauerhaft sind; auch nährt das Land viele Büffel. Der Boden ist sehr fruchtbar und würde beim Anbau eine reiche Ernte geben; doch lässt ihn die Bevölkerung ziemlich unbenutzt, weil nur für den eignen Bedarf Reis erzielt wird und bei dem Volke der mächtige Hebel: wohlhabend werden zu wollen, fehlt. Gewiss würde er die schätzbarsten Producte hervorbringen; bis jetzt liefert er nur den besten Campher und Benzoë.

Baros war an Atjin zinsbar; seitdem aber der Sultan von Atjin ohnmächtig geworden ist, haben sich seine Vasallen unabhängig zu machen gesucht, und als die Atjiner das Land wieder erobern wollten, haben die Fürsten von Baros das niederländische Gouvernement zu Hülfe gerufen, welches sofort sich hier festigte. Auch die Fürsten von Tapos, Tarumon und Sinkel wurden aufgefordert, sich zu unterwerfen, und da sie hierzu keine Lust bezeigten, so gingen den 15. Juni 1839 die Corvette Hippomenes, die Schooner Daphne, Pilades und Anadiomene nebst einer Kreuzprouw vor Sinkel und Tapos und blockirten diese Hafen, worauf bald nachher die Vasallen des Sultans von Atjin zu den Waffen griffen und der Kampf jetzt in der Entwickelung begriffen sich zeigt, unfehlbar aber für die Niederländer günstig ausfallen wird, welche dann nicht allein Herren des sehr bedeutenden Pfefferhandels, sondern auch des Königreichs Atjin werden und damit Sumatra vollständig erobert haben, das eine erfolgreiche Zukunft verspricht. — Alles dieses würde sich auch ereignet haben, wenn die Engländer nicht Einsprache und dem weitern Umsichgreifen der Holländer auf Sumatra Einhalt gethan hätten. Bereits sind auf Sumatra über hohe Berge, über Sümpfe und Moräste Wege gebahnt, über reissende Flüsse und tiefe Abgründe Brücken geschlagen, nach allen Theilen des Landes zahlreiche Posten angelegt und die Communication der verschiedenen Plätze zu Stande gebracht. — Hat sich die Herrschaft der Niederländer über ganz Sumatra ausgebreitet, dann wird mit dauernder Ruhe und gesichertem Frieden auch bald Cultur und Civilisation in dieses Land kommen, das von der Natur mit den köstlichsten Produkten überreich ausgestattet ist, und obgleich jetzt noch ein Lastposten für das niederländische Gouvernement, mit der Zeit von grösserer Wichtigkeit, als selbst Java werden wird, wesshalb diesem Land in dem Fortgang unsers Jahrhunderts eine glänzende Periode bevorsteht.

Während meines Aufenthaltes auf Baros that ich mein Möglichstes, den Zustand der Kranken zu verbessern. Vor Allem richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Reinhaltung des Locals, da bei der Anhäufung von Kranken in einem so engen Raume durch die Miasmen leicht Contagien sich entwickeln konnten und die Geschwüre grosse Neigung zeigten, in Nosocomialgangrän überzugehen. Der Gouverneur von Sumatra kam drei Mal nach Baros und gab seine Zustimmung zur Errichtung eines neuen, temporären Hospitals, welches dicht an dem hohen Ufer des schnellfliessenden Flusses angelegt wurde, wobei man die Latrinen so einrichtete, dass sie vor den Sälen auf Pfählen über dem Wasser ruhten, wodurch die Excremente schnell hin-

weggespült wurden und die Luft nicht verpesten konnten, was bei den vielen Ruhr- und Typhuskranken von grossem Nutzen war. Nächtliche Unruhe, Anstrengungen und der verderbliche Einfluss des Klimas untergruben meine Gesundheit, und sicher wäre ich unterlegen, hätte ich nicht Urlaub bekommen, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit von Baros wegzureisen. Mein Vorgänger und Nachfolger sind nach kurzem Aufenthalte beide an diesem Platze gestorben.

Die Besitznahme von Baros hat viele Menschenleben gekostet, welche nicht durch das Schwert des Feindes, sondern durch Mangel an den nöthigen Vorsorgen zu Grunde gegangen sind.

Als ich nach Baros kam, traf ich das Krankenhaus in den allerungünstigsten Verhältnissen. In dem werdenden Penting befand sich eine Strohhütte, und in dieser lagen die Kranken wie Häringe zusammengeschichtet: die Europäer auf Pritschen (Bali-bali) und die Inländer unter diesen auf der blosen Erde. Welch eine Lage für Typhuskranke und Dysenteristen! —

Die Apotheke befand sich unter demselben Strohdach, das jeder Sturm aufhob und durch welches der Platzregen hindurchschlug. Die Arzneimittel hatte man in alte Weinflaschen und in graues Packpapier geborgen. Mittel- und Metallsalze, Kräuter, Blüthen, Samen und Pulver wurden in diesem schlechten Papier bei jedem Regen durchweicht. Da waren keine Arzneikasten und Schränke, keine wohlverschlossenen Stopfgläser und Porzellanbüchsen, wie sie in den neuangelegten Forten auf Java und bei den jüngsten Expeditionen nach Bali verabreicht wurden. Und welche Kost bekam der arme Söldling im Dienste des reichen Hollands? Brod war etwas Seltnes zu Baros; für eine schlechte Cigarre von Mandaheling musste man 10 bis 15 Duiten bezahlen. Obgleich wir 100 Gulden monatlich für unsre Tafel zahlten, war diese doch so einfach als möglich. Der Gouverneur mit seinem ganzen Gefolge fiel uns bei jedem Besuche zur Last, und unsrer drei mit dem Commandanten mussten diese Herren allein füttern, ohne dass uns meines Wissens je die geringste Vergütung zu Theil geworden ist. Wie herrisch und interessirt der Gouverneur beim Spiele war, werden sich noch manche Officiere erinnern. Mit Belohnungen ging man auf Sumatra äusserst sparsam um. Wenn man bedenkt, wie verschwenderisch bei den jüngsten Expeditionen Ritterorden ausgetheilt worden sind, und zwar nicht immer an die Würdigsten, so erscheint die frühere Kargheit um so unbilliger und sind diese Ehrenzeichen um so werthloser; ja es wird eine Zeit kommen, wo man es lächerlich finden wird, die Brust mit Stern

und Ordensbändern zu schmücken, da jetzt schon so mancher Ritter kaum weiss, wofür und wesshalb er decorirt worden ist.

Mit der Corvette Hippomenes sollte ich nach Padang zurückkehren, da diese aber auf Baros nicht ankerte, musste ich auf einer Kreuzprauw (ein Fahrzeug, kaum so gross als ein Lootsenboot, mit zwei Karonaden bewaffnet und mit 12 Mann versehen) durch das von Stürmen und feindlichen Fahrzeugen unsichere Meer mit noch 12 Kranken die über hundert Stunden weite Reise nach Padang antreten. Das Fahrzeug war so leck, dass es alle Augenblicke ausgeschöpft werden musste; der Wind pfiff durch das fragile Dach von Palmblättern, unter welchem ich im heftigsten Fieber lag und nicht die Kraft mich aufzurichten hatte. Das kleine Fahrzeug segelte gut und den fünften Tag erreichte ich Padang, von wo ich nach einem Monate mit einem holländischen Schiffe nach Java zurückkehrte und, weil sich meine Gesundheit nicht besserte, das Glück hatte, zur Rückkehr nach Europa zwei Jahre Urlaub zu erhalten.

Reise nach Europa.

Welch frohes Gefühl für den, welchen Krankheit und Heimweh an den Rand des Grabes brachten, und dem plötzlich die Hoffnung des Wiedersehens in die Adern neues Leben giesst! Kaum vermag er den heiss ersehnten Tag der Abfahrt zu erwarten.

Von Batavia segelten wir Freitag, den 13. December 1839. Um fünf Uhr wurde der Anker gelichtet und die Segel beigesetzt. Lustig wehte die deutsche Flagge der freien Stadt Hamburg mit ihrem weissen Kastell im rothen Felde. Ein günstiger Wind schwellte die Segel; bald waren wir zwischen den Schiffen der Rhede hindurch und liefen mit vier Meilen Fahrt an den zahlreichen Eilanden, welche um Batavia sich ausbreiten, sanft schwebend vorüber.

Es ist eine ganz andre Sache, mit einem leeren Schiffe (wie dies mit den Schiffen, die aus Europa wegsegeln, der Fall zu sein pflegt) zu reisen, als mit einem, das geladen ist und nach Europa zurückgeht. Die ersten Tage an Bord waren desshalb sehr geräuschvoll und störend, weil jeder auf dem überfüllten Schiffe sich so gut als möglich einzurichten suchte und die Kinder, welche die Reise mitmachten, noch nicht an die fremden Personen ihrer Umgebung gewöhnt waren. Die Ladung unsres Schiffes be-

stand hauptsächlich aus Zucker und Arak. Es war bis unter das Verdeck dicht voll und das Verdeck selbst mit Wasserfässern, Zimmerholz, Kisten und andern Gütern so überfüllt, dass man die ersten Tage sich kaum bewegen konnte. Dasselbe galt auch von der grossen Cajüte, die von Passagiergut überladen war, das im ersten Augenblick nicht besser sich bergen liess. Glücklicher Weise hatte ich eine grosse, schöne Cajüte erhalten, nämlich die des Capitäns selbst, worin ich meine Güter bequem bergen konnte und ein breites Bett stehen hatte. Durch Oeffnen einer zweiten Thüre konnte sie mit frischer Luft versehen werden, was ein grosser Vorzug war, da die Hitze und der Dunst, welcher von dem Arak aus dem Schiffsraum aufstieg, kaum auszuhalten war.

Die Berge von Buitenzorg verloren sich aus unserm Gesicht. Gegen Mittag liess der Wind nach, wir kamen nur bis Bantam. Ungefähr zwölf Schiffe, welche die Sundastrasse einfuhren, passirten an uns vorüber. Den 14. hatten wir Nordwestwind, kamen aber doch über Anjer. Es war ein gewitterschwüler Tag. Den 15. avancirten wir bis Krakatou. Die See, welche unruhiger wurde, machte uns alle unwohl. Jetzt bekam die grünliche Farbe einen bläulichen Anflug, der den folgenden Tag in dunklere Tinte überging und die zunehmende Tiefe des Meeres anzeigte. Den 17. sahen wir Java head; der Wind wurde südost und das Schiff ging rascher vorwärts. Den 18. sahen wir drei Schiffe in der Ferne. Die Früchte, welche wir mitgenommen hatten, gingen auf die Neige. Unsere Tafel wurde einförmiger; ausser Suppen von getrockneten Früchten und Sago war Reis und Kerri Morgens und Mittags auf der Tafel. Der Capitän versicherte, dies sei sein Lieblingsgericht, und verschlang ganze Teller voll, um uns mit gutem Beispiel voranzugehen. Die europäischen Magen meiner Reisegefährten gewöhnten sich aber schwer daran, und wer dies ostindische Gericht jahrelang genossen hat, liebt auch Abwechselung. Die Frau des Doctors entzweite sich desshalb mit dem Capitän, zumal da er eine Ziege schlachten wollte, die der Kinder wegen an Bord gebracht worden war. Die Ziege wurde dennoch geschlachtet und wir bekamen in der heissen Zone ihr zähes Fleisch vier Tage hintereinander auf die Tafel; sogar Suppe wurde von diesem köstlichen Gerichte aufgetragen. Uebrigens hatten wir die ganze Reise hindurch gesalzenes Rindfleisch und ungekochten Schinken, Erbsen, Bohnen, Linsen und Kartoffeln. Das Einzige, was zu tadeln, war die geringe Abwechselung. Wir hatten also heute Bohnen, morgen Bohnen, heute Erbsen, morgen Erbsen: aber alle Tage dasselbe Gericht verleidet die Esslust dazu. Es fehlte nicht

an Hühnern und Truthähnen; aber es war keine Eintheilung darin. Die Kartoffeln waren von schlechter Qualität. Mit dem Wein ging der Capitän sehr sparsam um; den Rest einer Flasche bestimmte er oft auf den folgenden Tag. Was auf der Tafel war, wurde gewöhnlich rein aufgezehrt, so dass die Steuerleute, die nicht an der Tafel assen, aus dem Vorrath sich, so gut es ging, versorgten. Der Capitän büsste auf diese Weise seine Oeconomie theuer genug. Wir hatten Wein, Selterserwasser, Zucker, Reis, feines Backwerk und getrocknete Früchte zu unserm eigenen Gebrauch mitgenommen, welches der Capitän uns zumuthete, zum allgemeinen Gebrauch herauszugeben; auch verfügte er willkürlich über den Proviant des Engländers.

Den 20. December bekamen wir guten Wind, so dass wir alle Leesegel beisetzten; da aber der Wind gerade von hinten kam, so war die Bewegung im Schiffe sehr stark, wesshalb wir noch seekrank blieben; auch war der Dunst von dem Arak und Zucker unausstehlich. Den 24. December, auf das Christfest, passirten wir die Kokoseilande, Korallenbildungen, deren Boden sich nicht 20 Fuss über die Meeresfläche erhebt und die dicht mit Kokos bewachsen sind. Der Capitän Ross hatte sich zu ihrem Besitzer aufgeworfen, muss aber in diesem seinem Reiche ein sehr langweiliges Leben geführt haben. Hunderte von Seevögeln umkreisten es; wir verloren es Abends aus dem Gesichte. Den 25. hatten wir starken Wind und Regen, so dass die Lucke geschlossen wurde und wir in der schwülen Hitze bei dem Zucker- und Arakdunst, der uns einer Ohnmacht nahe brachte, aushalten mussten. Von diesem Dunst wurde der helle Oelanstrich der Cajüte und das weisse Haar der Kinder schwarz und schmierig. Auf dem Lager konnten wir keine Ruhe finden. Ein klebriger Schweiss bedeckte uns. Eine festausgestopfte Matratze ist in heisser Zone unentbehrlich; Betttücher sind unzweckmässig, weil sie Falten schlagen, worauf man nicht gut liegt. Ich breitete ostindische Matten über die Matratze, welche glatt und kühl bleiben.

Der Ostwind blieb anhaltend. Wir waren jetzt über den 10. Grad südlicher Breite, die Luft wurde etwas frischer, die Atmosphäre war rein und von seltner Klarheit. Ich fühlte mich wie neugeboren, je weiter wir nach Süden kamen; die kühlen Nächte thaten mir wohl. Von dem Fieber, welches ich an Bord gebracht hatte, spürte ich nichts mehr, nur des Morgens noch ein unangenehmes Gefühl in den Zehen und Fingerspitzen; auch kam ich sichtlich wieder zu Fleisch.

Den 1. Januar 1840 feierten wir still; — ein Truthahn prangte Mittags auf der Tafel und Abends brach-

ten wir dem Janus eine Libation von Glühwein. Ueber Tag war die Hitze noch drückend, besonders von 12 bis 3 Uhr; Abends jedoch nahm die frische Kühlung der Luft mit jedem Tage zu, obgleich wir nicht direkt nach Süden, sondern west-südwest liefen.

Den 3. Januar sahen wir so ziemlich in dem Zenith unsres Horizonts am hellen Tage einen Stern am Himmel. Es war Morgens um 7 Uhr. Einige Matrosen hatten in Batavia schwere Krankheiten überstanden und schleppten sich noch siech auf dem Verdecke herum. Bei einigen brach die Krankheit an Bord wieder aus. Einer der besten Matrosen, der die letzten Tage in Batavia oft mit dem Boote an das Land gegangen war und sich den schädlichen Dünsten an den Sümpfen der Einfahrt ausgesetzt hatte, bekam den Typhus und starb den 8. Januar. Den 9. wurde er in sein Bettzeug genäht und 16 Stunden nach seinem Tode über Bord geworfen. Obgleich ihm Kanonenkugeln an die Füsse gehangen waren, schwamm er doch oben auf, weil die Luft seine Umhüllung sackartig ausdehnte, was die Matrosen als eine üble Vorbedeutung ansahen.

Den 11. passirten wir die Insel St. Mauritius (Isle de France), indem wir eine Tagereise weit daran vorübersteuerten. Das Wetter blieb wunderschön, es war eine beständige Frühlingsluft, die Reise war herrlich. Wir hatten 9 Meilen Fahrt und liefen stets vor dem Winde mit reissender Schnelligkeit.

Den 13. Januar befanden wir uns auf 21. Grad südlicher Breite. Es begann schon Abends kühl zu werden; mit Sonnenuntergang bezog sich die Luft und es fiel ein starker Thau. Die Nächte waren wunderschön. Die Sterne glänzten in funkelndem Lichte; der Himmel war tiefblau, oft ohne die mindeste Trübung, ausser den zwei capischen Wolken. Diese sonderbaren Phänomene erblickt man nur auf der südlichen Hemisphäre. Vor Sonnenuntergang gleichen sie ovalen, lichtgrauen Wolken; des Nachts sind sie helle Flocken, die ein Conglomerat von unzähligen Sternen (wie die Milchstrasse) sein sollen. Es blieb uns Musse genug, die Himmelsbilder zu studiren.

Den 14. sahen wir ein Schiff, das jedoch die einbrechende Nacht unsern Blicken entzog. Den 15. sahen wir eine Brigg. Wer bedenkt, dass man Monate lang von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen ist, wird das Vergnügen begreifen, welches wir empfanden, wenn ein Schiff uns nahte. Die Unterhaltung an Bord unsers Schiffes war einförmig; was sich unsern Blicken darbot, blieb immer dasselbe; die dunkelblaue, weissgekräuselte See, dann und wann Delphine, die aus dem Wasser hervorsprangen, Seeschwalben und einige Gabelschwänze, die

sporadisch das Schiff umkreuzten. Es waren mehrere Affen an Bord, die uns oft ergötzten; sie geberdeten sich gegen ihre Herren devot, gegen die Kinder bissig, jagten einander das Futter ab, stopften sich die Backentaschen ungeheuer voll und trieben mit dem Hunde mancherlei Jocus; mit den Katzen wollten sie sich aber nicht befassen. Von den prächtigen molukkischen Lori's und Kakadu's gingen leider einige über Bord, was auch einigen Affen begegnete. Von den schönen Reisvögeln und niedlichen Zwergturteltauben, die nicht grösser als Lerchen sind, starben die meisten, weil sie gegen die Kälte sehr empfindlich waren.

Am Morgen des 21. sahen wir ein Schiff weit voraus in grosser Ferne, das mit uns denselben Cours hielt. Abends um 9 Uhr hatten wir es eingeholt und die Capitäne riefen sich an. Es hiess William Lockerby und war den 1. December von Calcutta weggesegelt, ein Dreimaster mit Campagne. Beim Mondschein konnten wir die Passagiere darauf sehen. Der Wind, welcher 6 Meilen Fahrt hatte, hob sich des Nachts zu 9 Meilen. Es wurde nun empfindlich kühl, so dass es mich auf dem Verdecke fror. Der Capitän gedachte in fünf Wochen die Reise von Batavia nach dem Cap zu machen, hatte sich aber verrechnet.

Den 24. hatten wir Sturm, den 26. liess der Wind etwas nach. Die Kartoffeln waren jetzt alle aufgezehrt, so dass wir uns mit Reis begnügen mussten. Wir sahen drei Schiffe und erreichten Mittags um 4 Uhr das eine; es hiess Bombai und ging von Bombai nach London. Es war ein Compagnieschiff von 1800 Tonnen, ein ungeheurer Coloss mit Barktakelage, der wie eine eherne Festung daherschwamm. Alles Volk hing an Backbord wie an einem Bienenstocke, sogar zu den offnen Lucken guckten weisse, braune und schwarze Gesichter heraus. Engländer, Bengalesen und Neger, gegen 500 an der Zahl, erfüllten das Deck und Zwischendeck. Weiber, Kinder, Affen, Papagaien und Kanarienvögel, Alles schrie und pfiff durcheinander. Die Officiere standen in schwarzer Jacke und Pantalons, mit goldgestreiften Mützen hinten auf der Campagne. Wir liefen schnell voraus, blieben aber, da die See ruhig war, einige Zeit einander im Gesichte.

Den 27. hatten wir übeln Wind, nämlich südwest. Wir holten wieder einen Dreimaster ein, einen Wallfischfänger, der schon zwei und ein halbes Jahr auf der Reise sich befand. Das Wetter wurde trübe, die Luft scharf; Mittags widrige, empfindliche Kälte und brennende Sonnenhitze zu gleicher Zeit. Abends um 4 Uhr erblickten wir die Südspitze von Afrika. Unter Gegenwind kamen wir der Küste nur langsam näher.

Das Cap der guten Hoffnung.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ich den dritten Continent der alten Welt sehen und auch betreten sollte. Afrika, jenes Fabelland der Alten und Wunderland der Neuen, entfaltete seine Küsten vor unsern forschenden Blicken. Mit schroffen, kahlen Felsenbergen imponirt dieser Welttheil selbst da in schauerlicher Grösse, wo er mit den Reizen des südlichsten Jtaliens prangen sollte; — keine Vegetation, — nur hie und da schneeweisser Sand, der von den rauhen Stürmen aus dem Meere gegen die Berge gejagt ist. Welcher Contrast zwischen Ostindiens paradiesischen Küsten und diesen unwirthbaren Vorgebirgen!

Der Wind liess uns nur langsam vorrücken. Den 29. Januar näherten wir uns dem Cap. Wie ein gewaltiges Monument, das die Natur sich selbst gesetzt hat und gegen welches die egyptischen Denkmale nur Pigmäenbildungen sind, erhob sich der Löwenberg und ragte der Tafelberg in schwindelnder Steilheit hervor. Das Wetter war ruhig, heiss und hell. Das Land sah aus, wie wenn es eben erst aus der Werkstätte des Schöpfers käme, so neu, so kahl, von aller Vegetation entblöst. Jetzt unterschieden wir die Häuser und Villen mit eingefassten Gärten und dem wenigen Grün. Die Leuchtthürme rückten näher; schon nahmen wir Wagen, Pferde und Menschen wahr; jetzt schwebten wir um die Ecke der Tafelbai.

Die Rhede mit ihren Schiffen, die Capstadt lag amphitheatralisch vor uns ausgebreitet. Die Häuser mit den platten Dächern und hellen Fensterscheiben glänzten uns entgegen, die Dampfmaschinen spieen dicken, schwarzen Rauch aus, der Tafelberg hing schroff, steil und finster über die Stadt; wenn sich nur ein Theil dieser riesigen Felsenmassen löst, muss er die Stadt zerschmettern. Wir hörten das Hämmern der Werkleute, das Rollen der Wagen, das summsende Getöse eines regen Treibens. Das Meer war still, kein Lüftchen regte sich, die Luft war von durchsichtiger Klarheit, Alles sprang in scharfen Umrissen hervor. Sachte kam unser Schiff näher. — Da erhob sich eine leichte, weisse Wolke über dem Tafelberg; sie setzte sich auf seinen Gipfel, vergrösserte sich, indem sie durch immer neue Massen schnell anwuchs. Jetzt schwebte sie herab — und ein Orkan, wie von tausend Dämonen losgelassen, stürzte uns brausend entgegen. So hatte ich das nie gesehene Schauspiel eines heftigen Sturmes bei dem schönsten Wetter; bei dem Anblick des ruhigen Treibens einer friedlichen Stadt die Aussicht, vielleicht in ihrem Angesicht unterzugehen. Wir lavirten hin und wieder; die Matrosen arbeiteten mit Anstrengung; die Wuth des heu-

lenden Windes bog unsre Masten fast bis zu den empörten Wellen hernieder. Unser Zimmermann wurde beim Wenden von dem Besansraa gefasst und gegen die Verschanzung geschleudert, dass ihm die Rippen 'krachten und er sich am Fusse schwer verletzte; auch einige andere Matrosen wurden gequetscht. Wir gewannen nur wenig Vorsprung; endlich waren wir so weit vorgerückt, dass der Anker losgelassen werden konnte. Dumpfklirrend rollte die schwere, lange Kette ihm nach; ein Ruck, und wir lagen fest vor dem Cap der guten Hoffnung. — Das Schiff kehrte dem Winde den Bugspriet entgegen und lag still. Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir den Anker fallen liessen, wegen des heftigen Windes konnten wir an diesem Tage nicht mehr an das Land kommen. Die Rhede war fast so voll Schiffe, als die zu Batavia; einige Fahrzeuge liefen mit dem Marssegel bei pfeilschnell aus der Bai. Es wunderte mich, dass in der nahen See keine Fahrzeuge und Fischerboote sich blicken liessen; nahe um die Stadt war es lebhaft, in der Ferne aber leer und öde.

Den 30. Januar kam Morgens in der Frühe der Hamburger Consul, durfte aber nicht eher an Bord, als bis der Hafenmeister auf dem Schiffe gewesen war. Die Engländer gestatten die Einfuhr fremder Waaren nicht, aus dem Lande darf man aber Alles bringen. Jetzt kamen Boote mit Obstverkäufern, die schöne Trauben, Pfirsige, Aepfel, Birnen, Brod, Humern und Muscheln (freilich gegen hohe Preise) feil boten. Wir gingen mit dem Boote ans Land.

Die Capstadt ist schön und lebhaft; alle Strassen schneiden sich in rechten Winkeln, sind breit, aber nicht gepflastert. Italienische Städte mögen einen ähnlichen Eindruck hervorbringen, als die Capstadt. Wir gingen über den Paradeplatz; er ist mit einer Allee von Fichten umgeben, deren Nadeln eher grau als grün aussehen. In der nächsten Strasse wohnten rothe, muskulöse Fleischer; da ritten grosse englische Esquires mit tuchenen Ueberröcken auf hohen, groben Gäulen, die sehr plump gegen Ostindiens zierliche Pferde abstechen; dorten fuhren unförmliche, capische Bauern auf vierräderigen Wagen, vor welchen zehn bis zwanzig Ochsen und elende Mähren einherschritten, deren Leitfaden aus einer einzigen Peitsche bestand, die einen Stiel so lang wie eine Bambusangelruthe und eine proportionale Schnur hatte und von dem Wagenlenker unter holländisch-afrikanischen Flüchen gehandhabt wurde; dort brachte ein Schäfer grosse Hämmel mit Fettschwänzen. Hier kam ein Piquet von dem schottischen Regimente mit rothen Röcken, weissen Aufschlägen und gewürfelten Hosen von schottischem Zeuge, mit hohen

Bärenmützen und schwarz und weissen Strausfedern auf dem Kopfe; Hottentotten, Bengalesen, Malajen, Javanen, Chinesen und die gefärbten Sprösslinge der südafrikanischen Bevölkerung, alle in europäischer Tracht, drängten sich durch Dandy's und Lady's und schwere Carossen. Riesengrosse Buchstaben und Zahlen zeigen die Bestimmung der Gebäude und den Namen ihrer Eigenthümer an. Da waren prachtvolle Kaufladen, vor denen nicht selten ein ausgestopfter Leopard prangte. Straussfedern sah man an solchen Laden von seltner Grösse und Schönheit; Kunsthändler entfalteten an ihren Fenstern zahlreiche Karrikaturen, in welchen John Bull sich selbst lächerlich macht. Dazwischen steckten Tavernen, deren bescheidene Schenkstuben kaum einem Berliner Eckensteher genügen würden, weil sie aller Bänke und Stühle entbehren und man auf eine höchst ungastliche Weise sein Ingwerbier, seinen Gin und Grog stehend trinken muss; hie und da erhoben sich auch neumodische Kirchen in verzwicktem Style, eine sogar in gothischem, an der noch gebaut wurde. Die schönste Promenade ist eine Allee von niedern Eichenbäumen, an der sich die Wohnung des Gouverneurs befand. Die besten Gebäude stammen zum Theil noch aus holländischer Zeit; schön sind die Forts und Kasernen. Bei Tage werden die Läden der meisten Häuser wegen der Hitze geschlossen gehalten; wir litten sehr von dem Wind und Staube, der so heftig war, dass man beinahe den Athem verlor. Kurz vor unsrer Ankunft war ein portugiesisches Sclavenschiff genommen und nach dem Cap gebracht worden. Das Schiff sah ich auf der Rhede liegen; die Sclaven hatte man nach allen Richtungen sogleich in die Plantagen vertheilt. Kaum waren sie im Lande, so brachen die Pocken unter ihnen aus, und von allen Seiten gesammelt wurden sie in die Hospitäler der Capstadt geschickt. Die capischen Doctoren waren nicht einig, ob es die rechten Blattern seien oder nicht. Dr. Laing lud mich ein, die Hospitäler zu besuchen. Daselbst angekommen, fanden wir eine Menge Neger von allen Altersperioden in einem Hofe versammelt, bei welchen die Krankheit eben im Ausbruche begriffen war. Sie repräsentirten die ersten Tage der Blüthe des Exanthems. Auf dem Boden einiger niedrigen steingepflasterten Säle lagen jene Kranken, bei denen das Exanthem in voller Blüthe stand. Der Anblick der meisten war scheusslich. Ungeachtet des verdunstenden Chlors bemerkten wir doch schon beim Eintritt in die Säle den eigenthümlichen Geruch. Der ganze Körper der Unglücklichen war mit Blattern so dick erfüllt, dass sie beinahe überall zusammenflossen, die Haut aufgedunsen und wie Krepp aussah. Die Augen waren geschwollen

und dicht geschlossen, aus ihnen und aus der Nase floss eiteriger Schleim. Dr. M. und ich bekamen nach diesem Besuche einen Ausschlag, dessen Pusteln den Wasserpocken vollkommen glichen und die bei Dr. M. lange sichtbare Spuren zurückliessen.

Ich logirte bei Herrn K., einem schätzenswerthen Manne, der die Güte hatte, mich bei mehreren achtbaren Familien der Capstadt einzuführen und mir den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich machte. Sonntag, den 2. Februar, bemerkte ich, dass alle Kaufladen geschlossen waren. Tiefe Ruhe herrschte in der Stadt. Das klangvolle Geläute der Glocken, welche zur Kirche riefen, erweckte eine ernste, feierliche Stimmung. Lange Zeit hatte ich ein ähnliches nicht gehört. Es regte Erinnerungen auf an längst vergangene Tage.

Den Mittag machten wir einen Ausflug in die Umgegend. Es war wie gewöhnlich windig und rauh. Die Gegend, durch welche wir kamen, wird am Cap für die schönste gehalten. Ich fand sie aber wild, rauh und trocken. Fichten wechselten mit Buchenwäldern, die Landgüter hatten ein wildes Ansehen. Wir kamen nach Weinberg. Die Weingärten sind dort von Waldung eingeschlossen. Der Weinstock selbst ist ohne Stütze, niedrig am Boden. Wir waren an dem Tafelberg längs gefahren und wählten einen andern Rückweg, der uns die Aussicht auf eine weite, trockene Ebene gewährte, auf der die vielen weissen Häuser mit schwarzen Dächern wie nackte Personen sich ausnahmen. In der Ferne sah man ein hohes, zackiges Alpengebirge, ausgestorben und öde, ohne alle Vegetation. Die Gegend glich einer Jahrtausende verlassenen Wüste, über die das göttliche Wort: „Es werde!" ausgesprochen, in der aber nichts geworden ist. Der Landschaft fehlt Wasser, und eine Landschaft ohne Wasser ist wie ein Körper ohne Auge — es fehlt ihr das Leben. Wie ich von den englischen Einrichtungen alles Gute glaubte, so hatte ich auch vortreffliche Landstrassen am Cap erwartet. Wir fanden aber einen holperigen, hin und wieder so tief ausgehöhlten Weg, dass wir Gefahr liefen umzuschlagen, und vier grosse, rüstige Pferde uns kaum von der Stelle zogen. Welch ein Unterschied zwischen der holländischen Herrschaft in den paradiesischen Fluren Java's, und der englischen am Cap. Während dort gute Wege sich durch das ganze Land ziehen, ist hier sogar in der Nähe der Hauptstadt die Strasse mittelmässig.

Es herrschte zwischen der Bevölkerung eine grosse Spannung. Die Emancipation der Sclaven hatte für die Colonie verderbliche Folgen, welche eben zu Tage kamen. Durch die Freilassung aller Sclaven auf einmal wurden

die Colonisten plötzlich von den Arbeitern verlassen und genöthigt, ihre Ländereien aufzugeben, weil keine Hände da waren, sie zu bauen. Da laute Klagen gegen die Regierung nichts halfen, so hatten häufige Auswanderungen statt, welche in der Capstadt eine solche Theuerung hervorbrachten, dass diese die alte Gastfreundschaft fast ganz verdrängt hat. Unter zwei Pfund Sterling per Tag kann ein Fremder nicht gut hier verweilen. Die Auswanderer nach Port Natal hatten sich von der englischen Regierung gänzlich losgesagt und eine Art von Republik errichtet. Da diese durch die glänzenden Erfolge, welche sie Anfangs erlangte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, so erlaube ich mir, eine Beschreibung von Port Natal (dem Lande, das ihr Hauptsitz und an der Südostküste von Afrika gelegen ist) hier beizufügen, welche eine getreue Uebersetzung aus dem wahren Afrikan ist.

Port Natal.

Dieses himmlische Land wird begrenzt, so wie die Ausgewanderten dasselbe dem letzten Vertrage zufolge in Besitz genommen haben, nördlich durch die Bai und den Fluss von St. Lucia, das Land der Zolahs beinahe in einer rechten Linie mit der verwüsteten Stadt von Dingan: Umkunking-Kloof; westlich durch die Drachenberge und südlich durch den Fluss der Umsimvobo.

Die vornehmsten, grössten und am meisten bekannten Flüsse nördlich von der Bai von Natal sind: die Umtogaila mit ihren Armen, die kleine Togeila, Mooi- und Buschmännerfluss, von welchen die drei letztgenannten den nordwestlichen Theil des Landes bewässern; ferner der Umtogaat, Umwoti und Umguini mit noch verschiedenen andern; südlich: der Umlaas, Umcomaas, Lovo, Umsincoolo, Umsimvobo u. s. w. Meist alle diese Flüsse haben ihren Ursprung in den Drachenbergen. Die meisten derselben sind (in der Regenzeit alle) für Nachen befahrbar, ja manche selbst das ganze Jahr hindurch. Auch können sie mit geringer Mühe und Kosten ausgeleitet werden, weil das Land längs derselben sehr tief ist.

Berge findet man wenig, allein die Quathlamba oder Drachenberge, welche die westliche Grenzscheidung ausmachen, und der Tafelberg östlich von Peter-Moritzburg. Das Land ist im Allgemeinen hügelig und offen, dicht bewachsen mit allerlei Arten von gutem und gesundem Gras; das Holz wächst in den Schluchten und längs den Ufern

der Flüsse. Nahe beim Strand hat das Land das Ansehen von einem ununterbrochenen Wald. Das gelbe, Assegaai-, Eisen-, Nies- und Tambott-Holz wächst in Menge; letztgenanntes kommt viel mit dem Mahagoniholz überein; auch behaupten die Ausgewanderten, das schwarze und weisse Ebenholz da gesehen zu haben. — Diese Arten habe ich aber nicht gesehen.

Das Klima ist im Ganzen sehr gesund, angenehm und mild, dann und wann ein wenig drückend; zwei Ernten können jährlich eingesammelt werden. Der Grund ist sehr fruchtbar, tief und lose, besteht aus schwarzer Erde, die an manchen Stellen auch roth ist; beinahe Alles, so Kartoffeln, Gemüse, Fruchtbäume u. s. w., wächst fast um die Hälfte schneller, als in der Colonie. Wilde Früchte von einem sehr angenehmen Geschmack, worunter besonders die Matagula, die Zierde von Natal, den ersten Platz bekleidet, und die viel Aehnlichkeit mit unsern Pflaumen hat, als auch die weisse Limone, die Mispel und verschiedene Arten von Beeren sind sehr häufig. Das indische Korn wächst zu einer erstaunlichen Höhe; dasselbe, so wie auch das Kafferkorn, die Pampunen, Pattata's und Tabak wachsen ohne einige Bewässerung. Die Regen beginnen meistens im October und endigen im März. Im Winter fällt ein starker Thau.

Die Flur ist sehr üppig und auch sehr gesund für Rinder und Schaafe. Die Dornenfelder dort achtet man besonders geeignet für letztgenannte, besonders für Wollegebende. Man hat bereits seit meinem dortigen Aufenthalte bei 2000 Pfund Wolle von Natal'schem Produkt an die Händler verkauft; Wenige jedoch legen sich auf die Wollzucht. Das Hornvieh und die Pferde sind sehr fett und in einem ausgezeichneten Zustande; doch auch diese sind den gewöhnlichen in der Colonie herrschenden Krankheiten unterworfen. Jedoch bleibt anzumerken, dass von erstgenanntem, das von dem Elephanteneck kam, noch kein einziges umgekommen ist. Wahrscheinlich soll eine Verbastardung mit dem Zolahvieh, wie bereits geschehen ist, einen sehr guten und heilsamen Erfolg hervorbringen. Elenthiere, Büffel und Seekühe, wie verschiedene Arten von Antilopen, als auch Elephanten, Löwen und Tieger scheinen das für sie geeignete Land von Natal zu ihrem Sitz ausgewählt zu haben. Viele Bauern leben von beinahe nichts Anderm, als der Jagd; die meisten sind sehr erpicht auf den Speck der Seekuh; das Wild verringert sich jedoch von Tag zu Tag. Die Elephanten, die truppweise angetroffen werden, sind dann und wann sehr vermessen und brutal. Vor ungefähr sechs Monaten kamen fünf oder sechs von diesen Herren, bei dem ersten Camp

der Bauern bei Congella einen Besuch abstatten, marschirten an dem Hause des Landdrosten Roos nahe vorbei und traten mit ihren Erstaunen erregenden Pfoten einige Kafferhütten nieder, wobei zwei der sanften Zoolahs das Leben einbüssen mussten. Die Kaffern haben zu thun, um diese Riesen des Nachts aus ihren Gärten zu wehren; gewöhnlich thun sie solches, indem sie aus aller Macht schreien und rasen, wodurch diese Thiere, welche solches nicht ertragen können, den Hasenpfad wählen. Sie beginnen aber ein wenig bescheidener zu werden, denn die tödtliche Kugel von dem sicher treffenden Ausgewanderten hat sich mit all ihrer Kraft unter ihnen gezeigt und manchen zu Boden gestreckt. Das meiste Wild befindet sich nördlich von der Bai.

Die dortigen Vögel sind sehr schön und verschieden von denen der Colonie. Man hat: den Mahan oder Kafferkraan, bei den Zolahs ein sehr geheiligter Vogel; die gesangvolle Halida, welcher liebliche Töne Morgens und Abends wiederhallen; die schöne und hübschsingende Lurie, den goldnen Kuckuk und die grüne Taube, einige Arten von Papagaien, Enten von verschiedenen Farben, wilde Truthähne und Gänse, wie auch Fasanen und Feldhühner, mit noch vielen andern Arten, zu viel um sie anzuführen. Die Schlangen sind von ungewöhnlicher Grösse; ich sah vier, die man lebend gefangen hatte und die bei 14 Fuss lang waren; ich hielt sie zum Geschlecht der Boa constrictor (?) gehörig; sie waren noch sehr jung. Eine derselben hat man eingesendet, und wie ich glaube, ist sie hier noch in dem Museum zu sehen. Ferner liefern die Flüsse viele Fische. Der Springer, der sich in grossen Schaaren in der Bai und in der Mündung der Ströme zeigt, ist ausnehmend gross und fett.

In Betreff der Bevölkerung zwischen der Togeila oder Tugala und dem Flusse der Umsimwobo, so besteht diese allein, ausser dem abtrünnigen Panda mit seiner mächtigen Armee, aus den sanften Zolahs und Ausgewanderten. Die meisten der erstgenannten sind Flüchtlinge vor dem blutdürstigen, gewesenen Despot und König der Zolahs, Chaka. Ihre Wohnplätze sind die Strecken der Umguini, die Umgebung der Bai von Natal, der Umlaas, das Thal des Flusses Lovo, die Strecken der Umkomaas, der Buschmannsrand westlich von der Stadt Peter-Maritzburg, und noch einige andere Plätze. Man schätzt ihre Bevölkerung auf 4000. Die meisten derselben sind den Bauern so ziemlich nützlich; sie sind gewöhnlich die Viehhüter von diesen, und in dieser Eigenschaft haben sie sich bis jetzt gut und ehrlich betragen; auch sind sie bittre und geschworne Feinde von Dingan. Die Regierung ist Willens, ihnen,

sobald der Friede vollkommen zu Stande gekommen ist, einen besondern Platz zur Ansiedelung anzuweisen.

Die Zahl der bis jetzt in das Land von Natal Ausgewanderten beträgt bei 600 wehrbare Männer. An der Westseite der Drachenberge und an den Sand- und Modderflüssen befindet sich eine grosse Anzahl; der Angabe zufolge sollen es über 3000 sein. Die Gründe, dass diese Menschen sich dort so lange aufgehalten haben, sind einige üble und nachtheilige Gerüchte, welche eigennützige, den Ausgewanderten feindliche Personen unter ihnen verbreitet haben. Sie sind jedoch jetzt von dem Gegentheil überzeugt und waren im Begriff, sich zu dem Uebergang in das Land von Natal vorzubereiten.

Die Ausgewanderten haben es bis jetzt nicht für rathsam gefunden, sich zu zerstreuen und das Land im Grossen zu bebauen. Sie wohnen in der Zahl von hundert, sechzig und fünfzig Haushaltungen bei einander. Der vornehmste Platz, auf dem sie sich jetzt befinden und welchen sie zu ihrer Hauptstadt gewählt haben, ist Peter-Maritzburg, genannt nach dem ehemaligen Gouverneur Peter Ritief und dem Commandanten G. Maritz; sie liegt in einer westlichen Richtung von der Bai von Natal und ist ungefähr 12 Stunden Reitens zu Pferde von derselben entfernt. Man ist im Begriff, diese Stadt sehr geregelt und im Viereck zu bauen. Es sind bereits bei sechshundert Grundstücke ausgetheilt, wovon der grösste Theil entwaldet, besäet und bepflanzt ist. Die Wohnungen an dieser Stätte und auch in andern Campen der Bauern sind sehr auf und dicht neben einander gebaut, umringt durch eine Art von Pallisadenwerk zur Abwehr eines feindlichen Anfalls. Die übrigen Dörfer sind gelegen an den Flüssen Umlaas, Umcomaas, den kleinen Buschmännerflüssen und der kleinen Togeila. Auch haben sich ungefähr zwanzig Haushaltungen an der Congella niedergelassen, die kaum 100 Schritte an der Westseite von der Bai gelegen ist. Der Platz, gewählt und durch eine hierzu angestellte Commission als sehr wohl befunden zur Anlage eines Dorfes dicht an der Bai, liegt nicht fern von dem Ankerplatz der Schiffe; derselbe befindet sich zwischen der Congella, dem Flusse Umguini und dem gewesenen Camp der Engländer, und ist eine ausgebreitete und fruchtbare Fläche. Das Wasser allein ist nicht überflüssig, man hält jedoch für möglich, den Fluss Umguini abzuleiten und dahin zu bringen.

Das Volk ist im Allgemeinen sehr friedliebend, gut und von ordentlichem Betragen. Während meines dortigen, ungefähr neun Monate langen Aufenthalts habe ich so zu sagen kein einziges Verbrechen ernstlicher Art unter ihnen vorfallen sehen. Ihre Regierung ist eine demokra-

tische, gegründet auf holländische Gesetze; sie nennen sich selbst: „die Republik von Natal.“ Die erste und höchste Macht unter ihnen ist der Volksrath, bestehend aus 24 durch das Volk erwählten Mitgliedern. Dieser übt die höchste Macht aus und hält gewöhnlich monatliche Versammlungen; doch wenn es nöthig ist, auch mehrmals, wobei eins der Mitglieder als Vorsitzer gewählt wird. Man scheint jedoch von dieser Gewohnheit langsamerhand abzuweichen und mehr auf einen jährlichen Präsidenten zu halten. Herr S. Maritz, Bruder des verstorbenen Commandanten, bekleidet jetzt den Platz des Vorsitzers; in dieser Stelle hat er sich immer uneigennützig, unparteiisch und verdienstlich betragen und hat mit allem Recht den Namen „Unser Vater“ durch das Volk erhalten. Auch haben sie zwei Landdrosten, jeder mit sechs geheimen Räthen, von welchen der eine zu Peter-Maritzburg, der Herr Philipp Nel, und der andere, der Herr Roos, an der Congella das Recht ausüben. Diese beschliessen gewöhnlich alle civile und criminelle Sachen. In Sachen von ernstlicher Art, als Verbannung, harte Arbeit, so wie Todesstrafen u. s. w. wird eine Jury von 24 zusammengerufen, aus denen 12 gewählt werden, welche das Urtheil fällen. Der Landdrost sitzt dann als Richter vor. Alle Todesurtheile müssen das Fiat von dem Volksrath bekommen. Ferner haben sie verschiedene Commandanten und Feldcorneten und einen Haupt- und Oberfeldcommandanten, welcher in Kriegszeit die höchste Macht bekleidet und Alles, was den Krieg betrifft, regelt und verwaltet; er bleibt nichts desto weniger immer dem Volksrathe unterworfen. Der Mann, der jetzt diese wichtige Stelle hat, ist der Herr A. W. Prätorius, vormals Feldcornet in dem Distrikt Graaff-Reinet, sehr beliebt und geehrerbietigt durch das Volk.

Die Ausgewanderten haben alle einstimmig beschlossen, nie mehr in das Land ihrer Geburt zurückzukehren, ja lieber allen Gefahren zu trotzen und alle Entbehrungen zu ertragen, als sich wieder einer Reihe von Unfällen und Gefahren preiszugeben, welche sie in der Colonie, ihrem Vaterlande, haben erfahren müssen. Sie wollen Frieden mit allen Menschen, selbst Frieden mit einem Zwingherrn, durch dessen Alles verwüstende Mordspiesse, durch dessen verrätherische Mordscenen das vergossene Blut ihrer Kinder mit lauter Stimme um Rache schreit. Sie wollen eine ungestörte, auf Billigkeit gegründete, und keine namenlose Freiheit geniessen. Sie wollen das Land, durch sie gesetzlich erworben, das Land, das sie nachher mit ihrem Blute haben kaufen müssen, behalten und lieber den letzten Tropfen Bluts aus ihren Adern fliessen sehen, als jetzt

dasselbe aufgeben. Auch verlangen sie sehr nach einem Lehrer aus ihren eignen Landsleuten und nach einigen Unterrichtgebenden.

Die britische Regierung hat dieser Republik bald nachher ein Ende gemacht. Gewiss aber geht die ganze Capcolonie ihrer Emancipation und Freiheit entgegen. Die südliche Halbkugel wird den Bewohnern ihrer Festländer im Genusse der wahren Freiheit Glück und Wohlstand zu Theil werden lassen, wenn sie die Freiheit, dieses höchste irdische Gut, standhaft zu behaupten wissen.

Fortsetzung der Reise.

So weit von Port Natal. Ich kehre nun wieder nach der Capstadt zurück. Einige Tage vor unsrer Ankunft war ein Kutter eingelaufen, ein Fahrzeug, kaum so gross als ein Lootsenboot. Es kam mit drei Mann aus England. Vasco de Gama wagte sich kaum mit Schiffen erster Grösse bis an das Cap, und jetzt fährt man mit Schaluppen und wenigen Mann um die halbe Welt! —

Mein freundlicher Gastherr beschenkte mich beim Abschiede mit einem grossen Korbe voll auserlesener Südfrüchte, die bis zur Linie uns eine grosse Erquickung gewährten. Der Capitän, welcher noch einige Passagiere bekommen, hatte Schaafe, Schweine, Truthähne und einige hundert Hühner mitgenommen, auch Kartoffeln, die aber am Cap von geringer Qualität sind, was vielleicht von der grossen Trockenheit des Bodens herrührt. Wenn es uns nicht wie mit den frühern Hühnern ging, von denen einmal hundert Stück an einem Tage gestorben waren, so konnte der Proviant für die ganze Reise ausreichen. Auch war der Tisch jetzt etwas besser als früher.

Der Tafelberg hatte wieder seine Perücke aufgesetzt und Aeolus brauste wild auf uns ein, als wir den 5. Februar, Mittags um 4 Uhr, die Anker lichteten und pfeilschnell die Bai verliessen. Der Capitän hatte drei neue Passagiere bekommen, nämlich den Franzosen A., einen nimmer ruhigen, immer lustigen Menschen, und zwei Hamburger, welche vom Cap zurückgingen, die wohl einer nähern Beschreibung bedürfen.

Der Aelteste, ein Pharmaceut, fabrizirte während der Reise beständig Schuhe und flickte Hosen. Dieses praktische Geschöpf wechselte während der ganzen Reise nicht zwei Mal sein Hemde; seine Oberkleider bildeten ein tausend Mal geflicktes, schmutziges Futteral über die schmie-

rigen, stinkenden Unterkleider. Er hatte ein Dutzend lebender Schildkröten mitgebracht, die er vielleicht in Europa sehen lassen wollte: leider krepirten sie alle. Er stopfte jedes Thier aus, das an Bord krepirte, und sammelte alle Käfer und Insekten, wesshalb ihm die Schiffsjungen manchmal andres Ungeziefer brachten, um seine Sammlung vollständig zu machen. Er war von kurzer, untersetzter Statur und so haarig, dass von seinem Gesichte eigentlich nur die Nasenspitze sichtbar war. Sein Bart wurde alle Sonntage, und zwar Morgens, ehe es Tag war, abgemäht; es rauschte dann, wie wenn Stroh für Viehfutter geschnitten wird. Wenn er aus der Kooi stieg, ging das Alter-Ego zu Bette.

Sein Bruder, ein gelernter Zuckerbäcker, war ein langer Mensch, der kurz nach seiner Ankunft an Bord eine lederne Hose anzog, die in der heissen Zone grässlich stank, und welche er erst vor Amsterdam wieder ablegte. Diese Gebrüder Diogenes waren keineswegs arm, sondern hatten eine gute Ladung Capwein und Fässer mit Naturalien an Bord gebracht, um damit in Europa zu handeln. Man hätte sie an eine wüste Insel aussetzen mögen, ihre Kunstfertigkeit würde sie wie Robinson doch erhalten haben, denn sie pfuschten in alle Zweige menschlichen Wissens.

Wir liefen bei hoher See mit starkem, anhaltendem Ostwind so schnell, dass wir in 24 Stunden über vier Grad Distanz ablegten. Die starke Bewegung im Schiffe verursachte uns allen wieder einen Stoss von Seekrankheit. Auf dem Verdecke war es kalt und unfreundlich; ich sehnte mich wieder nach wärmeren Regionen. Wir kamen gut vorwärts und richteten unsere Gedanken zuversichtlicher auf das Ende der Reise.

Den 15. Februar (zehn Tage nach unsrer Abreise vom Cap) erblickten wir Abends um 4 Uhr St. Helena. Einsam und verlassen liegt es in dem weiten, endlosen Ocean, und seine steilen Höhen werden fern in der See erblickt. Wie manchmal mag von dort Napoleons Blick in die Ferne geschweift, wie oft mag er diesen blauen Himmel um Erlösung aus seinem traurigen Exile angefleht haben! Welche Wünsche stiegen bei ihm auf, wenn die Schiffe mit vollen Segeln hier vorüberfuhren! — aber sie kamen und gingen und brachten keinen Trost in jenes sturmbewegte Herz. Angeschmiedet war er dort mit seinem Feuergeiste, der mit Titanenkraft die Fesseln des Jahrhunderts gesprengt hat. Dort hat er gelitten und gerungen, der einzige Heros seiner Zeit; dort lag er begraben. So lange die Welt steht, wird jenes Eiland ein ewig denkwürdiges Monument des grossen Mannes unsres Jahrhunderts bleiben.

Den 15. Februar befanden wir uns auf 15° 55′ südlicher Breite. Jetzt war es wieder so warm, dass man gern auf dem Verdeck verweilte. Die lästige Hitze wird eigentlich erst auf dem zehnten Breitegrade beider Hemisphären fühlbar, weiterhin mässigen die Winde die tropische Gluth auf dem Meere. Wir hielten den Cours Nordwest. Das Wetter blieb angenehm; der Himmel war Abends prachtvoll geröthet — aber die Luft blieb stets trübe, und so heitere Tage, wie auf der östlichen Seite Afrika's, hatten wir nicht mehr. Den 24. Februar bekamen wir südlichen Wind.

Den 26. Februar passirten wir die Linie; obgleich jedem die frohe Hoffnung zulachte, dass der grösste Theil der Reise vorüber wäre, so äusserte sich doch die Freude nicht laut. Es herrschte ein trüber Geist auf der Elisabeth. Unser Cours war jetzt Nord.

Den 29. sahen wir die englische Barque Marie Bolmer, welche den 1. Januar von Isle de France weggesegelt war und gerade an dem Tage, an welchem wir an dem Cap ankamen, die Rhede der Capstadt verlassen hatte. Wir befanden uns auf 4 Grad nördlicher Breite. Des Nachts war die Hitze in der Cajüte unausstehlich. Wir sahen noch einige Schiffe, hielten aber Cours und kamen ihnen nicht näher. Der Wind blieb beinahe aus, wurde dann nördlich, so dass wir Nordwest anlegen mussten. Den 3. März befanden wir uns auf 10 Grad nördlicher Breite. Wir avancirten wieder gut. Die Kühle des Abends nahm jetzt zu. Dieser Tage liess der Capitän einen Hammel schlachten, aus Oekonomie aber das Fleisch erst vier Tage nachher auf die Tafel bringen, so dass es entsetzlich stank. Den 7. passirten wir zwei Schiffe; den 8. sahen wir die niederländische Barque „Dankbarkeit", welche einige Tage vor uns die Rhede von Batavia verlassen hatte.

Es musste in der Nähe ein schwerer Sturm gewesen sein, denn um 12 Uhr Mittags kamen so gewaltige Wellenmassen auf unser Schiff, dass der Vordersteven sich in die See tauchte und ein Matrose, welcher auf dem Bugspriet sass, momentan ganz von den Wellen begraben wurde. Selbst der Capitän war in Angst, wenn das Schiff sich dergestalt in den Wellen begrub, es möchte nicht wieder heraufkommen. Das Wasser stürzte so heftig herein, dass der Koch nebst einem Korbe mit Küchengeschirr, Tonnen, Eimer und andere Dinge in einem Nu gegen den grossen Mast angeschwommen kamen. Glücklicher Weise schlugen die Wogen auch unsre stinkenden Hammelbraten über Bord. Mit Nordostwind kamen wir an diesem Tage auf 15 Grad nördlicher Breite. Obgleich die Sonne Mittags noch heiss brannte, so blieb von nun an doch das

Sonnenzelt hinweg, welches über Tag ausgespannt zu sein pflegte. Wir wurden auf der See viel brauner gebrannt, als wir in Ostindien eigentlich geworden waren. Die Europäer, welche sich dort wenig der Sonne aussetzten, sind eher bleich, als braun.

Den 10. März sahen wir drei Schiffe; das eine war die englische Brigg Linet, die von Falmouth nach Havannah ging. Von ihr erhielten wir Journale aus Europa, in welchen die Vermählung der Königin von England mit dem Prinzen Albert das Wichtigste war. An diesem Tage passirten wir den Wendekreis. Die ganze See war hier mit Seegewächsen erfüllt, die jeden Tag sich mehrten und, so weit das Auge reichte, auf der Oberfläche trieben. Obgleich wir 6 Meilen Fahrt hatten, kamen wir doch nicht zum besten voraus, weil der eitle Capitän auf jedes Schiff anhielt, um mit seiner schnellen Reise zu prahlen, wodurch er eben eine schlechte Reise bekam. Den 13. sahen wir wieder mehrere Schiffe. Die englische Brigg Dido von Bona nach Liverpool hatte schon 76 Tage Reise. Ihr Capitän, der nur einen Arm hatte, erhielt von uns etwas Zucker und Caffee, die ihm ausgegangen waren. Den 14. sahen wir drei Schiffe; das eine war eine holländische Koff: Stantvries (von Amsterdam nach dem mexikanischen Meerbusen mit Passagieren an Bord), von der wir fünf Körbe voll Kartoffeln erhielten, welche uns sehr erwünscht kamen, da die capischen beinahe aufgezehrt waren. Den 15. März sahen wir die englische Brigg St. George, die von Jersey nach Bahia ging und schon 45 Tage unterwegs war. Den 16. bekamen wir Regen und ungünstigen Wind, legten Osten an, sahen den schwedischen Schooner Johannes, der von Brasilien kam. Den 17. bekamen wir auf 33 Grad nördlicher Breite Windstille, die aber nicht anhielt, sondern mit Sturm wechselte. Den 19. liefen wir 9 Meilen. Den 20. bemerkte der Capitän, dass wir von unserm Cours abgekommen waren, weil die eiserne Stange des Steuerruders den davorstehenden Compass sehr veränderte. Es scheint übrigens weniger dieser Umstand, als die Nonchalance des Schiffsführers das Abweichen von der Fahrstrasse verursacht zu haben. Wir hielten deshalb auf die Azoren an, um einen Erkennungspunkt zu finden, und sahen Mittags bei starkem Wind und trübem Wetter die Insel Pico. Die Nacht folgte Regen und Sturm. Den 21. hielt der Sturm an. Morgens um 7 Uhr brach der grosse Raa. Das Volk wurde insgesammt beschäftigt, aus Segelstangen Schienen für den Raa zu fertigen, was bei dem heftigen Schwanken des Schiffs keine leichte Arbeit war; einem Matrosen fuhr dabei ein scharfes Beil in die Kniescheibe. Abends segelte ein französischer Drei-

master an uns vorüber. Den 22. hielt der Sturm und Regen an. Den 23. sahen wir drei Schiffe. Der heftige Wind blieb anhalten, so dass wir noch tüchtige Seen auf das Verdeck bekamen. Dadurch, dass der Matrose am Steuerrade zu sehr gegen die Wellen anhielt, spritzten diese über das Schiff hin; so wurde der Capitän, welcher an dem Spiegel stand, ein paar Mal tüchtig gewaschen. Der heftige Wind wehte fort. Den 24. sahen wir zwei Schiffe; ein französischer Dreimaster hielt auf uns an, der Capitän drehte ab, wodurch unser Franzose sehr ungehalten wurde. Den 25. März hatten wir des Nachts wieder Sturm. Es war kalt, und trotz des heftigen Windes kamen wir nur vier Meilen in zwei Stunden voraus. Den 26. wurde der Wind Nordost, also gerade gegen; wir waren jetzt auf 46 Grad nördlicher Breite. Den 28. hatten wir starken Ostwind. Wir schlachteten das letzte Schwein, die Kartoffeln waren alle aufgezehrt und mit Ungeduld wünschten wir das Ende der Reise herbei. Den 29. segelte ein nordamerikanischer Dreimaster ganz nahe an uns vorüber. Es war ein schönes Schiff, das von Hamburg kam und eine Menge Auswanderer an Bord hatte. Den 31. März sahen wir bei grosser Kälte und heftigem Winde einen Kutter auf uns zusegeln; es war ein englischer Lootse. Um 10 Uhr segelte die Barque Bensy von London an uns vorüber. Wir befanden uns jetzt auf 12 Grad westlicher Länge von Greenwich. Den 1. April bekamen wir guten Westwind, der aber nur einen Tag anhielt. Den 2. kam der Ostwind wieder durch, wesshalb wir kreuzen mussten, um den Kanal zu gewinnen. Den 4. sahen wir viele Schiffe. Die Hamburger Barque Sir Isac Benton segelte voraus, wir holten sie ein; sie war in 28 Tagen von Newyork bis hier gesegelt. Das Meer verlor seine blaue Farbe und schillerte hellgrün, ein Zeichen, dass wir uns dem Lande näherten. Ich nahm diese Veränderung mit Entzücken wahr.

Sonntag, den 5. April 1840, sahen wir Land. Wir sind im Canal und erblicken Abends die Leuchtthürme von Lizard und später in der Nacht den Leuchtthurm von Eddystone. Den 6. April sahen wir die Insel Wight. Diesen Tag hatten wir herrlichen Wind; den 7. Gegenwind. Englische Fischer brachten etwas Fisch, Austern und Kartoffeln, wofür sie sich theuer bezahlen liessen. Sie erhielten Thee, Caffee, Salzfleisch und Branntwein. Mittags kam ein Lootsenboot vom Texel heran und wir nahmen den holländischen Lootsen auf, der uns etwas Kartoffeln brachte. Dieser Urholländer, der in dem dicken friesischen Büffelwamms einem Elephanten glich, besass viel Phlegma; auch die Kälte konnte er besser ertragen,

als wir. Schon von dem Sant Vries hatten wir gehört, dass im Beginn dieses Jahres viele Schiffe im Canal verunglückt waren; der Lootse erzählte uns mit grosser Gemüthsruhe die nähern Details davon. Der Beruf der Lootsen und Fischer ist eben nicht beneidenswerth, und mancher arme Taglöhner des Binnenlandes mag sich im Vergleich mit diesen Leuten glücklich schätzen; bei Sturm und Unwetter, bei Regen und schneidender Kälte in offnem Boote kämpfend mit dem feindlichen Elemente, müssen sich diese Menschen Tag und Nacht auf dem Meere herumtreiben. Um 6 Uhr kam der Capitän des Hamburger Schooners Hector an Bord und ersuchte den Capitän um etwas Fleisch und Brod. Er war vor 54 Tagen von St. Domingo weggesegelt, hatte wegen Gegenwind beinahe vier Wochen vor dem Canale kreuzen müssen und fast allen Proviant aufgezehrt. Wenn die gelehrten Bewohner des Festlandes die Resultate der Schiffsreisen verglichen, sie würden finden, dass der Weg nach Amerika und Ostindien keineswegs so leichthin und schnell gemacht ist, als es in den Büchern geschrieben steht. Man liest dort gewöhnlich von den schnellsten Reisen und ist im Binnenlande sehr geneigt, diese als Norm gelten zu lassen. Aber die Erfahrung lehrt, dass man eher die langen, als die kurzen Reisen als Regel gelten lassen soll, im Falle man eine Reise antritt, um durch die längere Dauer sich die Fahrt nicht zu verbittern und sich getäuscht zu sehen.

Es war rauh; wir blieben nur momentan auf dem Verdecke, weil der scharfe, kalte Nordostwind uns schnell durchwehte. Der Anblick von dem Verdecke war einzig in seiner Art. Ueberall, wohin wir blickten, wimmelte es von Segeln. Schiffe von der ersten Grösse bis zum kleinsten Fahrboot erfüllten den Canal. Jeder Augenblick brachte uns ein neues Schauspiel. Kein Meer auf der ganzen Erdenrunde kann ein ähnliches hervorzaubern, denn hier sah man nicht einige, sondern Hunderte von Schiffen; sie mussten durch Gegenwind aufgehalten und so angesammelt worden sein. Hier konnte man die Macht und Stärke des menschlichen Geistes bewundern, der die entferntesten Regionen der Welt zu seinem Vortheil zu verbinden weiss und mit bewunderungswürdigen Kunstwerken das Meer beherrscht.

Den 7. April passirten wir Abends Dover und Calais und sahen deutlich die Küsten von England und Frankreich, hatten aber den 8. so starken Gegenwind, dass wir bis Hastings zurückgetrieben wurden. Durch mühsames Kreuzen gelang es uns, aus dem Canal heraus zu kommen, während die übrigen Schiffe zurückbleiben mussten. Den 10. kauften wir von einem Lootsen von der Elbe etwas Roggenbrod und Kartoffeln zu theuren Preisen. Abends

fiel ein so dichter Nebel, dass wir keine Schiffslänge voraussehen konnten. Gerade in derselben Nacht mussten wir das Feuerschiff an der Bank passiren, das von Zeit zu Zeit bei solchem Wetter und des Nachts an einer Glocke zu läuten pflegt, um die nahenden Schiffe zu warnen.

Den 11. April zertheilte sich der Nebel. Die Schiffe waren verschwunden, nur Fischerboote liessen sich noch blicken. Sie kamen jetzt von allen Seiten heran und gaben für ein wenig Branntwein, Schiffszwieback oder gesalzenes Fleisch ganze Körbe voll der herrlichsten Fische; ja zuletzt boten sie uns solche in grosser Menge für etwas Trinkwasser an. Diese Fischer verkaufen die Fische nicht selbst auf dem Markte, sondern sind durch eigne Händler blos dazu gehalten, die Fische, welche sie gefangen haben, abzuliefern.

Sonntag, den 12. April, sahen wir die Küsten von Holland. Der erste Punkt, der sich unsern Blicken darbot, war Wyk aan Zee. Ob unsre Vorfahren, die bei solcher Gelegenheit sich mit dem Angesicht auf die Erde warfen und den Boden zu umarmen pflegten, gefühlvoller oder wir in Ostindien gefühlloser geworden waren, will ich nicht entscheiden. Wohl empfand ich Freude, Europa wieder zu sehen, aber das Heimweh war verschwunden und die Wirklichkeit liess mich Alles in anderm Lichte sehen, als die Phantasie in der Ferne. Den 13. April kamen wir nach einer Reise von hundert und zwanzig Tagen an dem Nieuwediep bei Helder vor Anker.

Die Insel Banka.

Mit Vorliebe habe ich ein Land zu schildern gesucht, in welchem ich einige der schönsten Jahre meines Lebens verweilt habe, und zu dessen Kenntniss in der gebildeten Welt ich durch meine Mittheilungen etwas beizutragen strebe. Noch vor wenigen Jahren, während meines Aufenthaltes, war das Land fast eine Wildniss und befand sich die ursprüngliche Bevölkerung fast nur in dem Naturzustande, welches zu verändern die niederländische Verwaltung sich eben nicht sehr angelegen sein liess. Nur auf Ausbeutung des Zinnes bedacht, vernachlässigte man Banka's wichtigste Interessen, wesshalb sein Besitz auch so unsicher erschien, dass man während der Kriegsunternehmung gegen Palembang eine Zeit lang zu Batavia in Ungewissheit schwebte, ob Banka noch im Besitze Niederlands sei oder nicht. Auch später blieb man oft meh-

rere Monate lang ohne alle Nachricht, und die Ankunft eines Schiffes von Java war auf der Insel stets ein Ereigniss, das Leben und Regsamkeit unter die dort sich aufhaltenden Europäer brachte. Wenn man daher auf Banka wenig Nachrichten aus der civilisirten Welt erhielt, so war hinwiederum in dieser die Insel eine terra incognita, von welcher man nur wusste, dass sie viel Zinn liefere und nicht wenig Europäer verlange, welche durch Seuchen hinweggerafft würden, während Räuber zur See und zu Lande den Besitz der Insel streitig machten. In Folge des Prohibitivsystems blieb das Land unbekannt und heute sogar besitzt man noch keine Specialkarte, die genau und ausführlich genannt werden könnte. Ich war so glücklich, durch meine Beschreibung etwas zur Kenntniss des Landes beizutragen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf dasselbe zu richten, bevor es durch die Landmail in den Kreis des allgemeinen Verkehres gezogen worden ist, so dass jetzt beinahe jede Woche ein Dampfschiff an seiner Küste Anker wirft und es mit Europa, Asien und Australien in nähere Berührung bringt. Man hat desshalb in neuester Zeit dem Lande mehr Theilnahme gewidmet und werden hoffentlich bald die Schranken fallen, welche seinen Aufschwung und seine Entwicklung unter dem niederländisch-indischen Prohibitivsystem bis heute gehemmt haben.

Die Insel Banka, sonst auch China Batta oder Yorks-Insel genannt, erstreckt sich von dem 1° 30′ südl. Br. bis zu dem 3° 7′ südl. Br.; von dem 105° 9′ bis zu dem 106° 54′ östl. L. von Greenwich. Horsfielt gibt an: die nördlichste Spitze Tandjong Krassok auf 1° 28′ südl. Br., südlichste Tandjong Dapor 3° 7′ südl. Br.; westlich Tandjong Bersaiap 105° 5′ östl. von Greenwich (London); östlich Tandjong Berikat 106° 56′ östl. von Greenwich (London). In der Richtung von Nordwest nach Südost bietet sie die grösste Länge und im Norden (vom Sungiliat bis Müntok) die beträchtlichste Breite dar. In der Mitte ist sie schmal, an den beiden Enden aber wird sie beträchtlich breit. Die Bankastrasse scheidet diese Insel im Westen von Sumatra, im Osten die Gaspar- und Clemensstrasse von Billiton und Borneo. Im Norden wird sie von der chinesischen und im Süden von der javanischen See bespült.

Banka wird von regelmässigen Winden bestrichen. Vom December bis April weht der Nordwestwind, welcher mit vielem Regen begleitet ist. Dieser Wind ist unregelmässig und dreht sich oft nach verschiedenen Richtungen. Vom Mai bis November weht der Südostwind. Dieser nimmt anhaltend dieselbe Richtung, bringt die trockne Jahreszeit mit sich und erreicht von August bis October

seine grösste Heftigkeit, so dass, wenn er in diesem und dem folgenden Monate mit Trockenheit gepaart ist, die Blätter an den Bäumen verwelken, das Gras ausdürrt und die Quellen versiegen. Schwere Donnerwetter sind oft in seinem Gefolge, besonders zu Ende Octobers, während der Sonnenwende.

Der Thermometer steigt des Mittags im Schatten bis zu 90 Grad Fahrenheit, fällt aber um Mitternacht oft bis zu 70 herab. Wenn die glühende Sonne das Grün der Wälder entschattet; wenn gegen Mittag die lebende Schöpfung in todähnliches Schweigen zurückgesunken ist: dann nimmt man das Schwingen und Oscilliren der Luft wahr, die in der Tiefe heiss geworden, in die Höhe aufsteigt; aber bevor nach kühler Nacht die Sonne den Horizont wieder erreicht, ist es in denselben Tiefen so kalt, dass der leichtbekleidete Bankanese vom Schüttelfroste bebt.

Gleich Ostindiens Festland zeigt Banka wenig vulkanische Spuren. Granit ist sein Grundgebilde. Eine deutsche Meile von Müntok erhebt er sich aus dem Gipfel der Berge zu beträchtlichen Felsen. Er besteht auch hier aus Feldspath, Quarz und Glimmer, hin und wieder führt er Turmalin. Nach ihm ist Quarz die vorherrschende Bildung. Bergkrystall findet sich in beträchtlichen Säulen in Drusen und vereinzelt im Flötzlande. Auch Amethyst wird gefunden. Der grösste Theil des Erdreichs besteht aus blassgelbem, hin und wieder rothem Sand, der häufig eisenhaltig ist. Mergel findet sich selten. Ausser Zinn und Kupfer birgt das Land noch Eisen, Blei, Silber, Gold und Arsenik. Im westlichen Theile der Insel hat man Braunkohlenlager entdeckt. Mineralische Wasser sind bis jetzt wenige aufgefunden. Der steinige Boden hält das Wasser lange. Die Bäche zeichnen sich durch seltene Klarheit aus. Die Frische dieses krystallhellen, fliessenden Wassers gibt ihm einen grossen Vorzug vor dem schlaffen, trüben Wasser von Java, besonders in der Umgegend Batavia's, obgleich es Manche als Trinkwasser für hart halten; abgeschmackt aber ist die Meinung, die man auf Java hegt, das Wasser auf Banka sei ungesund, weil es Zinntheile aufgelöst enthalte. Das meiste Trinkwasser fliesst über Quarz- und Sandsteinboden und kommt mit dem Zinngrunde wenig in Berührung.

Die Bildung von Flüssen durch die Berge wäre theils wegen ihrer unbedeutenden Höhe, theils wegen ihrer geringen Zahl nicht beträchtlich. Da aber die Länder, welche unmittelbar unter dem Aequator liegen, das Eigenthümliche haben, dass die Regenzeit zwei Mal im Jahre sich zu wiederholen scheint, so bilden sich durch den vielen Regen in den Niederungen grosse Teiche, welche als die

vorzüglichsten Wasserbehälter der Flüsse zu betrachten sind. Die See höhlt diese Küstenflüsse breit und tief aus; darum findet man auf Banka Ströme, die wegen ihrer Breite und Tiefe im Missverhältniss zur Grösse des Landes stehen. Alle diese Ströme führen Brackwasser, in welchem sich Seewasser mit Flusswasser mischt. Diese Mischung befördert die Verderbniss des Holzes, und die Schiffe, welche in solchen Flüssen vor Anker liegen, gehen weit eher zu Grunde, als in der See. Während der Fluth (besonders zur Springzeit) steigt das Wasser in den Flüssen gegen 10 Fuss. Während der Ebbe entwickeln sich aus dem zurückgebliebenen Schlamme eine Menge mephitischer Gasarten und Miasmen, welche für die Gesundheit des Menschen in diesem heissen Lande ausserordentlich nachtheilig sind, Typhus putridus und Febris intermittens maligna erzeugen.

Zwischen den Quarzgeschieben und der lehmigten, hin und wieder eisenhaltigen Sandschichte findet sich das Zinnerz als eine schwarze Erde in breiten Lagern. So in den Niederungen. In den Bergen trifft man es aber in Gängen massig und in Krystallen. Das Land ist hügelig und seine höhern Berge stehen ziemlich isolirt. Der höchste ist der Maras (im Norden der Insel an dem Einschnitte der Klabatbai), welcher sich mehr als 2000 Fuss über die Meeresfläche erhebt. Der Mapur und Permisang sind weniger hoch. Im Süden ist das Brekatgebirge (Berikat) noch zu bemerken. Nach diesen Höhen sind die meisten Karten von Banka entworfen. Wäre das Land stark bevölkert, so eigneten sich diese einzelnen, hervorstehenden Berge ganz vortrefflich zu einer telegraphischen Linie. Aus Mangel an gebahnten Wegen sind aber bis jetzt wenige ersteigbar. Die Berge sind bis auf die Gipfel schön bewaldet; nur wenige sind durch die profane Hand holzgieriger Europäer oder industrieller Chinesen oder hungriger Bankanesen dieses Schmuckes beraubt. Sie haben, wie alle Granitgebirge, eine malerische Form. Ihr Inneres birgt eine Menge Mineralien; fette Thonerde wird nur an wenigen Stellen des Landes getroffen. Der steinige, mit Quarz vermengte Grund steht desshalb an Fruchtbarkeit dem humusreichen Boden Java's weit nach. Die Vegetation auf dem lehmigen Sandboden ist zwar sehr reich, besonders in Beziehung auf einheimische Pflanzen, allein dieser Boden taugt nicht zum Anbau, denn er ist zu hart, zu schwer und trocknet bei langer Dürre leicht aus. Darum werden viele Feld- und Küchengewächse nur mit Mühe am Leben erhalten. Die Eingebornen bekümmern sich nicht um die Cultur, und das einzige Ingredienz, womit die Chinesen der Fruchtbarkeit des Bodens nachhelfen,

ist Menschenkoth. Daher die Theuerung von Kohl und Gemüsen. Gewiss hofft Jeder, der zum ersten Male die immergrünen Hügel erblickt, welche die Küste von Banka begränzen, mehr in diesem reizenden Lande zu finden, als es bei näherer Betrachtung wirklich darbietet. Denn diese lachenden Küsten schliessen ein trauriges Land ein, das ausser seinen Zinngruben aller Cultur des Bodens entbehrt. Undurchdringlicher Wald bedeckt das Land bis dicht an die schwebenden Hütten der Eingebornen. Gern sucht man darin Schutz vor der unerträglichen Hitze des Mittags. Die Producte, welche das Land hervorbringt, gedeihen wegen der Magerkeit des Bodens nicht alle Jahre, aber sie sind kräftiger, gesunder, als die auf dem fetten Boden Java's erzeugten. Nur Pompelmusen sind holzig und geschmacklos. Pisang, Ananas, Ubi, Yamswurzeln, Gurken und Melonen wachsen aber sonder Pflege; überhaupt haben alle Früchte den Vorzug vor den javanischen, dass sie selten wurmstichig werden. Tukkus und Mangostan werden nur zu gewissen Jahren im Ueberfluss getroffen. Die Reiscultur misslingt oft, und gute Reisjahre sind auf Banka fast so selten, als in Deutschland gute Weinjahre. Nicht für die Tafel des Residenten, oder um den Gaumen eines europäischen Beamten zu kitzeln, sondern zum Genusse für alle auf Banka lebenden Europäer sollte auf den Höhen des Maras ein Gemüsegarten angelegt sein.

Jene Riesenbildungen, die wie gothische Säulen in den Wäldern Banka's sich erhoben, welche den europäischen Wanderer mit staunender Bewunderung erfüllten, verschwinden mit der Ausbreitung der Zinnminen immer mehr. Ein geregeltes Forstwesen besteht hier nicht. Jeder Chinese haut oder brennt unbarmherzig das schönste Stück Wald nieder, das er zu seinen Kohlenbrennereien oder zur Anlage der Zinnminen dienlich hält. Ungeachtet oft wiederholter Verbote dauert dieser Unfug noch fort. Ungeheure Waldbrände machen ganze Gegenden öde. Zwischen Sungiliat und Marawang kann kein Hochwald mehr aufkommen. Würde mit Vernichtung der Wälder das Land cultivirt, so könnte man sich über den Verlust dieser Naturzierde noch trösten; so aber bleibt es wüste liegen. Nur armseliges Gebüsche, Farrenkraut und Allang-allang tritt an ihre Stelle. Wo man früher in erquickendem Schatten reiste, da sendet jetzt die tropische Sonne ihre glühenden Strahlen auf den verschmachtenden Wanderer.

Der Eindruck ist schwer zu beschreiben, den die wundervolle Pflanzenwelt auf uns machte, als wir bei unsrer Ankunft auf der Ostküste Banka's durch den Fluss von Pankalpinang fuhren und uns von allen Seiten von frem-

den Gestaltungen umringt und eingeschlossen sahen. Nipa erhob sich aus dem Wasser, Manglebäume streckten ihre Aeste in die Fluthen, und das üppige Grün der wachsglänzenden Blätter verbarg nicht ganz die Fülle von Früchten, die lang und dünn wie Kerzen, unter dunklerem Laube aber rund und kopfgross wie Pompelmusen (welche Früchte in ihrer Structur mit wilden Kastanien Aehnlichkeit und auch adstringirende Bestandtheile hatten), roth und feurig wie Orangen (im Innern einen milchigen Saft von ätzender Beschaffenheit bergend), braungelb oder purpurfarben, den Ananasen ähnlich, uns entgegen lachten. Cederschlanke Stämme, die rings von dünnen, zum Hauptstamme gehörigen Ablegern umgeben waren, stellten dicke Säulen dar, ähnlich jenen kolossalen Pfeilern in der gothischen Bauordnung, und strebten thurmhoch gegen den Aether, während oben um die Krone die seltsamsten Schmarotzerpflanzen aus dem Stamme wucherten und an das egyptische und korinthische Blätterwerk der Kapitäler erinnerten. Nibong und andere wilde Palmen drängten sich so dicht an die Ufer des Flusses, dass sie an manchen Stellen ein vollkommenes Dach bildeten und uns aus grellem Sonnenlicht in geheimnissvolles Dunkel führten. Seltsam gestaltete Wurzeln ragten aus der Erde wie Strebepfeiler hervor, zwischen welchen die herrlichsten Nepenthes wuchsen, und wuchernde Schlingpflanzen erhoben sich bis zu dem Gipfel des Dickichts.

Banka's Wälder liefern vortreffliches Holz zu Möbeln und zum Schiffbau. Das rothe Holz (Kaju ringgas) ist das gewöhnlichste. Man hat aber auch schwarzes, gelbes und blaues. Alle Holzarten zeichnen sich durch ihre Schwere aus, nur das Kaju gabus ist leichter als Kork, behält aber jeden Eindruck, wesshalb es nicht zu Pfropfen gebraucht werden kann; doch liessen sich leichte Gegenstände, besonders Schwimmapparate, daraus verfertigen. Jetzt gebraucht man es zum Reinigen der Tafelmesser. Mehrere einheimische Bäume geben beim Aufritzen einen milchigen Saft von sich, der an der Luft zu Gummi oder Harz verdickt. Mit einigen dieser Harze bestreicht man Stäbe und brennt diese als Kerzen, oder man schüttet das Harz in hohle Pinangstämme und brennt diese als Lampen, deren Flamme sehr wohlriechend ist. Die Eingebornen vertreiben mit dem Feuer wohlriechender Holzarten, ihrer Meinung nach, böse Geister. Das Harz, Damarrh, gebraucht man auch noch zum Verpichen der Fahrzeuge. Es kommen einige Federharzbäume vor, sie werden aber bis jetzt noch nicht zu Gummi-elasticum benützt; nun wird man wohl Gutta-Percha davon gewinnen. Die meisten Bäume enthalten aromatische Bestandtheile; man trifft hier ganze

Wälder von Myrthenbäumen an, auch viele heilkräftige, wie z. B. Sassafras u. a. Die Bestandtheile der verschiedenen Pflanzen sind bis jetzt noch wenig untersucht und fast gar nicht benützt. An dem Honig, welcher von den Waldbäumen durch verschiedene wilde Bienenarten eingesammelt wird, und der von weisser Rheinweinfarbe bis zu dunkelbraun variirt, kann man schon in seinen Wirkungen auf den Organismus die verschiedenartigen Bestandtheile erkennen.

Der Saft vieler Holzarten erzeugt, auf die Epidermis gebracht, schmerzhafte Exantheme und bei Verletzung hartnäckige Geschwüre. Einige Wurzeln, wie die Tuba, die stark nach Moschus riecht, enthalten einen betäubenden Saft, von welchem die Fische sterben; auch vertilgt man damit Blattläuse, Erdflöhe, überhaupt alles Ungeziefer, das den Gartengewächsen schädlich ist. Man weicht die geschnittene Wurzel einige Tage in Wasser ein und besprengt damit die Pflanzen. Sonderbar gestaltete Sumpf- und Wasserpflanzen, so wie die seltsamsten Parasiten finden sich in Menge. In Beziehung auf ihre Nutzanwendung sind die meisten Pflanzen dieser Insel unbekannt. Von mehreren Bäumen benützt man die Rinde zur Bekleidung der Wohnungen. Der Baum wird zu dem Zwecke so lange geklopft, bis sich die Rinde löst; diese wird dann, wenn sie für Wände dient, in 10 Fuss lange, 2 Fuss breite, dient sie aber zum Decken der Häuser, in 3 Fuss lange Stücke geschnitten. Man presst diese Stücke zwischen in die Erde geschlagenen Pfählen platt, und wenn sie getrocknet sind, ersetzen sie die Stelle der Bretter. Durch Bereitung der Rinde anderer Bäume wird eine Art Zeug gewonnen, das den Eingebornen zur Kleidung dient. Von einigen Bäumen gewinnt man durch Auskochen der Frucht ein Fett, das die Consistenz der Kakaobutter hat und vollkommen wie Butter benützt wird. Man giesst es in Tellerform aus; der Geruch desselben ist angenehm veilchenartig. In dem Binnenlande Banka's ist es das einzige Schmälzmittel bei Bereitung der Speisen, weil die Eingebornen als Bekenner des Islam kein Schweinefett gebrauchen und Kokos- und Katjangöl sehr theuer ist, und es den Bankanesen nicht einfällt, sich auf die Cultur dieser Oele besonders zu verlegen. Den Europäern erregt diese Pflanzenbutter im Anfange etwas Leibschmerzen. Viele Hölzer dienen zur Bereitung verschiedener Farben, ebenso manche Früchte. In der Wildniss trifft man wenige essbare Früchte, die meisten enthalten adstringirende Bestandtheile, viele auch giftige Stoffe.

Die bankanesische Eiche (Bohon njato der Eingebornen) ist ein Baum von riesiger Grösse, dessen Früchte

besonders zur Schweinsmast dienen. Sie kommen mit den europäischen Eicheln im Ganzen überein, sind aber etwas grösser und nicht cylindrisch rund, sondern kegelförmig gerippt.

Wer sich mit den einzelnen Pflanzen dieses Landes bekannter zu machen wünscht, der findet in dem Prachtwerke: Rumphia, von Professor Blume in Leyden, in welchem die meisten Pflanzen beschrieben und abgebildet sind, ausführliche Beschreibung mehrerer auf Banka vorkommenden Gewächse, obgleich sie nicht von dieser, sondern von andern Inseln des ostindischen Archipels hergenommen sind.

Der Naturkundige Horsfield hat Banka bereist und beschrieben; diese Beschreibung ist erst neulich bekannt geworden und im Druck erschienen. Der botanische Theil des Werkes ist ausführlich behandelt.

Fauna.

Da die Erzeugnisse der drei Reiche auf Banka mit denen des übrigen ostindischen Archipelagus übereinkommen und jene vielseitig beschrieben sind, so sei es mir erlaubt, nur von solchen zu sprechen, welche diesem Lande mehr eigenthümlich sind.

Die grösseren Hausthiere werden sparsam angetroffen. In der Residenz Müntok allein sieht man Hornvieh, Büffel, Schafe und Ziegen; auf den Distrikten fehlen diese ganz. Mehrere Versuche, sie einheimisch zu machen, sind fehlgeschlagen. Man gibt der Hitze und dem Wasser Schuld, die Ursache liegt aber im Futter und an der Pflege. Gutes Gras, das auf Java im Ueberfluss wächst, ist auf Banka selten. Die von Bäumen entblösten Flächen sind entweder mit Farrenkraut oder mit Allang-allang bewachsen; rottet man dies aus, so kostet es Mühe, gutes Gras nachzuziehen. Auch haben die inländischen Hirten für das Vieh jene Sorgfalt nicht, wie die europäischen. Bei gehöriger Pflege gedeihen diese Thiere gewiss; es befanden sich wenigstens Pferde auf Banka, die in diesem Lande gegen 30 Jahre alt geworden sind.

Man findet drei Affenarten im Lande, die alle geschwänzt sind.

Semnopithecus cristatus, Simia maura, der Ludong, ein schwarzer Affe mit starkem Backenbarte, erreicht die Grösse eines zweijährigen Kindes, ist menschenscheu; seine Stimme ist ein tiefer Bass. Man glaubt ein fürchterliches Raubthier zu hören. Vor Tagesanbruch beginnt er sein melancholisches Geheul durch alle Töne der Scala; wird er erschreckt, dann ist der Ton seiner Stimme schnarrend und hallt weithin in dem Echo der dunkeln Wälder. Sein

Naturell scheint sanft und weniger bösartig, als das anderer Affen. Sein Fell benützt man zu Trommeln und Pistolenhalftern.

Cercopithecus cynomolgus, der mausfarbene Affe, ist nicht nur auf Banka, sondern auch durch den ganzen ostindischen Archipel der gemeinste und zahlreichste. Man sah oft 40 bis 60 auf dem Wege sitzen und ihre Familiengeschäfte abmachen; traf es sich dann, dass ein anderer Trupp dieses Weges zog und mit dem ersten in Berührung kam, so entstand ein hitziger Kampf, der mit grossem Geschrei fortgeführt wurde; den Lärm konnte man einige tausend Schritte weit hören. Werden sie dabei durch Menschen überrascht, so erheben sie ein durchdringendes Geschrei; der grosse Haufe läuft davon, nur ein alter Häuptling bleibt in dem nahen Dickicht verborgen und warnt oder lockt die übrigen herbei, je nachdem die Gefahr sich nähert oder entfernt. Das Junge, welches sich am Bauche der Mutter festgeklammert hält, wird überall mit herumgeschleppt und lässt seine Alte nicht los, selbst wenn sie gefangen wird. Damals waren von dieser Gattung zwei Albinos eingefangen worden, die ein schneeweisses Fell, fleischfarbene Gesichter und Hände hatten. Der Administrateur Borgen von Blinju brachte den einen 1837 lebend nach Europa. Solche Kakerlakken sind nicht selten.

Inuus nemestrinus, der Lampongsaffe, eigentlich auf Sumatra zu Hause, wird bisweilen auf Banka angetroffen. Jung ist er der artigste ostindische Affe, alt wird er böse, und dann gebraucht man ihn, um von den hohen Kokosbäumen die Klappernüsse herabzuholen, welche er sehr geschickt abdreht, bis sie herunterfallen.

Tarsius spectrum, ein Nachtthier und hier wohl die kleinste Affenart, nicht grösser, als ein Eichhorn.

Von Makis habe ich nur den fliegenden gefunden, und zwar Galeopithecus marmoratus. Er ist von der Grösse einer jungen Katze, hat ein ausgezeichnet schönes, weiches Fell und sehr grosse hervorstehende Augen; ebenfalls ein Nachtthier.

Stenops, der Faulthierlori (die Holländer nennen ihn Luiaard), ist ein Vierhänder, der etwas einem Bären gleicht; von der Grösse des vorigen. Er schläft den ganzen Tag mit Seinesgleichen in fester Umarmung und brummt verdriesslich, wenn er aus der Lethargie aufgereizt wird. Auf den Bäumen aber ist er lebhafter und sehr behend.

Der Ursus malajanus (?) ist wohl nur von Sumatra eingebracht, und habe ich ihn niemals im freien Zustande auf Banka angetroffen.

Zahlreich sind die Eichhörnchen. Sie thun den Kokos vielen Schaden. Das grosse gestreifte Eichhorn, Sciurus

Rafflesii, verlässt seltener die dichten Wälder; die Gattung vittatus ist häufiger. Man isst sie; — auch Sorexarten halten sich auf den Bäumen auf.

Von Fledermäusen hat man verschiedene Arten. Pteropus edulis (die Kalong-Fledermaus) misst mit ausgebreiteten Flügeln 4 Fuss. Wenn die Waldfrüchte reifen, beginnt Abends um 5 Uhr ihr Zug von den Küstenwäldern nach dem Binnenlande, wird mit Sonnenuntergang zahlreich und immer zahlreicher, und wenn am späten Abend die Sonne die Wolken noch röthet, dann erfüllen Tausende den Horizont, so dass der Gedanke staunenerregend ist, woher die Nahruug für so viele Thiere, die im Stande sind, schon in einem Abende ganze Wälder zu entleeren. Ihr Flug ist schwerfällig, langsam, ernstig; sie wenden nicht leicht im Fluge und sind bei ihrer abenteuerlichen Gestalt das wahre Emblem des Todes. Ihr Geschrei gleicht dem junger Schweine. Man isst sie, aber ihr Geruch ist unangenehm.

Von Ameisenfressern ist das Schuppenthier (Manis) das einzig mir bekannt gewordene. Sein Fleisch wird gegessen, die Hoden haben einen durchdringenden Moschusgeruch. Wir hatten einen lebenden Manis eingefangen, konnten ihn aber, weil wir seinen Schuppenpanzer nicht verletzen wollten, lange nicht tödten; er rollte sich immer zusammen. Wir warfen ihn in das Wasser und durchstachen ihn mit einem Messer, worauf die Eingeweide vorfielen. Er aber leckte das Wasser, als ob ihm nichts begegnet wäre, und lebte noch ziemlich lange. Das scheint bei allen Thieren der Fall zu sein, bei denen die Medulla spinalis vorwiegt und ausgebildet ist.

Viverra und einige Iltisarten sind die einzigen reissenden Säugethiere auf dieser Insel. Sumatra bringt Tiger und Bären, Java Tiger hervor, und diese Insel, die früher mit Sumatra zusammengehangen zu haben scheint, (?) besitzt weder die einen, noch die andern, obgleich sie an Nahrungsmitteln für reissende Thiere eben keinen Mangel hat.

Das wilde Schwein ist sehr zahlreich. Ich fand zwei Arten, nämlich: Sus vittatus, das schwarze, kurzhaarige, hochbeinige, und Sus verrucosus, das rauhhaarige mit grössern Hauern, welches am Kopfe einige Auswüchse besitzt und ein furchtbares Aussehen hat. Wenn die Waldfrüchte gut gerathen, werden die wilden Schweine sehr fett und dann in solcher Menge von den Chinesen gefangen, dass ganz Banka mit Schmalz von wilden Schweinen versorgt wird. Der Pikol (125 Pfund) kostet 40 Gulden, ist also noch einmal so wohlfeil, als das Schmalz von zahmen Schweinen. Der Pikol geräucherter Speck kostet 25 Gulden. Man gibt hier mit Unrecht dem zahmen Fleisch

vor dem wilden den Vorzug; freilich wird kaum besseres Schweinefleisch, als auf Banka, gefunden. Das wilde Fleisch ist zu kräftig und allzu nahrhaft für das heisse Klima. In trocknen Jahren, wenn die Waldfrüchte sparsam vorhanden sind, wird das wilde Schwein mager und äusserst selten. Das Strandschwein nährt sich vom Auswurf der See; sein Fleisch ist weniger schmackhaft und gesund, als das des Binnenlandes, weil es in sumpfigen Gegenden lebt. Die Jagd auf Schweine ist ganz in Händen der Chinesen, weil die Bankanesen als Mohamedaner sich nicht damit befassen. Von den Eingebornen betreiben sie nur jene, welche sich noch nicht zum Islam bekehrt haben. Auf Koba werden durch die Chinesen ordentliche Treibjagden angestellt; eine Anzahl Hunde von der sogenannten Schakalraçe treibt die Schweine zusammen, und die Chinesen stechen sie mit Spiessen todt. In den übrigen Distrikten werden viele Gruben ausgehöhlt, die ungefähr 6 bis 8 Fuss tief, unten weit und oben eng sind. Die ausgeworfene Erde trägt man eine Strecke weit weg, bedeckt die Grube mit Reisern, Erde und Moos, und das Schwein, das darauf tritt, stürzt hinein und wird lebend gefangen. Beim Aushöhlen dieser Gruben hat man nicht allein die Absicht, sie zur Schweinsfalle zu benützen, sondern sucht auch Zinnerz.

Das Zwergreh (Moschus pigmaeus) kommt häufig vor. Das Männchen hat in der obern Kinnlade einen langen Hauzahn, aber kein Geweih. Es schwimmt und taucht vortrefflich, setzt über die breitesten Ströme, wie ich selbst gesehen habe, und schwimmt, wenn es untertaucht, unter dem Wasser sehr schnell nach verschiedenen Richtungen. Das Fleisch ist ein feines Wildpret. In der Gefangenschaft stirbt das Thier leicht. Ich hatte vier Stück einige Monate lang, die so zahm waren, dass sie aus der Hand frassen. Niedlich ist es zu sehen, wenn die Alte wiederkäuet und das Junge, kaum von der Grösse eines Eichhörnchens, stehend saugt.

Das Reh (Cervus muntjac), Kidang, hat auf der Stirn eine Längsfurche und zwei Erhabenheiten als Wurzelgehäuse der Hörner. (Die gefurchte Stirn ist auch dem ungehörnten Weibchen eigen.) Aus diesem Wurzelgehäuse erheben sich zwei Spiesse mit Haaren überwachsen, an deren Spitze das Geweih nur mit einem Beizacken sich endigt. Ich traf ein hellbraunes mit dunklerem Streif auf dem Rücken und auch einige Male ein braun und weiss gefleckte. Seine Stimme ist ein heiseres Geschrei, nicht so durchdringend, als die des Hirsches.

Der Hirsch (Cervus elaphus, russa) hat ein gabelförmiges Geweih, gewöhnlich nur mit 3 Zacken (Sechsender). Er ist auf Banka das grösste Säugethier und beinahe so

hoch, wie ein kleines Pferd. Der Hals ist lang und gebogen. Die Jagd desselben ist schwierig, weil der undurchdringliche Wald ihn schnell der Verfolgung entzieht. Die Eingebornen fangen ihn in Schlingen. Er kommt gewöhnlich des Nachts zum Vorschein, wenn die Stiche zahlloser Muskiten dem Jäger die Jagdlust verleiden. Ich schoss mehrere, indem ich das hohe Gras (Allang-allang) in Brand stecken liess und dann mit Sicherheit darauf rechnen konnte, dass die folgenden Nächte, durch den Geruch des gebrannten Grases herbeigelockt, Hirsche kamen. Fast in jedem Hause der Bankanesen trifft man Hirschgeweihe an, wovon sich vielleicht ein guter Handelsartikel machen liesse. Häufig verkaufen die Eingebornen das Fleisch und essen nur die gekochte Haut.

Wenn man in glühender Sonnenhitze die schweigenden Wälder Banka's durchzieht, und nur das schrillende Pfeifen der Cikaden die Todtenstille unterbricht, so dürfte man leicht urtheilen, dass dies Land arm an zoologischen Gegenständen sei, am allerwenigsten aber wird man eine Ahnung von jenen herrlichen Bildungen bekommen, die es in sich birgt, und von denen die Vögel vor allen sich auszeichnen. Liebe zur Naturwissenschaft, Ausdauer in der Forschung und Glück im Jagen werden erfordert, um auch jene Geschöpfe kennen zu lernen, die nur periodisch auf Banka vorkommen.

Unter den Raubvögeln ist der Falco malajensis weniger häufig, als auf andern ostindischen Eilanden. Schwarzbraun von Farbe, hat er weiss und braun gefleckte Schwanzfedern und einen gabeligen Schwanz; als Fischadler verschmäht er auch Geflügel und anderes Wild nicht.

Aquila leucogaster, l'aigle océanique, der weissbauchige Adler, wird häufig an der See getroffen. Farbe weiss, mit schwarzgrauen Flügeln und Schwanz; sein Schnabel ist lang und schwärzlich, seine Füsse sind gelb, die Iris des Auges braun, der Schwanz kurz, keilförmig. Etwas kleiner, als unser Goldadler. Er ist gar nicht scheu, aber schwer zu schiessen, weil kleinere Schrotkörner nicht leicht durch die dicken Federn dringen, nistet auf den uralten Bäumen in den Küstenwäldern, aast allein auf Fische.

Aquila pondicerianus ist sehr verbreitet, der gewöhnliche Hühnerdieb von der Grösse eines Habichts, schön rothbraun, Kopf, Hals und Brust weiss, oft auch perlgrau gesprenkelt; macht Jagd sowohl auf junges Geflügel, als auch auf Fische. Sein Flug gilt als Vorbedeutung bei wichtigen Unternehmungen.

Einige Sperberarten, die häufig vorkommen, konnte ich nicht näher untersuchen. Verschiedene Eulen kommen mit denen Java's und Sumatra's überein.

Caprimulgus, der Ziegenmelker, ist häufig, hat ein leichtes, weiches Gefieder, lange Schwingen, kurze, befiederte Füsse, graubraun von Farbe; seine Gestalt ist den Nachtvögeln entsprechend; grossen Kopf, grosse Augen, weit gespaltenen Schnabel mit starkem Schnurrbart; an der Wurzel stehen die Nasenlöcher wie Röhren. Er nistet auf der Erde, fliegt in der Dämmerung und hellen Nächten. Die Eingebornen glauben, dass die Seelen Abgestorbener in diesen Vogel übergehen. Er hat auch ein sehr gespensterartiges Ansehen; C. mysticalis vertilgt viele Insekten.

Lanius (graucalus) puella, edolius puella, Bressi, ein schöner Vogel, auf dem Rücken ultramarinblau, sanft sammetschwarz. Häufig traf ich ihn auf den Tjamarrhabäumen an der See.

Edolius, an die Fliegenschnäpper sich reihend, ist auf Banka häufig. Seine Stimme ist nicht unangenehm, die Töne gleichen den Lauten der Harmonika. Er ist schwarz, von der Grösse einer Dohle, hat einen sonderbaren Flug, wobei ihm zwei lange, dünne, nur an den Enden gefiederte Federn am Schwanze zu Statten kommen. Er lebt von fliegenden Insekten.

Trogon Duvaucelii. Der Kopf ist schwarz, in's Grüne schillernd, blaue Kinnladenränder und blauer Fleck über dem Auge, Bauch-, Rücken- und Schwanzdeckfedern schön roth, Flügel schwarz, auf den Deckfedern weisse Querstreifen. Das Schwanzende und die Seitenfedern sind schwarz, die äussersten weiss. Er lebt einsam in den Wäldern und hält sich gewöhnlich auf niedrigen Bäumen im Gebüsche auf.

Verschiedene Kukuksarten, unter andern Phoenicophaeus viridirufus und Bubutus Isidorii, sind sehr gemein.

Der Beo (Gracula religiosa), zu dem Geschlecht der Corvi gehörig, ist schwarz, dunkelblau glänzend von Gefieder, hat einen hochgelben, in's Rothe laufenden Schnabel, einen grossen, fleischigen, gelben Kragen von den Ohren bis zum Hinterkopfe, gelbe Ringe um die Augen und gelbe Füsse, weisse Querstreifen auf den Flügeln. Er ist ein schönes Thier und scheint dabei der gelehrigste unter dem Vogelgeschlechte zu sein, denn ohne viele Mühe lernt er sprechen, lachen, husten, niesen, spielt den Verliebten, den Betrunkenen, den Harlequin und Dramatiker meisterhaft und ist überhaupt dankbarer gegen die Lehren, welche er empfängt, als mancher ungezogene Schüler. Obgleich das Fleisch aller jener Thiere, welchen man einen gewissen Grad von Verstand nicht absprechen kann, von jeher etwas Abstossendes für mich hatte und ich desshalb ungern auf Affen und Papagaien schoss, weil sie mehr oder minder mit der Menschenraçe in Verwandtschaft stehen, so ver-

schonte ich doch auf meinen Jagdparthien die Beos nicht, weil sie durch ihr ungezogenes Betragen mir stets die Taubenjagd verdarben. Einmal war ich dicht bis unter den Baum gekommen, auf welchem sie ihre Morgen-Assemblées zu halten pflegten. Möglichst still versteckte ich mich in dem Strauchwerke, um ihren spähenden Augen meine Anwesenheit nicht zu verrathen. Wirklich kamen sie auch von allen Seiten herbeigeflogen und begannen ihr lustiges Leben, so dass ich aus Neugierde verhindert wurde, sogleich auf sie zu schiessen. Es war ein Leben und Lärmen auf dem Baume, wie in einer Kinderschule, und ich hatte bequeme Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit dieses schönen Vogels genau beobachten zu können. Sogleich nach ihrer Ankunft stellten die vorsichtigen Beos auf allen Seiten die gewohnten Wachen aus, und der Kern der Schaar begann einen fern aussteckenden, mit Früchten beladenen Ast nach innen zu ziehen, um ihn so bequemer entleeren zu können, da sie anders genöthigt waren, schwirrend ihr Déjeneûr zu verzehren. Diesen Augenblick glaubte ich benützen zu müssen, um auf sie zu schiessen, und legte an; allein die geringste Bewegung hatte mich verrathen, und durch die Wachen gewarnt, ging der ganze Schwarm auf die Flucht. Sie liessen sich auf andern nahestehenden Bäumen nieder und begannen da auf die mannichfaltigste Weise zu pfeifen. Ich hielt mich still. Noch nicht gewiss, was sie eigentlich in Schrecken gesetzt hatte, flogen zwei Auskundschafter auf den Baum an, um das Terrain noch einmal sorgfältig zu recognosciren. Sie guckten unter jeden Baum, konnten mich aber nicht entdecken. Nun erhoben sie ein frohlockendes Herbeirufen, aber in demselben Augenblicke brannte schon der gespannte Hahn auf sie ab, und unter jämmerlichem Geschrei stürzte einer derselben zu Boden. Sein durchdringender Hülferuf brachte alle andern herbei; allein kaum witterten sie mich, so machten sie sich pfeilschnell davon. Jetzt erst holte ich meine Beute. Nur noch ein schmerzvoller Blick und ein leiser Athemzug, und das schöne Thier hatte geendet. Man sagt, nach Europa sei noch keiner lebend gebracht worden. Heimweh und Kälte tödten ihn. Auch kann er kein Blut sehen und stirbt sogleich unter Zuckungen, wenn auf dem Schiffe ein Huhn geschlachtet wird, dessen Blut ihm zu Gesichte kommt. Sein Fleisch isst man. Der Name kommt von seiner Stimme.

Das Geschlecht der Spechte ist hier zahlreich. Man findet sie von der Grösse eines Raben bis zu der einer Meise. Alle glänzen in bunter Farbenpracht.

Unter vielen andern kleinen Gattungen von Vögeln, welche sich theils durch ihren Gesang, theils durch ihr

Gefieder auszeichnen, bemerke ich nur noch die Nectarinia, die an Gestalt und Farbenpracht den Kolibris nahe kommen, und wovon Banka mehrere Arten besitzt.

Vom Eisvogel (Alcedo) findet man Repräsentanten von der Grösse eines Raben bis zu der eines Zeisigs. Alcedo leucocephala, von der Grösse einer Holztaube, mit weissem Kopfe, woran schwarze Federspitzen, und meergrünblauem Rücken, hat dunkelblaue Flügel und Schwanz und eine gelbweissliche Unterseite, rothen Schnabel und Füsse.

Alcedo meninting, von der Grösse eines Finken, hat blauen Rücken und gelbröthlichen Bauch; Schnabel und Füsse sind schön roth.

Der auf Banka befindliche Nashornvogel (Buceros) ist kleiner, als der von Sumatra, dessen Horn überdies gefurcht ist, während der bankanesische ein spitz zulaufendes Horn auf dem Schnabel trägt. Von der Grösse eines halbwüchsigen Truthahns.

Unter den Papagaien ist der Pergitt (Psittacus pondicerianus) auf Banka der zahlreichste. Er lebt in Schwärmen, die oft ungeheuer zahlreich sind. Kopf lilagrau, eine schwarze Binde über der Stirn bis zum Auge, Backen schwarz, Kehle und Brust rosenroth, Oberseite, Bauch und Schwanz mattgrün, Unterschwanz bläulich. Von dem abgestumpften Schwanze gehen zwei Federn, gleich lang als der Körper, hervor.

Psittacus galgulus, Silintitan, von der Grösse eines Sperlings, ist schön grün, mit rothem Fleck auf dem Kopfe und Rücken, lebt truppweise und variirt in einzelnen Gegenden in den Farben.

Zahlreich ist das Geschlecht der hühnerartigen Vögel, und es findet hier Repräsentanten von der Wachtel, Tetrao coturnix, bis zu dem Lophophorus, der grösser, als der gemeine Haushahn ist. Turtel-, Lach- und Ringeltauben sind manchfaltig. In den Monaten December und Januar, in welchen die meisten Waldfrüchte ihre Reife erlangen, sind folgende Taubenarten in ungeheurer Menge vorhanden und liefern dann eine ergiebige Jagd:

Columba vernans, jojo, die grüne Taube, hat auf der Brust zwei querstehende Halbmonde, der obere lila, der untere orangegelb. Die Flügeldeckfedern sind schwärzlich, gelb eingefasst; der Schwanz ist grau, der Hinterbauch gelb. Das Weibchen oben graugrün, unten gelbgrün; rothe Füsse.

Columba aromatica, olivengrün, Rücken und die kleinen Flügeldeckfedern purpurfarbig, Schwingen schwarz, zweite Deckfedern gelb gesäumt, Schwanz und Scheitel grau; oft auch an Kopf, Hals und Brust goldgelb, am Bauche grau und am Schwanze grünlich. Genannte beide

Arten haben einen eigenen Gesang, durch welchen, so wie durch ihr pfeifendes Schwirren beim Auffliegen, sie sich oft dem Jäger verrathen.

Columba jambu, eine der schönsten Tauben. Das Männchen ist oben grün, mit purpurrothem Vorderkopfe und Gesicht, schwarzer Kehle, weisser Brust und Bauch und einer rosenrothen Brustbinde. Das Weibchen grün mit violettbrauner Stirn und Kehle und weissem Bauch. Sie lebt einsam in dunkeln, nicht sehr hohem Dickicht. Trifft man sie auf dem Wege, ihr Futter suchend, an und jagt sie auf, so fliegt sie einige Mal in gerader Richtung weiter; wird sie aber ferner verjagt, so kehrt sie um und fliegt dicht an ihrem Verfolger vorbei.

Columba litoralis (Purrung Rawa), die Seetaube, ist weiss mit schwarzen Schwingen und Schwanzspitze; oft hat die weisse Farbe einen gelben Anflug; kommt des Morgens von den umliegenden kleinen Inseln auf Banka und zieht des Abends in grossen Schwärmen wieder nach der See zurück. Sie hat schwarze Augen, schwarzen Schnabel und Füsse.

Columba aenea, die grosse Bergam, mit grünem Rücken und Schwingen und bläulich-aschgrauer Unterseite (bei einigen mehr weinrothgrau, C. rosacea); Schwanz blaugrün, die untern Schwanzdeckfedern braunroth; das Männchen trägt einen schwarzen, runden Knoten am Schnabel; rothe Füsse. Diese Taube erreicht fast die Grösse eines Huhns. Sie gurrt in tiefem Bass. Beim Fluge steigt sie oft vertikal in die Höhe, fällt pfeilschnell herunter und fliegt in einem grossen Bogen weiter. Sie verschlingt grosse Waldfrüchte, in den Molukken selbst Muskatnüsse, wesshalb man sie dort Nooten-kraker nennt; wird eingefangen, mit Reiss gemästet, sehr fett, hat aber ein zähes Fleisch. Die grünen Tauben fressen nicht, wenn sie eingefangen werden, was mit dem meisten Wild Banka's der Fall ist, so dass man es selten am Leben erhält.

Reiher, Wasserhühner, Enten, Schnepfen und Strandläufer kommen mit denen benachbarter Inseln überein.

Das Amphibiengeschlecht ist zahlreich und ausgebreitet auf Banka, — kein Repräsentant desselben ist aber furchtbarer, als das Krokodil (Crocodilus biporcatus). Nach Exemplaren von Schädeln desselben, die ich selbst gesehen habe, muss es eine Länge von 20 Fuss erreichen. Mir sind aber nur Kainans von 16 Fuss Länge vorgekommen. In den Flüssen ist es das gefährlichste Raubthier; besonders berüchtigt ist der Fluss von Pankalpinang, in dem schon Viele das Opfer dieses Ungeheuers geworden sind. An dem mit dichtem Wald umschlossenen breiten Strome von Baturussak, welcher durch die tiefe Stille, die daselbst herrscht,

und durch die einförmige Wildniss den Lethestrom darstellen könnte, sass ich manch Mal des Abends und beobachtete die stillen Bewegungen des Krokodils. Wenn dann das herrliche Rothgelb des abendlichen Himmels in dem glatten Strome sich spiegelte und die Bäume einen tiefern Schatten in das Wasser warfen; wenn nur noch der tiefe Basston des Ludong die Todtenstille unterbrach: dann kam feierlich langsam das Krokodil angeschwommen und reckte den Kopf aus dem Wasser hervor, der, wenn der ungeheure, mit spitzen Zähnen bewaffnete Rachen sich öffnete, mit der Unterkinnlade fast einen rechten Winkel bildete. So lag es still und schrecklich mir gegenüber, wie das unvorhergesehene schwarze Verhängniss, indem sein gelbes Auge auf mich gerichtet war. Einst kamen zwei grosse Krokodile an den Stapel; das eine schien braunschwarz, das andere weisslich zu sein. Sicher war es ein Paar. Das, welches ich für das Männchen hielt, reckte seinen Kopf ziemlich weit aus dem Wasser hervor und gab, als es an dem andern vorüberschwamm, einen brüllenden Ton von sich, indem es den Rachen weit aufsperrte. Es war ein interessantes Schauspiel, allein so gern ich auch wegen des Gebrülls noch länger dasselbe beobachtet hätte, musste ich doch Geschäfte halber mich dies Mal entfernen. Der Anblick dieser Repräsentanten antidiluvianischer Ungeheuer hatte stets viel Anziehendes für mich, da ich sie für eine Thiergattung halte, welche allmälig ganz verschwinden wird.

Wie die Ostiaken in Sibirien den Bären als heilig verehren und ihm Opfer bringen, so auch die Bewohner des ostindischen Archipels das Krokodil (Bowaja), nur mit dem Unterschiede, dass Erstere den Bären vorsichtig todtschlagen, ehe sie ihm ihre Huldigung darbringen, Letztere aber den Bowaja niemals zu tödten suchen, es sei denn aus Nothwehr. Schon in Batavia hat man Gelegenheit, an manchen Abenden die Flüsse mit Lichtern belebt zu sehen, welche auf Brettchen festgemacht sind, auf denen sich die Opfer, die der fromme Eingeborne dem Krokodil bringt, befinden. Die Chinesen sollen den Mutterkuchen ihrer Wöchnerinnen auf diese Weise expediren. Die Verehrung geht so weit, dass der Inländer glaubt, das Wohl oder Wehe seiner Familie hänge von dem des Krokodils ab. Niemals wagt er, ihm etwas zu Leide zu thun, ja wenn er aus Nothwehr ein Krokodil verletzen sollte, so plagt ihn sein Gewissen mehr, als wenn er den schrecklichsten Mord begangen hätte. Der Eingeborne glaubt an eine Verwandtschaft zwischen Mensch und Krokodil; er glaubt an das Vermögen der Formveränderung desselben, etwa wie der alte Deutsche an die Metamorphosen der Meerweibchen.

Nach dem Tode in ein Krokodil verwandelt zu werden, ist der süsseste Genuss bei dem Gedanken an Unsterblichkeit. Der Eingeborne belegt den Bowaja mit Ehrentiteln, spricht nur mit Devotion von ihm und stellt ihn an Rang den Fürsten gleich. Da auf Banka der Resident der höchste Beamte ist, so stellen die Bankanesen das Krokodil ihm an Rang wenigstens gleich und nennen es Tuwan besaar, d. i. grosser Herr.

Der Kapala-Kampong (Dorfhäuptling) von Baturussak, obgleich ein bigotter Moslem, verfehlte nicht, an Festtagen und wenn ein Glied seiner Familie erkrankt war, dem Krokodil auf dem zernagten Fels, der bei niedrigem Wasserstande im Flusse sichtbar wird, Opfer zu bringen. Die Verfolgung des Krokodils brachte seine Familie gegen mich so in Harnisch, dass, wie ich später erfuhr, nicht viel fehlte, sie mich dafür aus dem Wege geräumt haben würde. Nach einer Jagd auf das Krokodil wurde eine inländische Frau, welche in einer Sampan (Kahn aus hohlem Baumstamm) Früchte zu Markt brachte, im Strome von Baturussak angefallen, und die Häuptlinge liessen mich alles Ernstes ersuchen, nicht mehr auf das Krokodil schiessen zu wollen, weil sonst Niemand mehr etwas nach Baturussak zu Markte bringen würde. Der Cultus des Krokodils erinnert an die Verehrung des Primisti-Guru durch die Orang-Benua auf der Halbinsel Malakka, mit welchen und den Battas auf Sumatra die Orang-gunong von Banka verwandt zu sein scheinen. Auf Java ist der Eingeborne in der Verfolgung des Krokodils weniger scrupulös, obgleich in frühern Zeiten auch hier, wie auf Timor, demselben Menschenopfer (gewöhnlich eine Jungfrau) gebracht worden sind — und auch der muhamedanische Javane an die Verwandtschaft mit ihm glaubt.

Man bringt dem Krokodil aus Dankbarkeit für seine Humanität doppelt Opfer, wenn sich in der Umgegend das Gerücht verbreitet, dass eine Frau mit einem Krokodil niedergekommen sei, welches, wie der Eingeborne glaubt, bei Zwillingen stattfindet. Ein Fall der Art veranlasste noch vor meiner Abreise von Batavia das Einschreiten der gesetzlichen Behörden und eine nähere Untersuchung.

Wer die weitgetriebene Zartheit kennt, mit welcher der Asiate Thiere behandelt, der wird sich nicht wundern über den Aberglauben, von welchem die Einwohner in Beziehung auf das Krokodil eingenommen sind. Die einzige Wohlthat, welche es in Ostindien den Menschen erweist, ist die, dass es die Ströme von dem Aas säubert und dadurch ansteckenden Krankheiten vorbeugt. Bei der Unreinlichkeit, welche in den Flüssen durch die Nachlässigkeit der Eingebornen herrscht, ist es also ein nothwendi-

ges Uebel, und die Jagd auf Krokodile scheint den Eingebornen eben so frevelhaft, wie die auf Störche bei uns. In allen Flüssen von niederländisch Ostindien, in welche todte Büffel oder anderes gefallenes Vieh zu werfen strenge verboten ist, wird das Krokodil aus Mangel an Nahrung seltener, als es früher war. Dass es nur nach europäischem Fleische Appetit habe, ist Fabel; denn es ist erwiesen, dass der Bowaja Eingeborne und Europäer anfällt, wenn er sie unvermuthet beschleichen kann. Dass man mehr Unglücksfälle von Europäern, als von Eingebornen weiss, kommt möglich daher, weil letztere ihn niemals reizen; denn er hat, wie so viele andere Thiere, das Eigene, dass er zugefügte Beleidigungen nicht leicht zu vergessen scheint und nicht selten seinem Verfolger auflauert.

Als ich zu Intramaju den Strom passirte, fand ich die Reste eines von einem Krokodil gefressenen Malajen. Mein College auf Toboaly amputirte den von einem Krokodil abgebissenen Schenkel eines Chinesen. Meinem Gärtner war beim Fischen von einem Krokodil der Arm abgebissen worden. Gewöhnlich verscharrt es seine Beute in den Sand der Flüsse und lässt sie einige Tage modern, um sie schmackhafter oder leichter verdaulich zu machen. Wird das Krokodil von Hunger geplagt, so verzehrt es seine Beute sogleich, die es im Sprunge erhascht und stossweise verschlingt. Uebrigens kann es sehr lange hungern. Hält es sich an nahrungsreichen Orten auf, so fällt es den Menschen nicht an, und in mehreren Flüssen von Celebes baden die Einwohner an den von Krokodilen bewohnten Stellen, wo sie sogar auf den Rücken der auf dem Grunde liegenden Krokodile steigen sollen. Wird das Krokodil gefüttert, so stellt es sich regelmässig an dem gewohnten Platze ein, ja es erscheint sogar auf bloses Rufen. Die Malajen behaupten, das Männchen laufe am Lande nur auf den Hinterfüssen, weil ein gewisses Glied, das ausserhalb des Bauches liege, es hindere, auf allen Vieren zu laufen. Auch meinen sie, es habe vier Augen, was daher rührt, dass seine Ohren mit Deckeln verschlossen werden können, welche Aehnlichkeit mit Augenliedern haben.

Man träumt gern von ihm und hält diesen Traum für ein glückliches Omen; seiner schwarzen Auserkohrenen darf man aber den Traum nicht erzählen, denn sie glaubt, dies sei ein Zeichen der Untreue von Seiten des Mannes.

Der Leguan (Icuana) wird von den Chinesen gerne gegessen, ist 4 Fuss lang und gehört zum Geschlechte Monitor.

Das Geschlecht der Eidechsen ist verbreitet und zahlreich, eben so das der Schlangen, von denen viele giftig

sind. Ich habe mehrere von Schlangen gebissene Menschen behandelt; die Zufälle nach der Verwundung sind verschieden, je nach der Art der Schlangen. Die Wunden gehen leicht in um sich fressenden Brand über. Man hat in Indien viele Volksmittel gegen den Schlangenbiss; besonders gerühmt wird der Schlangenstein, dessen saugender Kraft man schnelle Wiederherstellung der Gebissenen zuschreibt. Ich sah ihn von der Grösse eines Flintensteins, er war grauschwarz und vielleicht ein Thonschiefer. Wenn er wirken soll, muss er, sowie er auf die Wunde gelegt wird, festkleben und das Gift einsaugen. Hat er gewirkt, so fällt er ab und wird in warmer Milch gereinigt. Wenn er nicht mehr festkleben will, soll er, in warme Milch gelegt, seine frühere Wirksamkeit wieder erhalten. In dem Kopf gewisser Schlangen will man einen Stein finden, der ähnliche Wirkungen haben soll. Dass der Biss giftiger Schlangen Lepra heile, ist schwer zu glauben.

Schildkröten findet man mehrere Arten. Kröten und Frösche werden in den stagnirenden Wassern häufig gefunden.

Fische, Mollusken und Crustaceen sind in grosser Menge und Mannigfaltigkeit vorhanden. Die See birgt eine Menge von seltenen und kostbaren Conchilien. Die Sammlung des frühern Residenten (Colonel Reeder) war ausgezeichnet. Je niederer die Thierklassen, desto zahlreicher und mannigfaltiger sind sie auf Banka. Scorpionen und Tausendfüsse (Scolopender) erreichen eine enorme Grösse, eben so Vogelspinnen. Ich fand eine Spinne, deren Leib wie ein Taubenei gross und mit einem schwarzen, sammetartigen Fell überzogen war (welcher sammetartige Ueberzug auch über die kurzen Füsse sich erstreckte), Mygale, die junge, eben ausgebrütete Hühnchen anfiel. Diese Spinne lebt in Löchern unter der Erde und auf alten Kokosbäumen.

Die Schmetterlinge zeichnen sich hier weniger durch Farbenpracht aus, als in andern tropischen Ländern. Das Reich der Insekten ist in seinen einzelnen Gattungen unermesslich und prädominirt auf dieser Insel über alle andere Thierklassen an Mannigfaltigkeit der Form und Reichthum der Geschlechter.

Ueberaus zahlreich sind die verschiedenen Arten der Ameise. Sie sind es hauptsächlich, welche ausser den kosmischen und tellurischen Einflüssen zur Vernichtung der vorhandenen Organismen das Meiste beitragen. Alle Bäume sind mit ihren Nestern erfüllt, welche an Form den Wespennestern ähnlich sind. Aber nicht allein über, sondern auch unter der Erde schlagen sie ihre Wohnungen auf. Die Construction der Termitennester ist zu bekannt, als dass sie einer nähern Beschreibung bedürfte, nur bemerke

ich noch, dass man Anfangs in Versuchung geräth, diese Bildungen für Steine oder für Werke menschlicher Kunst, etwa für Grabdenkmale, zu halten. Man findet Ameisen, die 1½ Zoll lang sind; sie leben vereinzelt und sind ziemlich unschädlich. Andere dagegen sind so klein, dass sie kaum mit bewaffnetem Auge wahrgenommen werden. Wo etwas Essbares niedergelegt ist, finden sich alsbald Ameisen ein. Besonders Süssigkeiten lieben sie, und eine Zuckerdose ist alsbald von ihnen erfüllt. In Zuckerfabriken dagegen werden sie nicht angetroffen.

Es gibt verschiedene Bienenarten, welche Honig liefern; alle sind wild. Ihr Honig ist von verschiedener Qualität, je nach den Blüthen der verschiedenen Baumarten. Der weisse Honig ist der beste, mild und süss; der braune wirkt je nach den Bestandtheilen des Baumes, von dessen Blüthen er gesammelt wird, verschieden, drastisch, tonisch, und schmeckt aromatisch oder bitter. Der Honig ist Handelsartikel, eben so das Wachs, von dem man in den meisten Privathäusern die Kerzen selbst bereitet, die ausserdem von den Chinesen zu ihren religiösen Festlichkeiten sehr gesucht und zierlich verfertigt werden. Die jungen, in ihren Wachszellen gebratenen Bienen werden von den Eingebornen für einen grossen Leckerbissen gehalten; eben so isst man die Eintagsfliegen. Die Chinesen speisen auch die Maden verschiedener Käfer mit grosser Begierde. Wespen sind häufig, einige Arten beinahe zwei Zoll lang.

Unter den Blutegeln, die man allenthalben in dem stagnirenden Wasser trifft, findet sich eine ganz kleine Gattung, die bei nassem Wetter die Wege erfüllt, dem Wanderer an die Beine sich festsetzt und schmerzhafte Stiche verursacht, welche durch Kratzen in hartnäckige Geschwüre sich verwandeln.

Einwohner.

Banka wird von Bankanesen, Chinesen und Malajen bewohnt. Die wenigen Bengalesen (Cipay's) und Araber sind sporadisch über das Land zerstreut. Die Farbe der Malajen ist hier rothbraun, die der Chinesen gelbbraun, die der Bengalesen und Araber schwarzbraun. Die malaische Raçe theilt sich auf Banka in Sumatresen, Javanen und Bankanesen. Wenn die Bankanesen als Eingeborne klein, schwächlich und mager sich zeigen, so sind die eingewanderten Chinesen als bekannte Vielesser von robustem Körperbau und gleichen vollsaftigen Früchten, während jene kleinere Holzbirnen ihres Urwaldes sind.

„Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jener unerfreulichen Annahme von höhern und niedern Menschenraçen. Es gibt

bildsame, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmässig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuss politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Kosmos I. 385.

Diese Worte des berühmten Alexander von Humboldt enthalten allerdings eine Wahrheit, nämlich, dass das ganze Menschengeschlecht nach einem Grundtypus geschaffen ist, und dass in den Individuen aller Raçen und Nationen der Keim zu geistiger Cultur liegt, welcher sie zu höherer Vollkommenheit befähigt und zur Freiheit bestimmt. Allein dieser Vorzug schliesst keineswegs die Thatsache in sich, dass das Menschengeschlecht von einem einzigen Paar entstanden sei; er beweist nicht, dass der Buschmann Südafrika's und der Germane von Nordeuropa gleicher Bildung und Entwicklung fähig ist, ja das Vorkommen höher gebildeter Stämme und tiefer stehender auf ein und demselben Boden scheint vielmehr die Thatsache zu beweisen, dass die verschiedenen Raçen auch verschiedenen Ursprungs sind. Selbst auf den Inseln Ozeaniens hat man zweierlei Menschen gefunden, die in ihrer Gestalt und Bildung grosse Verschiedenheit zeigen. Das Vorkommen der Papua mitten unter malajischen Stämmen und die Beharrung in ihrer Raçeneigenthümlichkeit, wovon man sich in dem indischen Archipel hinreichend überzeugen kann, scheint die Annahme einer Schöpfung von Menschen an verschiedenen Punkten der Erde zu rechtfertigen. So bedeutend auch eine Autorität sein mag, sind die Beweisgründe für und wider bis jetzt nicht so schlagend, dass wir die Frage als gelöst und die Entscheidung als geschlossen betrachten können. Je mehr wir den Weg der Beobachtung einschlagen und jenen der Hypothesen verlassen, desto mehr gewinnt die Ueberzeugung Feld, dass bei dem Schöpfungsacte des Menschengeschlechts an mehr als einem Punkte unsres Planeten Menschen gebildet worden sind. Die schwarzen Papua behaupten seit Jahrtausenden ihre Eigenthümlichkeit neben und unter Völkern malajischer Raçe.

Wenn man auch nicht annimmt, dass das Menschengeschlecht von verschiedenen Raçen ursprünglich abstamme, sondern nur eine Raçe als Hauptstamm gelten lässt, so ist doch kaum zu zweifeln, dass es wenigstens nicht von einem Paar abstamme; denn warum sollte die im Beginn unseres Planeten thätig gewesene Bildungskraft nur ein Paar hervorgebracht haben? Warum soll mit einem Paare die Bildungskraft erschöpft gewesen sein? — Sehen wir doch, dass auf dem weit bequemeren Wege des Ge-

bärens durch den weiblichen Schoos es der Natur nicht immer gelingt, ihre Producte zur Ausbildung zu bringen. Wie viele Tausende von Embryonen gehen zu Grunde, bevor alle ihre Organe gebildet, wie viele Tausende geborne Menschen sterben nicht, bevor sie den Culminationspunkt, wieder andere Menschen zeugen zu können, erreicht haben! — Wie leicht konnte der neugeschaffene Mensch, wenn er auch lange Zeit an sichern Wegen (wie die Frucht an dem Nabelstrang des Mutterkuchens) mit der Erde in unmittelbarer Verbindung stand und aus ihr seine Nahrung erhielt, bis er gereift sich lostrennte und die Nahrung instinktartig, wie die Thiere, suchte; wie leicht konnte er als individuelles Erzeugniss seinen Untergang finden, ohne seine Gattung für die Zukunft fortgepflanzt zu haben? — Und soll gerade die Natur, die in ihrer Erzeugung so überschwenglich ist, soll sie gerade bei Erzeugung des Menschen, als sie wegen kosmischer und tellurischer Einflüsse in weit grösserer Wirkungskraft begriffen war, als heut zu Tage — soll sie bei jenem wunderbaren Zeugungsacte nur ein Paar hervorgebracht haben? — Gewiss bewirkte die Natur mehrere Bildungsversuche, bevor das Menschengeschlecht im Stande war, auch ohne Genesis spontanea für die Zukunft auf der Erde fortzudauern.

Schon Cuvier sprach die Vermuthung aus, dass die Schöpfung des Menschen auf drei Gebirgen vor sich gegangen sei. Wenn auch gerade drei Gebirge sich nicht nachweisen lassen, so hat jener grosse Naturforscher die Thatsache doch richtig geahnet und erkannt, dass das Menschengeschlecht nicht von einem einzigen Urpaar abstamme, sondern, dass die Bildung von Menschen an verschiedenen Orten unsres Planeten stattgefunden hat. Denn so gross auch die Veränderungen in der Körperform sein mögen, welche äussere Verhältnisse, wie Boden, Klima u.s.w. hervorrufen, so ist noch kein einziges Beispiel vorhanden, welches beweist, dass eine Raçe aus der andern hervorgegangen ist; im Gegentheil sprechen tausendjährige Erfahrungen dafür, dass eine Raçe wohl Modificationen erleiden, aber nie in eine andere sich verwandeln könne. Ein auffallendes Beispiel zeigt sich in dem indischen Archipel, wo unter gleichen klimatischen Verhältnissen die Hinduraçe, die malajische und die Papuraçe jede ihre Eigenthümlichkeit behauptet haben. In Europa könnte man ausser den Juden, Basken und Zigeunern auch die Germanen, Celten und Slaven als Beleg hierfür anführen; denn in neuester Zeit stellten die Nachkommen der Galler nach vierzehnhundertjähriger Kreuzung und Vermischung sich denen der Germanen ziemlich schroff gegenüber, und die Vermischung scheint nur bis zu einem gewissen Grad

den Raçenunterschied aufzuheben. Ja in Tropenländern sollen Mischlinge bereits in der 4. bis 5. Generation aussterben. Es zeigt sich also eine Stabilität, eine Unveränderlichkeit in dem ganzen Habitus einer Raçe, die auch beim Wechsel von Clima, Boden und Lebensweise sich gleich bleibt, welche bei denjenigen Völkern besonders stark hervortritt, die unvermischt geblieben sind, wie die Juden, die Chinesen u. s. w.

Darum sind selbst jene Gelehrten, welche bei der Lösung dieses Problems mit einseitigen Systemen zum Vorschein kommen und gerne den Köhlerglauben vertheidigen, dass Bileams Esel gesprochen, die Sonne den Israëliten zu Gefallen still gestanden und Elias im feurigen Wagen in den Himmel gefahren sei, selbst die orthodoxen Gelehrten sind genöthigt, eine dreifache Eintheilung der menschlichen Schädel anzunehmen und die ovale, pyramidale und prognathe Form zu unterscheiden.

Die älteste Geschichte deutet Hochasien wohl als den Ursitz menschlicher Cultur, nicht aber als die einzige Wiege des Menschengeschlechts an; denn wohin auch die ersten Wanderschwärme kamen, in den grösseren Ländern und unter einem milden Himmel trafen sie stets Menschen an. Die Länder waren in jener Urzeit des Menschengeschlechts noch mehr inselförmig, die Niederungen und Ebenen von der See überfluthet, nur die höheren Gebirgsgegenden ragten aus dem Wasser hervor. Es scheint, dass jedes grössere von einem milden Clima begünstigte Land Menschen hervorgebracht habe. Afrika, Asien und vielleicht auch Amerika und Australien haben eine eigenthümliche Menschenraçe hervorgebracht, die zwar als der höchste Ausdruck der Schöpfung auf unserm Planeten einen Grundtypus zeigt und das Genus homo darstellt, aber dennoch an verschiedenen Orten als verschiedene Raçen von Anfang erzeugt wurden und also Aborigines gewesen sind. Mag man immerhin Afrika, besonders Egypten, von Asien aus bevölkern lassen; die indokaukasische Raçe traf dort bereits die äthiopische an. So unterscheidet man noch heute auf Bali die Nachkommen, welche aus der Vermischung der malajischen mit der Papuaraçe entstanden sind; so erhält sich der Papua auf einem und demselben Boden neben dem Malajen und Kaukasier.

Bei der Schöpfung von Menschen auf verschiedenen Punkten unsers Planeten fanden sich die Paare auf natürliche Weise zusammen, und hat man nicht nöthig, den Ursprung des Menschengeschlechts von Inceste herzuleiten. Eine aufmerksame Beobachtung der Entwicklung des Menschengeschlechts zeigt, dass gerade durch Vermischung und Kreuzung die höchstmögliche menschliche Vollkommenheit erreicht werden kann, dass aber, wenn keine

Kreuzung stattfindet, eine Schwächung der Gattung erfolgt; und warum sollte, was einmal ein natürliches Verhältniss gewesen war, später ein unnatürliches sein, als welches uns ein angeborenes Gefühl den Inceste bezeichnet? — Darum wird die Natur bei der Schöpfung des Menschen in ihren Bildungsversuchen nicht karg, sondern eher verschwenderisch gewesen sein. —

Die Theorie von einem Urpaar scheint eben so paradox, wie die, dass der Mensch unter allen Geschöpfen allein zur Unsterblichkeit berufen sei; uns lehrt eine aufmerksame Anschauung der Natur, dass, was einmal gegeben ist, nicht wieder Nichts werden kann; dass die organische Materie, der Stoff bleibt, die Form aber wechselt. Wie aber die Form sich im Körper ausspricht, so auch in der Seele, — — ein Fliegenschwarm oder eine Heerde Heuschrecken hat eben so gut das Recht zur Existens, wie eine Horde Kannibalen. — Beide fallen als endliche Wesen der Vernichtung anheim, aber der Staub beider ist fähig, wieder zu belebten Formen sich zu gestalten; so wird es auch mit beider Seelen sein. Nur der exclusive, absolutistische Hochmuth des Menschen kann exclusive Systeme schaffen, die Natur kennt sie nicht. — Oder ist Adam, der Urmensch, nicht auch den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen, wie jedes andere Geschöpf? — Die Natur stört sich nicht an die Dogmen und Hypothesen superkluger Naturdeuter, sie lässt sich in ihrem Wirken nicht in jene spanischen Stiefeln zwängen, welche ihr Dogmatiker und Hypothesenkünstler so gerne anlegten. Die Glieder ihrer Kette sind nicht durch die weiten Klüfte und Sprünge von einander getrennt, durch welche der Mensch von seinen Mitgeschöpfen sich getrennt wähnt. Die Stufenfolge, Reihe und Gliederung der Organismen zeigt vielmehr, dass wir kein abgeschlossenes Ganze bilden, dass mit uns der grosse Kettenring der Schöpfung noch nicht geschlossen ist. Die Menschen sind wohl nach einem Grundtypus geschaffen, nicht aber aus nur einem Individuum hervorgegangen, sondern bei der Schöpfung des Menschen hat eine vielfältige Bildung von Individuen stattgefunden. Bei aller Verschiedenheit spricht sich in der Schöpfung eine Einheit aus, welche das grosse Geheimniss ist, das wir deuten wollen und nicht deuten können wegen der Endlichkeit und Beschränktheit menschlicher Kenntniss.

Jener Bildungstrieb mag in allen fruchtbaren, von einem milden Himmel begünstigten Erdstrichen stattgefunden haben. Dass die Natur nach einem Grundtypus den Menschen schuf, dafür scheinen die Ansichten der meisten Physiologen zu sprechen, sowohl jener, welche nur eine

Hauptraçe annehmen, als derer, welche verschiedene Raçen gelten lassen.

Man möchte der Ansicht huldigen, die Natur sei in ihrem Versuche, Menschen zu bilden, unter der lothrechten Sonne nicht zu dem idealen Resultate gekommen; denn nirgends unter der Linie wiederholt sich so fehlerfrei das Ideal menschlicher Schönheit, als in den kaukasischen Regionen. Wenngleich von Körper schön gebaut, sind doch die Bewohner des ostindischen Archipels von unedler Physiognomie. Ein schöner Körper trägt nur zu oft einen hässlichen Kopf. Grosse schwarze Augen liegen allgemein in einer zu starken Vertiefung zwischen Stirne und Antlitz und erinnern, wenn auch die andern Züge schön sein sollten, an die animalische Form. Nimmt man bei den Malajen diese tiefe Glabella und die hervorragenden Backenknochen, bei den Chinesen den schiefen Schnitt der Augen hinweg, so kann man auch bei diesen zwei Raçen Modelle zu römischen und griechischen Antiken finden. Die grössere Ausbildung des Unterkiefers als eine vollkommnere Entwicklung der Fresswerkzeuge ist ein constantes Merkmal der Menschen im Naturzustande und findet sich bei mehreren Raçen. Die schiefe Richtung der Zähne aber ist bei den Javanen häufiger, als bei den Malajen, und bei den Bankanesen ziemlich selten, die sich überhaupt durch schönere Gesichtszüge vortheilhaft vor den Javanen auszeichnen. Auch kann man bemerken, dass bei Chinesen, die mehrere Generationen hindurch im Wohlstande lebten und gebildeter sind, die Attribute der mongolischen Raçe sich mildern und edleren Zügen Platz machen.

Diese Verschmelzung rauher Formen in zartere, edlere, steht mit der höhern Bildung und fortgeschrittenen Civilisation im Zusammenhang.

Die Bankanesen haben eine bessere Gesichtsbildung, als die Javanen; sie sind schüchtern und sanft, sie bekennen sich grösstentheils zum Islam, haben jedoch viel eigenen Aberglauben. Ihre Kabalas (Häuptlinge) sprechen das Malajische sehr rein, sie selbst haben einen verdorbenen Dialect. Man theilt die Bankanesen in Orang-darat oder Orang-gunong, d. i. Binenländer, und Orang-laut, d. i. Seeleute, Fischer.

Orang-gunong s. -darat.

Dass diese Binnenländer von den Javanen abstammen sollen, ist zu bezweifeln; denn während der grösste Theil der Javanen Plattnasen und eine tiefe Glabella besitzt, zeichnen sich die Bankanesen durch angenehmere Gesichtsbildung, nicht selten durch Habichtsnasen, aus. Vielmehr scheinen sie zum Battastamm zu gehören, und

vielleicht heisst desshalb das Land auch China-batta. Siri (Betel), Kalk und Gambir (Terra Japonica s. Catechu) sind ihre unentbehrlichen Bedürfnisse. Sie kauen auch schlechten Tabak. Ihre Kleidung ist ärmlich, ja man sieht Orang-gunong, deren Kleidung aus geklopfter Baumrinde besteht und eher einem Kürass gleicht. Die Vornehmen machen hiervon eine Ausnahme. Die Männer scheeren die Kopfhaare, lassen aber den Bart stehen, wenn sie einen haben; oft tragen sie ihn nur auf einer Seite des Gesichts. Die Frauen binden, wie bei den übrigen Malajen, das Haar in einen Knopf zusammen; sie tragen Sarongs und ein Hemd darüber, beide von schwarzer Farbe. In den Ohren tragen sie goldene oder vergoldete Zierrathen. Gehen sie aus, so wickeln sie ein langes Tuch von schmutziger Farbe in Form eines Turbans um den Kopf, welches sonst zum Transport der Kinder dient, womit diese auf dem Rücken getragen werden. Unter den eingebornen Frauen findet man hübsche Mädchen. Obgleich eheloses Leben nichts Ungewöhnliches ist, so verschenken doch bankanesische Schönen nicht leicht ihre Gunst an Europäer, und diese sehen sich genöthigt, wollen sie erhört werden, eine Art von Trauung mit ihrer Auserwählten einzugehen, welche sehr kostspielig ist. Manches Hymen wird mit 80 bis 100 spanischen Piastern bezahlt. Die Trauung ist freilich nur pro forma, die Frau kann in diesem Falle vor dem europäischen Gesetz nur als Kebsweib betrachtet werden. Der Inländer betrachtet aber die Trauung mehr als einen Kauf, und in vielen Fällen kann er die Frau wieder ihren Eltern zurückgeben. Manche Männer verlassen ihre Frauen, um der Verpflichtung der Frohndienste zu entgehen, indem zu diesen nur verheirathete Männer requirirt werden. Diesem Missbrauch könnte leicht abgeholfen werden. Manche Männer haben mehrere Frauen, welche in verschiedenen Distrikten zu Haus sind. Werden die Männer nun in einem Distrikt requirirt, so verlassen sie ihre Frau und gehen zu der in einem andern Distrikt wohnenden, und vice versa. Ein solches Zigeunerleben datirt sich noch von den früheren Unruhen in diesem Lande und von der vagabundirenden Lebensweise fremder heimathloser Menschen her, dem sich nicht allein viele Palembanger, sondern auch eingewanderte Chinesen ergeben haben. Eine festere, gesellschaftliche Einrichtung ist in dem Binnenlande Banka's nur dann zu erwarten, wenn die Existenz der Bewohner mehr gesichert ist. Bis daher hat man wenig nach der Ursache gefragt, warum der Inländer den häufigen Frohnarbeiten und Kulidiensten sich zu entziehen suchte. Wenn aber bei dem gebrechlichen Anbau seiner Ladang die Reisernte (wie so oft der Fall ist)

missglückte und er bei der allgemeinen Noth auch die harten Kulidienste verrichten und sich die Plackereien seiner Häuptlinge gefallen lassen musste, so war Unordnung die nothwendige Folge. Hätte die monopolistische Verwaltung weniger auf eine reiche Zinnausbeutung, als vielmehr auf den physischen und moralischen Fortschritt der Einwohner Rücksicht genommen, so würde Banka schon längst zu einer schönern Blüthe sich entfaltet haben. Was Wunder, dass die Europäer von den Eingebornen bis jetzt eben nicht geliebt worden sind! —

Auch die chinesischen Frauen, so ausschweifend manche unter ihnen leben, haben nicht gern mit Europäern zu thun, weil auf diesem Umgange eine entehrende Schmach ruht. Daher kommt Bastardbildung durch Vermischung mit Europäern im Lande selten vor. Den Frauen sind viele Emmenagoga bekannt. Man behauptet, dass der Genuss der Ananas, welche eine Nacht im Freien gestanden, bei nüchternem Magen Abortus nach sich ziehe. Noch verstehen sie sich auf die Bereitung der Liebestränke und Aphrodisiaca. Sie verheirathen sich nach verschiedenem Herkommen. Mit Europäern verbinden sie sich nur durch Concubinat, was jenen oft theuer genug zu stehen kommt.

Da es den niederländischen Subalternofficieren erschwert wird, in den Ehestand zu treten, und sie gezwungen sind, ehelos zu bleiben; da sie ferner in den verschiedenen ostindischen Besitzungen ein eigenes Hauswesen zu halten genöthigt sind; da überdies die weit verbreitete und oft mit Lepra complicirte Syphilis den Umgang mit den schwarzen Eingebornen gefährlich macht: so findet das Zusammenleben mit einer javanischen, malajischen, chinesischen Frau oder mit einer Creolin im wilden Ehestande in physischer und moralischer Beziehung triftige Entschuldigungsgründe. Wenngleich dem kurz aus Europa Gekommenen die anmassende Sprache dieser Damen gegen ihren Heissgeliebten und die Geduld, womit der in Europa so viel verlangende Mann die Herrschaft des schwarzen Pantoffels erträgt, befremden muss, so wird er doch mit diesem hier zu Lande verbreiteten Verhältnisse sich aussöhnen, wenn er die Vortheile erwägt, welche sich daraus ergeben. Denn der in eine Wildniss lebendig Begrabene, von allem Verkehr mit der civilisirten Welt Abgeschlossene, Jahre lang zu einem freudenlosen Exil Verbannte wird nichts mehr wünschen, als ein Wesen zu besitzen, das ihm näher steht, als sklavische Bedienten, dem er sich mittheilen und auf dessen Treue er sich verlassen kann. Der grösste Nachtheil ist das Unglück, mit einer solchen Person Kinder zu zeugen oder in der Wahl auf eine Schöne gefallen zu sein, die für das Hauswesen eine reine Null

ist. Der letztere Umstand ist den meisten eingebornen Bankanesinnen eigen, da diese dem Manne nur durch Erweckung sinnlicher Lust gefallen, aber nicht einmal in geistig liebender Beziehung zu ihm stehen können, auch nicht die geringste Kunstfertigkeit besitzen, während javanische und chinesische Frauen im Nähen, Sticken, Kochen, Einmachen und vielen andern weiblichen Arbeiten gewöhnlich erfahren zu sein pflegen. Nichts desto weniger verlangen bankanesische Schönen, obgleich sie nicht das Geringste zu arbeiten pflegen, als Concubinen denselben Aufwand in Kleidung und Geschmeide, welchen man javanischen und chinesischen Concubinen wegen ihrer nützlichen Arbeitsamkeit mit einigem Rechte spendet, und der gewöhnlich in seidenen Gewändern, goldenen Gürteln, goldenen Haarnadeln und Ringen oder gar in edlen Steinen besteht.

Nach der Ankunft des Europäers dauert es oft lange, bis er sich an die kleinen, von Kokosöl und Siri stinkenden javanischen Frauen gewöhnt. Ihr Kopf ist im Verhältniss zum Körper zu gross, das Kopfhaar nicht selten von ungewöhnlicher Stärke, manchmal so dick als Pferdehaar, was unstreitig daher rührt, dass die Köpfe der Kinder stets kahl geschoren werden. Der Körper ist dick, von voller, runder Form; der Busen im jungfräulichen Zustande sehr entwickelt. Hände und Füsse sind zwar klein, aber mager und knöchern. Die Stirne ist schmal, der Eindruck zwischen Stirne und Nase tief, das Gesicht dadurch affenartig. Die Augen sind schwarz, gross und schön, von einem melancholischen Ausdruck. Die Nase häufiger eingedrückt und platt, als regelmässig. Der Mund ist von sehr verschiedenem Schnitte, von der lieblichsten, gutgezeichneten bis zur aufgewulsteten Negerform, und wird durch Sirikauen und die schwarzen Zähne nur zu oft hässlich entstellt. Hals und Nacken sind nicht schön. Der Gang dieser Schönen schreckt ab, denn er ist träge, schleppend, gleichsam als wenn ein gewisses ekelhaftes Unwohlsein sie verhindere, munter einherzugehen. Diese Damen verblühen schnell. Der volle Busen hängt wie ein Schrotbeutel an der Brust, sobald eine Frau gesäugt hat. Der schwarze Hof um die Warze macht selbst bei jungfräulichem Busen einen widrigen Eindruck. Bald sieht man nur noch die Reste der eingeschrumpften Brüste. Der Verlust des Busens erfolgt desshalb so schnell, weil er durchaus nicht unterstützt wird; im Gegentheil drücken ihn die Frauen durch Anziehen und Umlegen des Sarongs nach unten.

Wegen der schmalen Kost sind die bankanesischen Weiber nicht sehr fruchtbar. Bei sorgfältigerem Anbau des Landes würde mit einer reicheren, mannigfaltigeren

Kost auch eine kräftigere Entwicklung der Einwohner und eine grössere Fruchtbarkeit der Weiber erfolgen, die jetzt bei den spärlichen Portionen von Reis und Sambal (Drassi mit spanischem Pfeffer) sich begnügen müssen oder von wässerigen Früchten leben. Die Kinder saugen lange, oft mehrere Jahre. Sobald sie kriechen können, bekommen sie silberne Ringe um die Arme, ein Band mit silbernen Münzen um den Hals und ein ähnliches um die Lenden; letzteres mit einem herzförmigen Blatte zur Bedeckung der Scham. Doch gehen viele Kinder bis zum Beginn der Mannbarkeit völlig nackt.

Merkwürdig ist die Kakerlackenbildung bei der braunen Raçe. Ich kannte unter diesen Menschen einige Albinos von weissrother Hautfarbe, blonden Haaren und lichtbraunen Augen, ihr Körper war stark behaart. Sie genossen einer guten Gesundheit und waren kräftig. Sie waren von Eltern erzeugt, die eine braune Haut, schwarze Augen und Haare hatten.

Missgeburten findet man häufiger, als man vermuthen sollte; da viele Physiologen der Meinung sind, solche kämen wohl bei Menschen im civilisirten, aber weniger im Naturzustande vor. Missbildungen rühren aber von einem übermässigen Bildungstrieb einer allzu üppigen Natur her, da die Häufigkeit der Monstra nicht allein beim Menschengeschlechte, sondern auch bei Thieren und Pflanzen in diesen Ländern beobachtet wird. Hasenscharten und Wolfsrachen sind nicht selten. Die Bankanesen können sich nicht dazu entschliessen, solche Gebrechen durch eine Operation entfernen zu lassen; sie sterben lieber, als dass sie zugeben, das chirurgische Messer anzuwenden.

Die Bevölkerung leidet an Exanthemen, wovon viele lepröser Natur sind. Ichthyosis und Elephantiasis sind häufig. Krätze haben nicht allein die Menschen, sondern auch die Hausthiere. Viele laboriren an chronischen Rheumatismen; da es des Nachts in den Campongs kalt zu sein pflegt und die Wohnungen überall die Zugluft durchlassen, ferner die Menschen im Schlaf sich nicht genugsam bedecken und oft durchnässt werden, so sind chronische Katarrhe besonders bei den Alten einheimisch. An Ruhrepidemien gehen Viele zu Grunde. Manchmal beobachtet man die Masern und die Influenza. Die übrigen vorkommenden Krankheiten sind die der heissen Zone im Allgemeinen. Die Vaccine hat noch keine grossen Fortschritte im Lande gemacht.

Die Verheerungen, welche die Menschenblattern unter den Bankanesen früher angerichtet haben, verursachten unter ihnen einen solchen Schrecken, dass, sobald ein Familienglied von der Krankheit befallen wurde, sie es

im Stiche liessen und flüchteten, ja wenn der Kranke ihnen nacheilte, er nicht selten ermordet wurde. Die Unglücklichen blieben daher oft dem schrecklichsten Schicksal überlassen. Man hat neuerlich durch die Landmail frischen Vaccinestoff aus Europa kommen lassen, und werden die Bewohner Banka's jetzt auch die Wohlthat der Kuhpockenimpfung geniessen. Hat der Eingeborne einmal den Nutzen dieser Operation erkannt, so wird er das Vorurtheil dagegen ablegen und eben wie auf Java freiwillig seine Kinder einimpfen lassen, welche er bisher vor der Impfung zu bewahren suchte, weil er glaubte, dass diese bedenkliche Krankheiten nach sich ziehe. Daher das häufige Vorkommen von Blatternarbigen. Den Chinesen ist die Einimpfung schon lange bekannt. Sie gebrauchten aber Stoff von ächten Blattern (Variola) und impften diesen häufig in die Nase ein, was oft schlimme Folgen hatte.

Berüchtigt und gefürchtet ist das bankanesische Fieber, welches sich besonders häufig zeigt, wo die Gegend sumpfig ist. Zu Müntok wüthete es in den zwanziger Jahren sehr verheerend; und obgleich die Garnison in dem hochgelegenen Forte kasernirt ist, wird sie doch häufig davon heimgesucht. Der Grund hiervon liegt in der herrschenden Hitze wegen der Nähe des Menumbing in dem sumpfigen Strande der Bankastrasse und der gegenüberliegenden Küste von Sumatra. Die während der Fluth meilenweit austretenden Flüsse lassen während der Ebbe ein sumpfiges Bette zurück, auf welchem die in dem Brackwasser faulenden Pflanzen- und Thierreste das gefährlichste Sumpfmiasma erzeugen. Das Sterblichkeitsverzeichniss hat sich in jüngster Zeit günstiger gestaltet und ist jetzt wie 1 : 15.

Die Häupter der Bankanesen sind von sumatresischer Abkunft. Früher unterschied man dem Range nach Depatty, Krio, Battin*) und Lillingan; jetzt ist der Kabala-Kampong (das Haupt des Dorfes) entweder ein Mandur oder Batin, oder Depatty oder Demang. Der Letztere ist im Rang der Höchste. Die Kabalas sind jetzt einzig auf den Ertrag ihrer Reisschläge beschränkt; denn das Recht der Geldbusse, welches sie in Sultanszeiten selbst auf Mörder anwendeten, gesteht man ihnen nicht mehr zu. Sie suchen sich durch Frohndienste ihrer Untergebenen und durch den Tibak (ein Wucher, der darin besteht, dass sie ihren Untergebenen verschiedene Lebensbedürfnisse auf die nächste Ernte gegen hohe Procente vorstrecken) dafür

*) Das geringe Herrscherrecht der ursprünglichen Banka'schen Häuptlinge, die Unabhängigkeit jeder Gemeinde, sprechen ebenfalls für die Verwandtschaft mit den Battas.

zu entschädigen. Sie schlichten die einheimischen Händel von geringerer Wichtigkeit, sind die nächsten Organe, welche mit der europäischen Regierung in Verbindung stehen, wachen über die Polizei, erhalten aber keine Besoldung, wesshalb sie oft zu Plackereien ihre Zuflucht nehmen, um ihr Einkommen zu vergrössern. Wird ihnen z. B. ein Kind geboren, so laden sie ihre Untergebenen zur Wägung ein. Es ist dabei Sitte, dass jeder Gast Geld nach seinen Kräften beisteuert, womit das Kind gewogen wird, welcher Gewinn dem Vater anheimfällt, der dafür ein grosses Essen und Spielpartien gibt, wobei oft bedeutende Summen verloren gehen. Mancher, der an einem solchen Feste Säcke voll spanischer Matten verspielt, arbeitet einige Tage nachher als Kuli (Frohnarbeiter) im Schweisse seines Angesichts für etliche Stüber. Hochmuth und nackte Armuth trifft man überall verschwistert. Es gibt auch Geizhälse, die nackt oder mit einem Lumpen bekleidet gehen, alles Kupfer, was sie verdienen, in spanische Matten einwechseln und diese in irdenen Töpfen unter die Erde vergraben. Dieser Gebrauch ist bei den Eingebornen sehr allgemein; sie lassen ihre Schätze lieber als todtes Capital vermodern, als dass sie damit ihre Existenz zu verbessern suchten. Manche sollen auf diese Weise grosse Reichthümer verborgen halten. Die Häuptlinge sind verpflichtet, die Kulis zur Arbeit an den Gouvernementsgebäuden, zur Unterhaltung der öffentlichen Wege, zum Lossen und Laden der Schiffe zusammenzubringen, Attapen (Palmblätter) und Baumrinde zum Decken der Häuser gegen festgesetzte Preise zu liefern, auch den reisenden Europäern Kuli (Träger) zum Transporte zu verschaffen. Reisende sammt ihrem Gepäcke pflegen von den Kulis auf den Schultern getragen zu werden. Ein Kuli erhält täglich 8 Groschen Arbeitslohn, er würde aber kaum für so viel Gulden diese Arbeit verrichten, wäre er nicht frohnpflichtig. Beim Transporte von Herren und Gütern erhält der Träger für jede Stunde 2 Groschen Lohn. Ein frohnpflichtiger Einwohner des Binnenlandes heisst Matagawi.

Wohnplätze der Bankanesen.

Keine Denkmale zeugen auf Banka für die Herrschaft der menschlichen Kunst über die Macht der rohen Natur. Nirgends erheben sich stolze Zinnen oder Thürme; in niedrigen Hütten und elenden Fahrzeugen schmiegt sich der Mensch, mit wenigen Bedürfnissen zufrieden, der Natur wieder an, von welcher er sich, unbekannt mit den Genüssen des civilisirten Luxus, nicht weit entfernt hat.

Die inländischen Dörfer (Dessas) bilden mit den umstehenden Wohnungen gewöhnlich ein Viereck, das einen

reinen Platz einschliesst, in dessen Mitte eine Art Caravanserais (Soppo, battaisch; Bali, malajisch) zum allgemeinen Versammlungsort und zum Gebrauch der durchreisenden Fremden errichtet ist. Der Wald drängt sich, wenn auch oft nur als Krüppelholz, bis dicht an die Häuser, und vergebens sucht das Auge einige Cultur des Bodens, denn die Fruchtbäume stehen verwildert im Gestrüppe und werden niemals gereinigt. Die Bevölkerung dieser Kampongs ist gering und besteht aus runzeligten Greisen, hübschen Männern und hässlichen Frauen mit langen, schlotternden Brüsten, nackten Kindern, todmagern Hunden von der Schakalraçe und oft riesigen Hühnern. Niemals habe ich in Europa so viele Missgeburten und Krüppel unter den Hühnern gesehen, als auf Banka.

Die Wohnungen der Bankanesen ruhen auf Pfählen, 3 bis 4 Fuss über dem Boden; die Wände sind mit Baumrinde bekleidet, das Dach ist mit Atappen (den Blättern der Nipa, einer Palme) gedeckt. Der Fussboden ist mit einem Lattenwerke von Nibong (einer wildwachsenden, stacheligten Palme, deren Gipfel essbar ist und gekocht wie Spargeln schmeckt) oder mit runden Stäben belegt. Der innere Raum wird gewöhnlich in drei Theile vertheilt: in Vorkammer, Schlafkammer und Küche. Die Wände der Vorkammer sind mit einigen Hirschgeweihen verziert und mit Waffen behangen (wenn nämlich der Eigenthümer welche hat). Die Vornehmen haben gewöhnlich mehrere kupferne Donnerbüchsen, lange Gewehre von Palembangscher Fabrik, Spiesse und Klewangs. Letztere sind Säbel von vorzüglich gutem damascirten Stahl, deren Griff von Silber, schwarzem oder anderem glänzenden Holze, das mit feinem Laub- und Blumenwerk verziert, oft auch von Gold ist. Nicht selten sieht man auch Saiteninstrumente in solchen Wohnungen, und manchmal verirrt sich eine Geige mitten in den dicksten Waldkampong. Trommeln aber besitzt jedes Haus. Sie sind aus einem Stücke hartem Holze gehöhlt, mit Reh- oder Affenfell überzogen und reichen hin, diese Naturmenschen bei dem Gesange vaterländischer Lieder, die alle mit melancholischen, langgereckten Psalmen Aehnlichkeit haben, auch wohl Stellen aus dem Koran sein mögen, zu begeistern oder einen Europäer einzuschläfern. Der Theil der Kammer, auf welchem man Platz nimmt und auch des Nachts schläft, ist etwas höher, als der übrige Boden und mit Matten belegt. Diese Matten werden aus den Blättern eines Pandanus verfertigt. Die Blätter werden mehr oder weniger fein gespalten, je nachdem die Matten feiner oder gröber werden sollen. Männer und Weiber verstehen sich auf diese Kunstfertigkeit, die sich auch auf das Anfertigen von

Säcken, Beuteln und Hüten von demselben Stoffe ausdehnt und für Viele ein Erwerbszweig ist. Auf diesen Matten isst und schläft der Eingeborne, in sie packt er seine Habseligkeiten. — Die Küche befindet sich unter demselben Dache ohne besonderen Rauchfang. Der Eingeborne duldet mit der grössten Gelassenheit den dicksten Rauch und sieht darin weder für seine Augen, noch für seine Lungen etwas Nachtheiliges; und der durch den überhand nehmenden Gestank von Torf- und Steinkohlendampf nach südlicheren Regionen getriebene Europäer findet selbst unter dem mildesten Himmel das Ungemach wieder, welches ihm der feindselige Rauch bereitet. Ja die Bankanesen legen des Abends Feuer unter ihre Wohnung, um, wie sie sagen, durch den Rauch die Musquiten zu vertreiben und durch den Russ das Dach von Atappen dauerhafter zu machen. Auffallend ist es, dass nicht mehr Unglück durch Brand sich ereignet, denn die Bankanesen gehen sehr nachlässig mit dem Feuer um. Dieses furchtbare Element scheint in der heissen Zone die Energie nicht zu haben, als in kalten Ländern; wahrscheinlich weil der Sauerstoff durch die von der Wärme zersetzten Organismen und bei deren Fäulniss entwickelten Gasarten verdrängt wird. Der Herd ist ein flacher, mit festgestampftem Lehm erfüllter Kasten. Das Küchengeschirr besteht, ausser einigen eisernen Pfannen und irdenen Töpfen, aus chinesischem Fayençegut und kupfernen Platten, aus Waschbecken, kleinen Porzellanlöffeln, zinnernen Thee- und Wasserkesseln, chinesischen Theetassen und irdenen Wasserkrügen. Das irdene Geschirr kommt von Palembang und enthält Goldsand. Wahrscheinlich lohnt es der Mühe nicht, das Gold aus dem Thone herauszuwaschen. Auf den meisten Inseln des indischen Archipels ist Gold vorhanden und harrt bis jetzt nur auf tüchtige Bergwerker, um die Mühe der Gewinnung reichlich zu lohnen. Die Binnenländer haben oft kaum Reis zur Kost, welcher mit spanischem Pfeffer und Drassi ihre einzige Nahrung ausmacht. Der Drassi ist ein Teich von Krebsen, Garnalen, kleinen Fischen und dergleichen, der scharf gesalzen und halb faul als eine unentbehrliche Zugabe zu dem Kerri und Sambal als Gewürz benützt wird. Die Küstenbewohner sind besser genährt, weil sie durch Tauschhandel und Fischerei sich mannigfaltigere Nahrung verschaffen. Die Binnenländer verfertigen aus den zähen Stängeln eines Strauches Fischwehre, welche sich mehrere hundert Schritte in die See erstrecken. Bei steigender Fluth gerathen die Fische hinein, zur Zeit der Ebbe wandern die Bankanesen nach der See und holen ihren Fang. Dieser ist oft sehr mannigfaltig; Fische verschiedener Art, Mollusken und Crustaceen

finden sich darin. Manchmal geräth auch ein Krokodil hinein. Zahlreiche Seevögel eignen sich den Rest der Beute zu.

Die Binnenländer haben eine herumschweifende Lebensweise, und solche wohl wegen dem Wechsel ihrer Pflanzungen; denn nirgends auf Banka sieht man bebaute Felder; allein um die Wohnungen der Chinesen und Europäer breiten sich Gärten aus, welche Küchengewächse oder Raritäten hervorbringen. Ungeachtet der üppigen Vegetation ist der Boden doch nicht fruchtbar, weil er bei anhaltender Trockenheit leicht ausdürrt, zu steinig und mager ist und niemals gedüngt wird. Selten gedeihen daher Ostindiens edlere Früchte, wie Mangostan, Tukku, Manka und Pompelmusen, wohl aber Pisang, Yams und Ananas. Da nicht hinreichend Reis gewonnen wird, so leben die Europäer und Chinesen von eingeführtem javanischen Reis; der Bankanese baut seinen Reis selbst, indem er in den Monaten Mai und Juni ein Stück Wald fällt und solches im August (dem trockensten Monate, in welchem beständig ein starker Ostwind weht) in Brand steckt. Die ungeheure Flamme erfüllt dann meilenweit die Luft mit schwülem Rauche und die zurückbleibende Asche düngt den Boden. Von den Resten des verkohlten Holzes wird ein 4 Fuss hoher Zaun um das gewonnene Feld zum Schutz gegen das Wild errichtet. Der Boden wird mit dem harten, zugeschärften Holze einer wildwachsenden Palme aufgeritzt und der Reis, wie bei uns die Erbsen, in rechten Linien gesteckt. Weil jetzt der Boden fruchtbar ist, baut man mitten in das Feld eine Wohnung*), pflanzt darum her Pisang, Zuckerrohr, Ananas, Yamswurzeln und Gurken, steckt eine Windfahne auf, um das geflügelte Wild zu verscheuchen, und schneidet mit allmählig beginnender Reife die einzelnen Reisähren von den Halmen. In trockenen Jahren misslingt dieser Reisbau oft. Zur Regenzeit sind die jungen Reisfelder der Sammelplatz von Schnepfen; wegen der vorstehenden Holzknorren ist es aber gefährlich, in solchen Feldern zu jagen. Mit beginnender Reife stellen sich Schaaren von Turteltauben, Wachteln, wilden Hühnern und besonders Reisvögeln ein. Ist der Reis eingesammelt, so wird die Hütte verlassen, sie fällt zusammen, die Bäume schlagen wieder aus, schiessen schnell in die Höhe, Alles wächst wieder dicht zur Wildniss und das folgende Jahr ist jede Spur einmaligen Anbaues verschwunden. Der Bankanese sucht dann ein anderes Stück Wald zu ähnlicher

---

*) Th. Horsfield hat Unrecht, wenn er behauptet, die Oranggunong lebten immer vereinzelt in Ladangs, im Gegentheil ist zu seiner Zeit das Binnenland wenig besucht worden und hatte man desshalb auch keine Kenntniss von den Dörfern der Eingebornen.

Benützung auf, denn erst nach 10 bis 15 Jahren kann das verlassene wieder gebraucht werden. Dass diese Art des Reisbaues die herrlichen Forste zu Grunde richtet, ist leicht einzusehen. Ein solches Reisfeld heisst Ladang; auf Java Gaga.

Die Binnenländer wohnen entweder einzeln oder in Dörfern (Kampongs), und dann ist der Aelteste (Ketip) Vorstand und Priester der Gemeinde. Sie sind nur theilweise zum Islam bekehrt, sehr ungebildet und beinahe noch im Naturzustande. Nichtsdestoweniger muss man ihre Geschicklichkeit bewundern, womit sie die verschiedensten Arbeiten mit ganz einfachen Instrumenten verrichten. Ein Hackmesser von länglicher Form dient ihnen zum Bauen der Häuser, wie zum Fällen der Bäume und zum Spalten des Rotangs, woraus sie ihre Taue verfertigen. Die übrigen Zimmerwerkzeuge, deren sie sich bedienen, haben sie von den Europäern entlehnt. Sie höhlen Baumstämme zu Kähnen aus, zimmern Bretter und Dielen mit dem Beile. Man findet Schmiede unter ihnen, denen ein Stück Eisen oder ein harter Stein zum Ambos dient. Ihr Gebläse ist ein hohles Stück Holz, in welchem ein Embolus sich auf- und niederziehen lässt, der mit Hahnenfedern gefüttert ist, um das Entweichen der Luft zu verhindern. Dass sie bei häufigerem Verkehr mit Ausländern gesitteter werden, ist vorauszusehen.

Orang-laut.

In früheren Zeiten trieben die Bankanesen Seeräuberei. Mit der Besitznahme des Landes durch das niederländische Gouvernement musste diese allmälig aufhören. Man bediente sich der Küstenbewohner, welche früher in dem Seeraub ihren Erwerb gefunden hatten, als Kreuzer gegen fremde Seeräuber zur Vertheidigung der Küste. Noch jetzt unterhält der Demang von Kurao eine Anzahl bewaffneter Fahrzeuge zu diesem Zwecke. Eigentlich waren die Oranglaut Fischer und ein Colluvium von verschiedenen malajischen Stämmen. Sie sind civilisirter, als die Bewohner des Binnenlandes. Sie bauen kleine, sehr zierliche Boote aus dünnen Brettern, welche Boote so leicht sind, dass ein Mann sie hinwegtragen kann. Gehen sie fischen, so tragen sie das Boot in die See, ein oder zwei Mann setzen sich hinein und haben, ausser ein wenig Nahrung, ihrem Fischergeräthe und einem leichten Strohsegel, nichts bei sich, als einen Riemen mit zwei Ruderflächen, womit sie sehr geschickt das Boot zu regieren und pfeilschnell fortzurudern wissen. Schlägt das Boot um, so wird es leicht von dem schwimmenden Fischer wieder aufgerichtet. Oft sind diese Leute Tage lang in der See und fangen eine Menge herr-

licher Fische, worunter sich die Ikan-Kakap, Dengiri und Lidda besonders auszeichnen; die gerühmten Ikan-Krisi werden nur in der Gegend von Sungiliat gefangen und weit versendet. Sie fischen mit Angeln, welche zu 3 oder 4 an einer eisernen Kugel befestigt sind, die, auf den Grund des Meeres niedergelassen, leicht an der Leine zu erkennen geben, ob Fische an ihnen festsitzen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts zeigten die Orang-laut ein ganz anderes Vorkommen; sie waren roher, ungebildeter. Sie nannten sich Orang-rajat, führten ein schwärmendes, abenteuerliches Leben und standen dem Namen nach unter den malajischen Fürsten von Malakka und Djohor. Sie hielten sich in kleinen Fahrzeugen (Prauw kakap), die zum Segeln und Rudern eingerichtet sind, auf. An dem Hintertheil dieses Fahrzeuges befand sich der Herd von Lehm, auf welchem, als der Küche, das Feuer beinahe nie ausging. In der Mitte bargen sie ihre Habseligkeit unter einer Katjangmatte, welche über Tag und bei gutem Wetter aufgerollt wurde; hier schliefen sie. Einige Lanzen, Harpunen, eine Trommel, Kokosnussschalen, wohl auch Hantacas (kleine Kanonen) und Klewangs (Schwerter), bildeten die Ausrüstung. Jede Prauw führt ein grosses Strohsegel; Nachts suchten sie Inseln und kleine Buchten auf.

Die Nahrung bestand in Fischen, Krabben, Austern und Muscheln, und vielleicht in Folge dieser Kost und des beständigen Wadens in Seewasser leiden sie über den Körper an einem Schuppenausschlag (Ichthyosis). Sie sind sehr gefrässig und haben einen ungeheuern Magen und dicke Bäuche. Die Ueberbleibsel von Fisch, grosse Haufen Muscheln und eine verpestende Luft verrathen die Stellen, wo sie ihre Mahlzeit gehalten. Aus dem Pandanus flechten die Frauen die Strohsegel. Fisch, Tripangfang und das Aufsuchen von Agar-agar (Tremella) für den chinesischen Markt beschäftigt die Männer, welche auch wohl auf den Seeraub ausgehen und muthig, unternehmend, aber auch habsüchtig und blutdürstig sind. Ihre Waffen wissen sie sehr geschickt zu handhaben. Der Panglima Raman war damals ihr Kriegsheld und der Demang Minjak war aus ihrem Stamme (mit chinesischem Blute vermischt) entsprossen. Sie waren lange die Spiessgesellen der Illanos, mit welchen sie ihre Raubzüge gemeinschaftlich ausführten.

Orang-Kling.

Noch muss ich jener Malajen erwähnen, welche als Hausirer und Kleinkrämer unter obiger Benennung auf Banka bekannt sind, und die grösstentheils aus Sumatra stammen. Sie und die Vorigen wohnen in grösseren Kam-

pongs, ihre Häuser sind massiver von Brettern erbaut. Als Handelsleute leben sie in grösserem Wohlstande, als die Eingebornen. Der Name Orang-Kling bedeutet eigentlich einen Einwohner von Malabar, der Küste von Koromandel (welche als Kleinkrämer ein herumziehendes Leben führen), und ist hier von der Herkunft auf den Stand übergegangen.

Chinesen.

Ein wandernder Europäer wird auf Banka dasselbe empfinden, was der Wanderer in Amerika fühlt, der von den Wohnsitzen eines indianischen Stammes kommt und den Wohnungen der Colonisten sich nähert. Ist er auf dem schmalem Pfade mühsam durch Gestrüppe, mannshohes Gras und über Bäume, welche halsbrechende Brücken bilden, gedrungen, so bemerkt er die inländischen Kampongs erst, wenn er darin ist, weil der dichte Wald sie überall verbirgt; — nähert er sich einem chinesischen Kampong, so wird der Wald seltener, der Weg breiter, die Aussicht weiter und sein ganzer Horizont von Kokosbäumen begrenzt. Wenn der Bankanese seine Ubi- und Yamswurzeln im Dickicht erzieht, wenn die wilde Vegetation seine wenigen Pinang-, Kokos- und Fruchtbäume beinahe erstickt, so verräth der Gemüsegarten und wohlunterhaltene Kokoshain des Chinesen bereits von ferne den Aufenthalt des höher civilisirten Bewohners. Wenn die einfachen Lebensbedürfnisse des Bankanesen uns das Bild amerikanischer Wilden vor die Seele führen, so erinnert uns das wohlgezimmerte Haus, das Schreibgeräthe, die Malereien, Tische, Stühle, Bänke — die ganze Einrichtung eines Chinesen an Europa, und ein Hauch von Heimathsahnung weht uns an, wenn auch diese Gegenstände ihrer Form nach nicht in unsern Geschmack fallen. Da nur Chinesen in den Zinnminen arbeiten und diese mit den dazu gehörigen Gebäuden von den Wohnungen der Bankanesen getrennt sind, da viele Kampongs einzig von Chinesen bewohnt werden, so zeigt sich die Lebensweise der Chinesen auf Banka in einer Eigenthümlichkeit, wie sie sonst nur in ihrer Heimath möglich ist. Auch trifft man viele Chinesen, die fast ihr ganzes Leben auf Banka zugebracht haben und kaum ein Wort von der malajischen Sprache verstehen. Durch die Eröffnung vieler neuer Zinngruben sind in den letzten Jahren viele Chinesen (Sin-Kais) aus China hier eingewandert. Die chinesische Bevölkerung ist ein Drittheil der insularischen und beträgt jetzt über 10,000 Köpfe. Seit dem Jahre 1710 sind Chinesen auf Banka eingewandert und haben sich durch immer neu ankommende Nachzüge bis zu dieser Zahl vermehrt. Diese Einwanderung fand bis zum Jahre 1842 statt, wo der letzte Auf-

stand unter den Chinesen die Regierung bewog, keine Einwanderer mehr in das Land zu lassen, da die Chinesen überall, wo sie durch Volkszahl übermächtig werden, unruhige, gefährliche Unterthanen sind. Im Jahr 1850 ging man von dem bisher befolgten Prohibitivsystem in so fern ab, dass man auch europäischen Unternehmern erlaubte, Zinngruben zu exploitiren. Die Folgen hievon werden sich bald zeigen, und wird der europäische Einfluss auf eine mehr wohlthätige Weise sich geltend machen.

Wenn die malajischen Kampongs klein, düster gebaut und dünn bevölkert sind, so bilden die chinesischen Kampongs nicht selten grosse, volkreiche Plätze, die sich durch ihre Bauart vortheilhaft von den inländischen auszeichnen. Die Häuser sind allgemein von Holz, da aber keine Sägemühle auf Banka vorhanden ist und die Bretter durch Menschenhände gesägt werden müssen, so bleiben sie hoch im Preise und das Bauen ist kostspielig. Die Bretter an den Wänden werden lackirt und das Schnitzwerk an den Balken, welches Blumen oder Drachen vorstellt, wird grell bemalt oder vergoldet. Die Pagoden (Kung-schie) für den Schutzgott (Tabekong) baut man von kleinem, mit Sand und Kalk gemischtem Steingerölle. Sie dienen nicht allein zum religiösen Cultus, sondern auch als Versammlungsorte. Im Hintergrunde derselben befindet sich ein Altar mit dem Bilde des Laotsü, vor welchem beständig Lampen und Rauchkerzen brennen. Die dem Gotte geweihten Opfer werden unter einem vor die Pagode gepflanzten Baume niedergelegt. Auf Müntok besitzen mehrere Chinesen steinerne Häuser. Der Capitän der Chinesen (Hung-Gue) besass zu meiner Zeit ein solches, welches 2 Stockwerke hoch, kostbar möblirt, mit geplatteten, ummauerten Höfen und einem hübschen Garten umgeben war, in welchem Trauben neben Granatäpfeln wuchsen. Dieser Hong-Gue soll als Taglöhner nach Banka gekommen und lange Zeit mit Gartengemüsen hausiren gegangen sein. Er schwang sich zur höchsten chinesischen Autorität empor, war der erste Handelsmann von Banka, hatte mehrere Schiffe auf der See und trieb einen starken Handel nach Java, Riouw, Singapur, Bengalen und China. — In der jüngsten Zeit haben mehrere chinesische Kampongs sich dergestalt verschönert, dass man kaum auf Java ähnliche aufweisen kann. Durch die Bemühungen des Distriktsbeamten W. B. ist der Kampong Marawang völlig neu gebaut worden. Die Wohnung des Lieutenant-Chinesen daselbst nimmt den ganzen Raum des ehemaligen Forts ein. Das Haus ist geräumig, die Kammern sind glänzend möblirt, das Schnitzwerk ist kunstreich und stark vergoldet. In diesen Kampongs findet man Krämer, Schuster, Schneider, Wagner, Zimmerleute,

Schmiede und andere Gewerbskundige. Die Häuser der Reichen zeichnen sich durch Grösse und elegante Einrichtung aus. Allein so sehr es auch in den Vorhallen von Flittergold und buntgemalten Papieren glänzen mag, so erstreckt sich doch die Reinlichkeit niemals bis in die Ecken und Winkel. Die meisten Häuser werden von dem abscheulichen Geruch des Drassi und getrockneter Fische verpestet. Die häufige Einathmung einer stets mit solchen Dünsten geschwängerten Luft muss die Gesundheit zu Grunde richten. Auch ist der Topf nicht zu vergessen, welcher vor oder hinter dem Hause gleichsam zum Staate prunkt und die selbstgemachten Ingredienzen zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Gartens enthält. Hinter dem Hause paradiren die Schweinställe; diese sind immer die Hauptsache und der Chinese ist so stolz auf seinen Schweinstall, als mancher Sportsman nur auf seinen Marstall sein kann. Die Schweine werden mit Sorgfalt unterhalten; da man sie täglich mehrmals mit Wasser abspült und aller Unrath auf der schiefen Fläche des Bodens abfliesst, so sind sie immer rein; sie werden oft so fett, dass sie nicht mehr aufstehen können. Wenn der Egypter in sein Kameel, der Araber in sein Pferd und der Lappe in sein Rennthier verliebt ist, so ist es der Chinese um so mehr in sein Schwein, weil er vom Schweine und das Schwein von ihm besteht, weil er eine gewisse Sympathie zu diesem Quadrupede hat, deren spirituelle Beziehung sich in dem Knarren der Thüren, in dem grunzenden Pfeifen des Schiebkarrenrades und in der ohrzerreissenden chinesischen Musik überhaupt zu erkennen gibt, welche Töne alle mehr oder minder mit dem Schweinsgegrunze einige Aehnlichkeit haben, und deren Melodie die Akustik eines Chinesen allein zu rühren im Stande ist.

Die Chinesen sind nicht, wie einige Ethnographen wollen, von schwacher Constitution und magerem Körperbau, sondern sie sind derbe Staturen von athletischen Gliedern (zumal wenn man eine Parallele mit den Bankanesen zieht). Man findet unter den Minenarbeitern manches Modell zu einem Herkules; der Kopf allein taugt nicht zur Antike, denn er trägt meistens trivial-mongolische Züge. Dass sie in China selbst mager und elend sein mögen, gebe ich gerne zu, weil dort besonders die niedere Volksklasse, wie der Pöbel in England, Hunger leidet und dem Mangel preisgegeben ist. Sie sind aber desshalb durchaus keine Verehrer der Magerkeit. Ihre Ideale von menschlicher Schönheit verkörpern sie immer in fetten Gestalten; sogar ihre Gelehrten und Heiligen (selbst der Teufel) unterscheiden sich durch dickere Köpfe und fette Wänste. Die Chinesen sind arbeitsam. Ein chinesischer Taglöhner

arbeitet für den Lohn nicht, wie andere Seinesgleichen, so wenig, sondern so viel als möglich. Keiner wartet auf den andern, jeder legt unverweilt Hand an das Werk. Sie bilden in dieser Beziehung den stärksten Contrast mit den inländischen Kulis, welche bei der Arbeit gern die Hände in den Schoos legen und gleichgültig zusehen, wenn ihre Mitarbeiter unter der Last erliegen. Die Chinesen sind stark und kräftig. Den schwersten Sack Reis, welchen drei Bankanesen nicht im Stande sind, vom Platze zu bringen, trägt ein Chinese mit Leichtigkeit weg; ermüdet er ja, so springen seine Kameraden augenblicklich bei, um ihm zu helfen.

Das Familienleben der Chinesen ist ein patriarchalisches. Der älteste Sohn ist der Erbe. Wenn männliche Nachkommen vorhanden sind, haben Frauen keine Ansprache auf die Verlassenschaft eines Abgestorbenen. Sonderbar genug spricht man dem Chinesen ächte Frauenliebe ab. Wahr ist es, dass viele chinesische Frauen hart behandelt werden. Die ganze Last des Hauswesens liegt auf ihnen. Junge Damen lassen sich selten öffentlich sehen, und da es für unhöflich gehalten wird, in einem chinesischen Hause mehr als das Vorgemach betrachten zu wollen, so muss man auf den Anblick des schönen Geschlechts verzichten, welches beim Besuche Fremder sich gewöhnlich in die innern Gemächer zurückzieht, die nur durch Fenster mit kunstreichen Holzgittern verziert, mit der Aussenwelt communiciren. Kindern und alten Weibern steht es frei, zum Vorschein zu kommen. Der Chinese ist wollüstig, er verschwendet aber wenig Liebkosungen an das schöne Geschlecht, sondern befriedigt seine Bedürfnisse auf eine thierische Art. Ja man beschuldigt die Mineurs, denen selten Frauen zu Theil werden, des Bestialismus. Der Chinese liebt seine Kinder sehr und ist stets auf eine gute Erziehung derselben bedacht. Fast in allen Kampongs sind Schulen errichtet. Man findet sogar Chinesen auf Banka, die nicht allein in technischen Fächern bekannt sind, wie z. B. in Malerei und Bildschneidekunst, in der Arzneimittel- und Scheidekunde, sondern auch fremder Sprachen mächtig sind und von den niederländischen Beamten als Rechnungsführer gebraucht werden. Die Mädchen werden oft im dritten Lebensjahre schon verheirathet, weniger um sie vor der Gewalt von Mächtigen zu schützen, als vielmehr um sie gut versorgt zu wissen. Bei einer Hochzeit werden grosse Feste veranstaltet, welche mehrere Tage dauern. Reiche Chinesen schlachten bei solcher Gelegenheit über fünfzig fette Schweine (ein fettes Schwein ist hier keine Kleinigkeit, da für ein solches 50 bis 60 Gulden bezahlt werden). Dabei finden sich oft

mehrere Tausend Gäste ein, welche durch die Procente des Hazardspielgeldes dem Gastherrn die Kosten grösstentheils vergüten. Das Brautkleid der Frau ist Gemeingut des ganzen Kampongs. Es besteht aus einem rothseidenen Gewande und einem goldenen Haarkamm. Der Bräutigam trägt ein schwarzblaues Kleid, dessen Schnitt viel Aehnlichkeit mit dem Chorhemde bei dem katholischen Cultus hat. Es ist Sitte der Brautleute, sich vor jedem der geladenen Gäste tief zu verneigen, wobei die Braut durch zwei Brautführerinnen unterstützt, von der wichtigen Handlung gewöhnlich sehr ergriffen zu sein pflegt und während des Knixes ohnmächtig zu werden droht. Der Gast sucht der Verbeugung mit grösster Höflichkeit zuvorzukommen, hebt die Braut auf und lässt ihr unvermerkt einige spanische Piaster über den Fächer in die Hand gleiten, und so ergriffen sie auch sein mag, — lässt sie doch niemals dieses Geschenk fallen. Auch unter den Chinesen ist es Sitte, dass der Mann das Heirathsgut zubringt. Hat sich ein europäischer Beamter eine chinesische Tochter erkoren, so muss er (ist die Schöne von ehrlichen Eltern) das chinesiche Trauceremoniell beobachten, das hauptsächlich darin besteht, dass er einen Teller voll spanischer Piaster an die Schwiegereltern sendet. Durch grosse Arbeitsamkeit erwirbt der Chinese nicht selten Reichthum, aber er wendet ihn auf eine dem Bankanesen völlig heterogene Weise an. Wenn der Bankanese einige sauer verdiente Piaster nicht besser anzuwenden weiss, als sie unter dem Feuerherde oder unter einem alten Baume im Walde in einem Topfe zu verscharren, sein Leben in Armuth und Elend hinzubringen und erst auf seinem Sterbebette dem nackten Erben zu sagen: „Unter jenem Baume liegt ein Schatz, er ist dein, bewahre ihn zukünftig so gut, als ich gethan habe“ — so handelt der reiche Chinese ganz anders; er ist ein Freund von rauschenden Festen, er versäumt kein Makanbesaar (grosses Essen), und da er ein leidenschaftlicher Pohspieler ist, so verspielt er bei einer Hazardpartie oft in einer Nacht den Gewinn von vielen Monaten und Jahren. So filzig und brutal er gegen Jene ist, deren er nicht bedarf, so unterthänig und freigebig ist er gegen Höhere und Beamte, welchen er sich nie nahet, ohne ein Geschenk anzubieten.

Schon bei Lebzeiten sorgt der Chinese für sein Begräbniss, und jeder wohlhabende Hausvater besitzt den Sarg, in welchem er einst modern soll. Wo möglich ist dieser aus einem guten Holzstamm ausgehöhlt, von aussen concav ausgeschweift. Stirbt ein reicher Chinese, so wird er in sieben Seidengewänder (von sieben verschiedenen Farben) gekleidet, und legt man ihm verschiedene Bedürf-

nisse mit in den Sarg, ja packt die Leiche wohl in grünen Thee ein. Die Trauer der Angehörigen geht so weit, dass sie dem Verstorbenen den Schaum vom Munde lecken. Ist ein Todter im Haus, so wird die Thür weiss verhangen, die ganze Familie kleidet sich weiss, und Festessen und Schauspiele beginnen; Weihrauch wird verbrannt, weisse Laternen werden angezündet; dem Todten wird bei jedem Gang Essen vorgesetzt. Ein weisser Vorhang verhüllt das Frauengemach, so dass man von den Töchtern des Hauses nur die Füsse sehen kann. Oft wird die Leiche viele Monate im Hause gehalten. Bei dem Leichenbegängnisse findet das Hauptfest statt. Das Heulen wird dann übertönt durch die ohrzerreissende Musik, Flaggen und Wimpel und Figuren von buntem Papier setzen sich in Bewegung, und die Leidtragenden bringen alles Erforderliche mit bis zum Begräbnissplatze. Hier werden die bunten Papiere verbrannt und die mitgebrachten Speisen verzehrt. Die Verwandten kommen zuerst jeden Mittwoch, später alle 40 Tage — manchmal mehrere Jahre hinter einander — die Armen jedoch nur im Zeitraum von 160 Tagen, auf dem Grabe zu opfern. Manchem Todten wird ein weisser Hahn zu Füssen gesetzt und mit der Leiche lebendig begraben. Die Summen, welche ein Begräbniss kostet, sind oft ungeheuer und die Chinesen hierin, so wie in ihren Festen überhaupt, extravagant.

Da kein Fest bei der Bevölkerung von Banka geräuschvoller gefeiert wird, als das Neujahr, so sei es mir vergönnt, Einiges darüber zu sagen, was als Norm für alle andere Feste gelten kann, indem alle auf ähnliche Weise gefeiert werden. Zwar fällt das malajische und chinesische Neujahr nicht auf denselben Tag, wie das christliche, allein letzteres wird doch allgemein gefeiert. Den Tag vor dem Feste strömt es in zahlreichen Schaaren nach dem Hause des Distriktsbeamten, den die Bevölkerung mit Speck, Wachskerzen, Schweinen, Hühnern, Enten, Gänsen u. s. w. beschenkt. Ist der Beamte generös, so gibt er Alles wieder in einem allgemeinen Mahle zum Besten, und das ganze Quantum von Alimenten wird in wenigen Tagen total aufgezehrt.

Am Sylvesterabende wird vor dem Hause des Beamten ein Dach aufgeschlagen, unter welchem das esslustige Publikum, die malajische Musik und die inländischen Spielpartien sich festigen. Unter dem hurtigen Schlagen der Tambourine und des Gong (eines grossen kupfernen Beckens) beginnen Mittags die Dandakpartien der Eingebornen. Es sind dies mimische Tänze mit den sonderbarsten Verdrehungen der Gliedmassen (Liebesgeschichten und Zweikämpfe vorstellend, in welchen die Sanftmuth, Träg-

heit, Wollust, Verstellungskunst und Hinterlist des malajischen Charakters durchstrahlt. Mittlerweile ist die Musik in voller Extase. Sie feuert die Tänzer und Kämpfer durch lauten Gesang an. Letzteren wächst in dem Grade der Muth, in welchem bei der Gegenpartie die Feigheit zunimmt. Des Abends kommt die chinesische Spielgesellschaft, um dem Beamten ihre Referenz zu machen. Die chinesische Musik besteht aus Taubheit erregenden Hackbrettern, ohrzerreissenden Castagnetten, schreienden Clarinetten und verstimmten Geigen. Sie accompagnirt die Mimik des Drachen und der Hähne. Der Drache besteht aus einer fürchterlichen Maske und aus einem langen, bunten Tuche. Zwei Menschen bilden ihn; der eine figurirt am Kopfe, der andere am Schwanze. Dieser Drache ist der Policinell, Kasperl und Pelznickel der Chinesen. Er afficirt die Galea aponeurotica durch furchtbare Anfälle und das Zwerchfell durch lustige Sprünge. Seine Bewegungen müssen rund, gewandt und graziös sein, denn bald windet er sich wie eine Schlange, bald tobt und rast er wie ein Tiger, bald verneigt er sich vor dem hohen Adel und geehrten Publikum wie ein Pariser Tanzmeister. Er wird immer durch zwei grosse Hähne begleitet, die auch auf der Bühne gleich dem griechischen Chorus ein unentbehrlicher Appendix sind. Sie sind von Pappe, roth und haben an der Brust ein Spikloch zur Orientirung der sie vorstellenden Person. Diese Hähne betragen sich wie Magister der Philosophie, steif und gravitätisch, überhaupt sehr anständig. Ihr ganzer Witz besteht in tiefen Complimenten und einigen sentimentalen Kikirikis, wornach sie einige Male um einander herumgehen und dann zum unerschöpflichen Ergötzen (der chinesischen Zuschauer) wieder von Neuem beginnen.

Mehr fesseln den Europäer die Klopffechtereien der Chinesen, da hierbei die ganze Heftigkeit, Lebendigkeit und der wüthende, bis zur Raserei getriebene Anfall der mongolischen Raçe vorgestellt wird. Die Kämpfer erscheinen mit Schwert und Schild; sie hauen und stechen sehr schnell und pariren nicht übel. Alsdann beginnen sie mit langen Stöcken den Kampfstreit; sie hauen und pariren sehr ausgezeichnet. Ihre Zahl nimmt bis auf sechs zu — und das Treffen wird in der That sehenswerth. Andere lassen verschiedene Partien ihres Muskelfleisches spielen — sie erschöpfen sich in heftigen Bewegungen — sie gleichen rasenden Mänaden — ihre Züge sind krampfhaft verzerrt — sie wüthen gegen sich selbst.

Gegen Abend werden überall Feuerwerke abgebrannt — die bunten Lampen streuen ihr magisches Licht aus — das Schattenspiel beginnt, aber ein infernalischer Lärm

kündigt das Schauspiel an und lockt alle Neugierigen dahin. Das Theater ist ex abrupto aufgebaut, die Bühne ruht auf Pfählen 8 Fuss über dem Grunde; eines Vorhangs bedarf sie nicht. Oben erwähnte Hähne unterrichten das Publikum in einem Prologe, was die Scene gerade vorstellen soll, einen Wald, ein Gefängniss oder einen Palast; sie bleibt aber immer dieselbe, nämlich eine Halle mit zwei Thüren, in deren Hintergrund eine Art Thron aufgerichtet ist. Zu beiden Seiten desselben hängen Guitarren und Geigen (als Symbole von Euterpe, Thalia und Melpomene). Die Kleidung der Acteurs ist prächtig; Alles, was Gold, Seide und Farbenpracht Glänzendes hervorbringen kann, scheint daran verschwendet. Die Mimik ist vortrefflich. Mangel an chinesischer Sprachkenntniss hinderte mich, die gegebenen Stücke zu beurtheilen. Der übrige Theil der Nacht wird mit Hazardspielen hingebracht. Da die Grubenbesitzer auf Neujahr ausbezahlt zu werden pflegen und desshalb ansehnliche Summen contantes Geld besitzen, so verspielen sie oft viele Hundert spanische Piaster. Besonders verführerisch ist das Pohspiel, welches aus einem Würfel besteht, der ein weisses (schwarzes) und ein rothes Feld hat und in einer messingenen Kapsel im Kreise herumgedreht wird. Das erste Feld deutet den Gewinn, das letzte den Verlust an. Bei dem Stillstehen des Würfels setzt man eine beliebige Summe auf die eine oder die andere Seite, und sowie die Kapsel von dem Würfel aufgedeckt wird, zeigt das weisse (schwarze) oder rothe Feld den Gewinn oder Verlust der gesetzten Summe an. Das Pohspiel hat also mit dem Roulet die grösste Aehnlichkeit. Ich habe Personen gekannt, welche in diesem Spiele ungeheure Summen verloren haben; dass aber Jemand dadurch reich geworden sei, ist mir niemals bekannt geworden.

Die Feier des chinesischen Neujahrs (Sin-nien) fällt gewöhnlich in den Beginn vom Februar und dauert fünf Tage. — Den 26. August feiern die Chinesen ein Fest, wobei auf dem Bazar hohe Pyramiden errichtet werden, die mit Blumen von Wachs und von Früchten (wie Caffee, Reis, Gewürznelken und Muskatnüsse), mit bunten Wimpeln und Flaggen geschmückt sind. In der Mitte dieser Pyramiden befindet sich ein hohes Gerüst, das mit Hühnern, Enten, Ziegen, geschlachteten Schweinen und mit Reis angefüllt ist, darauf prangt der Teufel in Galla, als kolossale Papierstatue. Gewöhnlich bildet eine Abtheilung niederländischer Soldaten ein Spalier, zur Abwehrung des Andrangs der Volksmasse. Nachts um 12 Uhr wird das Ganze in Brand gesteckt, Soldaten und Zuschauer fallen darüber her und erbeuten, was sie können, während von den Chinesen der Teufel herunter gerissen, in eine Grube gewor-

fen, tüchtig geprügelt und unter Verwünschungen, verbrannt wird. Dieses Fest nennen sie Rebutan.

Die Zinnminen.

Im Jahre 1710 soll bei der Anlage eines Reisfeldes durch den Brand der gefällten Bäume das Zinnerz entdeckt worden sein. Es war nämlich gerade zu Tage liegendes Zinnerz geschmolzen, von den Eingebornen gefunden und an den Sultan nach Palembang gebracht worden. Diesem sollen sachverständige Chinesen die Eigenschaft des gefundenen Metalls erklärt haben, worauf der Sultan Gruben eröffnen und chinesische Auswanderer nach Banka kommen liess. Die Chinesen hatten die Gruben in Pacht. Später liess der Sultan sie durch seine Agenten (Tikos) betreiben. Diese wohnten zu Palembang, vertraten des Sultans Person, verfügten über Hab und Leben der Chinesen und ernannten auf Banka Stellvertreter, welche von den Chinesen Kong-si (Herr) genannt wurden. Schon damals war man genöthigt, kleine Festungen (Pentings) in der Nähe der Minen anzulegen, die dem Kong-si und den Grubenarbeitern zur Wohnung, so wie zur Bergung der Magazine und Aufbewahrung der Geräthschaften gegen die Ueberfälle der Seeräuber dienten. Nach der Besitznahme Banka's durch die Engländer (1812) setzten diese Inspectoren über die Minen. Obgleich das Zinnerz als späthiges (Zinnstein, étain oxyde crystallisé) und körniges (étain oxyde concrétionné) vorkommt, so wird doch nur das in Diluvialablagerungen befindliche Erz als Zinnsand (étain oxyde granulaire) zu Tage gefördert. Anfangs beschäftigten sich auch die Eingebornen mit der Ausgrabung des Zinnerzes. Ihr Verfahren dabei war aber mangelhaft und wenig ergiebig. Sie gruben nämlich 10 bis 20 und mehr Fuss tiefe Schachten nahe bei einander, die sie durch einen horizontalen Gang (Stollen) mit einander in Verbindung setzten. Die Chinesen dagegen suchten das Erz durch Aufräumen zu Tage zu fördern, schleppten es in einen abschüssigen, nahe an einem Bache angelegten Wassertrog, der 4 Fuss im Durchmesser hatte und 1½ Fuss hoch mit Erz gefüllt wurde. Man leitete das Wasser hinein, zerschlug und umschaufelte die Masse, wodurch die erdigen Theile von dem schnellfliessenden Wasser hinweggespült wurden und das Zinnerz mit Quarz und andern Steinen, seiner Schwere wegen, zurückblieb; durch mehrmaliges Schlemmen, wobei die fremden Steine mit groben Sieben aufgenommen und bei Seite geworfen wurden, reinigte man es so viel als möglich. Gewöhnlich enthielt ein solcher Wassertrog (Bandhar) 40 bis 60 Pikol Zinn, welche in einer Nacht geschmolzen zu werden pflegten. Jetzt bearbeiten nur noch

Chinesen das Zinnerz; denn die Ausbeute, welche von den Eingebornen an Schlemmerz gewonnen wird, ist wenig bedeutend. Eigentlicher Bergbau wird auf Banka nicht getrieben, denn man findet weder Stollen, noch Schachte, und gräbt nie über 40 Fuss in die Tiefe.

Man hat drei Arten von Minen: Kulitminen, bei welchen nur die Erdoberfläche bearbeitet wird, die nicht in die Tiefe gehen, daher trocken bleiben und keine Maschinen zum Auspumpen des Wassers nöthig haben. Sie erfordern nicht viele Arbeiter, sind aber weniger ergiebig und werden nur von ärmeren Chinesen betrieben. Kolongminen: diese gehen 20 bis 40 Fuss tief in den Grund, sind nicht allein wegen ihrer Tiefe, sondern auch wegen der häufig fallenden Regen oft unter Wasser gesetzt, wesshalb sie hinreichend fliessendes Wasser zum Gang eines Räderwerkes erfordern, um das in der Grube sich ansammelnde Wasser durch hydraulische Maschinen auspumpen zu können. Eine Kolongmine ist eine offene Grube, in der sich auf einer gewissen Tiefe (häufig auf weissen Sandlagern) das Erz als eine braune Erde in breiten Lagern findet. Die Gestalt einer solchen Grube ist viereckig. Die Länge und Tiefe richtet sich nach der vorhandenen Menge des Erzes. An grubenreichen Stellen arbeiten die Eigener der Minen auf ein und demselben Platze und gerathen nicht selten in Prozesse über das Recht des Terrains, wie es häufig zu Tjingal geschieht, weil von Seiten des Gouvernements keine geometrischen Grenzen bestimmt sind, was auch in Beziehung auf das Recht der Wasserleitung oft zu langwierigen Händeln und, da sich wenige Beamte auf die Lokalität verstehen, zu ungerechten schiedsrichterlichen Sprüchen Veranlassung gibt, weil dann eine geringere, minder ergiebige Mine einer reicheren stets weichen muss. Die Kulit-Kolong sind zwischen diesen beiden die Mitte haltende Gruben.

Zur Entdeckung einer ergiebigen Stelle, worauf sich geübte Arbeiter verstehen sollen, gebraucht man einen einfachen Erdbohrer. Das Fällen der Bäume und Aufräumen des Bodens findet zu einer Zeit statt, in welcher man wegen Mangel oder Ueberfluss an Wasser verhindert ist, das Erz zu Tage zu fördern. Ein Theil der Arbeiter wirft die Erde zur Seite (räumt auf), ein anderer fördert das Erz zu Tage (wobei sie sich nur grosser Harken bedienen), ein dritter trägt in geflochtenen Körben, welche gleich einer Waage über die Schultern hängen, das Erz aus der Grube nach dem Schlemmwasser (wobei grosse Baumstämme als Treppen dienen). In dem Schlemmkanale wird der erdige Grund durch das schnellfliessende Wasser hinweggespült. Mehrere in dem Wasser stehende Arbeiter nehmen das zurückbleibende Erz mit groben Sieben auf,

lassen es durchrinnen und werfen die in dem Siebe zurückbleibenden Steine bei Seite. Scheint das Erz rein genug, dann wird es ausgeschöpft, und wenn eine grosse Quantität beisammen ist, in Körben, welche mit Lappen ausgelegt sind, auf Schiebkarren nach dem Schmelzofen gebracht. Grosse Minen haben nicht selten ein eigenes Schmelzhaus; gewöhnlich aber ist ein Schmelzhaus für mehrere Gruben berechnet, und der Eigenthümer empfängt für jede Nacht, in welcher geschmolzen wird, sieben Gulden Miethlohn. Die zum Schmelzen nöthigen Kohlen werden aus schwerem Holze (Kaju-arang) gebrannt. Der häufige Gebrauch dieser Kohlen verursacht einen Mangel an Hochwald in der Nähe der Gruben, und überall, wo Zinnminen sich ausdehnen, verschwinden die hohen Bäume. Der Schmelzofen ist sehr einfach, er wird aus Lehm und etwas Kalk gebaut; die Esse gleicht einem Trichter, welcher in eine Grube ausläuft; dieser Trichter wird mit mehreren Lagen glühender Kohlen angefüllt, worauf das Zinnerz geworfen wird, welches man wiederum mit Kohlen bedeckt. Durch ein Gebläse, welches aus einem grossen, ausgehöhlten Cylinder besteht, in dem sich ein Embolus mit einer anschliessenden Scheibe befindet, und dessen Enden durch zwei mit Ventilen versehene Scheiben geschlossen sind, wird das Feuer verstärkt, indem einige Arbeiter den Embolus beständig zurückziehen und wieder in den Cylinder stossen, wodurch die Luft in Bewegung gesetzt wird, die aus Löchern, welche unten am Cylinder sich befinden, in eine hölzerne Röhre getrieben, durch die sogenannte Schmelzpfeife mit der Esse communicirt. Diese Arbeit ist auf die Dauer sehr ermüdend, erfordert 6 bis 8 Werkleute, von denen jeder für eine Nacht (wegen der grossen Hitze wird bei Tage nicht geschmolzen) zwei Gulden Arbeitslohn erhält. Mit einem europäischen Blasebalg könnte diese Arbeit, die so kostspielig ist, umsonst verrichtet werden wenn er mit einem Rade in Verbindung gesetzt würde das zur Noth durch chinesische Hunde, die von einer starken Raçe sind, in Bewegung gesetzt werden könnte. Ein auf europäische Weise construirter Schmelzofen würde mit viel mehr Vortheil anzuwenden sein.

Das glühende, flüssige Zinn rinnt, mit Asche und Kohlen vermengt, in die unter der Esse befindliche Grube, wird daselbst mit langen Schaufeln von dem Schmutze befreit, mit eisernen Löffeln ausgeschöpft und in Formen, welche in nasse Erde gedrückt sind, ausgegossen. Bei dem Erkalten wird der Name oder die Nummer der Mine auf den Gussstab gezeichnet. Ein Gussstab wiegt 60 bis 65 Pfund und wird vor dem Einschiffen mit der Litera des Distrikts, in welchem er gegossen ist, versehen.

Es gibt grössere Minen, welche Monate nöthig haben, um alles zu Tage geförderte Zinn zu schmelzen. Viele Minen schmelzen jährlich zwei Mal, die meisten aber nur ein Mal. Für einen Pikol (125 Pfund) Zinn erhielt der Eigenthümer von dem Gouvernement früher 13, jetzt 18 Gulden; das Gouvernement verkauft den Pikol niemals unter 45 Gulden. Es liefert den Minearbeitern den Reis, das Oel, das Salz, die Schmelzpfeifen und das Eisen zu stets gleichen Preisen, den Pikol Reis zu 6, Oel zu 33 und Salz zu 5 Gulden. (So früher, jetzt ist der Preis erhöht.) Der Ertrag des Zinns vermehrt sich seit den letzten Jahren ungeheuer; während unter den Engländern niemals über 20,000 Pikol zu Tage gefördert wurden, werden jetzt über 60,000 Pikol per Jahr gewonnen. Man ermesse, wie wichtig dieses Land für das niederländische Gouvernement sein muss! — Das in Formen ausgegossene Zinn wird durch die Arbeiter auf leichten Schiebkarren nach dem Stapelplatze gebracht. Ein Mann ladet gewöhnlich 300 bis 400 Pfund und schiebt diese Last nach dem Fisteltone des Karrenrades an den oft meilenweit entfernten Stapel. Je ohrzerreissender die Musik der hölzernen Axe ist, desto behaglicher schiebt der Chinese das Zinn weiter. Er würde alle Lust an dem Schieben verlieren, wollte man dem Karren durch Einschmieren der Axe die fürchterliche Musik nehmen.

Die bei jeder Mine befindlichen Gebäude bestehen aus einem Wohnhause für die Arbeiter, aus eine Küche, einer Vorrathskammer und aus den Schweinställen.

Die Arbeiter stehen unter einem Oberhaupte, das sie, wenn sie Antheil an der Mine haben, aus ihrer Mitte wählen, und das von dem Beamten in seinem Range bestätigt wird; in welchem Falle die einzelnen Arbeiter den Gewinn theilen, aber auch für die Schulden der Mine verantwortlich sind — oder die Arbeitsleute stehen unmittelbar unter dem Eigenthümer der Mine. Das Haupt der Mine (Kabala-barit) schlichtet die Händel der Hörigen, spornt die Nachlässigen zum Fleiss an und straft die Widerspenstigen durch Geldbussen. Insubordination wird bei dem Beamten durch eine Tracht Stockschläge gerügt. Im Allgemeinen herrscht bei der Arbeitsamkeit der Chinesen ein gutes Einverständniss unter den Arbeitern, und nur die neuangekommenen Chinesen geben Anlass zu häufigen Klagen. Das Gouvernement gibt Vorschüsse zur Eröffnung der Minen, welche es mit dem chinesischen Neujahr bei der Abrechnung wieder einhält. Es ist die Sache tüchtiger Beamten, darauf zu achten, dass die Minen nicht zu tief in Schulden gerathen, weil dann nicht allein die Unternehmer verarmen, sondern auch das Gouvernement ge-

nöthigt ist, bedeutende Summen als Verluste abzuschreiben und das vorgeschossene Capital einzubüssen. Viele Minen können mit dem Ertrage des gewonnenen Zinns kaum ihre Schulden decken, andere dagegen haben nach Abzug aller Kosten noch einen schönen Gewinn übrig. Schon zu Sultanszeiten erhielten die Minenarbeiter Vorschüsse an Geld und Lebensmitteln, schon damals machten sie bedeutende Schulden. Die Massregel, die Schulden verarmter Minen auf alle Minen Banka's zu vertheilen, veranlasste noch im Jahre 1839 einen Aufstand der Chinesen; ebenso in 1841 und später.

Jährlich wandern viele Chinesen aus China ein. Ein solcher Ankömmling, der gut arbeiten kann, erhält, sobald er in eine Mine aufgenommen ist, freie Kost und Wohnung und monatlich 9 Gulden Lohn. Der Gehalt wird im zweiten Jahre erhöht, und nach kurzer Zeit ist der sparsame Arbeiter im Stande, selbst Theil an der Mine zu nehmen. Viele, die sich Etwas erspart haben, gehen nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie mit einigen Geldmitteln immer willkommen sind und nicht, wie manche Autoren behaupten, als Verbannte angesehen werden; denn es steht dem Chinesen frei, wann er will, in seine Heimath zurückzukehren. Nur Verbrecher sind davon ausgenommen. Festigt sich der Chinese auf Banka, so vergisst er doch nie, einen Theil seines erworbenen Vermögens an Verwandte in China zu übersenden.

Die Zahl der Arbeiter einer Mine ist sehr verschieden; man hat welche, die 100 Arbeiter beschäftigen. Die Consumtion einer Mine, welche mehr als 80 Arbeiter zählt, ist sehr beträchtlich. Allein für die Arbeiter gebraucht sie jedes Quartal mehr als 300 Pikol Reis, verhältnissmässig Oel, ausser den Schweinen, Enten, Hühnern und Gänsen, welche dabei aufgezehrt werden. Die Sin-Kais, welche jährlich aus China einwandern und bei ihrer Ankunft so mager als Windhunde sind, kommen bei der guten Kost bald zu Fleisch. Ein Sin-Kai isst für zwei Europäer oder vier Bankanesen. Ein Westphale kann zwar auch Stücke Speck von schwerem Kaliber in seinen Leib begraben, mit einem solchen chinesischen Speckvirtuosen aber kann er nicht in die Schranken treten; denn der Westphale kann nur Stücke Speck in sich begraben, der Chinese aber begräbt sich in ein Stück Speck. Selbst das heisse Clima der tropischen Zone wird an diesen lebendigen Fleischmassen zu Schanden; denn weder die Hitze, noch die schwere Arbeit bringen eine Abmagerung an ihnen hervor. Ihr gewöhnliches Getränk ist Thee, ihr ausserordentliches Dju (ein aus Reis gegohrener Schnaps).

Mit wenigen Unterbrechungen arbeiten die Grubenleute

von Morgens 6 bis Abends nach 6 Uhr. Ausser der Essenszeit pausiren sie von 1 bis 3 Uhr. Die Arbeit ist regelmässig vertheilt. Einer ist Koch, einer Gärtner, ein Theil fällt das Holz, ein anderer räumt das Erdreich auf und ein dritter beschäftigt sich mit dem Schlemmen. Die Arbeiter haben eine gemeinschaftliche Wohnung, in welcher sie kasernenartig einquartirt sind. Sie schlafen auf Matten und haben eine Gardine um ihr Lager zum Schutz gegen die Musquiten. Die verheiratheten Männer wohnen abgesondert.

Die Quantität Zinn, welche jeder Distrikt liefern kann, war vor meiner Abreise folgendermassen berechnet:

	Im Jahre 1840.		Im Jahre 1848.	
Müntok	1500	—	600	Pikol.
Jebus	5000	—	5400	„
Blinju	14000	—	18000	„
Sungiliat u. Baturussak (Marawang)	16000	—	20000	„
Pankalpinang	8000	—	10200	„
Sungiselan (Bankakotta) . . .	4000	—	8000	„
Koba	2000	—	800	„
Toboaly	10000	—	7000	„
Total	60500	—	70000	Pikol.

Blinju, Sungiliat und Marawang sind die einträglichsten Distrikte, dann folgen Jebus und Pankalpinang. Müntok und Koba sind unbedeutend, Toboaly ist verschuldet und Sungiselan erst in den letzten Jahren angelegt, so dass sich über die künftige Ausbeute noch nichts bestimmen lässt. Im Jahre 1850 ist auch an europäische Unternehmer die Exploitation der Zinnminen zugestanden worden.

Das bankäische Zinn ist von vorzüglicher Qualität und so rein, als das englische. Man nahm an, es sei silberhaltig; hie und da führt es Kupfer und Arsenik. Obgleich bei der Anlage der Gruben nachlässig zu Werke gegangen wird, indem die ergiebigsten Plätze unzweckmässig durchwühlt werden, weil sie eine reiche Nachlese zulassen, so ist doch für die nächsten hundert Jahre kein Mangel zu fürchten, und wenn auch die Ausbeute auf Banka minder ergiebig werden sollte, so bietet doch die Insel Billiton ein reichhaltiges Lager von Zinnerz dar.

Folgende Beschreibung der Zinnminen auf Banka ist von Fränkel, einige Jahre später nach der meinigen, erschienen:

„Das Bearbeiten der Zinngründe auf Banka geschieht im Allgemeinen durch Chinesen, gar nicht durch andere, fremde indische Völker und sehr wenig durch Eingeborne dieser Insel. Unter den letztern besteht dieser Industriezweig in einem sehr geringen Grad. Nur diejenigen, welche die jährlichen Abgaben an ihre Häuptlinge (wozu

sie zufolge altem Banka'schen Herkommen verpflichtet sind) nicht in Baarem oder auf eine andere Weise bezahlen können, geben sich Mühe, des Jahrs ein Schuitje Zinn (zu 1/2 Pikol oder = 62 1/2 Pfund Amsterdamisch) nach den Verordnungen des Sultans von Palembang zu gewinnen, welches sie in Bezahlung dieser Abgabe überliefern.

Das Graben und Versammeln von Erz geschieht bei ihnen auf eine sehr einfache Weise; sie suchen meistentheils die Gründe, wo sie glauben, dass das Zinnerz oberflächlich oder wenigstens nicht sehr tief bedeckt liegt; graben runde Löcher oder Brunnen von 4 bis 5 Fuss Diameter und bis zur Tiefe von des Gräbers Länge, oder auch wohl von 1 bis 2 Fuss mehr; nehmen dann die mit Zinnerz beschwängerte Erde, wenn sie diese finden, auf, so weit der Raum des Loches solches zulässt; graben hierauf noch ein wenig unter die Erde, in der Richtung der Ader, doch selten mehr als 2 bis 3 Fuss, aus Furcht vor dem Einstürzen der Erde, und gehen dann zum Graben einer zweiten Grube über. Auf die Weise gehen sie fort, bis sie glauben, dass die ausgegrabene Erde genugsam Zinn enthalte, um daraus ein Schuitje schmelzen zu können. Sehr oft geschieht es jedoch, dass sie verschiedene Löcher graben, ohne einiges Erz zu finden, sei es, dass die Erde damit nicht beschwängert ist, oder dass die Erzlage zu tief liegt.

Das Reinigen des Erzes geschieht auf eine eben so einfache Weise. Die Erde, womit das Erz gemengt ist, wird erst vermittelst kleiner, geflochtener Körbe oder Siebe von Steinen gereinigt und dann in einen hölzernen Trog gethan. Diesen Trog halten sie so in den Strom, dass das Wasser den Rand eben bespült; durch eine beständige Bewegung oder durch das Drehen des Troges spült die Erde heraus, während das schwere Erz liegen bleibt.

Das Schmelzen wird verrichtet vermittelst kleiner Oefen oder Herde und Gebläse (Blasbälge), welche letztere durch einen Mann regiert werden und auf dieselbe Weise, doch auf eine kleinere Schale eingerichtet sind, als die der Chinesen. Dies Alles geschieht kostenlos, weil der Eigenthümer des Erzes Alles selbst verrichtet und bearbeitet.

Bei den Chinesen werden die Minen auf dreierlei Art bearbeitet, nämlich: Kulit (oberflächlich), Kulit-Kollong (oberflächlich und hernach tief) und Kollong (tief); die letztere ist die kostbarste, aber auch die am meisten winnstgebende und wird desshalb am liebsten betrieben. Das Oeffnen und Bearbeiten einer Kollong geschieht folgendermassen:

Zur Eröffnung einer Kollong verstehen sich etliche Chinesen unter einander, und nachdem sie einig geworden

sind, suchen sie ein Stück Grund, das tief und wo möglich zwischen zwei Abdachungen gelegen ist und auf eine bequeme Weise hinreichend mit Wasser versehen werden kann. Diesen Grund lassen sie nun durch einen erfahrenen Minewerker untersuchen, ob er erzreich genug ist und es der Mühe lohnt, ihn zu bearbeiten. Diese Untersuchung geschieht durch einen eisernen Bohrer, bei ihnen Tjiam genannt, welcher aus einem Stab Eisen zur Länge von 18 bis 20 Fuss besteht, mit einem kegelförmigen und spitz zulaufenden Schauflöffel oder Röhre am Ende. An dem obern Ende ist eine lange Vertiefung oder Röhre, worein ein langer Stock gesteckt wird, wenn der Bohrer nicht lang genug ist, um die Tiefe der Erzlage zu erreichen; dieser Stock wird mit einem Nagel an das Eisen befestigt.

Wenn sie zur Untersuchung schreiten, wird erst eine Grube gegraben, welche oben 15 bis 20 Fuss weit ist, und wovon die Wände schief nach unten laufen, um dem Einstürzen der Erde vorzukommen. Diese Grube befasst zuweilen eine Tiefe von 20 und mehr Fuss. — Hierauf wird der Bohrer auf den Boden der Grube (nachdem der Schauflöffel oder Röhre mit Linnen dicht gestopft ist, um das Einfallen von Erde zu verhüten) in den Grund getrieben, bis er auf die Erzlage gekommen ist; das wissen sie durch eine Veränderung des Gefühls oder eine Kratzung, welche sie bei dem Umdrehen des Bohrers gewahr werden, da die Erzlagen gewöhnlich mit Kiesel- oder anderen Steinen vermengt sind. Bei dem mit Erz beschwängerten Grund wird der Bohrer einige Mal gedreht, um das Linnenläppchen aus dem Schauflöffel zu treiben; dann wird er heraufgeholt und die in genanntem Schauflöffel versammelte, mit Erz vermengte Erde herausgenommen. Solches wird einige Mal wiederholt und bei dieser Gelegenheit zugleich untersucht, wie viele Lagen sind und wie tief sie von der Oberfläche der Erde und unter sich von einander liegen.

Nach der Menge Erz, womit die gesammelte Quantität Erde vermengt ist, wird nun geurtheilt, ob der Grund reich genug ist, um mit Erfolg zur Arbeit übergehen zu können.

Wenn dies beschlossen ist, begeben sich die Unternehmer mit einer Probe von der gesammelten Erde mit Erz und mit einer Probe gespülten, gereinigten Erzes zu dem Administrateur, zu dessen Distrikt der Boden gehört, und fragen um Erlaubniss, die Mine zu öffnen, unter der Bedingung, dass sie Vorschüsse an Geld zur Oeffnung, zum Anlegen von Wasserwerken und zum Ankaufen von dem höchstnöthigen Hausrath und Minebedürfnissen empfangen sollen. Dieser Beamte untersucht, wenn er es für nöthig hält, noch ein Mal den angewiesenen Platz, sowohl in Be-

treff des Bodens und seiner Lage bei den nachbarlichen Minen oder Campongs, als anderseits mit den durch das Gouvernement besoldeten Minemandurs, dem chinesischen Häuptling von seinem Distrikt und anderen Sachkundigen, trägt hierauf die Bearbeitung der Mine an den Resident vor, durch welchen die Zustimmung hinsichtlich der Köllongminen verliehen werden muss. Wird das Unternehmen bewilligt, so geht man zur Oeffnung über.

Zuvor werden die Minearbeiter bei dem Administrateur eingezeichnet, ihre Namen, so wie der, welchen sie an die Mine zu geben wünschen, und das Nummer der letztgenannten auf die Controle von dem Distrikt geschrieben; dann empfangen sie ihre Lieferungen von Reis, Salz, Oel, Stahl, Eisen u. s. w. zur näheren Verrechnung auf das von ihnen zu liefernde Zinn, nebst den benöthigten Vorschüssen in Baarem, es sei theilweise oder ganz — je nach Bedürfniss. Aus letzteren bauen sie ihr Kongsie (allgemeines Minenhaus) und legen einen Gemüsegarten an; dann kaufen sie einen Vorrath von Geflügel, Schweinen, nebst Opferpapier, Thee und das nöthige Hausgeräthe, bestehend in zinnernen Wasser- oder Kochkesseln, eisernen Pfannen und Kesseln zum Brennen von Tju (chinesischem Arak), und Minebedürfnisse, wie eiserne Schaufeln (Pätjol, chinesisch Kioktjo), Kuhfüsse (Tjiong), kleine Tragkörbe (Punkio), Traghölzer (Tamkon), Spülkörbe (Soktyap), einige Zimmermannsgeräthschaften und ein Wasserrad (Tjiatiauw), eine Wasserkette oder Pumpe von Holz und einen Wassertrog (Tjiathong); hierauf gehen sie über zum Ernennen von einem Häuptling (Kongsie), einem Schreiber, zwei Quästoren (Tjentings), einem Koch, einem Gärtner, nebst einem Holzträger und Schweinewächter, welche alle aus ihrer Mitte gewählt werden. Die Ernannten, die die ihnen aufgetragenen Aemter erfüllen, bleiben, wenn auf ihr Betragen oder Handlungen keine Anmerkungen fallen; wenn sie sich aber eine oder die andere Versäumniss zu Schulden kommen lassen oder ihre Befugnisse überschreiten, werden sie sogleich entschlagen und andere in ihre Stellen ernannt. Wenn sich auch ein geschickter Zimmermann unter ihnen befindet, wird dieser mit gewählt; anders wird das Zimmerwerk bei Taglohn oder Accord ausbestellt. Alle die genannten Personen theilen in gleiche Gewinnste und Verluste mit den übrigen Minewerkern oder Theilnehmern und sind mit Ausnahme des Kochs und Gärtners verpflichtet, nur Minearbeit zu verrichten, wenn sie nicht durch andere mit ihrem Stand verbundene Arbeiten davon zurückgehalten werden. Ihre Arbeiten, wofür sie inzwischen besonders belohnt werden, sollen näher angeführt werden. Die Antheile (Hun) in einer

ine werden gewöhnlich zu gleichen Theilen unter den Minewerkern vertheilt; doch gibt's auch particuliere Chinesen, wie Händler und andere Campongbewohner, welche ein oder zwei Antheile in einer Mine nehmen oder kaufen und diese durch Kulis gegen einen bestimmen Lohn bearbeiten lassen.

Nach allen diesen Schickungen unter den Arbeitern wird ein Tebat (Wasserversammelplatz) angelegt und dann die Bandars (Wasserleitungen, welche das Wasser aus dem erstgenannten nach dem zu eröffnenden Grund führen.)

Der Tebat wird dargestellt durch das Abdammen eines nahegelegenen Baches oder andern Wasserstroms und wird gleich wie die Bandars bearbeitet durch die Minewerker, mit Hülfe von Taglöhnern, um sie schneller zu Stand zu bringen. Die Zahl der nöthigen Hauptbandars beträgt 3: der erste, genannt Laai tjui kiauw, dient, um das Wasser aus dem Tebat nach dem zu bewerkenden Grund zu führen; dieser wird etwas hoch angelegt und stürzt sein Wasser über ein Wasserrad aus, welches dadurch in Bewegung gebracht wird, in einen tiefer liegenden Bandar, genannt Kankiauw, welcher dies Wasser und das, was durch das Wasserrad und die Kettenpumpe aus der Mine heraufgeholt wird, nach einem tiefer liegenden Bach oder tiefer liegenden Land wegführt. Der dritte, genannt Ho Tjele, wird von dem Tebat nach genanntem Bach geleitet und dient, um das Wasser aus dem Tebat bei hohem Stand, um Deichbrüchen vorzukommen, welche vielen Nachtheil an der Mine verursachen, abzuführen. Die Breite dieser Wasserleitungen ist von $1\frac{1}{2}$ bis 3 Fuss, die Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 10 Fuss, je nach der Beschaffenheit des Grundes, worüber sie geleitet werden; die Länge ist sehr verschieden, je nach dem Abstand von dem zu bewerkenden Grund nach dem Tebat, welcher zuweilen von 3 bis 4 Palen (englische Meilen) Abstand angelegt wird. Aus dem Bandar werden nun kleine Leitungen angelegt, wenn man auf dem Werkplatz Wasser nöthig hat, und besonders der, worin das Erz gespült und gereinigt wird. Diese letzten stürzen das Wasser auch in den Bandar aus; das Anhalten des Wassers aus dem Hauptbandar geschieht durch kleine Schleussen.

In dem Anlegen der Wasserleitungen besteht die grösste und mühsamste Arbeit der Minewerker. Oft geschieht es, dass die Zinnlagen quer über einen Bach oder tiefen Grund laufen, in welchem Fall die Wasserleitung verlegt oder Dämme dargestellt werden müssen, um zuvorzukommen, dass das Wasser nicht in die Mine ströme; muss dennoch das Wasser über ein zwischen Abdachungen gelegenes Stück Grund, dann geschieht dieses durch gut zusammen-

gefügte hölzerne Tröge oder Gossen, welche auf Stützen gelegt werden.

Nach Beendigung dieser Haupterfordernisse wird die Mine eröffnet; man gräbt an der Unterseite meistens ein länglich viereckiges Stück Grund aus. Die Länge und Breite dieser Aushöhlung richtet sich nach der Tiefe, wo die Erzader liegt, und nach der Zahl der Arbeiter. Man findet viele von 500 Fuss Länge und 150 bis 200 Fuss Breite und 30 bis 40 Fuss Tiefe, bearbeitet durch 40 bis 60 Mann. Das Graben wird durch einen Theil der Mineurs verrichtet, während die andern mit dem Wegtragen der ausgegrabenen Erde sich beschäftigen. Mit dem Ausgraben fahren sie fort, bis dass der Erzgrund erreicht ist. Die Erde, welche nicht mit Erz vermengt ist, wird vermittelst kleiner Tragkörbe, wovon je ein Mann zwei an einem Stabe trägt, aus der Mine gebracht und auf einigen Abstand von der Grube auf einen Haufen geworfen; die Personen, welche diese Körbe tragen, steigen aus der Mine gegen einen treppenweise ausgehauenen Kokosbaum oder andern Balken, wovon zwei in schiefer Richtung an dem Rand der Mine liegen, einer für das Aufsteigen mit der Tragt, der andere für das Hinabsteigen der mit den leeren Körben Zurückkehrenden, so dass sie einander niemals in den Weg laufen. Die Tragkörbe sind 1½ Fuss lang und 1 Fuss breit, von hinten rund, mit einem Rand versehen; in jedem dieser Körbe werden 20 bis 25 Pfund getragen.

Wenn der Grund bis auf eine gewisse Tiefe aufgegraben ist, sehen sich die Arbeiter einigermassen durch das Wasser gehindert, welches aus dem Grunde quillt oder sich durch Regen in der Tiefe sammelt. Hier wird das Wasserrad (von 6 bis 8 Fuss Diameter) mit der Kettenpumpe in Wirkung gebracht, um dieses Wasser durch einen Gossentrog aus der Mine zu entfernen. Das Wasserrad ist wie das einer gewöhnlichen Wassermühle und wird an die tiefe Seite der Mühle gestellt und durch das Wasser, welches sich aus dem Bandar darauf stürzt, getrieben. An der Achse von diesem Rad sind kleine vierkantige Radzähne befestigt, in Länge und Breite übereinstimmend mit den Gliedern der Kettenpumpe (chinesisch Kiukut, inländisch Tali ayer). Diese Kettenpumpe ist von Holz gemacht, besteht aus Gliedern, wovon die Enden durch Holznägel mit einander verbunden sind, doch so, dass sie sich biegen können. Die Schakel bestehen aus länglich vierkantigen Brettchen, durch welche ein Stück Holz von ein Fuss Länge und ein Zoll □ läuft. Der Gossentrog wird in eine schiefe Richtung an den Rand der Mine gestellt, so dass ein Ende den Rand der Oberfläche, das andere

den Boden der Mine bereicht. An dem untern Ende dieses Gossentrogs wird eine Grube gegraben, worin das Wasser, das sich auf verschiedenen Plätzen der Mine befindet, vermittelst kleiner Canäle zusammenläuft. Auch ein Spil ist hier festgemacht, wovon die Zähne mit denen von der Axe des Wasserrades in Verbindung stehen, und so eingerichtet, dass jedes Glied der Kettenpumpe sich darum beugen oder drehen kann; die Länge des Gossentroges ist gleich dem Abstande von dem Rand der Oberfläche der Mine bis zur Stelle, wo das Wasser auf dem Boden der Mine sich sammelt. Die Breite ist 14 Zoll, die Höhe 2 Fuss. — Die Länge der Wasserkette (Tali ayer) oder die Zahl der Glieder ist gleich an dem Abstand der Achse des Wasserrades bis an das untere Ende des Gossentrogs über das Spil und zurück; die Breite der Brettchen der Kettenglieder ist so gemacht, dass sie gerade zwischen den Raum in dem Gossentrog passen.

Wenn nun der Fall des Wassers aus dem Bandar das Rad in Bewegung bringt, drehen auch die Zähne der Achse desselben jedes Glied der Kettenpumpe, welche darüber und durch die Höhle des Gossentrogs über die des Spils am Unterende gespannt ist, hinter einander, so dass, wenn die eine Hälfte der Kettenglieder abwärts geht, die andere aufsteigt. Bei dem Aufsteigen nimmt jedes Kettenglied eine Quantität Wasser aus der Mine durch die Höhle des Gossentrogs mit und wirft es am obern Ende aus in einen Bandar, welcher es von hier nach einem tiefer strömenden Wasser oder liegenden Land abführt. Eines der genannten Räder hält zwei Wasserketten in Bewegung, was auch als hinreichend betrachtet wird; wenn das Wasser in der Mine zunimmt oder nicht schnell genug aufgenommen werden kann, werden zwei, oft drei Räder in Bewegung gesetzt.

Wenn die Erde bis zur ersten Erzlage aufgegraben ist, wird das Werk für einen Tag eingestellt und an die Arbeiter auf Kosten der Mine ein Festmahl gegeben; bei dieser Gelegenheit wird ein Schwein oder mehrere nach Erforderniss und Geflügel geschlachtet, chinesisches Gebäcke mit Thee und Tju vorgesetzt und Opferholz und Papier verbrannt, welches Opfer (Sombayang) zur Ehre der Gottheit dargebracht wird, von welcher sie Segen über ihre Arbeit erbitten.

Den folgenden Tag beginnen sie mit Aufnahme des Erzes nach bereits beschriebener Weise, nur bringen sie dasselbe so nahe als möglich den Spülbandars, welche aus dem Hauptbandar geleitet werden und ihr Wasser in den Abfuhrbandar stürzen.

Wenn diese Erzlage gänzlich aufgenommen und die Zeit zum Schmelzen noch nicht da ist, oder wenn nach

ihrer Berechnung das gewonnene ungereinigte Erz nicht genug Zinn liefern soll, um damit ihre Rechnung mit dem Gouvernement abzuschliessen, gehen sie zur Aufnahme einer zweiten Erzlage über. Selten wird, gerechnet von der einen Schmelzung zur andern, mehr gegraben. Die Arbeit zur zweiten Erzlage wird auf die beschriebene Weise fortgesetzt. Selten werden mehr als drei Erzlagen in einer Kollongmine gefunden, welche meistens zur Dicke von ½ bis 3 rheinl. Fuss auf einer Tiefe von ungefähr 40 Fuss unter der Oberfläche begraben liegen, und wenn auch tiefer mehr zu finden wären, sollten sie diese nicht bearbeiten können, weil ihre Wassermaschinen nicht geeignet sind, um das Wasser aus einer grössern Tiefe herauf zu holen.

Das Zinnerz wird gewöhnlich gefunden in einem Gemenge von weissem Sand und Thon in Körnern von schwärzlicher Farbe. Wenn aber die Mineurs eine oder mehrere Lagen herausgenommen haben, einen feinen weissen oder röthlichen Grund, welcher sich nicht bindet, finden, graben sie nicht tiefer, weil nach ihrer Meinung dieses ein Zeichen ist, dass kein Erz mehr darunter liegt. Alsdann und auch wenn die Grube zu tief wird, wird eine zweite Kollong begonnen. Dieses folgende zu bearbeitende Stück Grund liegt neben der ausgewerkten Grube, wo die Erzader läuft. Um die oberste Erde wegzunehmen, werden jetzt kleine Bandars oder Canäle gemacht, parallel quer über den Grund, welcher bewerkt werden soll, und in der Richtung von dem ausgewerkten Grund nach der entgegengesetzten Seite. An die obere Seite wird quer von diesen Canälen ein Wasserlauf gegraben, wodurch das Wasser aus dem Bandar vermittelst einer Schleuse mit Kraft durch die kleinen Canäle strömt, so wie dasselbe durch eine Durchstechung darein gelassen wird, um sich dann in die früher bewerkte Grube zu stürzen. Den Grund beginnen sie nun an der einen Seite auszugraben, und die abgehackte Erde wird vermittelst der Tragkörbe selbst aus einer Tiefe von 6 bis 7 Fuss heraufgeworfen, so dass sie in den Canal fällt und durch das Wasser nach der alten Grube mitgeführt wird. Diese Weise von Arbeiten geht viel rascher von Statten, weil die Erde jetzt nicht weggetragen wird und daher alle Hände an dem Aushacken und Graben beschäftigt sind, während 2 bis 3 Mann mit Schaufeln in den Wasserläufen hin und wieder rühren, um die darein geworfenen Klumpen zu brechen und die Durchspülung zu befördern. Je nach dem Weghacken des Grundes wird auch das Wasser durch das Durchkappen des obern Endes des folgenden Wasserlaufs aus dem, welcher quer darüber läuft, darin gelassen,

und so fährt man fort bis zu Ende. Wenn die alte Kollong halbdicht oder beinahe wassergleich mit dem neu zu bearbeitenden Grund gespült ist, wird der Abfuhrbandar über das dicht gespülte bis an diesen zu gegraben, um das Wasser aus ersterem und das, was durch das Wasserrad, welches mit dahin gebracht wird, aus letzterem heraufgeholt wird, abzuleiten; alsdann beginnt die Arbeit wieder auf den vorigen Fuss, was das Herauftragen betrifft; doch wird die Lage Erde nicht so weit von der Mine, sondern unmittelbar auf den dichtgespülten Grund, und der Zinngrund bei dem Spülbandar geworfen. Auf diese Weise werden alle die folgenden Kollongs bearbeitet, welche neben einander angelegt werden. Wenn die Erzadern sich verlieren, werden sie sogleich in der Nähe vermittelst des früher genannten Bohrers wieder aufgesucht. Wird keine mehr gefunden, dann wird die Mine als ausgewerkt betrachtet, und können die Mineurs ein anderes Stück Grund suchen, wenn sie keine Schulden an das Gouvernement haben; im entgegengesetzten Fall sind sie zu einer neuen Oeffnung verpflichtet oder werden bei andern Minen eingetheilt, es sei denn, dass sie die auf ihnen lastende Schuld abzahlen oder diese durch eine andere Mine übernommen wird.

Die Schmelzung geschieht gewöhnlich in dem letzten Quartal von jedem Jahr oder nach dem Willen der Minearbeiter am liebsten gegen das Einfallen ihres Neujahrs. Wenn dieser Zeitpunkt sich nähert, wird die gesammelte, mit Erz vermengte Erde in einen mit Brettern oder Baumrinde bekleideten Bandar, durch welchen ein Wasserstrom mit aller Kraft fliesst, geworfen. Je nachdem dieser Bandar lang ist, begeben sich einige Minearbeiter auf verschiedenem Abstand darein und schaufeln die hineingeworfene Erde mit ihren Patjols gegen den Strom auf; durch diese Arbeit wird die Erde los und durch die Kraft des Wassers weggespült, so dass allein das reine Erz durch seine Schwere liegen bleibt, und das geschieht so lange, bis das Erz von Erde und andern damit gemengten Bestandtheilen gänzlich gesäubert ist. Ist die Erde mit Steinen vermengt, so wird sie erst in Körbe gethan, in den Bandar gesiebt und die Steine weggeworfen. Ist das Erz gänzlich gereinigt, so wird es aufgenommen, getrocknet und nach dem Schmelzhaus oder Schmelzofen gebracht.

Diese Oefen oder Herde sind aus hartem, dauerhaftem, mit Sand vermengtem Thon verfertigt und können einen sehr starken Grad von Hitze ertragen. Sie haben gewöhnlich eine Höhe von 5 Fuss, eine Länge von 8 bis 9 und eine Breite von 3 Fuss. Auf der Rückseite des Herdes ist eine Mauer, 1 Fuss dick und etwa 3 Fuss hoch und eben so lang, als der Herd. Mitten in dem Herd, und

zwar gegen die Mauer, ist ein halbrundes Loch, welches in kegelförmiger Gestalt dadurch läuft. Aus diesem Loch geht eine Röhre nach unten, welche an der Vorderseite des Herdes auskommt, und unter dieser Röhre befindet sich eine Aushöhlung in dem Grund. An der hintern Seite ist ein Gebläse (Puput) aus dem Stamm eines Baumes cylinderförmig ausgehöhlt und horizontal zur Länge des Herdes angebracht. In dem hohlen Gebläse ist eine runde Scheibe oder Sauger, mit Windklappen und an den Rändern mit Hahnenfedern versehen. An diesen Sauger ist ein langer Stock befestigt, womit der Sauger hin und wieder gezogen wird. Zwischen dem Gebläse und Herde ist eine von Erde verfertigte Schmelzröhre (Schmelzpfeife genannt), welche die Luft aus dem einen in den andern leitet.

Das Schmelzen wird wegen der starken Hitze des dazu nöthigen Feuers des Nachts vorgenommen. Diese Arbeit beginnt des Abends um 6 Uhr und endigt Morgens 6 oder 8 Uhr. In dem Loch auf dem Herd wird eine Quantität besonders dazu gebrannter Kohlen versammelt, in Brand gesteckt und durch den Wind, welcher aus dem Gebläse getrieben wird, während der ganzen Nacht brennend erhalten; je nachdem die Kohlen vergehen oder ausbrennen, werden von Zeit zu Zeit frische dazu gethan; wenn die Kohlen in voller Gluth sind und die verlangte Hitze von sich geben, werden von Zeit zu Zeit einige Schippen Erz darauf geworfen; das daraus geschmolzene Zinn läuft strahlweise mit Kohlen vermengt durch die Röhre, welche aus genanntem Loch an der Vorderseite des Herdes auskommt, und versammelt sich in der Höhle, welche unter der Röhre gemacht ist. Während der Schmelzung werden zur Seite des Herdes in einem in den Grund gemachten viereckigen Loche einige Formen in feuchte, feine Erde gedrückt mit einem dazu besonders verfertigten Holzblock mit zwei Ohren, an deren Unterseite zwei Initialen geschnitten sind, der eine, der Buchstabe B., bezeichnet Banka, der andere den Distrikt, wozu die Mine gehört. Wenn das Loch unter genannter Röhre mit geschmolzenem Zinn angefüllt ist, werden die darauf treibenden Kohlen und andere Unreinigkeiten sorgfältig mit einem eisernen Löffel abgeschrappt und in die Formen gegossen, worin es zu Pflöcken (Gussstab) erhärtet. Hat das Zinn eine Zeit lang in den Formen gelegen, so wird wieder die Unreinigkeit von oben abgeschrappt und der Name der Mine in chinesischen Buchstaben mit einem Stückchen Holz darauf gezeichnet, was, wenn das Zinn ausgenommen wird, sichtbar ist. Die Pflöcke werden, wenn sie kalt sind, aus den Formen genommen und bei dem

Schmelzhaus aufgestapelt. Diese Pflöcke werden Schuitjes genannt und wiegen einen halben Pikol oder 62¹/₂ Amsterdamer Pfund. Eine Schmelzungsnacht liefert 45 bis 62 und zuweilen, doch selten, mehr von diesen Schuitjes. Dieses hängt meistens von der Beschaffenheit des Erzes ab und von den Kohlen, da es nicht gleichgültig ist, von welcher Holzsorte sie sind, und ob sie gut oder schlecht gebrannt sind. Die Schmelzung des Erzes dauert, mit Aussetzung einer Nacht um die drei, fort, bis der ganze Vorrath geschmolzen ist. Nachdem dies geschehen ist, wird die Schlacke (die Schmelzasche, das, was von dem geschmolzenen Erz übrig bleibt und bei den Chinesen Tra genannt wird) durch schwere eiserne Keulen, zu welcher Handhabung viel Kraft erfordert wird, in Gerölle oder lieber fein geschlagen, gesiebt und überschmolzen. Mit dem Tra, welcher davon übrig bleibt, wird eben so verfahren, doch zum dritten Male wird das zu einem geringen Preis an Particuliere verkauft, welche es für eigne Rechnung schmelzen lassen und daraus noch eine geringe Menge Zinn erhalten, welches sie, eben so wie die Minewerker, gegen Bezahlung in's Landmagazin liefern. Die Schmelzung des ersten Tra liefert 25 bis 30 Schuitjes, die des zweiten selten mehr als 12 bis 14; und doch betragen die Kosten eben so viel, als wenn das Erz selbst geschmolzen wird, mit Ausnahme der Kohlen, welche man dann etwas billiger bekommt.

Grosse Minen, welche jährlich viel Erz gewinnen, haben ihre eigenen Schmelzhäuser und eben so sind einige, welche dicht bei einander liegen und ein gemeinschaftliches Schmelzhaus besitzen; kleine Minen haben gemeiniglich ein gemeinschaftliches Schmelzhaus oder schmelzen ihr Zinn auf Herden, die in naheliegenden Kampongs (Dörfern) gebaut sind, Particulieren angehören, und wovon sie von 4 bis 6 Gulden Silber per Nacht an Miethe bezahlen. Gewöhnlich haben diese Schmelzhäuser doppelte Herde, so dass zwei Minen zugleich schmelzen können.

Die Minenwerker, welche einen guten Vorrath Erz versammelt haben und gutem Gewinnste entgegensehen, geben auf den ersten Schmelztag ein Festmahl (Makan besaar), und bei dieser Gelegenheit wird eine Menge anderer Minewerker und Chinesen eingeladen; es werden Schweine und Geflügel nach Bedarf geschlachtet, Reis, Gemüse, Gebäck, Thee und Tju im Ueberfluss angeboten; dieses Festmahl wird aus dem Gewinne beköstigt.

Die Arbeiten bei der Schmelzung werden nicht durch die Minenwerker selbst, sondern durch dazu extra gemiethete Chinesen verrichtet; das dazu nöthige Personal besteht aus einem Schmelzer, sechs Gebläseziehern und einem

Handlanger; der erste wird belohnt mit drei spanischen Matten per Nacht; er ist mit der Schmelzung beordert, sitzt beständig vor dem erschrecklich heissen Feuer, um die Röhre, wodurch das geschmolzene Zinn läuft, mit einem dazu verfertigten langen Stück Holz, das von vorne gebogen ist, offen zu halten, um Verstopfung durch die einfallenden Kohlen zu verhüten. Sind die Kohlen zu hart oder zu gross, so dass sie nicht durch die Röhre können, dann gebraucht er anstatt des Holzes ein auf dieselbe Weise gebogenes Stück Eisen, das an einen Stock befestigt ist, um sie in Stücke zu brechen (dazu muss er Geschicklichkeit besitzen, denn wer nicht damit umzugehen weiss, stosst statt der Kohlen die Röhre in Stücke und unterbricht dadurch die Schmelzung für diese Nacht); er gibt zugleich an, wenn Kohlen oder Erz auf die Esse geworfen werden müssen, und giesst das geschmolzene Zinn in die Formen. Die Gebläsezieher sind beauftragt mit dem Einschieben und Ausziehen des Saugers in das Gebläse, was durch einen langen Stock geschieht; sie laufen damit in schneller Bewegung hin und wieder auf einem hinter dem Herde erhöhten Platze, um den Ofen beständig mit Luft zu versehen; doch wechseln 3 à 3 Mann um die 10 bis 15 Minuten mit einander ab. Die, welche von Zeit zu Zeit ruhen, sind zugleich gehalten, Kohlen oder Erz auf die Esse zu werfen, wenn der Schmelzer dieses fordert, und Formen zu machen. Für diese Arbeit erhält jeder 1 Gulden 80 Cents per Nacht. Der Handlanger erhält 1 Gulden per Nacht und ist bestimmt, Kohlen, Wasser oder andere Bedürfnisse beizutragen und die Schmelzgeräthschaften darzureichen. Ausser dem genannten Lohn erhält dieses Personale auch die ganze Nacht Essen, Thee und Tju, indem sie alle Augenblicke etwas zu sich nehmen, um ihre Kräfte zu behalten.

Die Kosten, welche zur Schmelzung benöthigt sind, empfangen die Minewerker bei dem Administrateur in Vorschuss auf das zu liefernde Zinn; dies ist berechnet auf 30 Gulden per Nacht. Doch grosse und wohlgestellte Minen, von welchen man zum Voraus rechnet, dass sie gute Auszahlungen empfangen sollen, bekommen diese Vorschüsse etwas räumlicher oder auch nach Bedürfniss. Die zur Schmelzung benöthigten Kohlen werden meistens durch die Chinesen selbst verfertigt und das Holz, von welchem die Kohlen gebrannt werden, zur Länge von 18 bis 20 Fuss aufgestapelt. Dieser Stapel wird rundum mit Thon und von oben mit loser Erde überdeckt. An der obern Seite wird ein Loch gemacht und der Brand in den Stapel gesteckt; an den Seiten werden Löcher in den Thon gemacht, um Luft hinein zu bringen; je nachdem das Feuer

nach unten brennt, fällt auch die Erde von der obern Seite ein und löscht die Kohlen aus. Solches wird beständig bewacht und die Erde aufgehöht, so wie sie einfällt oder sich vermindert.

Die Kohlenbrenner sind entweder particuliere Lieferanten oder Theilnehmer in der Mine. Sind sie Lieferanten, so erhalten sie für jede Quantität Kohlen, welche während einer Nacht zum Schmelzen angewendet werden, 12 bis 13 spanische Matten und Lebensmittel. Stahl und Eisen für ihre Geräthschaften empfangen sie gewöhnlich von der Mine zur nähern Verrechnung bei ihrer Lieferung. Diese Verrechnung geschieht bei dem Empfang der Ausbezahlung der Mine auf das Zinn, und erhält die Mine keine hinreichende Summe, um die Kohlen zu bezahlen, so wird dieses durch den Administrateur aus der Landeskasse gethan und auf die neue Rechnung der Mine gestellt. Sind die Kohlenbrenner Theilnehmer in der Mine, so theilen sie in die allgemeinen Winnste oder Verluste, erhalten jedoch monatlich auf Kosten der Minerechnung eine besondere Belohnung von 2 bis 3 Gulden. In vielen grossen und wohlgestellten Minen erhalten die Kohlenbrenner 1/4 Gulden für jedes Schuitje Zinn, das über die Zahl 45 geschmolzen wird, gleichsam zur Belohnung für die Vortrefflichkeit der Kohlen, welche sie gebrannt haben.

Ist die Schmelzung gänzlich abgelaufen, so wird das gewonnene Zinn nach dem Gouvernements-Magazin geführt vermittelst Schiebkarren und durch den Administrateur gewogen und in Empfang genommen. Hierauf geschieht die Abrechnung.

Jede Mine hat bei dem Gouvernement eine offenstehende Rechnung in einem dazu angelegten Register; darin werden gehörig verzeichnet die Vorschüsse, welche die Mine während der Bewerkung empfangen hat, nebst den Ablieferungen in Reis, Salz, Oel, Stahl, Eisen und Schmelzpfeifen; dieses Verzeichniss besteht auch in chinesischer Schrift, in einem durch den Administrateur paraphirten Buche, das bei der Mine verwahrt ist. Die Ablieferung der genannten Artikel geschieht an grosse, wohlgestellte Minen nach Bedürfniss, bei weniger begüterten Minen wird jedoch der Reis auf einen Pikol (125 Pfund Amsterdamisch) per Mann in einem Monat berechnet, das Salz auf 5 Kattjes (6 1/2 Pfund) und das Oel auf eine halbe Kanne. Beträgt der Werth des von einer Mine gelieferten Zinnes mehr als die Summe, wofür sie debitirt ist, so wird ihr der Ueberschuss ausbezahlt; im entgegengesetzten Fall wird sie dafür auf neue Rechnung bis zur folgenden Schmelzung debitirt, während dieses Zeitraumes empfängt sie doch wieder neue Ablieferungen und Vorschüsse in

Baarem. Nach der allgemeinen Abrechnung von den Minewerkern unter einander und der Vertheilung der Ausbezahlung, halten sie einige Tage, oft einen halben Monat, Rast, und hierauf wird die Arbeit auf's Neue begonnen; diejenigen jedoch, welche sogleich wieder an's Werk zu gehen wünschen, können solches thun, und diese Arbeitstage werden ihnen in Anrechnung gebracht.

Ausser der mit dem Gouvernement ausstehenden Rechnung haben die Minewerker auch noch Rechnungen mit Particulieren, meistentheils mit den chinesischen Distriktshäuptlingen und unter einander. Für Lebensbedürfnisse, welche ihnen von Gouvernements wegen nicht verabreicht werden, haben sie particuliere Lieferanten, und jeder Arbeiter, welcher andre Bedürfnisse hat, wie Kleidung und dergleichen, kauft solches mit Vorkenntniss von dem Minevorsteher bei chinesischen oder andern Particulieren; bei diesen wird die Mine und bei der Mine der Käufer debitirt. Die Minewerker, welche Frau und Kinder haben, erhalten die für sie benöthigten Lebensmittel aus dem allgemeinen Vorrath, und was ihnen geliefert wird, notirt man ihnen sogleich auf ihre Rechnung. Sowohl von denen, welche arbeiten, als von denen, welche nicht arbeiten, wird täglich Anzeigung gehalten; die letzten bezahlen für jeden Tag, wo sie nicht arbeiten, eine Busse von 70 Cents und für einen halben Tag die Hälfte; wenn sie eine Stunde, nachdem die Zeit zur Arbeit erschienen ist, in der Mine zu spät kommen, wird dies für einen halben Tag gerechnet; die Busse wird auf Rechnung des Uebertreters gesetzt und zum Vortheil für die, welche diesen Tag arbeiten, gebracht. Dies Alles nennen sie die Binnenrechnung. Bei Vertheilung der Gewinnste, welche die Mine erhalten hat, werden erst die Kohlenbrenner und dann die particulieren Lieferanten von der allgemeinen Summe bezahlt, dann erhalten der Minevorsteher, die Tjintings, der Koch u. s. w. ihre besonderen Belohnungen, und der Ueberschuss wird gleichmässig vertheilt nach Abzug desjenigen, wofür der Eine oder Andere bei der Mine notirt steht.

Ausser der Zahl Theilnehmer in einer Mine wird auch noch durch eine gewisse Zahl Kuli gearbeitet, die auf Kosten der Mine unterhalten und mit 14 bis 15 Gulden monatlich jeder bezahlt werden. Diese nennen sie Kuli Kongsi (Minekuli).

Die Minewerker essen bei der ermüdenden Arbeit, welche sie verrichten, fünf Mal täglich, und ihre Nahrung besteht in Reis, Salz, Gemüse, getrocknetem Fisch, Hirsch- oder Wildschweinefleisch, wenn dieses zu bekommen ist, und dabei trinken sie Tju oder Thee, letzteren den ganzen

Tag. Schweine werden bei ihnen nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten geschlachtet. Wenn die Speisen bereitet sind und die Zeit zur Mahlzeit da ist, werden sie durch Schlagen auf ein ausgehöhltes Stück Holz, das bei dem Minehaus hängt, aus der Mine gerufen. Wenn die Arbeit beginnt oder endigt, oder wenn etwas Anderes in der Mine geschehen muss, werden die Arbeiter eben so gemahnt durch das Schlagen auf den Holzblock; dazu haben sie verschiedene, ihnen bekannte Signale.

Der Vorsteher der Mine ist ausschliessend beauftragt, die Arbeiten zu regeln und zu leiten; er ist stets der Erste beim Beginn der Arbeit und der Letzte bei ihrem Ende; es mag nichts, was die Mine angeht, ohne seine Vorkenntniss geschehen, und von allen Vorfällen in der Mine muss ihm Rapport gemacht werden; die Streitigkeiten unter den Minewerkern werden durch ihn entschieden, oder er ruft das Urtheil des Distrikts-Administrateurs an. Für diesen Dienst erhält er nach Verhältniss der Gewinnste eine Belohnung von 30 bis 50 Gulden extra bei jeder Schmelzung und ein Geschenk, bestehend gewöhnlich in einem Paar chinesischer Pantoffel oder anderm Kleidungsstück. Ist er krank oder wird durch andere Ursachen in der Wahrnehmung seines Dienstes verhindert, so wird er durch einen andern dazu Ernannten abgelöst.

Der Schreiber ist beauftragt mit dem Administrativen in der Mine; er hält von Allem genaues Verzeichniss, führt die Rechnung mit verschiedenen Minewerkern, trägt sorgfältig alle Ausgaben und Einnahmen ein, wofür er bei der Schmelzung von 15 bis 30 Gulden extra Belohnung erhält.

Der erste Tjinting ist beauftragt mit der Kasse, der Aufsicht über das Provisionspackhaus und dem Mineeigenthum, mit dem Anfertigen von Rapporten u. s. w.; er macht keine Ausgaben oder Ablieferungen und empfängt nichts ohne Vorkenntniss des Häuptlings, und bevor Alles bei dem Schreiber gehörig in das Buch eingetragen ist. Der zweite Tjinting ist beauftragt mit allen Angelegenheiten ausser der Mine; er hat die Botschaften, empfängt die Vorschüsse und Ablieferungen bei dem Administrateur und kauft alle übrigen Bedürfnisse ein. Diese beiden erhalten eine extrae Belohnung, wie der Schreiber. Der Koch ist ausschliessend beauftragt mit der Bereitung der Speisen und bekommt eine Extrabelohnung von 3 bis 4 Gulden des Monats.

Der Häuptling, die Schreiber und Tjintings sind, wie die übrigen Minewerker, den Bestimmungen und Herkommen in der Mine unterworfen. Bei dem Antritt ihres Amtes erhalten sie ein Geschenk (Ampauw), nämlich zwei

spanische Matten in ein weisses und dann rothes Papier gewickelt. Durch deren Annahme verbinden sie sich, ihre Aemter nach Pflicht und wenigstens bis nach der erstkommenden Schmelzung wahrzunehmen. Sehen sie vor diesem Zeitpunkt davon ab, oder geben sie ihre Antheile an Andere über, oder verlassen sie die Mine, so müssen sie den Ampauw an ihren Nachfolger übergeben.

Es ist Niemanden, wer er auch sei, erlaubt, mit Schuhen oder Stiefeln oder einem Sonnenschirm in die Mine oder auf die Stellen, wo gearbeitet wird, zu gehen, da anders nach ihrem Aberglauben die Erzlagen tiefer sinken sollten, oder sich vom Platz verändern, oder das Erz bei der Spülung wegtreiben soll.

Auf chinesische Festtage wird nicht gearbeitet; sie beschäftigen sich dann mit dem Hazardspiel; dazu bekommt jeder Minewerker an dem chinesischen Neujahr von dem Administrateur des Distrikts einen Vorschuss von zwei spanischen Matten auf Rechnung der Mine.

Auch bei der Abreise der Wankangs (chinesischen Schiffe) nach China erhält jeder Mineur einen solchen Vorschuss, welchen er gewöhnlich mit einem Brief an seine Familie dahin sendet. Damit wird meistens einer der Minewerker, welcher nach seinem Vaterlande zurückzukehren wünscht, beauftragt, welcher dieses gewöhnlich treu besorgt.

Ein Chinese, der repatrirt, es sei, um wieder hierher zurückzukehren oder in China zu bleiben, rechnet erst seine Rechnung in der Mine ab oder stellt einen Andern an seine Stelle, durch welchen er seinen Antheil bearbeiten lässt, oder an den er ihn verkauft. Ohne Schulden mit der Mine kann er mit seinem Antheil handeln, wie er will.

Die Kulitminen werden oberflächlich nicht tiefer als 6 Fuss bearbeitet und die Erzlagen nicht tiefer gefunden. Die Bearbeitung dieser Minen ist weniger kostbar, weil die Arbeiter die Erde nicht wegtragen und keine Wassermaschinen nöthig haben, wohl aber dieselben Wasserleitungen. Sie werden gegen Abdachungen von unten nach oben, oder auf dem flachen Grund bewerkt. Die Bandars werden immer über die Stellen geleitet, wo gearbeitet wird; die abgestossene oder abgehackte Erde fällt sogleich hinein und wird von den gröbsten Erdtheilen, womit das Erz vermengt ist, gereinigt; das Erz bleibt jedoch in den Bandars liegen, bis dass ein guter Vorrath versammelt ist, und wird dann vollständig gereinigt. Diese sind zuweilen sehr vortheilhaft, besonders in dem trocknen Mousson, wenn die Kollongminen nicht hinreichend Wasser für die Arbeit haben.

Kulitkollongminen sind jene, wo die Erzlagen oberflächlich und tief gefunden werden; sie werden eben wie

Kulit- und darnach wie die Kollongminen bearbeitet. rÄhnlich gräbt man hier das Erz auf einer Tiefe von Fuss. Kommt Wasser in einer solchen Mine, dann die Maschine durch Füsse getreten und so das Rad Bewegung gesetzt."

Der Verfasser geht nun in seinem Aufsatze von 1844 len Anmerkungen über. Er sagt, dass die Verpflich-, jährlich eine Schuitje Zinn zu liefern, nur aus Zwang Zeiten des Sultans von Palembang bestanden hat in te einer Geldabgabe, und dass nachher die inländischen Hinge aus Plackerei dieses Herkommen lange beibeen haben. — Padjak-Abgabe, statt dass bei mir Tibak t? — Nämlich die müssen den Fünf- und Zehntheil ihre Häuptlinge geben, welche durch das Gouvernement it besoldet werden. An das Gouvernement bezahlen sie ie Abgaben.

Statistische Verhältnisse.

Der Zustand der Bevölkerung von Banka war im re 1848 folgender:

Distrikt.	Kampongs.	Bankanesen.	Malajen.	Chinesen.	Total.
..ok	44	2844	2526	754	6124
..is	25	1182	686	1514	3382
..n	25	1925	189	2270	4384
..iliat und Marawang	158	6991	375	1190	8556
..alpinang	105	4576	251	1867	6694
..eelan	51	3289	99	837	4225
.. . .	42	1971	52	309	2332
..paly	32	3513	725	1311	5549
Total	482	26291	4903	10052	41246

..noch einige Tausend herumschwärmende Chinesen heimathlose Menschen gezählt werden können. Es ..en also in diesem Jahre 185 Seelen auf die Quadrat-.., wonach Java 21 Mal stärker bevölkert wäre, als ... Die frühern Zählungen waren nicht genau, weil das Land noch nicht einmal genau kannte. Court ..die Bevölkerung bis zum Jahre 1817 zu 13413 Seelen ..worunter nur 5751 Bankanesen, 3011 Malajen und 4651 ..esen waren. Die Bevölkerung der Bankanesen würde demnach seither um des Fünffache vermehrt haben.

Das Verhältniss der männlichen zu der weiblichen Be..rung war folgendes:

..tionen.	Männer.	Weiber.	Männer zu Frauen.
..kanesen	13340	12951	1 : 0,97
..jen	2661	2242	1 : 0,84
..esen	7537	2515	1 : 0,33
Total	23538	17708	1 : 0,75

Bei den Chinesen ist durch die stete männliche Einwanderung das Verhältniss am ungünstigsten, nämlich eine Frau auf fünf Männer. Unter den Hunderten von Männern der Besatzung und Beamten fanden sich kaum 4 bis 5 europäische Frauen. Das Sterblichkeitsverhältniss ist heute wie 1 : 15,3, also günstiger als ehemals. Die grosse Sterblichkeit unter den enropäischen Kindern hat man auch in englisch Ostindien beobachtet. Die meisten gehen an Hydrocephalus acutus oder der hitzigen Gehirnwassersucht zu Grunde. Die Ursache dieser Encephalitis scheint in der scrophulosen Anlage, womit diese Kinder geboren werden, zu liegen, welche noch verschlimmert wird durch den häufigen Genuss alkoholhaltiger Getränke von Seite der Väter.

Banka wird in neun Distrikte getheilt, von denen drei den übrigen untergeordnet sind. Sie sind nach den neun Hauptorten benannt, wie folgt:

1) Müntok, ist der Sitz des Residenten, der zugleich oberster Befehlshaber der Militärmacht auf der Insel war, des Magistrats, des Hafenmeisters und einiger subalternen Civilbeamten. Niedere Polizeibediente pflegen Eingeborne zu sein; ihr Chef ist der Hoofdjaxa. Ferner wohnt auf Müntok der Capitän der bankaischen Chinesen und der Malajen. An der Spitze der Eingebornen des Distrikts von Müntok steht der Demang von Trentang. Es liegen hier 200 Mann Truppen. Das Fort liegt auf der halben Höhe eines Amphitheaters, welches der Menumbing bildet; — von der Bankastrasse aus gewährt es einen malerischen Anblick. Von der Höhe seiner Bastion schweift der Blick nach der Ostküste von Sumatra bis an den Sunsang (die Mündung des Stromes von Palembang). — Die Rhede pflegt von Schiffen und kleinen Fahrzeugen belebt zu sein. Von dem Fort aus sieht man jedes Schiff die Bankastrasse passiren; jetzt kommt zwei Mal im Monat das Dampfschiff, welches die Landmail überbringt, hier an. Müntok ist ein lebhafter Ort, der über 3000 Einwohner hat. Auf dem Markte (Bazar) wimmelt es von Chinesen und Malajen, zwischen welchen hie und da das classische Gesicht eines Arabers oder Bengalesen auffällt. Müntok ist wiederholt von Feuersbrünsten zerstört worden. Im Jahre 1800 brach hier ein Aufstand gegen den Sultan von Palembang aus, der durch reiche Kaufleute erregt war, welche unter Djafar den Sultan von Linga mit seinen Räuberhorden zu Hülfe riefen, der ganz Banka verheerte und entvölkerte. Nach Dämpfung dieses Aufruhrs entwichen die Rädelsführer nach Linga. Der Handel ist hier lebhaft und wird sowohl von den Chinesen, als auch von den Orang-kling und Orang-laut betrieben. Die Gegend aber ist wegen der morastigen Küste ungesund. Der Colonel Reeder hat durch die

Anlage von Dämmen an dem Strande viel zur Austrocknung der Moräste beigetragen. Zu Müntok gehören die Abtheilungen: Müntok 3302, Belo 303, Planas 651 und Majang 271, Sukauw 280, Djering 449, Ketapi 435, Ampang 433 Einw.

2) Jebus, im Norden der Insel, der gesundeste Ort auf Banka, der Sitz eines Administrateurs, der stets die civile Autorität vergegenwärtigt. Das kleine Fort hat 30 Mann Besatzung. Zu Jebus gehören: Jebus 1941, Klabat 853, Sungibulu 583 Einwohner.

3) Blinju, mit einem grossen chinesischen Kampong und einer 40 Mann starken Besatzung, hat zur Deckung des Magazins eine Strandbatterie an der Klabat-Bai, welche sehr ungesund ist. Zu Blinju gehören: Blinju 1019, Pandji 729, Sikka 919, die Minen 1717 Einwohner.

4) Sungiliat, mit einem volkreichen Kampong, liegt an der Nordostküste auf ziemlich unfruchtbarem Grunde, der von rothen Ameisen so besäet ist, dass sie sogar den Schlafenden im Bette belästigen. Das kleine Fort wird von 30 Mann vertheidigt. An der Mündung des Flusses gleichen Namens ist eine befestigte Strandwacht. Zwischen Blinju und Sungiliat liegt der chinesische Kampong Layang, welcher nur von Chinesen bewohnt wird. Zu Sungiliat gehören: Sungiliat 1335, Djemporak 1069, Njalauw 725, Maras 964, Kendal 736 Einwohner.

5) Baturussak (Marawang), am Strome gleichen Namens, ist ein Stapelort mit einem Krankenhause, welches für die Garnisonen von Blinju, Sungiliat, Baturussak, Pankalpinang und Sungiselang bestimmt ist. Der Platz war zu meiner Zeit nur von einer Pallisade umgeben; die Besatzung ist 27 Mann stark, wovon die Hälfte Europäer; ist später mit einem Erdwall und Graben umgeben worden. Der Ort ist überall von Wald umschlossen und die Umgebung ganz uncultivirt. Zwischen Sungiliat und Baturussak liegt Marawang, der schönste chinesische Kampong auf Banka. Dieser Distrikt war mit Sungiliat vereinigt und beide standen zu meiner Zeit unter einem Administrateur. Zu Marawang gehören: Marawang 809, Depah 986, Djerok 1130, Gronggang 802 Einwohner.

6) Pankalpinang, an einem Flusse, der viele Krümmungen hat und wegen der sich darin aufhaltenden Krokodile sehr berüchtigt ist, besitzt einen volkreichen Kampong. Das Fort erfordert 300 Mann zur Vertheidigung, die Besatzung ist aber nur 30 Mann stark. Die Gegend von Pankalpinang ist sehr wasserreich; das stagnirende Wasser macht in den trocknen Monaten den Kampong ungesund. Zu Pankalpinang gehören: Pankalpinang 2068, Marawang 1073, Mündotimor 1344, Mündobarat 766, Panagan 479, Bukit 994 Einwohner.

7) Koba, der Sitz eines Assistent-Administrateurs, welcher an Toboaly untergeordnet ist; ein kleiner Ort mit ungefähr 30 Mann Besatzung, liegt an der Südostküste von Banka. Zwischen diesem und dem vorigen Platze liegt Kurao, der Sitz des Demang-Kling, welcher eine Anzahl Fahrzeuge (Prauwen) gegen die Seeräuber unterhält. Zu Koba gehören: Koba 1029, Pakko 833, Kaju-arang 228, die Minen 132 Einwohner.

8) Toboaly, auf der Südwestküste, ein volkreicher Ort mit ziemlich lebhaftem Handel. Die Besatzung in dem Fort ist eine Compagnie stark. Besitzt ein Krankenhaus. Zu Toboaly gehören: Toboaly 753, Gossong 1121, Nieri 1107, Olim 721, die Minen 883, Pulu Lepar 964 Einwohner.

9) Sungiselan, ist der für Bankakotta neu angelegte Platz mit 30 Mann Besatzung. Der Administrateur war dem von Pankalpinang untergeordnet. Kottawaringin und Tampelang waren unter der englischen Herrschaft ebenfalls Stapelplätze, sind aber jetzt verlassen. Zu Sungiselan gehören: Sungiselan 1581, Ayerangat 771, Permisang 450, Pinjampar 253, Balar 501, Pring 317, Malik 352 Einwohner.

Die Militärmacht besteht auf Banka nicht einmal aus einem Bataillon. Die Truppenzahl beläuft sich auf 400 Mann Infanterie vom allgemeinen Depot und weniger Artillerie; sie hält eine Bevölkerung von 40,000 Seelen im Zaum. Auf den Aussenposten ist gewöhnlich ein Lieutenant Platz-Commandant. Ein solcher Platz wird nur durch 2 oder 3 Kanonen vertheidigt. Die Bankanesen bezahlen keine Abgaben, sind aber zu Frohndiensten verpflichtet. Da die hügelige Beschaffenheit des Terrains Wagen unzweckmässig macht und Pferde wegen der schlechten Brücken nicht überall passiren können, so müssen alle Güter, welche über Land transportirt werden, durch die Bankanesen getragen werden. Die Lastträger haben, so wie die indischen Pferde, das Eigene, dass sie bergan im gestreckten Laufe rennen, bergab aber sehr behutsam vorschreiten.

Ausser Gold-, Silber- und Kupfergeld sind auf Banka noch zinnene Pfennige als Scheidemünze gangbar. Die spanischen Piaster (Dollars) sind am beliebtesten, besonders die sogenannten Pilarmatten.

Auf der Insel Billiton, die in ihrer Formation und in ihren Naturprodukten mit Banka übereinkommt, aber kaum halb so gross ist, liegen nur 12 Mann vom allgemeinen Depot zur Bewahrung der niederländischen Flagge; an ihrer Spitze steht ein inländischer Sergeant. Dieses Eiland ist an Toboaly untergeordnet. Es wird durch seine eigenen Häuptlinge regiert, die von dem Residenten von Banka

ernannt zu werden pflegen, der jährlich eine Inspectionsreise nach der Insel macht und sich (oder vielmehr dem Gouvernemente) huldigen lässt. Die Einwohner sind frei von allen Abgaben, und die Niederländer haben nur das Hoheitsrecht. Die Bevölkerung beläuft sich auf 6000 Seelen. Es wird daselbst viel Schleichhandel getrieben. Das Land ist reich an Zinn und Eisen, wovon aber nur letzteres in geringer Quantität verarbeitet wird.

Die Insel Lepar, im Süden von Banka, 2 Quadratmeilen gross, hat 1000 Einwohner.

Geschichte.

Banka war den Europäern schon frühzeitig bekannt. Die Strasse wurde zur Durchfahrt nach China, Japan und Malakka benützt. Die Geschichte von Banka ist mit der von Palembang eng verbunden, von welchem Reiche es bekannt ist, dass es an Java zinspflichtig war. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts soll der Fürst von Madjapahit, Browidjojo Onkowidjojo, seinen Sohn Ario Damar nach Palembang als Vicekönig geschickt haben. Die Familie dieses Fürsten nahm bald den Islam an und hatte grossen Einfluss auf die Ausbreitung dieser Lehre auf Java. Von ihr soll auch Banka beherrscht worden sein, und die Javanen hatten an der Westküste Niederlassungen und Stapelplätze zu Kottawaringin, Mündo, Sungiselan und Bankakotta. Der vornehmste Häuptling der Insel war der Depatty von Bankakotta, D. Nusantara. Durch die Annahme des Islam und den Fall von Madjapahit war Palembang unabhängig geworden und unterwarf einen Theil der Insel, während der Depatty von Bankakotta noch unter javanischer Herrschaft stand. Der grösste Theil von Banka nebst Billiton und den kleinern Inseln stand unter einem eigenen Könige, welcher im Jahre 1668 die Hülfe der holländisch-ostindischen Compagnie anrief. Nach dessen Tode heirathete seine Wittwe den Herrscher von Palembang, wodurch diese Inseln als Mitgift an die Krone von Palembang gekommen sind.

Im Jahre 1722 wurde Raden Lembu, der seinen ältern Bruder, Sultan Anom, verdrängt hatte, unter dem Namen Sultan Mahmud Badruddin durch Unterstützung der Holländer Alleinherrscher des Palembang'schen Reiches und verband sich bei Contract, die wichtigsten Produkte seines Landes, vorzüglich Pfeffer und Zinn, ausschliesslich an die holländisch-ostindische Compagnie abliefern zu wollen. Der ältere Bruder, Sultan Anom, zog sich nach Banka zurück, wo er sich zehn Jahre behauptete und erst in 1732 durch Willem Daams von da vertrieben wurde. Während dieser Zeit besass der Herrscher von Palembang nur den Distrikt

Müntok; das übrige war in Händen des Sultan Anom, dessen Sohn, der Raden Klip, zu Koba die Hauptverschanzung besetzt hielt. Die Bugginesen hatten Tandjong Ular in Besitz genommen. Von Batavia wurde eine Expedition von 6 Schiffen mit 500 Mann dagegen ausgerüstet. Man drang von Bankakotta nach Pako vor. Sultan Anom mit seinem Sohn flüchtete; die Verschanzungen wurden genommen. Von Billiton aus ging Sultan Anom nach Palembang, wo er von Raden Serden ermordet wurde, der dafür sein Leben verlor. Raden Klip flüchtete nach Madura, wo er ebenfalls umkam.

Derzeit ward Müntok erbaut und zum Aufenthaltsorte der Frau des Raden Lembu, einer Prinzess von Pulo Sianta, bestimmt, deren Vater mit einer chinesischen Colonie sich hier niederliess. Der Platz, worauf die Stadt steht, gehörte einem Häuptling, Per Mento, daher ihr Name. Zu Ehren des Gouverneurs nannten sie die Engländer später Minto. Es kamen Colonisten von Menangkabau, Pontianak, Java, Djohor und den Lingainseln. Von hier aus wurde zuerst Zinngrubenbau betrieben. Chinesen siedelten sich am Flusse Teluk Rombia an, welche bald mit denen von Müntok wegen des Terrains und der Wasserleitungen in Zwist geriethen, wobei die von Müntok gewöhnlich in Schutz genommen wurden. Zu Belo wurde eine Mine angelegt durch den Chinesen Assing, der die Arbeiten regelte und die nöthigen Maschinen und Arbeiter von China und Borneo kommen liess. Er bestimmte die Form des Gussstabes. Der Sultan von Palembang nahm hierauf die an einzelne Personen in Pacht gegebenen Gruben an sich, theilte die Insel in Distrikte und übertrug genanntem Chinesen die Oberaufsicht. Man öffnete auch Minen in der Klabatbai und zu Jebus. Sungiliat wurde sehr ergiebig, die Minen breiteten sich aus bis Tandjong Brekat und an die Strasse Lepar. Tampelang verliess man bald wieder. Die inländische Bevölkerung von Pako, welche bereits gut in Eisen arbeitete, gewann ebenfalls Zinn. Im Jahre 1751 betrug die Ausbeute von Zinn 16,884 Pikol.

Sultan Mahmud Badruddin starb in 1756; sein Sohn Ratu Ahmed Nadjmuddin regierte bis 1776. Dies ist das goldne Zeitalter von Banka. Die Compagnie empfing so viel Zinn, dass sie einen Ueberschuss nicht annehmen wollte, was Anlass zu dem nachherigen Schmuggelhandel gab, der Banka der Verwüstung Preis gegeben hat. Dieser Sultan führte den Titel Susuhunan Ratu und sein Sohn Mahomed Bahuddin regierte bis 1803. Verschiedene Minen gingen ein. Die von Müntok und Belo überliess man den Malajen.

Im Jahre 1785 begann im Kriege der Compagnie mit den Fürsten von Linga und Riouw eine traurige Zeit. Diese,

geschlagen, riefen die Ilanos (Seeräuber von Mindanao) zu Hülfe und beunruhigten die umliegenden Länder. Mit den Rayats (Orang-laut) überfielen sie Klabatlama, welches 1789 auch die Malajen von Siak überrumpelt; in 1792 fielen sie Sungiliat an; zwei Araber, die im Flusse lagen, halfen sie zurückschlagen. Nun zogen sie von Kapo nach Toboaly über Land, die Einwohner wurden als Sclaven weggeführt, ihre Battins ermordet. Die von Olim, Niering und Bankakotta flüchteten, ehe die Räuber erschienen. Diese nahmen Pankal, Koba, Kurao, die Einwohner flüchteten. Viele starben vor Elend; auch der Depatty von Pako kam um.

Die Rayat unter Panglima Raman, einem Bugginesen von Lingga, plünderten Pankalpinang; der Araber Abd-Allah-djalit vertrieb sie mit Hülfe der Bewohner von Lajang und Marawang. Die Ilanos machten einen Anfall auf Marawang; zurückgeschlagen, fuhren sie den Strom hinauf bis an den Kampong des Depatty Barin und drangen bis zum Fuss des Berges Maras vor, führten die Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, als Sclaven hinweg, wurden aber zu Blinju von dem Demang Satja Trono (einem Palembang'schen Beamten von chinesischer Abkunft) zurückgeschlagen. Nun nahmen sie Lumut und plünderten die Einwohner. Der Demang legte eine neue Redoute an, die bessern Widerstand bot. Eben so durchplünderten sie die Gegend von Layang und Mapur, das beinahe entvölkert würde. Zu Nuniang hielten sich die Einwohner in dem Penting Bakki.

Kottawaringin und Tampelang wurden nun verwüstet. Die Räuber lagen in der Mündung der Flüsse Djering, Kottawaringin und Mundo und drangen bis Belo und Rangam vor. Der Demang Singa Juda befreite viele Gefangene und trieb die Räuber aus den Flussmündungen. Zu Jebus schlugen die Chinesen einen Anfall der Räuber zurück. Der Demang von Sungi Bulu, ein Rayat in Palembang'schen Diensten, Surontakko oder Demang Minjok genannt, that wenig zur Sicherung der Nordküste. In Müntok warf man die Redoute Penting Saribu (weil der Sultan auch etwas beigesteuert hatte) auf; der Platz litt aber mehr durch innere Unruhen. Durch die Misshandlung von Abang Tawi, dem Sprössling einer der ältesten Familien von Müntok, entstand eine allgemeine Emigration, Radin Djafar, welcher wegen Entführung einer Frau von Palembang verbannt worden war, ging nach Linga, verband sich mit Panglima Raman und blokirte hierauf von den Nankaeilanden aus die Westküste, nahm Schiffe weg, plünderte den Penting von Jebus und raubte viel Zinn. Später liess sich Djafar zu Müntok nieder, nahm den Penting Saribu in Besitz und peinigte die Einwohner, um ihrer

Schätze habhaft zu werden. An dem Flüsschen Müntok Azyn liess er Nachts viele Menschen tödten. Bei der Ankunft einer von Batavia abgeschickten Commission flüchtete Djafar in das Gebirge (1800), wollte hierauf nach Mekka gehen, kam aber vor Banka um's Leben.

Der Reisbau verfiel, Hunger und Seuchen dünnten die Bevölkerung noch mehr, die Blattern verbreiteten einen solchen Schrecken, dass Mütter ihre Kinder verliessen und Väter ihre Söhne tödteten, wenn sie um Hülfe ihnen nachliefen. Viele wurden freiwillig Sclaven, um dem Elend zu entgehen, und der Makassar Penggawo Sengkang brachte Lebensmittel um den Preis von Menschen und führte diese als Sclaven weg.

Seit 1804 entfernten sich die Ilanos von Banka, die Rajats ebenfalls; nun aber erscheinen kleine Prauwen mit chinesischen Fischern, welche sich auf den Schmuggelhandel zulegten. Oft kamen diese Prauwpukat in Begleitung der Rayat zum Raube in die Mündung der Flüsse. Die Zinngruben mussten theilweise die Arbeit seit 1785 einstellen, Sungiliat, Blinju, Lajang und Marawang setzten aber die Arbeit fort. Oft wurden die Grubenleute bei der Arbeit gefangen und weggeführt.

Die Prinzen und Verwandten des Sultans pflegten als Häuptlinge der verschiedenen Besitzungen angestellt zu werden. So waren die bankanesischen Häuptlinge von Palembang'scher Abkunft und regierten die Insel als Vasallen des Sultans unter dem Titel von Depatti. Die Regierungsform sollte eine patriarchalische darstellen, artete aber nicht selten in eine despotische aus, so dass die Bankanesen oft sehr gedrückt wurden, weil die Depattis kein festes Einkommen, sondern ein mehr der Willkür überlassenes Bestehen hatten. — Nach der Wegnahme von Java durch die Engländer (1811) begannen die Einwohner von Palembang gegen die Holländer feindselige Gesinnungen zu äussern. (Diese bestanden grösstentheils aus Kaufleuten und einer geringen Besatzung und wohnten Palembang gegenüber in einer Faktorei.) Es handelte sich um nichts Geringeres, als um ihre gänzliche Vertilgung. Der Sultan gab sich den Schein, sie retten und auf Prauwen nach Batavia bringen zu wollen, allein auf Anstiften des Demang Osman (eines seiner Räthe) durchbohrte man die Prauwen und liess die Holländer am Sunsang (Mündung des Stroms von Palembang), während sie schliefen, sinken, indem die Prauwenführer die Pfropfen aus den Fahrzeugen zogen und sich entfernten. Man hatte bei dieser Schandthat auf das Gutheissen der englischen Regierung zu Batavia gerechnet, da man auf diese Weise die Engländer von einer Anzahl lästiger Kriegsgefangenen,

befreite; allein diese waren so human, das Verfahren abscheulich zu finden, und sandten eine Expedition aus, den Sultan zu züchtigen und zu entthronen. Obgleich die erste Expedition ihren Zweck nicht ganz erreichte, so eroberte doch bei der zweiten der Obrist Gillespie Palembang und setzte den jüngern Bruder des Sultans auf den Thron, wofür dieser die Insel Banka den Engländern als Eigenthum abtreten musste (20. Mai 1812), welche sie Herzog von Yorks-Insel nannten. Der entthronte Sultan wich mit seinen Schätzen aus dem Lande.

Nachdem die Holländer durch den Wiener Congress ihre Besitzungen in dem ostindischen Archipel wieder erhalten hatten (1816), nahmen sie 1817 Besitz von Banka.

Der vertriebene Sultan von Palembang wandte sich an die Regierung zu Batavia, vertheidigte sich dort gegen die Anschuldigung der Theilnahme an dem Morde der Holländer (1812), machte Ansprüche auf den verlornen Thron und wurde von der holländischen Regierung, der seine Unschuld eingeleuchtet haben muss, im Jahre 1818 wieder auf den Thron von Palembang erhoben. Den jüngern Sultan setzte man ab, liess ihn aber auf Palembang wohnen. Dieser beklagte sich über ein solches Verfahren bei den Engländern, die damals die Südwest-Küste von Sumatra (Benkulen) noch inne hatten, und verlangte Unterstützung zur Vertheidigung seiner Rechte. Die Engländer, deren Schutzbefohlener er war, sandten auch eine Abtheilung Bengalesen dem Fürsten zu Hülfe, die Truppen marschirten zu Lande nach Tibit-dingih und sollten den Maras herunter kommen; sobald man aber holländischer Seits von dieser Expedition unterrichtet wurde, schickte man ein Geschwader den Strom hinauf und nahm die englischen Truppen gefangen.

Der alte Sultan begann nichts desto weniger bald darauf gegen die Holländer feindselige Gesinnungen zu äussern. Im Jahre 1819 liess er plötzlich eines Morgens um 8 Uhr die holländische Faktorei, welche seinem Fort gegenüber lag, beschiessen. Die Holländer kamen sehr ins Gedränge; ihre erste Expedition gegen Palembang missglückte gänzlich und die Truppen waren genöthigt, nach Müntok auf der Nordwestküste von Banka zurückzuweichen. Zu gleicher Zeit begannen die Unruhen auf der Ostküste von Banka. Der Depatti Barin, ein Häuptling, dessen Familie unter dem Sultan von Palembang viel Ansehen auf Banka gehabt hatte, war von der niederländischen Regierung als Depatti von dem Distrikt Marawang beibehalten worden. Da er sich damit befasste, Zinn von den Minen nach dem Stapelplatze mit seinen Prauwen zu liefern, so vermisste man bald bedeutende

Quantitäten Zinn und gab ihm Schuld, er schmuggle solches aus dem Lande, um mit dem Gewinn davon seine rasende Spielsucht befriedigen zu können. Auf eine Vorladung des Distriktsbeamten, sich gegen diese Anschuldigung zu rechtfertigen, erschien er nicht, wendete sich vielmehr an den Sultan von Palembang und machte diesem den Antrag, bei gehöriger Unterstützung die Europäer von Banka vertreiben und das Land wieder in seine Gewalt bringen zu wollen. Von diesem erhielt er ein Manifest, in welchem er zum Depatti von Banka ernannt und die Ermordung aller Militär- und Civilbeamten anbefohlen wurde. Der Sultan machte sich in dieser Proclamation anheischig, drei Jahre lang für jeden Pikol Zinn neun spanische Piaster zu bezahlen. Wer nicht diesem Anerbieten beiträte, solle sofort als Feind behandelt werden. Der Depatti Barin liess dieses Plakat in allen Kampongs anschlagen und begann dessen Inhalt in Ausübung zu bringen. Damals war der Resident S. von Banka gerade auf seiner ersten Inspectionsreise durch diese Insel begriffen. Er war mit einem englischen Schiffe nach Sungiliat gekommen und wenige Tage nachher nach Pankalpinang abgegangen. Hier empfing er von dem damaligen Commissär M. die Nachricht von der verunglückten Expedition gegen Palembang und die Aufforderung, schleunig nach Müntok zurückzukehren, weil die Lage der Dinge seine Gegenwart in der Residenz nothwendig mache.

Die Ostküste befand sich bereits im Aufstand, und man warnte den Residenten, nicht ohne zahlreiche Bedeckung auf die Reise zu gehen. Die Umstände waren jedoch dringend und er machte sich auf den Weg, nachdem er drei seiner Diener vorausgeschickt hatte. Er selbst reiste mit acht Trägern (Kuli), einem Mandur und einem Aufpasser, der seinen Säbel trug. Die drei Diener des Residenten waren bereits in dem ersten Kampong, der 12 englische Meilen von Pankalpinang entfernt liegt, angehalten worden. Es sammelte sich viel Gesindel, das mit Donnerbüchsen und Lanzen bewaffnet war. Als der Resident dort ankam, liessen die Kulis den Tragstuhl fallen und liefen davon, indem sie riefen: „Tuwan djaga, ada orang djahat!“ (Herr, nimm dich in Acht, hier sind schlechte Leute.)

Der Resident sprang vom Stuhle, ergriff zwei Pistolen aus seiner Lade und schoss sie ab. Die eine versagte, mit der andern schoss er aber seinen eignen Mandur todt. Er warf sie als nutzlos zur Seite in das Gebüsch und rief dem Aufpasser nach seinem Säbel. Dieser aber wagte nicht, ihm solchen zu überreichen. Jetzt erhielt er den ersten Schuss aus einer Donnerbüchse in das Bein. Er

stürzte, raffte sich aber wieder auf und setzte sich, traurig das Haupt schüttelnd, unter einem Strauche nieder. Hierauf erhielt er noch einige Schüsse in den Leib und stürzte zusammen. Die Mörder fielen über ihn her und sägten ihm mit einem Klewang den Kopf ab. Sie steckten diesen auf eine Stange, trugen ihn im Kampong herum, salzten ihn darauf ein und liessen einen der angehaltenen Diener auf den Koran schwören, dass er dafür haften wolle, diesen Kopf an den Sultan von Palembang richtig zu überbringen. Ein anderer Diener war nach Pankalpinang zurück gelaufen und brachte dorthin die Nachricht von der Ermordung des Residenten.

Der Depatti Barin übefiel indess alle jene, welche sich weigerten, an seiner Rebellion Theil zu nehmen, liess ihnen die Köpfe abschlagen und ihre Wohnungen in Brand stecken. Jetzt begannen holländischer Seits die militärischen Operationen gegen Kottawringen und nach der Ostküste. Diese waren mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil der Mangel an gebahnten Wegen und Lebensmitteln nur ein langsames Vorrücken gestattete. Der Depatti Barin zeigte sich hier als ein tüchtiger Guerillaführer, indem er und sein Sohn, der Depatti Amir, sich stets unsichtbar zu machen wussten, wenn sie in die Enge getrieben waren. Auch bot ihnen das undurchdringliche Dickicht der Urwälder eine sichere Zufluchtsstätte.

Im Jahr 1821 fand die Eroberung von Palembang statt, welche in der Geschichte des ostindischen Archipels immer Epoche machen wird. Mit ihr wurde auch die feindliche Macht auf Banka auseinandergesprengt. Der Depatti Barin flüchtete und man konnte seiner nicht habhaft werden.

Im Jahr 1826 befand sich Capitän Schwend als Militärcommandant auf Baturussak, welcher es sich angelegen sein liess, den Depatti Barin zu fangen, weil er ihn als die Ursache aller Unruhen betrachtete. Man war so weit gekommen, dass man sich unter Zusage von sicherm Geleite gegenseitig besuchte. Auf einer Reise nach Müntok übernachtete Capitän Schwend sogar bei dem Depatti Barin. Sie schliefen auf Matten neben einander. In der Nacht stand Schwend auf, legte sein Gewehr auf den schlafenden Depatti an, drückte los, das Gewehr versagte und der Depatti wurde wach. Jetzt gab ihm Schwend mit dem Gewehrkolben einen Schlag, den er aber mit dem Arme parirte (wovon er mir später noch die Narbe und einen steifen Finger zeigte, indem er erklärte, er habe es damals aufrichtig mit dem Gouvernement gemeint; anders sei es ihm ein Leichtes gewesen, den Capitän zu ermorden). Der Depatti Barin entfloh und verlangte für diese ihm zugefügte Beleidigung 100 spanische Piaster Entschädigung, worauf

er, weil Schwend sich nicht dazu verstand, die Unruhen von Neuem begann.

Es wurden 2 Frei-Colonnen gegen ihn gesandt. Man kam so weit, dass er endlich eingeschlossen war; aber gerade in diesem Momente erschien der Bevollmächtigte Launy von Batavia, welcher zur Untersuchung der Sache des Commissärs Haase nach Banka gesandt war, in Müntok. Er befahl 1828 Waffenstillstand, unterhandelte mit dem Depatti Barin und bewilligte ihm unter der Bedingung, dass er und sein Sohn Amir in der Folge aller Einmischung in die inländischen Angelegenheiten sich zu entschlagen und ferner ruhig zu verhalten hätten, eine Pension, die unter dem Residenten Colonel Reeder auf 50 Gulden monatlich festgesetzt wurde. Er und Depatti Amir schworen Treue dem Gouvernement.

Bei meiner Abreise von Banka lebte er und sein Sohn noch; der Alte in dem zur Befestigung trefflich gelegenen Kampong Mandara (8 englische Meilen über Batturussak, an dem Strome, welchen er beherrscht); der Depatti Amir hatte sich Baturussak gegenüber einen Kampong erbaut. Der Alte genoss noch viel Ansehen bei der Bevölkerung, welche ihn überdies für kugelfest hielt, weil er aus allen Gefahren mit heiler Haut davon gekommen war. Seine Waffen hat er fast alle veräussert, seine Pension verspielt er, so dass er sehr armselig lebt. Ich fand bei ihm mehr Reinlichkeit, als bei andern Eingebornen. Er hat 4 Weiber und mehrere Kinder. Der Depatti Amir ist ein gefährlicher Mensch von verdächtigem Aeussern. Im Jahre 1850 wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und er vogelfrei erklärt. Der alte Depatti hat ansprechende Züge; in seinem Gesichte liegt etwas von Napoleon. Er empfing auf Baturussak seine Pension und stand desshalb mit mir stets in gutem Vernehmen. Oft kam er zu mir; es ging dann ohne Geschenke nicht ab, die freilich von unserer Seite stets bedeutender, als von der seinigen waren. Hin und wieder machten wir auch in einem kleinen Kahne (Sampan) Ausflüge nach seinem Kampong. Wir gingen dann früh Morgens von Batturussak weg und bedienten uns der Regenschirme statt der Segel, die später, wenn die Sonne höher stand, uns als Sonnenzelt dienen mussten. Mittags kamen wir an, assen bei ihm, jagten in seiner Ladang, beschenkten seine Kinder und gingen des Abends wieder zurück. Dann war die Luft mild und kühl; der tiefblaue Himmel funkelte mit unzähligen Sternen, die in dem spiegelglatten Strome widerglänzten; der schwarze, schweigende Wald, welcher sich bis in die Fluthen drängte, leuchtete von Millionen Smaragdfunken, die von unzähligen geflügelten Insekten herrührten. Ausser dem Takte der Ruder unter-

brach dann nur das tiefe Gebrüll des Ludong, den wir aus seinem Lager aufscheuchten, oder das Schnappen eines Krokodils die feierliche Stille. Die Gefühle, welche dann sich unserer bemächtigten, kennt nur der, welcher die Herrlichkeit ostindischer Nächte erlebt hat. Im Jahr 1841 und 1842 brach ein Aufstand unter den Chinesen aus, der nur mit Mühe unterdrückt wurde.

Seit dieser Zeit ist es (einige Unruhen unter den Chinesen abgerechnet) ruhig auf Banka geblieben. Die Civilisation schreitet, wenn auch nur langsam, doch allmälig fort. Der Ertrag der Zinnminen wird mit jedem Jahre bedeutender. Bereits verbreiten sich über die ganze Insel Wege, die jedoch nur für Fussreisen geeignet sind, weil die Brücken aus rundem, unbehauenem Holze bestehen, zwischen welchem ein Pferdehuf leicht durchbricht, und die Hügel das Fahren unzweckmässig machen. Die Kampongs werden besser gebaut, viele chinesische Plätze haben sogar schöne, wohlgezimmerte Wohnungen, in welchen der Reisende mehr Bequemlichkeit als in den Waldorten findet. Müntok selbst verschönert sich mit jedem Tage. Die Bevölkerung der Insel ist im Zunehmen begriffen.

Dem Flächeninhalte nach könnte diese Bevölkerung zehnmal stärker sein. Manches von der Natur weniger freigiebig ausgestattete Land in Europa ernährt auf gleich grossem Flächeninhalt über eine Million Einwohner. So mancher schöne Landstrich, der jetzt ungenützt daliegt, könnte bei gehöriger Cultur einer Menge fleissiger Colonisten Lebensunterhalt gewähren. Würde man den Boden düngen, so hätte man nicht nöthig, das einmal gebrauchte Feld zu verlassen und jedes Jahr einen schönen Hochwald zur Anlage der Ladang zu ruiniren. Im Gegentheil ist der Hochwald als Wasserbehälter, der die Austrocknung des Bodens verhindert, so viel als möglich zu schonen und nur da, wo er durch Moräste der Gesundheit nachtheilig wird, zu entfernen. Zur Einführung von Zugvieh könnte so manche wüste Haide, die jetzt von wildem Gestrüppe und Farrenkraut überdeckt ist, urbar gemacht und zu Weideland benützt werden. Es könnte dadurch den Eingebornen die Last der schweren Kulidienste erleichtert, die Wege fahrbar gemacht und der Transport von Gütern, welcher jetzt durch Menschen geschieht, durch Zugthiere verrichtet werden. Freilich müssten dann an Höhen und Tiefen die Wege mehr geebnet und dauerhafte Brücken angelegt werden. Aber der jetzt als Lastthier benützte Bankanese könnte dann der Cultur des Bodens sich widmen, der Verkehr und Handel müsste begünstigt werden, und ein zehnfach grösserer Gewinn, als aus dem Monopol des Zinn-

handels, würde durch regeren Verkehr und lebhafteren Handel dem Mutterlande aus dieser Besitzung erwachsen. Was diese Länder bei sorgfältigem Anbau werden können, das zeigt Java, welches durch den Reichthum seiner Produkte Niederland wohlhabend gemacht und von seiner Schuldenlast, ja vor dem drohenden Banqueroute gerettet hat.

Die Zulassung europäischer Colonisten in dieses Land wird zeigen, was es hervorzubringen vermag.

Zweite Reise nach Ostindien.

Von schwerer Krankheit ergriffen, bin ich im Jahre 1839 von der Nordwestküste Sumatras nach Java zurückgekehrt, wo ich das Glück hatte, zwei Jahre Urlaub nach Europa zu erhalten, worauf der in Niederländisch-Indien stehende Beamte erst nach fünfzehn Dienstjahren Ansprüche machen darf. Eine Krankheit verschaffte mir also das Glück, das Vaterland und die Meinigen wieder sehen zu dürfen und am heimischen Herde mich von dem verderblichen Fieber zu erholen, welches in Folge der Strapazen und des Aufenthaltes an ungesunden Küstenplätzen in Indien mich ergriffen hatte. Zu den Strapazen rechne ich die ersten Dienstleistungen auf Java, wo ich, ein Neuling in diesem Lande, sechs Monate lang den schweren Campementsdienst zu Weltevreden versah, ohne Pferdefourage zu erhalten, welche jetzt den Sanitätsofficieren zu Theil wird. In dem ungesunden Lande auf der Ostküste von Banka waren Ursachen zur Krankheit genug vorhanden; ich darf nur an die morastigen Ufer der Strombette erinnern, welche während der Fluth meilenweit überschwemmt sind, während der Ebbe durch die giftigen Ausdünstungen des von Brackwasser durchweichten Bodens dem in seiner Nähe sich Aufhaltenden oft schon in einer einzigen Nacht eine tödtliche Erkrankung zuziehen, so dass selbst die Holzfäller der Schiffe die nächtlichen giftigen Ausdünstungen dieser Moräste zu vermeiden suchen. Der Garnisonsplatz Baturussak ist ganz von sumpfigem Wald umschlossen. Nach der Ankunft zu Batavia, wo ich einen, wenn auch nicht lucrativen, doch salubern Aufenthaltsort zu erhalten hoffte, hatte man mich bei der colonialen Marine angestellt und mir das Marineetablissement Onrust angewiesen, welches das Grab der Europäer genannt zu werden verdient, und später mich auf den Schooner Pylades detachirt, der damals den Dienst als Wachtschiff auf der Rhede von Batavia versah. Auf diesem kleinen Fahrzeug befanden sich der Zeit 100 Mann, und wurden auch

Officiere von andern Kriegsschiffen evacuirt, so dass man mir (den Doctor betrachtet man bei der Marine als jüngsten Officier) zumuthete, die Doctorscajüte zu räumen und im Zwischendeck ein Logis zu suchen. Das war aber kaum vier Fuss hoch; man konnte nur unter dem Langboot weg in dasselbe kriechen, und in diesem Raum herrschte von der Ausdünstung von 100 Seeleuten eine höllische Atmosphäre, so dass schon beim Eintritte der Schweiss in Strömen vom Körper lief. Desshalb liess ich mir jeden Abend nach dem Nachtschuss die Matratze auf das Verdeck bringen und schlief, den mit Sternen besäeten Himmel als Zelt über mir, auf der Rhede von Batavia, welche wegen ihrer Ungesundheit berüchtigt ist. Die Willkür, uns bei der colonialen Marine dienen zu lassen, war um so ungerechter, als bei der Anstellung in Holland man uns von einer solchen Verpflichtung nicht in Kenntniss gesetzt hatte und wir selbst von dem geringen Sold Alles beköstigen mussten, während die Sanitätsofficiere von der niederländischen Marine während des Dienstes in den Colonien Zulagen und Tafelgelder genossen und überhaupt nicht auf so kleinen, höllisch heissen Fahrzeugen dienen mussten, wie die colonialen Schooner und kleinen eisernen Dampfschiffe. Viele meiner Collegen sind auf diesen zu Grunde gegangen, da sie die Dienstzeit von zwei bis drei Jahren nicht überlebten. Nur auf die dringende Vorstellung, dass, wenn man mir nicht einen Landposten zuertheile, ich meinen Abschied einreichen würde, ward mir endlich Erlösung und die Sendung nach der Nordwestküste von Sumatra zu Theil. Vielleicht wäre mir ein besserer Posten zu Theil geworden, wenn ich nicht versäumt hätte, bei der Ankunft zu Batavia dem ersten Schreiber des geneskundigen Chefs den gewöhnlichen Tribut zu entrichten; denn dieser Mann nannte sich selbst die rechte Hand des geneskundigen Dienstes und konnte um so freier schalten, weil nach dem Austritt des tüchtigen Peitsch zwei schwache Chefs folgten, von welchen der eine als Dilettant der Astronomie in seinen wissenschaftlichen Forschungen stets über den Wolken schwebte, der andre als guter Rinderhirte und Butterfabrikant sich so wenig um das Sanitätswesen bekümmerte, dass obgenannter Schreiber, der als Lebemann und Libertin oft den Gehalt, welchen er an die Sanitätsofficiere zu Batavia ausbezahlen sollte, durchgebracht hatte und desswegen in der Klemme sass, daher leicht bestechlich war, mit den Doctorsposten einen ordentlichen Handel trieb. — — —

Das Brod, welches uns Myne heeren die Holländer so sehr missgönnten, dass sie sogar in ihren Journalen auf eine pöbelhafte Weise über die in ihren Diensten stehenden,

also wehrlosen Deutschen herfielen, war für diese ein bittres Stück Brod. Manche, durch die feige Cujonade aufs Aeusserste gebracht, starben elend in den Hospitälern, Andre haben ihrem qualvollen Leben selbst ein Ende gemacht. Man schickte damals deutsche Aerzte bei Vorzug auf die ungesundesten Plätze, bei meiner Rückkehr nach Indien waren von 22 Aerzten auf Sumatra 19 deutsche; auf dem ungesunden Amboina allzumal deutsche. Nicht zufrieden mit einer animirten Behandlung, gab man durch unerhört strenge Examina die deutschen Doctoren der Prostitution preis, während man anerkannt unwissende Holländer avanciren liess, ja diesen noch vorzügliche Noten zuertheilte. — Schmach jenen Dunkelmännern, welche es nicht ungerne sahen, dass die Deutschen öffentlich so misshandelt wurden, dass man ihnen die Erniedrigung des Sanitätswesens Schuld gab, während man den vollblütigen Holländern die besten Sinecuren auf Java preisgab und sie den Kern des geneskundigen Dienstes nannte. Dieser Kern bestand aus ci-devant Barbitonsoren, Stüürmannslehrlingen und Charlatans; der knappste derselben ist noch lange in Indien unter dem Namen Koppensneller bekannt geblieben.

Während meines Aufenthaltes in Europa hatte ich Gelegenheit gehabt, mich von dem bessern Volksgeiste der Deutschen selbst zu überzeugen; das Nationalbewusstsein hatte sich gehoben und die Deutschen waren nicht geneigt, auch fortan von ihren Nachbarn sich misshandeln zu lassen. Die Arroganz der letztern musste daher um so mehr verletzen, als das Bewusstsein ihrer Inferiorität ihnen nicht verborgen bleiben konnte.

Ungerne schied ich dies Mal aus dem Vaterlande, da die Gerüchte, welche von Java kamen, den Zustand der Colonie als nicht sehr reizend schilderten. Um der Finanznoth in dem Mutterlande abzuhelfen, hatte man wieder zu der Colonie seine Zuflucht genommen und diese etwas stark angesprochen. Selbst die Subalternbeamten sollten die holländischen Staatsschulden bezahlen helfen. Allen muthete man eine erhöhte Contribution zu, und auch die Officiere sollten nicht frei bleiben. Man erliess sogar ein rückwirkendes Gesetz in Betreff der Contribution zu dem Pensionsfond, was grosse Unzufriedenheit zur Folge hatte.

Für einen Deutschen war das goldene Zeitalter in Indien schon längst vorüber. Die Periode, in welcher man vom Trommelfell bis zum pergamentnen Generalsdiplom Riesenschritte machte, gehörte der fabelhaften Mythe an. In Schaaren drängten sich vollblütige Niederländer nach den Colonien, wo sie die Deutschen als fremde Glücksucher, die ihnen das Brod vor der Nase wegschnappten, mit scheelen Augen ansahen. Armseligkeit und Hunger-

leiderei kam an die Tagesordnung. Das gemünzte Geld war aus der Circulation verschwunden, Handel und Verkehr siechte — und das Ausbeutungssystem zeigte sich in seiner ganzen Unersättlichkeit. Fürwahr, die Zeit meiner Anstellung in Indien war keine günstige, und die Entbehrungen, welche man sich gefallen lassen musste, haben keinen entsprechenden Lohn gefunden — für Jugend, Gesundheit, Aufopferung der besten Kräfte und Lebensjahre sind uns nur Misshandlung und Undank zu Theil geworden.

Von Rotterdam sollten wir dies Mal die Reise antreten. Den 17. November 1841, des Morgens um 9 Uhr, begab ich mich an Bord des Ostindienfahrers, mit dem ich nach Batavia reisen sollte. Weil die Schiffe des Rheders, mit welchem ich unterhandelt hatte, durch Grösse, Schönheit und Comfort unter den holländischen sich auszeichnen, hegte ich von dem Schiffe, das uns überführen sollte, gleiche Erwartung, fand mich aber bei dem ersten Anblick desselben bitter getäuscht. —

Die junge Adriana war eine alte Fregatte, welche weder durch Grösse, noch Schönheit, noch Comfort sich auszeichnete. Im Jahr 1805 zu Kopenhagen erbaut, 1817 vom Stapel gelassen und 1821 von dem holländischen Rheder angekauft, hatte sie seitdem schon ein gutes Zehntel Reisen nach Ostindien gemacht und auch den berühmten Fr. von Siebold nach Java übergesetzt; eine solide Construction abgerechnet, konnte sie auf nichts Rühmenswerthes Anspruch machen, litt vielmehr an allen Gebrechen, welche ein so hohes Alter mit sich bringt. Wegen des altmodischen Rumpfes war sie ein schlechter Segler, der ohne Sturm eben so wenig, als eine stetige Mähre ohne Peitsche voraus wollte; sie leckte schon auf der Rhede und war schmierig wie ein Theerfass. Ihr Capitän, ein roher Seewolf, der vom Matrosen bis zum Befehlshaber auf der jungen Adriana gefahren und desshalb eine zärtliche Neigung für sie gefasst hatte, konnte es nicht ertragen, wenn man sich Anspielungen auf ihre Tugenden erlaubte, und pflegte die Stichworte durch den Machtspruch zu entkräften:

Al loopt het haasje nog soo snel,
De koe komt er evenwel.

Die Fregatte wurde zwar auch gemolken, gab jedoch keine Milch, sondern eine reichliche Menge Kielwasser, und zwar alle 24 Stunden nicht zwei, sondern zwölf Mal. Auch die Steuerleute standen mit dieser Seekuh in Harmonie; der erste, ein kleines Männchen mit mausfarbenen Haaren, struppigtem Backenbart und krummen Beinen, erinnerte, wenn er in aschgrauem Anzug beim Volke umherschlich, wenig sprach und viel hörte, lebhaft an den Schrivten in

also wehrlosen Deutschen herfielen, war für diese ein bittres Stück Brod. Manche, durch die feige Cujonade auf's Aeusserste gebracht, starben elend in den Hospitälern, Andre haben ihrem qualvollen Leben selbst ein Ende gemacht. Man schickte damals deutsche Aerzte bei Vorzug auf die ungesundesten Plätze, bei meiner Rückkehr nach Indien waren von 22 Aerzten auf Sumatra 19 deutsche; auf dem ungesunden Amboina allzumal deutsche. Nicht zufrieden mit einer animirten Behandlung, gab man durch unerhört strenge Examina die deutschen Doctoren der Prostitution preis, während man anerkannt unwissende Holländer avanciren liess, ja diesen noch vorzügliche Noten zuertheilte. — Schmach jenen Dunkelmännern, welche es nicht ungerne sahen, dass die Deutschen öffentlich so misshandelt wurden, dass man ihnen die Erniedrigung des Sanitätswesens Schuld gab, während man den vollblütigen Holländern die besten Sinecuren auf Java preisgab und sie den Kern des geneskundigen Dienstes nannte. Dieser Kern bestand aus ci-devant Barbitonsoren, Stüürmannslehrlingen und Charlatans; der knappste derselben ist noch lange in Indien unter dem Namen Koppensneller bekannt geblieben.

Während meines Aufenthaltes in Europa hatte ich Gelegenheit gehabt, mich von dem bessern Volksgeiste der Deutschen selbst zu überzeugen; das Nationalbewusstsein hatte sich gehoben und die Deutschen waren nicht geneigt, auch fortan von ihren Nachbarn sich misshandeln zu lassen. Die Arroganz der letztern musste daher um so mehr verletzen, als das Bewusstsein ihrer Inferiorität ihnen nicht verborgen bleiben konnte.

Ungerne schied ich dies Mal aus dem Vaterlande, da die Gerüchte, welche von Java kamen, den Zustand der Colonie als nicht sehr reizend schilderten. Um der Finanznoth in dem Mutterlande abzuhelfen, hatte man wieder zu der Colonie seine Zuflucht genommen und diese etwas stark angesprochen. Selbst die Subalternbeamten sollten die holländischen Staatsschulden bezahlen helfen. Allen muthete man eine erhöhte Contribution zu, und auch die Officiere sollten nicht frei bleiben. Man erliess sogar ein rückwirkendes Gesetz in Betreff der Contribution zu dem Pensionsfond, was grosse Unzufriedenheit zur Folge hatte.

Für einen Deutschen war das goldene Zeitalter in Indien schon längst vorüber. Die Periode, in welcher man vom Trommelfell bis zum pergamentnen Generalsdiplom Riesenschritte machte, gehörte der fabelhaften Mythe an. In Schaaren drängten sich vollblütige Niederländer nach den Colonien, wo sie die Deutschen als fremde Glücksucher, die ihnen das Brod vor der Nase wegschnappten, mit scheelen Augen ansahen. Armseligkeit und Hunger-

Wir machten der Europa einen Besuch und fanden auf ihr ein Detachement Soldaten, einen Obristen mit Familie, vier Infanterieofficiere, einen Lieutenant von der Cavallerie und zwei Militärärzte. Sie sollte nach Afrika segeln, um von der Goldküste den letzten Transport Neger zu holen, welche zufolge des Contractes mit dem Sultan von Asshantée jährlich an die indobatavische Colonie abgeliefert wurden, welche Menschenlieferung jetzt auf Einsprache der Engländer aufhören musste, weil diese aus Eifersucht oder aus Humanität sie mit dem Namen Sclavenhandel bestempelten, worüber die Holländer nicht sehr willfährig, aber doch eine gute Miene zum bösen Spiel machten, denn noch im April 1850 las man einen breiten Artikel im Amsterdam'schen Handelsblatt, der unter der Aufschrift: Waarschuwing tegen Communisme mit batavischer Logik die Sclaverei vertheidigt. Die nach niederländisch Indien geschleppten Afrikaner sind schnell genug durch Lungen- und Herzkrankheiten, Heimweh und Wahnsinn hinweggerafft worden, welche Erscheinung physikalisch und physiologisch sich wohl erklären lässt. Wir schweigen von den Mitteln, durch welche die schwarze Majestät von Asshantée ihren weissen Brüdern den jährlichen Tribut an Menschenfleisch besorgt hat.

Bereits monatlang lagen mehrere Schiffe auf der Rhede, denn westliche Winde machten das Aussegeln unräthlich. Von der Rhede bis in die See ist die Mündung voller Bänke und Untiefen; das flache, kahle, in Niedrigkeit versinkende Land, das aus der civilisirten Welt hinausgeschobene Helvoet, Schneewolken, durch rauhe Stürme dahergejagt: siehe da das trostlose Bild, welches uns Europa beim Abschied bot. Jetzt schon mussten wir mit den Gefahren und Schrecken kämpfen, welche den Seereisenden nur auf dem Ozean heimsuchen. Fast täglich kamen Zeitungen von in den Canal und an den Küsten der Nordsee verunglückten Schiffen. Den 29. November strandete vor unsern Augen auf der Bank von Pampus eine Brigg, welche von Antwerpen gekommen, deren Mannschaft mit Lootsenbooten gerettet wurde. Wie Geier, welche Aas wittern, versammelten sich alle Morgen die Bewohner der naheliegenden Häuser am Strande, um von den aus der See geworfenen Resten verunglückter Schiffe wo möglich etwas zu erbeuten.

In der Nacht des 10. December wüthete ein heftiger Sturm. Die junge Adriana lag keine zwei Schiffslängen von einer Barque vor Anker. Der Nordwind brauste in gewaltigeren Stössen; die über die Bank stürzende Brandung ward immer lauter. Das Schiff dröhnte; um 10 Uhr trieb eine Pink gegen uns, welche trotz aller Sorge mit ihrem Anker in unsre Kette sich verwickelte, und obgleich

wir noch einen Anker fallen liessen, trieben wir doch gegen die vor uns liegenden Schiffe und stiessen fast mit der Barque Louise Marie zusammen. Die Mannschaft arbeitete die ganze Nacht hindurch, und dem Capitän und Lootsen waren mit Tagesanbruch von dem scharfen Winde die Augen blutroth unterlaufen. Um 2 Uhr gelang es, von der Pink los und wieder auf festen Ankergrund zu kommen. Mehrere Tage hielt der Wind an. Den 23. December löste sich des Nachts der Anker und das Schiff trieb durch die Nachlässigkeit des die Wache haltenden, aber wie gewöhnlich schlafenden zweiten Steuermanns zwischen allen Schiffen hindurch mit seltnem Glücke bis über Helvoetsluis stromaufwärts, wo es auf einer Bank sitzen blieb. An dem Stossen und Stampfen erkannten wir sogleich, dass wir fest sassen. Die Passagiere hielten sich über diese wiederholten Unfälle auf, und wir beschlossen, wo möglich von einem Schiffe wegzugehen, das auch leck war. Dies erfuhr der Capitän, wurde uns desshalb bitterböse und trug uns während der ganzen Reise Feindschaft zu.

Man hisste zwei Laternen an den grossen Mast und mit Tagesanbruch die Nothflagge, worauf alsbald von verschiedenen Seiten zu unsrer Hülfe geeilt wurde. Die Slampampers fischten für 300 Gulden den Anker wieder auf, welchen wir hatten schlüpfen lassen müssen.

Der Wunsch, von einem Schiffe, das leck und durch die Nachlässigkeit noch gebrechlicher war, wegzukommen, blieb unerfüllt; wir mussten unsern Trost in dem Vers suchen:

Wy zyn eenmaal in het schuitje,
En het noodlot voert ons mee.

An den trübseligen Weihnachten wünschten wir sehnlichst einen guten Wind, der jedoch erst gegen Neujahr sich eingestellt hat. Der 30. December kündigte unsre Erlösung an; schon in der Frühe spürte ich die kältere Luft, welche der Ostwind brachte. Wäre Frost eingefallen, so hätten wir den Winter von 18⁴¹/₄₂ in diesem Jammer liegen bleiben müssen.

Abreise aus Europa.

Die Nebel zerreissen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Göthe.

Der Wind war Nordost; auf allen Schiffen wurde es lebendig. Die Segel wurden entrollt, die Anker gelichtet,

der Chorgesang der Matrosen ertönte und das Herz pochte in kräftigeren Schlägen. Der Wind schwellte die Segel, und froh fuhren wir hinaus in die freie, unendliche See. Alle die stattlichen Ostindienfahrer, Dreimaster, Barquen, Briggen und Schooner segelten in langem Zuge, voran die Brigg Arend, am Schlepptau des Kriegsdampfers Cerberus, dessen schwarze Rauchsäule, wie die Jehovah's den Kindern Israël's, allen folgenden Schiffen den Weg in die offene See zeigte. — Der Horizont in der Ferne war klar und hell, und blau lag vor uns die weite Fläche des Meeres, so ruhig, als ob kein Sturm sein Inneres aufgewühlt, während hinter uns der ganze Südwest von glühendrothen Streifen umzogen und Helvoetsluis in das düstere Licht einer schwarzen Wolke gehüllt war. Abends nach 5 Uhr kamen wir in die offne See. Sanft gleiteten wir über die stille, trügerische Tiefe, und selbst die winterliche Sonne begrüsste uns mit einem freundlichen Lichtstrahl. Solch günstiges Wetter behielten wir durch den ganzen Canal. Den 1. Januar 1842 passirten wir Dover und Calais und setzten den Lootsen aus. Das Wetter wurde nebeligt, die Kälte eher erfrischend und stärkend, als unangenehm. Der Capitän hielt bei Tische eine Ansprache, in welcher er nicht wenig auf seine Allmacht an Bord pochte, so dass es schien, als ob man nicht mehr onder de wet van Koophandel fahre, sondern an Bord der Willkür eines Seeräubers preisgegeben wäre. Vor der Hand war nichts dagegen zu thun; am Ende der Reise haben wir ihm unsre Beschwerden und seine Unverschämtheit vorgehalten und ihn eben so feige und kleinmüthig, als zuerst herrisch und grossprahlerisch gefunden. Wohl dem, der vor dem Antritt einer grossen Seereise erst mit dem Charakter des Schiffscapitäns sich vertraut machen kann, denn dieser erheitert oder verbittert die ganze Reise. Der unsrige, ein Mann von robuster Statur mit knochigten, steifen Beinen, fiel den Passagieren durch die keineswegs rosige Laune lästig, welche ihm seine Obstructionen verursachten, machte jedoch nicht ohne Glück den Damen die Cour, besonders der Mevrouw L., einer langen Dame mit kurzem, blondem Haar und blassen Augen, auf deren schlanke Taille und kalte Schönheit die Schilderung des Baron d'Haussez passte, wo er sagt: Die Schönheit der Holländerinnen besteht einzig in einer blendend weissen Haut, welche Züge deckt, die ohne Uebertreibung hervortreten und regelmässig sind, ohne reizend zu sein, weil ihnen aller Ausdruck fehlt. — Man vergebe diese Skizze von einer Dame und halte die Schilderung der übrigen Passagiere mir zu gute, welche wenigstens das für sich hat, dass sie den Menschenschlag, mit welchem man in

den Colonien zu leben bestimmt ist, uns etwas näher vor das Auge führt.

Ein Collega von mir, der ebenfalls mit Urlaub in Europa gewesen, ging jetzt mit Frau und Kind wieder nach Indien zurück; er, ein herzensguter Mann, sie, eine leidenschaftliche Frau; das Kind, der Augapfel beider, ein naivungezogener Junge.

Ein Officier, dessen Braut auf der Amboina sich befand, ging in der frohen Aussicht, Hymens Band zu schlingen, nach Java, wo er an seiner Familie einen guten Kruiwagen fand, auf dem es ihm bei einem gestriegelten, geschniebelten Aeussern nicht fehlen konnte, eine indobatavische Carriere zu machen. Zwar seine Braut tröstete sich während der langen Reise, vielleicht aus einer Gefühlsleere, welche die liebeglühenden Spanierinnen el fastidio nennen, in den Armen eines Andern, aber seinen Zweck, eine Carriere zu machen, hat er nicht verfehlt. —

Zwei im indischen Archipel geborne, in Holland erzogene hoffnungsvolle Jünglinge, welche in Europa das Malajische verlernt hatten, ohne holländisch zu lernen, und an das Sprüchwort erinnerten:

„Es flog ein Gänslein über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim,“

gingen jetzt wieder dahin, woher sie gekommen, ohne dass die Wissenschaft, welche sie in Europa aufgethan, ihnen beschwerlich zu fallen schien.

Ein katholischer Geistlicher war auf der jungen Adriana die anziehendste Erscheinung. Dieser junge Mann von langer, engbrüstiger Gestalt und blühender Gesichtsfarbe besass jene Rigidität des Charakters, welche die holländischen Theologen heute noch auszeichnet, und welche auch in der schwarzen Kleidung, dem zugeknöpften Rock und Weste und stehenden Kragen, dem blendend weissen Beffchen, den Kniehosen, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen sich kund gibt. Dass es zwischen ihm und mir zu einem Ideenaustausche kommen müsse, war vorauszusehen. Im Brausen der wogenden See, auf den Bergen an den brennenden Kratern, in der tiefen Nacht unterirdischer Höhlen hat der Gedanke an Gott, Seele, Unsterblichkeit während dieses unsteten Lebens meinen Geist bewegt. Immer war das Streben und Ringen nach dem Glauben mir als Hauptzweck des Daseins erschienen, und wenn auch dieser Glaube noch wankend ist, bin ich doch zur Ueberzeugung einer sittlichen Weltordnung gelangt und trage die Hoffnung im Herzen, dass mein Geist in der Welt ohne Ende und ohne Grenzen nicht vernichtet, sondern im Jenseits einer höhern Vollkommenheit theilhaftig werde. Zwar zu der Lehre, man müsse unbedingt glauben,

kann ich mich nicht bekennen, und der starre Wahn der Offenbarung durch einen Deus ex machina ist mir nicht zu Theil geworden; ich konnte also mit meinem Reisegefährten in seinen Ansichten nicht ganz übereinstimmen. Er ist den Märtyrertod gestorben, indem er später zu Padang auf Sumatra von seinem malajischen Bedienten, der um seine Entlassung gebeten, und den er nach seiner Heimath nicht zurückkehren lassen wollte, mit dreizehn Dolchstichen ermordet wurde, und hat den Ruf eines rechtschaffenen Geistlichen mit in das Grab genommen. Wird sein Geist die Wahrheit erkannt haben, welche der meinige hienieden noch sucht? wird seine Ueberzeugung gerechtfertigt oder getäuscht worden sein? — Wer vermag die Zweifel zu lösen, welche uns auf der irdischen Bahn noch umstricken! Er hat vollendet und ist an dem Ziele angelangt, welches mir die undurchdringliche Wolke des Jenseits noch verbirgt. Irrend in der Dämmerung dieser Welt, rufe ich zagend mit dem Dichter:

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm emporgejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf und fragt:
„Sein und Werden“, seid ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüberwehen
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasieen untergehen? — —

Die hohe See.

Der Himmel blieb umwölkt, die Luft aber wurde heller, der Ostwind stärker, den 3. Januar passirten wir Wight und an Startby verloren wir die vielen Schiffe aus dem Gesicht, indem wir mit einer Elfmeilsfahrt dahinbrausten. Den 5. Januar rollten wir über die sogenannten Gronden, wo die Seekrankheit mich so heftig ergriff, dass Boz Dickens, der auf einem Dampfschiff vor uns nach Amerika fuhr, sie nicht zu stark geschildert hat, denn gerade jenes Dampfschiff vermehrte durch den Anblick seiner schaukelnden Bewegungen und durch den schwarzen, fettigen Rauch bei feuerrothem Himmel den Seejammer, welchen dieser geniale Schreiber so wahr beschrieben hat.

Bereits den 7. waren wir in der spanischen See. Den 10. lief der Ostwind in Südwest um, der den 12. in einen Sturm überging, in welchem Alles durcheinander polterte und unser Zimmermann von dem riesigen Cabeltau an einen

Stützbalken im Raum gepresst wurde, dass er beinahe das Bein brach. Er schrie entsetzlich, und nur mit Mühe gelang es, das Tau abzurollen; ich eilte, dem Manne Hülfe zu leisten, fiel aber über eine zersprungene Theertonne, deren Inhalt mich weidlich einseifte. Das Uebermass von Jammer bringt oft eine gute Wirkung hervor, und so sterbensweh es mir auch war, konnte ich doch das Lachen über meinen unglücklichen Zustand nicht bemeistern. Bis zum 14. konnten wir fast kein Auge schliessen. Erst nachdem sich der Wind gelegt, fühlten wir unter dem blauen Himmel das mildere Clima. Ich liess jetzt die Pflanzen auf das Verdeck stellen, welche ich nach Java in blühendem Zustande überbringen sollte, und bei der täglich zunehmenden Wärme keimten sie schnell empor.

Den 16. Januar sahen wir Morgens um 10 Uhr die bergigte Insel Porto Santo und Mittags Madeira und die Desertas. Den 22. Januar passirten wir den Wendekreis des Krebses, und nun erst legten wir die schweren Winterkleider ab, welche uns seither gute Dienste geleistet hatten. Ein frischer Passat schwellte die Segel, das Schiff lief mit einer guten Fahrt durch das blaue Meer, aus dem sich ganze Schwärme fliegender Fische erhoben, von denen zuweilen einer in das Rosterwerk fiel und dann als Leckerbissen auf der Tafel prangte. Einige Hunde verloren in der zunehmenden Wärme ihre Munterkeit und verfielen in Zuckungen, aus denen sie durch Uebergiessen mit Seewasser errettet wurden; die blasse Schönheit wurde sehr scherzhaft und der Capitän sehr verliebt, die übrigen Passagiere aber träge und langweilig, weil der Aufenthalt an Bord auf die Dauer nichts Anziehendes bot.

Den 30. Januar, an welchem Tage wir die Linie passirten, segelte der Palembang an uns vorbei, welches holländische Schiff in 78 Tagen von Batavia bis zur Linie gesegelt war. Der erste Steuermann brachte unsre Briefe für die Heimath an Bord und wurde bei der Rückkehr durch einen grossen Haien verfolgt, den wir vergebens zu fangen suchten. Auch ein Delphin, dem die Harpune mitten durch den Leib gegangen war, riss sich wieder los, ein willkommenes Fressen für seinen eigenen Schwarm! — Unsre Matrosen wurden durch ein Geschenk von Genever und Tabak für das Linienfest entschädigt; sie waren fröhlich und guter Dinge, tanzten maskirt den Hornpipe und schienen das anhaltende Pumpen an dem täglich zunehmenden Leck vergessen zu wollen. Die üppige Wucherung meiner Pflanzen musste ich durch Beschneiden mässigen. Wir steuerten südwest und sahen mehrere Schiffe im Course nach Brasilien. Den 9. Februar holte uns der holländische Dreimaster Claudius Civilis ein, welcher 10

Tage nach uns in See gegangen war und mit wenigen Segeln bei uns vorauslief. Den 12. Februar passirten wir den Wendekreis des Steinbocks. Die schönen Abende hatte ich bisher auf dem Verdecke zugebracht, wo bei der milden Luft, dem prachtvoll gestirnten Himmel und dem oft feuerglänzenden Meer die erhabensten Ideen unsre Phantasie beschäftigten.

Jetzt nahmen wir von der heissen Zone Abschied und wandten uns jener Landspitze zu, welche von ihrem Entdecker mit Recht das Sturmcap genannt worden ist. Sonntag, den 13. Februar, lockte Nachmittags das schöne Wetter Passagiere und Matrosen auf das Verdeck. Die Passagiere ergötzten sich an den derben Spässen und Spielen der Matrosen, wie Fassrollen, Knüppelschlagen, Ohrtanzen u. s. w. Mit einbrechendem Abend liess Gott Neptun sich wieder hören und kündigte durch das Sprachrohr brüllend seinen Besuch an. Während der nach nassem Elemente verlangende Meergott mit der burlesken Rotte von fast nackten Tritonen, hänfenen Bärten und Wergperücken erschien und mit dem von Kaiser Karl IV. ertheilten Freipass sich legitimirte, sein phantastisches Gefolge jubelnd den Hornpipe tanzte, stahl sich einer aus der Rotte Korah in das Büffet, ergriff dort einen Schinken, eine Hammelskeule und einige Brode, verschlang sogar ein Stück Seife statt Käse und verschwand in der Stille. Dieser verwegene Diebstahl erweckte Morgens keine geringe Verwunderung. Da Niemand etwas von dem Thäter wissen wollte, so strafte der Capitän die Mannschaft durch Entziehung des Genevers, worauf sich bald zeigte, dass Joseph es gethan hatte, welcher, weil der Capitän die Sache zu Batavia vor Gericht zu bringen drohte, sich in das Meer stürzte, aber wieder an Bord gebracht wurde. Er war ein burlesker Spitzbube, der beständig Zoten riss, doch der flinkste in den Masten, ein von Palma gebürtiger Spanier, der als Hanswurst des Schiffes auch dies Mal ziemlich gnädig davonkam.

Auf dem 30. Grad südlicher Breite nahmen wir zu den Winterkleidern unsre Zuflucht, denn obgleich im Sommer, war es hier doch rauh, die hohen Seeen trieben uns von dem Verdeck und meine Pflanzen litten sehr. Kommt Seewasser an die Wurzeln, so sterben sie ab. Jetzt fanden sich auch die Albatrosse, capischen Tauben und Sturmvögel ein, und diese Bewohner kälterer Zonen waren besonders zahlreich bei dem Eiland Tristan da Cunha. Das trübe, regenigte Wetter, die heftigen Stürme und die starke Bewegung im Schiffe vermehrten die Sehnsucht nach dem Ende der Reise, zumal da der Leck täglich zunahm und anhaltend gepumpt werden musste. Den 3. März erblickten

ir zwei Schiffe, die Emma und die Brigg Harmonie, lche beide an einem Tage mit uns von Helvoet ausge-elt waren. Den 10. März trafen wir das Amsterdam-he Schiff Marie Louise. Den 12. März wurde die See ivengrün, ein Zeichen, dass wir uns auf dem capischen iffe befanden. Den 16. März liess ein trüber Himmel uns lh das Bett suchen, und trotz der zunehmenden Bewe-ng bei heftigem Sturme schlief ich bis ein Uhr, wo e brüllende Stimme des Capitäns mich aus dem Schlafe eckte. Gewaltige Stösse, wirkten so heftig auf das hiff, dass es in allen Fugen dröhnte, und die Leesegel, elche man aus Nachlässigkeit hatte stehen lassen, konn-n jetzt nur mit der grössten Mühe eingerefft werden. ie Bramsegel rissen vor der Wucht des Orkanes in Stü-en und das Schiff beugte so gewaltig über, dass es st in den Grund segelte. In der Südsee auf 38 Grad dlicher Breite bei einbrechendem Sturm die Segel bei-setzt zu halten, ist gewiss eine unverantwortliche Ruch-sigkeit von diesem Capitän, welcher dann schwer aus m Bette zu bringen war und mit dem Leben der ihm vertrauten Menschen zu spielen schien. Durch sein Zu-un sind wir bei dieser Reise der grössten Gefahr aus-setzt gewesen, denn weil er als Ausländer kein für die atschappy befrachtetes Schiff führen konnte, hatte er n Zustand der Adriana dem Rheder besser vorgestellt, s er wirklich war, denn schon auf der Rhede leckte das hiff. Darum riskirte er lieber sein und Andrer Leben, s seine Stellung. Dennoch ist er genöthigt gewesen, als ssagier nach Europa zurückzukehren. Den trägen Lauf s stark leckenden Fahrzeuges suchte er bei stürmischem etter durch Forciren mit Beisetzung vieler Segel zu be-leunigen und setzte dabei die Takelage und das Leben r Matrosen auf das Spiel, welche in stürmischer Nacht i schwer einzureffenden Segeln und bei dem Brassen n den hohen Raaen leicht in die See fallen konnten. r wachehabende zweite Steuermann schlief gewöhnlich ie ein Hamster, und erst ein weggerissenes Segel oder s Krachen einer brechenden Raa brachte ihn auf die ine. Gegen 3 Uhr vernahm ich unter dem Brausen des rmes, dem Heulen der Matrosen, dem Brüllen des Ca-ns und der Steuerleute einen feinen Fistelton, der von er verscheuchten Seemöve herzurühren schien, mein lege belehrte mich eines Andern, als er in die Schiffs-che stolperte und den Hofmeister um warmes Wasser g. Seine Frau war zu dieser Stunde von einem ge-den Knaben entbunden worden. Ich felicitirte dem Doctor seinem neuen Stammhalter und begab mich auf das rdeck. Welch eine Scene bot hier der Aufruhr der

Elemente! — Die Segel waren eingerefft, tiefes Dunkel herrschte, das durch die weissschäumenden Wogen matt erleuchtet wurde. Allmälig begann es zu tagen. Der Himmel bildete mit den dunkeln Wolken ein enges, rundes Gewölbe, in dessen Tiefe die wildbewegte See brauste. Zwischen dem Fokkenmarssegel hindurch erschien das Morgenroth goldgrün im Nordosten und beleuchtete schillernd das nasse Verdeck. Zwischen streifigen, lichtgrauen Wolken bildete ein tiefes Azurblau den Himmelsdom, wo hin und wieder noch ein Stern schimmerte. Schwarz war der Horizont begrenzt. Wie schroffe Krystallgletscher mit Gipfeln vom reinsten Schnee überstürzten sich die hohen Wellen und brachen zischend über das Verdeck herein, zermalmenden Lawinen gleich Alles mit sich fortreissend, während die emporsteigende Sonne die stürmischen Wogen mit den herrlichsten Regenbogenfarben beleuchtete. Der Sturm hielt den ganzen Tag an und tobte so heftig, dass bei der Tafel eine grosse Welle über uns hereinplatzte, wobei durch das schnelle Ueberschlagen des Schiffes der Lieutenant mit dem Messer in der einen und mit einem Edamer Käse in der andern Hand, wie mit Scepter und Reichsapfel, kerzengerade unter den Tisch flog.

Obgleich den 17. die See noch stürmisch, das Wetter kalt war, wurde der Neugeborene den strengen holländisch-katholischen Gebräuchen gemäss getauft. Welch eine Situation für eine Wöchnerin! — Der Geistliche, welcher von der Seekrankheit verschont geblieben, wurde von Infarcten heimgesucht, und die Vena portarum war für ihn eine Vena malorum. Den 20. März befanden wir uns auf der Höhe von Madagaskar, wo in der Nacht des 22. ein solcher Sturm losbrach, dass die Kuh aus dem Stalle fiel und ich auf einem festgeschnürten Stuhle die ganze Nacht sitzen blieb. Wer sagt, ein Sturm sei gar angenehm, der muss entweder für dieses widerliche Stossen, Stampfen und Schaukeln stumpfsinnig sein, oder seine Rede ist eitle Prahlerei. Die Seele kann wohl durch das Grossartige der Erscheinung erregt, der Körper aber durch das Unbequeme der Lage nur gepeinigt werden. Die Clüversegel rissen in Fetzen, weil sie nicht zeitig eingerefft wurden. Dies Wetter trieb uns auf den 40. Grad südlicher Breite, wo es immer kalt, rauh und feucht ist. Meine Pflanzen litten sehr, ein schwarzer Schimmel tödtete sie. Der Anblick der stürmischen See, des nassen Verdeckes, der armen Matrosen, welche in dem Tauwerk, an Segeln und Raaen und an der Pumpe unausgesetzt thätig sein mussten, war eher deprimirend, als erheiternd. Traurig vorall waren die Nächte, wenn das Schiff wie ein Pfeil durch die Fluthen schoss, die brausend an der Wand des

gebrechlichen Fahrzeuges vorüberrauschten, welches nur noch durch angestrengtes Pumpen flott erhalten werden konnte. Dieses Pumpen klingt noch jetzt schauerlich in meinen Ohren, wie es in jener wüsten, einsamen See zu nächtlicher Weile den Schlaf aus den Augen scheuchte. Von der Mannschaft musste man Gespräche anhören, die wenig Hoffnung auf ein glückliches Ende der Reise gaben, und selbst der Capitän sah nicht mehr zuverlässig aus. So blieb es bis zum 1. April, während dem die Matrosen einen Delphin, St. und ich zwei Albatrose fingen. Aus Furcht, wir möchten darauf andringen, in den nächsten Hafen von Madagaskar oder St. Mauritius einzulaufen, erlaubte sich der Capitän, um uns einzuschüchtern, die pöbelhaftesten Ausdrücke, welche er später durch eine kriechende Schmeichelei wieder gut zu machen gesucht hat. Doch seine Grobheit hat ihm keine guten Früchte gebracht.

Den 1. April erblickten wir St. Paul, welcher kahle Fels ein trostreicher Punkt für uns war, der im Nothfall Rettung verhiess, obgleich wir bei ihm uns nicht aufhielten. Heutzutage, wo das Netz der Poststationen sich über den ganzen Erdkreis breitet, verdient dieses Eiland wohl die Aufmerksamkeit der Seefahrenden, da es als Stapelplatz von Kohlen für Dampfschiffe und als Erfrischungspunkt für Schiffe von Wichtigkeit werden kann. Zwar bietet die See keinen guten Ankergrund und kann man nur in einer kleinen Bucht an das Land kommen, aber doch könnten Schiffe hier lossen und laden und das Land selbst Hunderten von Colonisten Nahrung verschaffen, denn Kartoffeln, Sellerie und Gemüse, welche Seefahrer hier in den Grund gesteckt haben, wachsen sonder Pflege, und trotz der rauhen Stürme liesse sich auch Waldvegetation erzielen. Der Boden ist vulkanisch und fruchtbar, eben so der von der naheliegenden Insel Amsterdam. So viele Schiffe, welche nach Asien, Australien und auf den Wallfischfang gehen, könnten hier verfrischen. Jetzt wird das Land nur von Robben, Seevögeln und Wallfischfängern besucht, welche hier Thran aussieden. Man findet einen Ueberfluss der trefflichsten Fische und Crustaceen. Auf den Felsen sieht man aber nur Binsen und Moos. Einige Fischer von Isle de Bourbon haben sich neulich hier niedergelassen und das Eiland für eine französische Besitzung erklärt; ihr ferneres Schicksal ist mir nicht bekannt. Unsre Phantasie beschäftigte sich noch lange mit Schöpfungen auf dieser wüsten Stelle. Der Trieb zum Schaffen, der dem Menschen angeboren ist, hat manche Einöde zum Paradies gemacht, warum nicht auch diese? Für unser leckes Fahrzeug war also hier ein Rettungsplatz, obgleich die Hoffnung, bei Unwetter an das Land zu kommen,

trügen dürfte. Schon das Aussetzen der Schaluppe ist bei stürmischer See beinahe unmöglich, und eine grosse Entfernung vom Lande macht es nicht leicht, sich mit einem kleinen Boote dahin zu retten.

Noch 14 Tage mussten wir in rauhen, stürmischen Seeen fahren; bis eine mildere, freundlichere Region uns aufnahm, wo Albatrosse und Sturmvögel, jene Repräsentanten der kalten Südsee, uns verliessen. Sie waren uns bis auf den 22. Grad südlicher Breite gefolgt, wo bald die Wärme dergestalt zunahm, dass eine in kälterer Zone so angenehme Beschäftigung, wie das Umpacken der Koffer, für uns eine ermüdende Arbeit wurde, welche grosse Erschlaffung zur Folge hatte. Der Leck im Schiff nahm zusehends zu, weil die Matrosen beim Pumpen schnell ermüdeten und pausiren mussten; Capitän und Steuerleute bekannten ohne alle Umschweife die missliche Lage.

Den 21. April setzte sich ein kleiner, grauer Reiher an Bord, den wir als den ersten Landboten freudig begrüssten. Auch Schwärme von Bubis erschienen unter dem blauen Himmelszelt. Die Seevögel der heissen Zone sind schlänker und zierlicher, als die der kalten gebaut, und eine gewisse Magerkeit ist allem Geflügel dieser Himmelsgegend eigen, ja die See wird selbst spärlicher von ihnen besucht, eine in der That beachtenswerthe Erscheinung. — Den 23. fingen wir einen grossen Hai. Abends erblickte man vom Maste Land, welches den 24. als Christmaseiland erkannt wurde. Auch diese Insel könnte bei ihrer günstigen Lage ein stark bevölkertes Land sein, ist aber meines Wissens durch Niemanden in Besitz genommen. Den 27. April sahen wir Java head und Pulo klappa. Gefühle des Dankes bewegten unsere Herzen, als wir uns dem Ziele der Reise näherten, welche unter so düsteren Auspicien angefangen hatte. Ein Jeder fühlte, dass er wie zu einem neuen Leben geboren war, das jetzt beginnen sollte.

Ankunft zu Batavia.

Zu einer Zeit, in welcher der Streit über das jusqu'à la mer mit erneuerter Heftigkeit geführt wurde, in welcher die rege Runkelrübenzuckerfabrikation in Deutschland sogar auf das Loos der in Indien dienenden Deutschen Einfluss hatte, erschien selbst in Deutschland von einer vergoldeten Feder eine Apologie der niederländisch-indischen Zustände. Zu jener Zeit war das gemünzte Geld fast ganz aus der Circulation gewichen, wodurch Handel und Verkehr litt,

der Officier und der Gemeine im Nachtheil war. Hatte man Remissionen nach Europa zu machen, so konnte man nur gegen hohe Procente Wechsel erhalten, musste sich die Differenz des indischen und europäischen Geldes gefallen lassen, ja 25 bis 30 Procent bezahlen, so dass man ein Dritttheil, ja oft die Hälfte seines Geldes einbüsste. Der Subalterne war dem Wucher der Einnehmer und Zahlmeister ausgesetzt, welche nicht selten statt des stipulirten Dritttheils Silber nur Kupfer ausbezahlten, indem sie vorgaben, in ihrer Kasse befinde sich kein Silber mehr, — und das Kupfer zu 120 Duiten in Rechnung brachten, während sie für den gemünzten Silbergulden 160 Duiten von Wechslern und Andern erhielten.

Der Subalterne musste seinen Gehalt in Kupfersäcken empfangen, und wenn diese zu Haus nachgezählt wurden, war nie zu viel, oft aber zu wenig darin, manchmal fehlten in einem Sacke 2 bis 3 Gulden. Er wurde auf diese Weise so zu sagen ex officio bestohlen.

Durch die Einführung der Recepise suchte im Jahre 1846 der Generalgouverneur Rochussen ein gleiches circulirendes Medium zu schaffen; aber man musste einen Recepisgulden zu 120 Duiten Nennwerth annehmen, der einen Realwerth von nur 40 Duiten hatte, wie das Amsterdamer Handelsblatt ausführlich nachwies.

Seit Einführung der Recepise verabreichte die Regierung auch Wechsel zu 95 vom 100 nach Europa, welche für diejenigen, die Remissionen dahin zu machen hatten, eine grosse Erleichterung gewährten; allein diese Wechsel wurden erst 10 Monate nach der Absendung honorirt, wesshalb sie häufig mit Verlust discontirt werden mussten. Unter dieser rücksichtslosen Agiotage konnte der öffentliche Credit nicht gewinnen, und heute noch ist das Recepis- und Kupfergeld eine drückende Last für die Colonie. Letzteres wurde in ungeheurer Menge aus englischen Fabriken eingeschmuggelt, welchem Schmuggelhandel man vergebens zu steuern suchte; der Javane nimmt für seinen Taglohn und für die geringeren Marktproducte zwar gerne Kupfer, weil er dieses häufig zu seinen kupfernen Geräthen einschmelzt, aber jede bedeutendere Summe ist nicht gut in dieser Münzsorte zu halten. Zum Transport dieser Münze sind, wie zu dem der spartanischen in Masse Frachtwagen und Lastschiffe erforderlich, und das Amt der Geldzähler, welches bei jedem Bureau mit eigenen Bediensteten versehen werden musste, ist ein eben so lästiges, als überflüssiges. In dem Kriege ist es wohl gar geschehen, dass Soldaten, welche mit Kupfer ausbezahlt wurden, dieses auf dem Marsche wegwarfen, weil ihnen der Transport lästig war, und wenn sie also nicht auf andere Weise

zahlen wollten, auf Mangel oder Raub angewiesen waren. Ja auf einem Aussenposten in den Molukken ist es sogar vorgekommen, dass man Stücke mit Kupfersäcken lud und Seeräuberprauwen mit dieser Münze bombardirte. — Dass öffentliche Kassen durch die weissen Ameisen aufgefressen wurden, ist nicht unmöglich, zumal wenn nach Zerstörung der Säcke den Sechsfüsslern Zweihänder das Kupfer wegtransportiren halfen. — —

Reise nach Amboina.

Meine nächste Bestimmung war für die Molukken, indem zu Amboina noch das Fieber herrschte und man damals fast nur deutsche Aerzte nach jenem ungesunden Etablissement schickte. Unter den obwaltenden Verhältnissen war die Abreise von Batavia für mich nicht unerwünscht; nur hatte ich gehofft, nach den auf ungesunden Posten geleisteten Diensten einen, wenn auch nicht lucrativen, doch wenigstens salubern Bestimmungsort zu erhalten. Aber Einwendungen halfen um so weniger, als man mich für die Freiheit: etwas über niederländisch Indien publicirt zu haben, büssen lassen wollte, wohl auch den menschenfreundlichen Wunsch hegte, dass die Stimme, die es gewagt, etwas aus der Colonie in der gebildeten Welt laut werden zu lassen, an diesem verderbenschwangern Orte auf ewig verstummen sollte. Die Beschreibung von Amboina war das Resultat dieser Sendung. Auf der Brigg Orestes schifften wir uns ein. Dieses Schiff sollte vorerst Kupfer nach Cheribon, Tagal, Pekalongan, Rembang, Tuban, Grisseh und Surabaja bringen und bot desshalb Gelegenheit, auf dem gepriesenen Java sich etwas umzusehen. Der Capitän, ein Engländer, hatte seine Frau und Verwandte, 2 hindostanische Mestizen an Bord, wesshalb wir uns, wenn auch keine schnelle, doch eine angenehme Reise versprachen. Der Steuermann, ein Schotte, dem von der Schule zu Aberdeen noch griechische Verse im Kopfe spuckten, fachte den fröhlichen Geist unter den Matrosen an, welche Anfangs sich spreizten, weil sie zur Hälfte Javanen, zur Hälfte Bengalesen waren und erstere sich von letzteren absonderten, weil diese vielleicht aus einer Pariakaste stammten. Ihrer Schönheit wegen brauchen sich die Javanen gerade nicht zu verhoffärtigen — und ist es befremdend, dass ein so schönes Land, wie Java, so hässliche Menschen mit eckigen Schädeln, eingedrückten Nasen, schiefstehenden Zähnen, kurzen Hälsen und gedrückten

Schultern hervorbringt, während das rauhere Hindostan diese klassischen ovalen Schädel, die Habichtsnasen, die langen Hälse und feinen Glieder zur Ausbildung bringt. Die Hindostaner sind, wie die Zigeuner, geborene Jongleurs und sie ergötzten uns an den schönen Abenden durch ihre Kunststücke.

Bei dem Einsegeln in die Bai von Cheribon traf uns eine so heftige Bui, dass der Orestes sehr leck wurde, was den Damen viele Angst verursachte, wesshalb die dicke Miss ihren Mann um Gotteswillen bat, die Segel einzureffen, die todtmagere Cousine aber sich so heroisch hielt wie eine Radjaputsche.

Die Gegend von Cheribon und Tagal ist herrlich, ein wahres Paradies. Der pensionirte Regent von Tagal führte den Titel Pangerang und galt für einen sehr verständigen Javanen. Wirklich ist es ihm auch gelungen, nicht allein in einer einflussreichen Stellung sich zu behaupten, sondern auch seine zwei Söhne zu Regenten ernannt zu sehen. Er soll ein eifriger Anhänger der Regierung sein, womit aber sein Benehmen gegen die Europäer eben nicht im Einklang stand. Diese empfing er zwar in seinem schönen, eleganten Hause an wohlbesetzten Tafeln, trank ihnen aber weidlich zu, dass sie nicht selten schwer benebelt wurden, wonach er sie auf einer Tragbahre durch Javanen nach Haus bringen liess und sie dergestalt der Prostitution preisgab. In der gloriosen Zeit, als der Resident noch nicht mit der Cultur geplagt war und im dolce far niente im Binnenlande wohnte, half er dessen Stellvertretern getreulich die Zeit todt schlagen und soll mit diesen ein sardanapalisches Leben geführt haben — ja richtete den Tagalschen Menschenschlag so zu, dass ein Mensch ohne Nase fast normal, einer mit einer Nase fast abnorm war. — Als mit der höhern Cultur der Landschaft Abstinenz Mode wurde, litt er selbst nicht, dass seine Söhne einen Tropfen Wein tranken. —

Die dicke Freundschaft mit den Holländern konnte sich zwar nicht von seiner Verbindung mit dem Pangerang von Pekalongan herschreiben, der es in dem javanischen Kriege geschehen liess, dass ein indobatavisches Detachement in die Pfanne gehackt wurde und ein Sohn des Pangerang von Tagal unter dem Obersten Büskes das Leben einbüsste; die Regierung gab ihm aber in Ansehung seiner Verdienste obigen Titel und jährlich 12,000 Gulden Pension.

Die kolossalen Berge von Mitteljava waren auf der Reise an der Nordküste unsere Meilenzeiger, und erst zu Rembang besahen wir wieder das flache Land etwas näher. Man gewann hier den besten javanischen Tabak. Von diesem Orte segelten wir nach dem historisch merkwürdi-

gen Tuban, wo herrliche Waringibäume (Ficus religiosa) den Alon-Alon umgaben. Je mehr wir uns der Strasse von Madura näherten, desto belebter zeigte sich die See von Fahrzeugen. Ein Lootse, der so ledern wie ein gedörrter Thunfisch aussah, brachte uns durch den Schlamm der Strasse glücklich auf die Rhede von Surabaja, wo die Seeleute am liebsten vor Anker gehen, weil dort alle ihre Wünsche befriedigt werden. Eine Menge Boote mit den verschiedensten Lebensbedürfnissen, selbst mit lebendem Fleische, klammte sich an unser Bord und machte Mine, uns zu entern. Den Einfluss der europäischen Civilisation erkennt man beim Einfahren in den Hafen von Surabaja an den zahlreichen Bordellen, wo das schöne Geschlecht (eine bei den decenten Asiaten ganz ausserordentliche Thatsache!) nicht defensiv, sondern offensiv zu Werke geht. Die bedauerungswürdigen Geschöpfe sind der Abfall von der Venustafel des Fürsten von Madura und scheinen mit der Veränderung aus dem Harem eines südlichen Wollüstlings in die Arme nordischer Wüstlinge nicht ganz unzufrieden zu sein. Beim Vorübersegeln thut der Fährling wohl, vor diesen Syrenen sich die Ohren zu verstopfen, denn sie bezaubern ihn zwar nicht mit überirdischem Gesang, wohl aber mit einer Fluth von unfläthigen Scheltworten und frivolen Flüchen, die man vergebens in irgend einem Sprachlexikon suchen würde. — Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. — Aus der Unzahl dienstbarer Geister, welche am Kaai beflissen sind, den Ankömmling nach irgend einem Beutelschneideretablissement zu locken, rettete mich ein hülfreicher Sergeant, der mich, wie den Daniel in die Löwengrube, so in das Haus des militärgewaltigen Commandanten brachte, welcher, sobald er hörte, ich sei der Deutsche, der es gewagt, etwas über indobatavische Händel zu schreiben, und bei dem ich desshalb bereits auf dem schwarzen Brette stand, mich unverweilt nach dem Hospitale Simbang spedirte, wo ich so lange, als der lecke Orestes kalfatert würde, Dienst thun sollte. Solches war ganz in der Ordnung; aber ausser der Ordnung war es, dass er mich, dessen Effecten an Bord zurückblieben und, wie sich nachher erwies, zur Hälfte geplündert wurden, in ein leeres Haus wies und mir dadurch die Hausmiethe und Tagegelder abgenommen hat, welche bei solchem Aufenthalte jedem reisenden Officiere die ersten zwanzig Tage von Rechtswegen zukommen. Weder hier, noch in den Molukken habe ich diese erhalten können; erst als ich nach meiner Rückkehr dem edeln Generalgouverneur Merkus die Sache vortrug, ist diese Ungerechtigkeit gut gemacht worden. Es war jetzt die Zeit der Inspectionen, und der brave Oberst reiste dem General

aus purer Hochachtung 40 Palen weit entgegen, wofür er natürlich Reisekosten reclamirt und auch erhalten hat. Diese Inspectionen waren oft Geldverschwendungen, da sie dem Zwecke, eine strenge Controle zu üben, keineswegs entsprachen, im Gegentheil eine Masse von Plackereien und Unregelmässigkeiten gleichsam sanctionirten. Im Militärhospitale zu S. wurden z. B., während der Chef der Administration die Utensilien im Saal No. 2 sah, die Utensilien von Saal No. 1 nach Saal No. 3 gebracht. — —

In dem Hospitale zu Simbang hatte ich Gelegenheit, einige interessante Krankheitsfälle zu beobachten. Auch brachte man von dem Oorlogschooner Krokodil einige Verwundete dahin, von welchen der eine in den Hals, der andere in den Arm geschossen war; beide wurden wieder hergestellt. Der Schooner war in der Balistrasse mit Seeräubern in ein Gefecht gerathen, welche ihn so übel zugerichtet hatten, dass er nach Surabaja zurückkehren musste. Ein gewisser Lieutenant Kiefer machte damals viel von sich reden. Während seiner Urlaubszeit hatte er bei einem Ternatan'schen Seemann, De Nys, auf dessen Fahrzeug als Steuermann gedient und war von ihm übel behandelt worden. Er schwor ihm Rache und ging zu den Seeräubern von Mindanao über, welche damals den ganzen Archipel unsicher — ja selbst Anfälle auf die Nordküste von Java machten. De Nys rüstete sich auf der Rhede für die Reise nach den Molukken gut aus, und ein Detachement Officiere, welche mit ihm reisten, trug viel zur Rettung seines Fahrzeuges bei, als er auf der See wirklich angefallen wurde. Gegen seine Retter hat er später zu Amboina einen schmutzigen Geiz an den Tag gelegt, indem er Bezahlung für das Bier verlangte, womit er den Muth seiner Beschützer angewackert hatte. Ueber die Seeräuber im indischen Archipel, welche Meutlinge und gruweelachtige Monsters genannt werden, lässt sich sagen, was schon Raffles und Crawfurd ausgesprochen haben, nämlich, dass durch das Prohibitivsystem die Küstfahrt zu Grunde gerichtet und ein ehrliches Bestehen den handeltreibenden Indiern beinahe unmöglich gemacht worden ist. Während unseres Aufenthaltes zu Surabaja brannte das Entrepot ab, — und später fiel der berüchtigte Prozess gegen die Directeure der Java-Bank vor, in Folge dessen einer der angesehensten Einwohner von Surabaja, der bisher auf fürstlichem Fusse gelebt hatte, an den Pranger gestellt worden ist, was bei den Einwohnern dieser Hauptstadt einen schlimmen Eindruck hervorgebracht hat, zumal da einige nicht weniger Schuldige sich zu retten wussten. Mittlerweile war der Orestes wieder segelfertig. Die Ausbesserung hatte dreimal mehr gekostet, als der Ankaufs-

preis dieses vormaligen Kriegsfahrzeuges betrug. Bei Havery der Schiffe sind grosse Rechnungen nicht zu vermeiden. Das Widerwärtigste in Indien ist, dass man manchen Halbgöttern Achtung und Ehrfurcht bezeugen soll, deren blendendes Glück, so wie die Art, wie sie dazu gekommen, kein Geheimniss ist. —

Wir hatten einen neuen Zuwachs an Passagieren erhalten, nämlich den für Saparua ernannten Assistentresidenten, der in den Orestes einen Einzug hielt, wie Vater Noah in die Arche, denn ausser seiner Frau und Kindern brachte er eine Anzahl Sclaven, Hunde, Tauben und Hühner an Bord, nebst einem hübschen Liplappchen, einem Pflegekind von 17 Jahren, das nicht zu den Unausstehlichen gehörte, wesshalb mein neuer Reisegefährte, ein holländischer Lieutenant, der sich für einen unwiderstehlichen Adonis hielt, seine Aufmerksamkeit sogleich zwischen der todtmagern angloindischen Miss und der fetten indobatavischen Dame theilte. Man hatte uns angerathen, lieber mit einem Kriegsschooner die Reise zu machen, weil unser Fahrzeug schlecht bewaffnet war, allein es war zu spät. Wir verliessen die Rhede von Surabaja und segelten mit einem sanften Winde durch die schöne Strasse von Madura an den reichsten Landschaften des gesegneten Java vorüber, sahen die erhabenen Gebirge von Passaruang, Probolingo und Bezuckie und kamen den 23. August vor die Balistrasse, wo ein starker Strom uns aufhielt. Der Anblick der bewaldeten Küste von Bali und des herrlichen Gebirges entzückte unser Auge.

Aber auch verdächtige, kleine Fahrzeuge sahen wir, und der Capitän hielt mit der geringen Ammunition, so gut es gehen wollte, unter seinen Matrosen Waffenübungen. An Bord befanden sich zwei alte, vernagelte Caronaden, einige Lanzen und Streitäxte und zwölf Musketen, wovon fünf mit Feuersteinen versehen waren: mit diesen sollten wir uns wehren.

Den 29. August segelten wir an der Küste von Lombok hin, welche auch des Nachts durch lange Feuerketten an dem Strande und auf dem hohen Gebirge uns im Gesicht blieb. Am Morgen des 30. erblickten wir im Osten die ungeheuere Vulkanenruine des im Jahre 1815 gesprengten Tambora auf Sumbawa, dessen Ausbruch der schrecklichste war, welchen man bis jetzt in diesem Archipel erlebt hat. Gegenwind trieb uns zurück und bewog uns, mit dem Boote an einer kleinen, vor Lombok gelegenen Insel zu landen. Wir trieben durch eine hohe, gefährliche Brandung über eine krystallhelle See, auf deren Grunde wir viele Conchylien und Corallen sahen. Ein Saum von Bäumen umgrenzte den Strand. Im Innern der Insel er-

hob sich ein kleiner Berg, alles Uebrige war eine Grasfläche. Auf dieser Flur zeigten sich Hunderte von Hirschen, blieben aber stets ausser Schussweite. Mit einer stärkern Mannschaft hätten wir den Jagdplatz abschliessen und eine gute Zahl erlegen können. Diese Thiere scheinen durch Schwimmen auf die Insel gekommen zu sein und, niemals verjagt, sich so vermehrt zu haben; denn wenn auch manchmal Tiger Seestrassen durchschwimmen, so scheint es hier doch nicht der Fall zu sein. Einige ovale, rothe Baumfrüchte schmeckten wie mehlige Mispeln. Mit ankommendem Winde kehrten wir nach dem Schiffe zurück.

Den 31. August segelten wir an der hohen Küste von Sumbawa hin, deren Gebirge eben so scharfe Rippen, wie die Vulkane auf Java zeigt, aber dürr und kahl ist, so dass man nur in den Niederungen und Thalgründen tropische Vegetation wahrnimmt.

Den 3. September segelten wir in die Bai von Bima; es ist zu verwundern, dass man sie nicht besser benützt. Sie liegt auf der Nordostküste von Sumbawa und hat die Gestalt einer 8, wovon der offene Bogen nach der See zu, der geschlossene binnenlands liegt. Nordöstlich von der Mündung liegt als isolirte Insel der Doppelvulkan Gunong Api, welcher noch thätig ist. An der schmalsten Stelle in der Bai, die hier keine zwei Schiffslängen breit ist, erhebt sich auf dem Felsen eine elende Redoute, von welcher der Sultan von Bima eine verblichene holländische Flagge wehen lässt. Hier erweitert sich die Bai zu einem weiten Bogen, in dessen Mitte ein Inselberg kegelförmig emporragt. Die nördlichen Partien werden von den steilen Bergen, den Resten der alten Kraterwand, deren Trichter die Bai selbst gewesen sein mag, gebildet. Landeinwärts verflacht sich die Gegend, zeigt hinter Bima mehrere kleine Eruptionskegel, die zur Anlage von Forten, wenn hier eine Handelsmetropole wäre, sich vortrefflich eignen würden, und welche dem Campong Bima in der Ferne noch einiges Ansehen geben. Je näher man aber diesem Platze kommt, desto mehr verschwindet jede Illusion. Ein flacher, breiter Schlammboden bildet seinen Strand, auf welchem Reiher und Schnepfen zwischen elenden Kähnen friedlich sich herumtreiben. Bima selbst ist ein regelloser Haufen von Bambushütten, und der Repräsentant der Holländer, welcher sich Resident nennen liess, war eben nicht geeignet, etwas für Verschönerung zu thun; denn er war ein schmuzzig schwarzer Liplapp, den wir in Sarong und Kabaje in seinem Hause antrafen, wie er seine knöchernen, blosen Füsse auf einer alten, unreinlichen Tafel liegen hatte. Das kleine Fort mit 12 Mann Besatzung sah noch am besten

aus, obgleich es nur eine Redoute von Rasen mit zwei kleinen Stücken war. Der Kraton des Sultans ist mit einer Backsteinmauer umgeben, welche durch Schlamm anstatt durch Mörtel verbunden ist. Der Sultan und seine Reichsgrossen sind Amphiunschuiver (Opiumraucher), deren rothe Augen und abgezehrte Glieder zeigen, wie weit sie es in der Virtuosität dieses Lasters gebracht haben; ist der Sultan guter Laune, so erhält man wohl bei der Visite ein Pferd zum Geschenk.

Die Gegend ist wild und uncultivirt; die Berge haben nur am Fusse eine üppige Vegetation; auf diesen kahlen Höhen treiben überall Büffel und Pferde sich herum, welche den Hauptreichthum des Sultans ausmachen. Einen Büffel erhält man für 4 bis 6 Gulden. Die Jagd ist vortrefflich. Ich schoss mehrere Waldhühner. Bima steht unter dem Gouvernement von Macasser, wird aber selten von da bebesucht, so dass der Sergeant, welcher in der kleinen Redoute lag, sich sehr beklagte, so verlassen zu sein, und die Mannschaften den Orlam missen mussten. Wir hatten unsern Assistentresidenten bewogen, mit an das Land und auf die Jagd zu gehen. Diesen Entschluss bereute er bald bitter. Er war wie immer in eine Nankinghose gekleidet, welche mit ihm zu altern schien, und von der er behauptete, die Baumwolle dazu selbst gezogen zu haben. Eben so unsterblich waren ein Paar geflickte Schuhe, welche er, als wir durch den Moder wadeten, aus Oekonomie auszog und in den Händen hielt. Allein wir jagten in dem Moder, und bald lag der Assistentresident, so lang und dünn er war, mit seinen kostbaren Hosen und ersparten Schuhen im Koth. Um ihn abzuspülen, stiess der Capitän das Boot vom Lande, und der lahme Unglücksmensch, welcher der letzte von uns hinein sprang, glitt aus, fiel in das Wasser und wäre beinahe ertrunken. Unter tausend Flüchen, dass ihn Gott „gloeyend verdammen“ sollte, schwur er hoch und theuer, niemals mehr mit uns auf die Jagd zu gehen. Den 4. September gingen wir mit dem Landwinde wieder unter Segel und am Abend des 5. sahen wir zum letzten Male fern im Westen am feurigen Horizont den Gunong Api von Bima. Die Hitze war drückend und wir athmeten freier, als wir wieder in offener See waren. Die eingeschlossene Lage der Bai von Bima verursacht diese gewaltige Hitze, welcher der Europäer kaum zu widerstehen vermag.

In diesen Meeren wird der Kaschelot (Phyceter macrocephalus) häufig angetroffen. Sein Speck liefert einen guten Thran, sein Gehirn das Spermaceti und der Magen den Ambra, die Zähne lassen sich wie Elfenbein bearbeiten. Auch Haien und Schwertfische sind häufig. Der

Kaschelot wird von Engländern und Amerikanern gejagt. Die Holländer wollten sich auch auf diesen Wallfischfang zulegen, haben es aber bei dem Willen gelassen, denn es ist keine Expedition zu Stande gekommen. Sie stehen ihren Rivalen leider nach und spielen heut zu Tage eine geringe Rolle, während Engländer und Amerikaner die Welt zur Bühne ihres Dramas inne haben. Als Singapur ein vortrefflicher Freihafen geworden war, sollte Riouw auch einer werden; nachdem sich Port Essington erhoben, sollte das verlassene Fort auf Neuguinea wieder aufgesucht werden; nachdem sich die Engländer auf Labuan und Borneo gefestigt, schickten die Holländer einen neugeschaffenen Gouverneur dahin. Um ihre guten Freunde, die Engländer, einzuschüchtern, waren sie selbst so tapfer, von Vermehrung ihrer Seemacht — zu sprechen; aber solche strategischen Massregeln gleichen denen der Japanesen, welche auf Wälle und Thürme fürchterliche, bis an die Zähne bewaffnete Puppen stellen, welche die Angreifer zurückschrecken sollen. —

Den 6. September segelten wir an der Küste von Flores oder, wie die Malajen es nennen, Mangarye hin. Die Berge sind kahl und wild, doch ist das Land so gross, dass es gewiss reiche Gegenden hat, welche Tausende von Colonisten ernähren könnten. Jetzt hissen die Eingeborenen noch die portugiesische Flagge auf und nennen sich Christen. Warum thut Deutschland nicht, was so viele andere Mächte gethan und noch thun? — nimmt ein solches Land in Besitz und colonisirt es? — Mit welchem Rechte nehmen die Engländer Neuholland in Besitz, das sie nicht einmal entdeckt haben? — Und welch ein Glück, dass es gerade in ihre Hände fällt und dadurch seiner Entwicklung, seiner Freiheit rasch entgegen geht! Gewiss wird in naher Zukunft auf der südlichen Hemisphäre Neu-England um sich greifen und auch diese Inseln in Besitz nehmen. Auf den Sundainseln und in den Molukken herrscht englische Sympathie, und gehorchte man nur, weil das Joch nicht vom Nacken zu schütteln war. Der indische Archipel, die beste Milchkuh, kann aber einmal dieses Joch abwerfen und stössig seinem alten Melker die Hörner zeigen. —

Wir hatten jetzt guten Wind und liefen den 10. September Flores vorbei; es erhob sich der Pik von Adenara, dann der von Lomlin, dann von Ombay, welcher Inseln höchster Kegel jedes Mal auf der Ostseite liegt. Alle diese Inseln, obgleich ohne Hafen und Ankerplatz, scheinen doch stark bevölkert zu sein; denn auf allen sahen wir bei Tage Rauchsäulen und des Nachts zahllose Feuer. Man behauptet, auf den meisten seien die Einwohner sehr diebisch

und räuberisch, ja auf einigen sollen sie noch Menschenfleisch essen, was möglich ist, weil die isolirte Lage, der geringe Culturzustand und der gänzliche Mangel von Schifffahrt oft Hungersnoth zur Folge hat. Schiffbrüchige werden daher geplündert; gegen gewaffnete Fahrzeuge zeigen sich diese Insulaner aber sehr furchtsam und unterthänig. Die Seeräuber von Mindanao erscheinen auch zuweilen in den schnellsegelnden Prauwen, rauben und morden, was ihnen in die Hände fällt. Vor Lomlin folgte uns eine solche Prauw, welche uns bei einfallender Windstille ohne Zweifel für eine gute Prise ansah, denn mit dem Fernrohr konnten wir deutlich sehen, dass sie aus Leibeskräften ruderte. Wenn sich die vielen Riemspanen erhoben, glich sie einer grossen, hässlichen Seespinne, welche unaufhaltsam sich uns näherte und uns zu verschlingen drohte. Der Capitän machte Anstalten zur verzweifelten Gegenwehr. Die Damen weinten und der geizige Assistentresident kaufte in der Verzweiflung ein Paar kleine Sackpistolen mit Bajonetten, wahres Kinderspielzeug, von dem Lieutenant für fünfzig Gulden. Es war komisch zu sehen, wie der gute Mann sich zurüstete. Er steckte einen gewaltigen Klewang in ein Sacktuch, welches er als Gürtel um den Leib gebunden, hing das grosse Pulverhorn des Capitäns, welches für die Zündpfanne der Caronaden bestimmt war, um und probirte mit abgewandtem Gesicht seine neuen Pistolen. Auch schleppte er ein schweres Paket mit einigen tausend spanischen Matten zu dem Capitän und bat ihn, er möge diese in seiner Cajüte bewahren, wenn die Räuber an Bord kämen. Die englische Miss verlangte Opium und die indoholländische Jungfrau schien sich mit stoischem Gleichmuth in ihr Schicksal zu ergeben, woran sie auch sehr wohl that; denn obgleich die Männer ohne Barmherzigkeit gekrisst zu werden pflegen, so laufen die Frauen bei einer solchen Ueberrumpelung, zumal wenn sie jung und schön sind, nur Gefahr, ihre Keuschheit zu verlieren; bei der Sympathie der Liplappen für Inländer ist dann das Unglück bald verschmerzt, und wenn heut zu Tage selbst europäische Damen von türkischen Corsaren geraubt zu werden wünschen, was muss man denn von Austroasiatinnen erwarten! —

Die Prauw war noch einen guten Paixhansschuss weit von uns entfernt, und deutlich konnten wir bemerken, dass sie stark bemannt sei, als eine frische Brise sich erhob, der Capitän die Caronaden und Gewehre abfeuern liess und mit ausgespannten Segeln das Weite gewann. In seiner Herzensfreude liess er die Matrosen mit Lanzen fechten und die Campagne einnehmen, wobei ich einen Trupp anführte, und weil wir mit krummen Säbeln

lich burschikos auf einander losschlugen, zum grossen Verdruss von Mistress dem guten Capitän die Hand verbot, aber mein Möglichstes that, sie wieder zu heilen. Jetzt war die Reihe an mir, denn als wir zwei Hähne auf dem Verdecke fechten liessen, welchen der Capitän scharfe Segelnadeln an die Füsse gebunden, war der eine in die Enge getrieben, dass er Mine machte zu flüchten und über Bord stürzen musste, wesshalb ich ihn auffing, wobei er mir mit der scharfen Nadel durch den Finger stach; er fiel in das Wasser und trieb schnell vom Schiffe ab; der Capitän ging desshalb über Stag, setzte ein Boot aus und holte seinen Hahn wieder. Es kam uns auch eine Prauw zu Gesichte, die übrigens ein friedlicheres Ansehen hatte, wesshalb der Capitän und ich mit der Schaluppe an Bord gingen. Die Prauw kam von den Papua-Inseln und wollte nach Singapur. Sie hatte zwar einen Compass an Bord, aber man schien sich nicht darauf zu verstehen, und man richtete sich nach der Sonne und den Sternen, indem man von einer Insel zur andern steuerte. So mag der kluge Ulysses umhergeschwärmt sein. Das Fahrzeug war mit Holz, Muskatnüssen und Papagaien beladen und hatte eine starke Bemannung, so dass man wohl sehen konnte, dass es gelegentlich noch etwas Andres triebe als Handel; wir zählten fünfzig Köpfe. Eine Räuberprauw hat eine eigne Bauart; am Kiel und vorn sehr schmal, liegt sie ganz niedrig auf dem Wasser. Am Vordertheil ist eine schiefe Verschanzung von starkem Holze angebracht, mit ungegerbter Büffelhaut überzogen, von welcher die feindlichen Kugeln abprallen; darüber ragt ein grosses Stück hervor, woraus oft selbst 18pfündige Kugeln geschossen werden können; mit diesem spitzen Vordertheil nähert sie sich der Prise und gibt ihr die volle Lage; ein phantastisch gekleideter Vorfechter steigt über die Verschanzung, ladet die anders unbewegliche Kanone, tanzt einen Kriegstanz, schimpft und fordert den Feind heraus und retirirt sich dann hinter die Verschanzung; gelingt es, diesen Campeador wegzublasen, so geht wohl die Prauw auf die Flucht. Bei dem Angriff auf das Schiff Hendrik de Nys war solches der Fall, indem ein Mann aus dem grossen Mast ihm eine Kugel durch das Hirn jagte und er in die See taumelte. Auf der Prauw selbst sind oft bis 200 Menschen, die Ruderknechte manchmal an den Bänken an ihrer Stelle gefesselt. Ein Bootsmann treibt sie mit einer Peitsche an. Kriegsgefangene werden meistens dazu gebraucht. Die Nahrung und der Schlafplatz ist gleich elend, denn erstere besteht oft aus wenig altem, verdorbenem Reis und dito Wasser, und letztere ist auf der Bank am Ruder, so dass sich diese Unglücklichen kaum

bewegen können. Wird die Prauw genommen, so retirirt die wehrfähige Mannschaft unter das Verdeck, welches aus Bambuslatten besteht, und sticht noch von da aus auf den erobernden Feind, welcher sich unvorsichtig hierher wagt, so dass oft nichts übrig bleibt, als die Prauw sinken zu lassen. Ja es ist geschehen, dass dann die Mannschaft über Bord sprang, aber selbst im Sinken nach denen, welche sie aus dem Wasser ziehen wollten, verrätherisch stach. Eingeborne werden oft kriegsgefangen gemacht, Europäer öfter auf eine barbarische Weise ermordet; zuweilen lässt man sie am Leben und gebraucht sie bei schlechter Kost zu allerhand niedrigen Arbeiten, während man sie selbst ihrer Kleider beraubt; oft haben sich die Häuptlinge mit den Epauletten von Officieren geschmückt, indem sie sich solche auf die Brust und auf den Rücken hingen und mit drei bis vier Stück auf ein Mal geziert waren. Frauen werden zu Sclavinnen gemacht. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, der Seeräuberei ein Ende zu machen. Nur sind sie das eine Jahr unternehmender, als das andere. In 1842 bis 1845 waren sie sehr verwegen. In 1847 machten sie Anfälle auf Banka. Nur flachgehende Dampfschiffe sind zu ihrer Verfolgung geschickt, denn andern Fahrzeugen entkommen sie immer, weil sie in den Wind rudern; die grossen Segel führen sie auch pfeilschnell durch das Meer, und die vielen Riffe und Schlupfwinkel bieten sichere Zufluchtsörter dar. —

Den 14. September segelten wir an Rumah und Damme vorüber und erblickten den 16. die Bandagruppe. Mittags liefen wir daselbst ein. Von dieser Seite gewährt Banda einen überaus reizenden, angenehmen Anblick. Erst fährt man an dem sanft hügeligten Pulo Rozyngyn, dann an Pulo Kapal und Pulo Pisang vorüber; hierauf tritt das Schiff bei dem steilen Cap Salamon in die Bandastrasse, welche wie ein breiter Strom zwischen Grossbanda und Banda-Neira liegt; links Grossbanda mit seiner herrlichen Vegetation, aus welcher die freundlichen Villas hervorschimmern, rechts Banda-Neira mit der Stadt und den Forten, von welchen das Fort Belgica mit seinen fünf Thürmen auf einer Anhöhe einer Ritterburg gleicht, und zuletzt der steile, schwarze Gunong Api mit seinem mächtig rauchenden Krater. Noch nie habe ich das Angenehme und Liebliche mit dem Schrecklichen und Erhabenen so enge verbunden gesehen.

Der Schooner Zephyr lag bereits auf der Rhede, und es befanden sich drei Residenten auf Banda-Neira, nämlich der alte, der neue und der Resident von Menado. Wir wurden zu einem Diner eingeladen, unser Assistentresident aber nicht, und zwar aus folgender Ursache: Wir hatten

ihm angerathen, in Costüm zum Residenten zu gehen, da er aber dieses auf einer Auction gekauft, so waren ihm die Aermel eine halbe Elle zu lang. Er glaubte desshalb besser in einem weissen Camisol zu gehen. Er hatte an Bord einige Flaschen Bier und Genever getrunken und kam also bei dem officiellen Residenten E. nicht in der besten Verfassung an, ja als er der Dame vom Hause sein Compliment machte, wäre er beinahe auf sie gefallen; er sank auf einen Stuhl und schlief ein. Der Resident, höchlich erzürnt über solch eine indecente Visite, wollte ihn nicht mehr sehen. Dieser Eintritt hat dem guten Mann nachher viel geschadet. Wir wohnten dem Abschiedsfeste des Residenten bei, welcher sein rhetorisches Talent glänzen liess, wobei viele Toaste ausgebracht und oft Hip, Hip, Hip, Hurrah geschrieen wurde, der Resident und der militäre Commandant sich einander ansahen, wie zwei Doggen, welche ihre Kräfte messen wollen, was schon seit Valentin's Zeiten auf Banda der Fall zu sein scheint, denn selbst dieser fromme Bediener von Gottes Wort erzählt mit umständlicher Herzensfreude, wie einmal der Banda'sche Domine den ungeschliffenen Lümmel von Commandanten in der Wohnung der ersten Autorität abgeprügelt habe. — Der neue Resident schien nicht in seiner Sphäre zu sein. Weil er mit einem starken Deficit in der Kasse zu kurz gekommen war, hatte man ihn vom Secretarius zum Residenten gemacht. — —

Unser Capitän gab den folgenden Tag eine Tanzpartie an Bord, wobei er tüchtig aus seinen Caronaden feuerte; Nachts um 2 Uhr brachten wir mit Musik die Herren nach Hause. Banda ist der einzige Ort in Holländisch-Indien, wo man jetzt noch wie zu Jan Compagnie's Zeiten lebt. Doch auch hier wird die Fröhlichkeit auf Kosten der Humanität gefeiert. Die Verbannten, welche hier als Forçats arbeiten müssen, sind in den Plantagen der Muskatwälder vertheilt; die auf Banda-Neira zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, wohnen in einer Caserne, vor welcher Schildwachen mit geladenen Gewehren stehen, welche die Consigne haben, auf Jeden zu schiessen, der nur einen Finger aus den Luftlöchern steckt. Auf Java war es für einen Inländer hinreichend, ohne Pass ertappt zu werden, um als Forçat nach den Molukken geschleppt zu werden. Mancher Schiffscapitän hatte aber einem solchen Transporte sein Ende zu danken. Auch die Einfuhr des Opiums wird nirgends strenger gestraft, wie hier, da man dadurch Amok befürchtet. Es ist sonderbar, dass die Perkeniers noch das Recht haben, ihre Sclaven peitschen zu lassen.

Am Abende des 22. September gingen wir nach Amboina unter Segel. Den 23. sahen wir Ceram, den 24.

Saparua und den 25. des Morgens das Gebirge von Amboina; wir lavirten die Bai ein, welche von waldbedeckten Bergen umsäumt ist, und kamen Mittags am Hafenkopf vor Anker. Das also war der berüchtigte Ort, welcher jetzt so viele Europäer empfing und so wenige zurückgab?

Obgleich der Hafenkopf voll Amboinesen sass, welche mit Angeln fischten, und wir ihnen ein gutes Trinkgeld anboten, ein Kistchen mit einigen Kleidungsstücken zu tragen, so war doch keiner geneigt dazu. Diesen Bettelstolz verdanken sie dem Umstande, dass sie Christen sind. Aber welche Christen! — Manche tragen noch den Namen Diaz, Souza, Pereira, Nunez u. s. w., und es ist möglich, dass einmal irgend ein spanischer oder portugiesischer Hidalgo, der seinem Vater, dem Schuhflicker, entlaufen und nach den Colonien gegangen war, seinen Degen vor die Thür eines Amboinesen gestellt hat, welchem Umstande sie ihm und ihrer Urgrossmutter das Dasein verdanken, aber Katholiken sind sie nicht mehr. Der Protestantismus, welchen die Holländer de gezuiverde leer van het evangelie nennen, hat sich ihrer bemächtigt und ihnen jene Arroganz gegeben, etwas sein zu wollen, was sie nicht sind. Diese Christen, deren sich die Missionäre rühmen, sind eine sprechende Satyre auf den Protestantismus, denn wenn eifrige Protestanten lange und oft genug der Welt vorgepredigt haben, der Katholizismus verschlechtere die Menschen, sò ist man billig in der Erwartung, hier das Gegentheil bewährt zu finden. Die Amboinesen haben ihre guten und bösen Tage, glauben an Hexen und Zaubereien, an ein böses Auge und an den Fatalismus, kurz Nichts ist so widersinnig und absurd, was sie nicht für wahr hielten. Dabei haben sie einen tüchtigen Hass gegen Katholiken, wahrscheinlich durch die Bediener von Gottes Wort ihnen eingebläut, und sind so abergläubisch, dass sie sich für die Nachkommen Esau's halten, welcher durch Jakob um die Erstgeburt gebracht ist. Die Europäer hassen und verachten sie daher als des letztern Söhne, nämlich als ächte Jacobiten oder Jacobiner, und hoffen zuversichtlich, dass der Tag kommen wird, an welchem sie das Recht der Erstgeburt wieder erhalten werden.

Frauen gehen nie ohne ein Sackmesser aus, um gegen den Teufel beschützt zu sein; wenn man ein Grab verunreinigt, glauben sie, dass man unfehlbar sterben müsse, welches leider oft nur zu wahr ist, denn nirgends ist Giftmischerei so sehr im Schwange, als in den Molukken. Bärtige Männer sind als Teufelskinder bei den Frauen nicht sehr beliebt, und unsre Imperialen machen hier kein Glück. Was die Männer betrifft, so ist Prahlerei und Feigheit ein Charakterzug mancher von diesen Christen.

Zu Amboina war der Empfang etwas besser, welches ich ohne Zweifel dem edeln Merkus zu danken hatte. Ich traf einen Universitätsfreund und Collegen und einen Braunschweiger als Chef. Auch der holländische Naturforscher Forsten war eine alte Bekanntschaft. Die Seereise hatte mich gestärkt und erquickt, desshalb benützte ich die Zeit zu Ausflügen in die Umgegend und konnte nicht begreifen, dass meine Collegen gegen alle Anstrengungen sich zu verwahren suchten. Ich setzte über die Bai von Amboina, drang in die Thäler und Schluchten und bestieg die Berge; aber dieses Leben währte nur 4 Wochen. Zuerst erkrankten meine Bedienten, und bald lag auch ich am heftigsten Fieber darnieder. Einige Anfälle waren hinreichend, mich zum Skelett abzuzehren, und bald konnte ich mich beinahe nicht mehr vom Lager erheben. Wenn in dieser Krankheit die äussern Formen so schnell schwinden und die Kräfte verloren gehen, so kommen sie zu Amboina mit der Besserung nur langsam zurück; verlässt man dagegen dieses Land, so kommt man, wenn noch keine organischen Fehler sich ausgebildet haben, zusehends wieder zu Kräften, und daher hatten Jene Unrecht, welche nach meiner Abreise von Amboina mir die Ersteigung des Vulkans von Banda als einen Beweis zur Last legen wollten, dass ich nicht gefährlich krank gewesen sei.

Den 16. November ermannte sich Forsten zu einer wissenschaftlichen Reise nach Ceram. Gewiss verdient dieses ansehnliche Land eine genauere Untersuchung, aber schon nach einer Woche kam er und sein Zeichner mit einem heftigen endemischen Fieber von da zurück. Hätte er mehr Kenntnisse von der Medicin gehabt, er wäre gerettet worden. Den 3. Januar 1843, Nachts um 11 Uhr, starb er. Sein Zeichner salivirte und wurde wieder hergestellt.

Um diese Zeit hatten einige Aufsätze in deutschen Journalen (in der Leipziger Zeitung) die Wuth der Holländer gegen die Deutschen auf's Höchste gesteigert. Man machte uns durch ein Rundschreiben bekannt, dass wir uns in den Briefen aller politischen Nachrichten über Indien zu enthalten hätten, widrigenfalls die Briefe geöffnet werden sollten. Von wem diese Aufsätze herrührten, ist mir nicht bekannt geworden; doch enthielten sie einige Wahrheit, indem auf das Elend der europäischen Soldaten in Niederländisch - Indien hingewiesen war. Und in der That, die Existens derselben war bedaurungswürdig; viele begingen Fehler gegen die Subordination, nur um verurtheilt zu werden. Ein Mann sollte zu Amboina mit Stockschlägen abgestraft werden. Er nahm den an der Thür stehenden Garnisonsdoctor und warf ihn über einige Bett-

stellen, worauf er durch einen Kriegsrath zuerst zur Kugel verurtheilt, welches nachher in zehn Jahre Gefängniss commutirt wurde. Der Stock sass voll mit dergleichen Candidaten, und die allgemeinen Armeeberichte prangten mit zur Kugel, zum Strang und zum Schiebkarren Verurtheilten. Eine menschlichere, mehr auf das Ehrgefühl wirkende Behandlung würde viel haben verändern können, doch was man darüber sagen könnte, liegt in dem, was anderswo gesagt ist, bereits aufgeschlossen. —

Die Sprache der holländischen Journale bewies den Geist der Bataver. Der Hass gegen die Deutschen äusserte sich selbst in gesuchten Ausfällen, unter andern über die Käuflichkeit der Doctordiplome auf deutschen Universitäten. Ohne etwas zur Vertheidigung der letztern anzuführen, darf man doch billig fragen, ob die Doctordiplome, welche in Holland ausgegeben werden, besser sind, als die deutschen! — Ohne gehörige Controle ihrer Fähigkeiten bezogen die holländischen Studenten die Universität, und wenn sie eine Zeit lang dort geschwärmt hatten, meldeten sie sich zum Doctorexamen. Woher nun die Weisheit? — Weder Bachus, noch Venus lehrt diese; also geht man zu einem wurmstichigen, lateinischen Magister, lässt sich die Theses und Dissertation ausarbeiten, macht etwas Hocuspocus mit der Facultät und promovirt maxima cum laude. So wurden auf holländischen Universitäten die Diplome der Doctoren und Magister erlangt. — Um diese Zeit berichtete auch der Javanische Courant, dass der Schreiber C. Heinzen von der preussischen Regierung in contumatiam als Hochverräther verurtheilt sei. Mit einer wahren Schadenfreude wurde dieser Bericht aufgenommen; wie gerne hätten jene Herren, über welche zu schreiben er sich erfrecht hatte, ihn gehängt, gerädert, geviertheilt! —

Den 6. Januar ging ich mit Urlaub nach Saparua. Die Familie eines Seeofficiers, welche ebenfalls am amboinesischen Fieber litt, ging auch dahin. Die Prauw des Residenten brachte uns bis an den Pass Baguala. Dort waren Tragstühle für uns in Bereitschaft, welche uns über die Landenge brachten, und jenseits der Bai fanden wir die Prauw des Assistentresidenten von Saparua mit Wimpeln, Flaggen und Musik, nämlich Gong und Tiffa, nach deren Takte 20 Ruderer das Fahrzeug in Bewegung setzten. Mittags um 5 Uhr kamen wir auf Haruku an. Das Fort Zeelandia ist ursprünglich von einem holländischen Obersten gebaut, und zwar sehr verkehrt, denn die Schiessscharten, woraus die Soldaten feuern sollen, befinden sich etwa 7 Fuss über dem Boden, als schmale, horizontale Fenster, so dass, wer durch sie feuern will, zuerst einen Fussschemel mitnehmen muss, und wenn es ihm

dann gelingt, hindurch zu sehen, wird er nicht den Feind erblicken, der etwa die Mauer bestürmen will, sondern gerade aus die leere Luft und kann also den Anfallern nur über die Köpfe schiessen. Möglich hatte der Baumeister des Forts die humane Absicht gehabt, kein Blut zu vergiessen, sondern nur Geld zu verdienen. Inmitten dieses Forts, in einem hölzernen Hause, empfing uns der civile Gezazhebber, dessen zwei Töchter zwar nonnenartig, doch nicht unartig aussahen. Zu einem schwarzen Teint steht aber schwarze Kleidung selten gut. Hier übernachteten wir. Den folgenden Morgen segelten wir längs der steilen Küste von Haruku hin. Sie wird durch hohe Korallenfelsen gebildet, welche zerklüftet und voller Höhlen sind, in denen grosse Schwärme von Fledermäusen und Schwalben (Hirundo esculenta, deren Nester jedoch nicht weiss, sondern braun sind, und welche nicht eingesammelt werden) nisten. Die üppigste Vegetation bedeckt diese Kalkfelsen selbst da, wo man fast keine Spur von Erde entdecken kann. Die Bildung dieses Gesteins ist bekannt. Die von den Wellen losgerissenen Korallen werden auf den Strand geworfen und zum Theil mit dem Sand von Muscheln vermengt, durch die Fluth von der See bespült und durch die glühende Sonne ausgetrocknet; das Gestein sintert zusammen, wird sehr hart, ja selbst zeigt es sich durch Ausblühung hin und wieder krystallinisch; wo das Wasser durch den Felsen sich Wege bahnt, da bildet es in Höhlen auch Stalaktiten, doch nicht jene colossalen Formen, welche man in dem dichten Kalksteine antrifft. Vulkanische Thätigkeit hat diese Korallenfelsen gehoben und selbst zu ansehnlichen Bergen aufgethürmt. So zeigt sich die mit dem verwitterten Kalke gemengte Erde hier als aufgelöster Trachyt, und der Eisengehalt gibt ihr die rothe Farbe. Es kann also über den vulkanischen Ursprung dieser Inseln kein Zweifel sein. Solches beweisen auch die warmen Quellen. Auf Amboina findet man auch abnorme oder plutonische Massengesteine. Der Boden ist hier überall zerklüftet, was den Kalkfelsen eigenthümlich ist; hier kommt aber unterirdischer Donner bei, welcher seinen Ursprung gewiss in grössern Tiefen hat und den Reisenden auf Saparua sehr beunruhigt. Erdbeben sind auch eben so häufig, als zu Amboina.

Mittags um 5 Uhr kamen wir zu Saparua an. Man segelt erst in eine offne Bai, dann in eine tiefe, in das Land sich erstreckende, welche durch das Fort Duurstede bestrichen und verewigt ist durch die Niederlage der Holländer in 1817. Das Fort liegt auf einem Korallenfelsen. Das Haus des Commis, des militären Commandanten und des Assistentresidenten machen Front nach der See; zwi-

schen ihr und diesen ist ein breiter, grüner Rasenplatz. Im Forte liegen 60 Mann, und diese scheinen eigentlich mehr für das Gewürznelkenmagazin, als für die hier stationirten Europäer unter den Waffen zu sein, deren Leben oft genug gefährdet ist. Denn dem meuterischen Geiste der Saparuesen haben schon viele Residenten weichen müssen, und auch der letzte Anschlag auf das Fort Victoria zu Amboina ist von ihnen ausgegangen. Sie scheinen mehr Muth, als die Amboinesen zu besitzen. Einige Scenen, welchen ich beigewohnt, hätten tragisch genug enden können. Gewiss wäre es gut für die Molukken, wenn hier eine kräftigere militäre Macht entwickelt würde. Saparua, Haruku und Nussalaut haben eine Bevölkerung von 24,000 Seelen und dafür noch keine 100 Mann Besatzung.

Ein Denkmal, auf dessen Stelle ein früherer Resident von Saparua erschossen worden ist, steht jetzt noch hinter dem Haus des Assistentresidenten. Der niedrige Preis, um welchen die Saparuesen die Gewürznelken in das Magazin liefern müssen, das Drückende des Monopolsystems und unbefriedigte Blutrache machte sie schwierig, und lauerten sie auf eine Gelegenheit, das Joch, das sie drückt, abzuwerfen. Nach Stillung des Aufstandes hat des Henkers Strang verschiedene Saparuesen dem Galgen überliefert, deren Familien diese Schmach noch nicht verschmerzen können, und welche dafür den Orang wolanda einen tödtlichen Hass zutragen. Die Beamten, welche hier angestellt werden, suchen daher je eher je lieber von diesem Posten wegzukommen, und nur wenige haben durch energische Strenge der Bevölkerung so imponirt, dass diese Furcht und Ehrerbietung vor ihnen gehabt hätte.

Die Urlaubszeit wandte ich zu Ausflügen in die Umgegend und Untersuchung der Insel, so wie zur Ausübung meines Faches an, denn sowohl die Garnison, als einige kranke Officiersfamilien sprachen meine Hülfe an; auch im Namen des Gouverneurs wurde ich ersucht, die ganze Bevölkerung von Saparua, Haruku und Nussalaut auf Lepra zu untersuchen, wofür ich keine Entschädigung erhielt, obgleich ich 14 Tage damit beschäftigt gewesen und als Militärarzt zu diesem civilen Dienst nicht verpflichtet war. Jedenfalls bin ich dadurch mit den Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner bekannter geworden. In Holländisch-Indien, wo der Arzt ehemals in der Rangliste unmittelbar auf den Zimmermann folgte, muss man auch heut zu Tage nicht auf Dankbarkeit rechnen. So lange man den Arzt nöthig hat, trägt man ihn auf den Händen, sobald man seiner nicht mehr bedarf, wird er wie zu Jan Compagnie's Zeit oft genug vernachlässigt. Wohl kennt ihm das Gouvernement Officiersrang zu, doch wird er als

Jüngste betrachtet, und gewaltherrscherische Lieute-
s lassen als Commandanten von Aussenposten den bei
a stationirten Genesherrn dieses nicht selten fühlen.
eine freiere Civilstellung und ein besserer Gehalt kann
m Uebelstande begegnen. Die goldnen Epauletten wol-
licht viel sagen, da sie so häufig durch goldne Bettler
agen werden. Ein guter Gehalt, der ihn seiner Bil-
nach über Commisen stellt, wird dem Zwecke besser
prechen.

Der Commandant von Saparua, welcher früher zu Go-
lo auf Celebes mit dem Militär- und Civilcommando
tet gewesen war und sich in jenem goldreichen Di-
te einiges Vermögen erworben hatte, wesshalb man
in den Molukken den goldnen Luitenant nannte, nahm
als Gastherr häufig mit auf die Jagd, von der er ein
ser Liebhaber war. Die Strandjagd liefert grosse Schne-
doch muss man mit guten Schuhen versehen sein,
der Korallgrund scharf ausgezackt ist. Ausser vielen
en niedern Seethieren finden sich darauf während der
kleine Seeschlangen, deren Biss für sehr giftig ge-
n wird. Man sieht in den klaren Fluthen eine solche
ge schöner Schalthiere und prächtig gezeichneter Fi-
, dass man mit deren Betrachtung allein sich Stunden
ergötzen kann. Weisse Kakadus hängen in ganzen
wärmen auf den Kokospalmen längs der Küste und
hier den Kokos eben so vielen Schaden, als auf den
linseln die Eichhörner, indem sie mit ihrem scharfen
abel die härteste Nuss aufhacken und den Kern fres-
Manche Jäger essen ihr Fleisch. Der Commandant
es einmal einen solchen, er fiel vom Baume und sein
päischer Hund erhaschte ihn, aber der verwundete
adu schlug seinen scharfen Schnabel in die Nase des
des und bearbeitete ihn dergestalt mit den Klauen und
eln, dass der gute Hund ganz verdorben war und nach-
stets auf die Flucht ging, wenn er nur einen Kakadu
chtig wurde. Einige Male kam ich bei Wasserpartien
ugenscheinliche Gefahr. So hatte ich von Saparua bis
wo an dem weiten Bogen des Strandes gejagt, wollte
Rückkehren mir den weiten Weg ersparen und setzte
nem Boote, das nur einen Fuss breit und nicht länger
ich selbst war, über die breite, tiefe Bai. Der Wind
b sich, die Ausleger brachen und das Boot sank einen
tief in das Wasser, aber glücklich nicht tiefer, so
ich das jenseitige Ufer erreichte. In den Gewürz-
enwäldern trifft man einige schöne Taubenarten, be-
ders Columba vernans und Columba aenea. In den
en Waldungen kann man beinahe nicht durchkommen
dem dichten Wuchse wild wachsender Ananase. Auch

die scharfen, zackigten Korallensteine und die verschlungenen Wurzeln machen das Gehen mühsam und gefährlich. Der Wald selbst zeigt alle Pracht und allen Reichthum, welchen man von einem tropischen Urwalde erwarten kann. Sago ist auch hier die Hauptnahrung, und Sago und Sagoweerbäume für die Eingebornen das, was für uns das Getreide. Der Sagoweer wird in den Molukken so allgemein getrunken, wie in Baiern das Bier. Das trübe, wie Bitzelmost aussehende, bitterschleimige Fluidum wird zwar kein ächter Weintrinker für jenen Palmwein anerkennen wollen, nach welchem ihm möglich einmal im Traume die Zunge gelechzt hat, doch gewöhnt man sich bald daran. Der Sagoweer macht eher Schlaf, als Trunkenheit, und bei Missbrauch Leberanschoppungen und Wassersucht; Sagoweersäufer haben daher stets ein aufgedunsenes Gesicht, geschwollenen Bauch und Beine. Frisch gezapft als Most ist er süss und sacht abführend; den bittern Geschmack ertheilt man ihm durch Beisatz von Bitterholz, von Quassia und von dem gelben Lignum colubrinum. Der von Saparua ist besser, als der von Amboina, letzterer häufig mit Kalk und Arak verfälscht, und dort das einzige Getränke der Soldaten, welches ihnen Vergessenheit ihrer elenden Lage gewährt; denn Wein und Bier wird zu einem Gulden die Flasche verkauft, und selbst den Genever verkaufen die Wucherer zu ungeheuer hohen Preisen. Der Nachtheil dieses Gebräues ist erwiesen.

In dem Forte von Saparua liegen 60 Mann mit einem ersten und zweiten Lieutenant, aber keinem Doctor; wenn die Menschen krank werden, behandelt sie der Commandant, welcher eine Lappdose besitzt; ich gab dem dermaligen eine Anleitung, wie er sich in dringenden Fällen zu verhalten habe. Denn bei starkem Winde ist oft die Communication mit Amboina unterbrochen, und gehen manche Kranke aus Mangel an zweckmässiger Hülfe zu Grunde. Ein Artillerielieutenant mit seiner hochschwangern Frau waren ebenfalls todtkrank von Amboina nach Saparua gekommen, welche ich das Glück hatte wieder herzustellen. Da diese Familie Sinn für die Schönheiten der Natur hatte, so machte ich mit ihr Ausflüge in die Gewürznelkenwäldchen und in die nahen Grotten. Die Vegetation trägt in den Molukken einen ganz eigenthümlichen Charakter; die Farbe der Blätter ist eben so verschieden, wie bei uns im Herbste, nur nicht welk, sondern frisch und lebenskräftig. Hier sieht man Laub vom hellsten bis dunkelsten Grün, vom Hochgoldgelben bis zum Blutrothen, ja auch weisse Gebüsche. Doch muss man hier keine bebauten Felder suchen, und auf das Gemüth macht die ewige Wildniss einen traurigen Eindruck; der azurne Himmel, die reine,

heitere Luft und das herrliche Grün aber entzücken den Naturfreund; besonders die Nächte haben einen unnennbaren Reiz, wenn in dem zauberischen Dämmerlichte des Mondes diese üppig bewachsenen Fluren erglänzen, wenn die sanftrollende See auf ihren silbernen Wellen sein Bild zurück wirft, oder wenn die Sterne an dem dunkeln Himmel mit vielfarbigem Diamantlichte schimmern und das tausendstimmige Concert der Cicaden den Schöpfer preisst. Auch hier ist das Furchtbare mit dem Lieblichen verschwistert. In schwüler, umwölkter Luft war den 30. Januar die Sonne untergegangen; die ganze Nacht rollte der Donner unter unsern Füssen weithin in dem Boden; Erdbeben aber erfolgte dieses Mal nicht. Doch zu Lebzeiten dieser Bevölkerung haben sie das Land vielfach verändert.

Den 31. Januar ging ich mit dem Residenten nach der Insel Molana, wo eine Leprösenanstalt ist. Wir kamen in Tragstühlen nach Haria, wo uns der Radja freundlich empfing, und schifften uns in einer Orembai (ein Ruderfahrzeug) nach der Insel ein. Welch schreckliches Elend zeigte uns jener Ort! — Je niedriger die Bildungsstufe des menschlichen Geistes ist, desto weniger scheint der Mensch sein Unglück zu fühlen. Denn solch scheusslich verstümmelte Menschen müssten anders in dem Tode eine Wohlthat erkennen. So aber freuen sie sich noch des elenden Lebens und schätzen seine Güter.

Den 3. Februar wohnte ich dem Leichenbegängnisse eines tapfern Saparuesen bei, welcher stets auf holländischer Seite gefochten und 1817 und 1829 sich so tapfer gehalten hatte, dass er mit dem militären Willemsorden geschmückt worden war. Den Abend zuvor kamen alle Radjas dieser Inseln zusammen, um dem Veteranen die letzte Ehre zu erweisen. Auch der Radja von Titawei mit Frau und Kind und zwei Personen wollten in einer Orembai den Seebusen überstechen, ein Windstoss schlug aber den Kahn um, und Mann und Frau ertranken. Der Sohn rettete sich auf einem Bund Kokosnüsse. Man brachte die Leichen in das Haus des Verstorbenen und hatte also ein dreifaches Leichenbegängniss. Als Commandant der Schütterei wurde der Willemsritter militärisch begraben. Hinter der Bahre folgten die in lange spanische Mäntel gewickelten Leidtragenden, Flötenblaser und heulende Weiber; die Flagge auf dem Forte war halb gestrichen. Der Resident, der Commandant und wir schlossen uns dem Zuge an. In hochmalajischer Sprache hielt ihm der protestantische Missionär eine Leichenrede. Der Ritterorden wurde dem Commandanten zur Hand gestellt. Abends wurde im Hause des Verewigten tüchtig geschmaust. Es waren da zwei mit Speisen besetzte Tafeln, an welchen

mehr als neunzig Männer und Frauen zusammen. Ungeheure Rindsbraten und Flaschen mit Saguweer wurden consumirt: die Fidel und das Clarinett ertönte, und mit Entzücken sprangen die Saparuesen, als wären sie von der Tarantel gestochen. Wenn es mir vorkam, dass Freud und Leid hier innig verschwistert sind, so fand ich es auch eben so kostbar, hier zu sterben, als geboren zu werden.

Ich wohnte noch einem Balle auf Saparua bei, wo die ganze Flur versammelt war und ich Gelegenheit hatte, die eigenthümlichen Tänze der Insulaner kennen zu lernen. Der beliebteste ist der Kunswalzer, eine Art Cotillon, in welchem das tanzende Paar durch zwei Reihen tanzt, an jedem Ende mit über dem Kopfe verschlungenen Armen sich küsst und dem folgenden Paar Platz macht, welches dieses wiederholt. Da ich zwei recht hübsche Tänzerinnen hatte, nämlich die Tochter des Gastherrn und seine junge Braut (er stand auf Freiersfüssen), so behagte mir dieser Tanz sehr wohl. Lässt sich jedoch ein Mann einfallen, von dieser Gunst auf grössere Freiheiten zu dringen, so geht es ihm übel, die beleidigten Schönen fallen über ihn her mit Nadeln und Haarspeilen, ergreifen ihn und tragen ihn in einer Art mänadischer Raserei in das Meer. Ein loser Seeofficier hatte einmal bei einer solchen Gelegenheit dem ernsten Commandanten der Molukken einen schlimmen Streich gespielt. Dieser stand mit auf den Rücken gelegten Händen, mit martialischer Miene und ausgespreizten Beinen hinter einer Tänzerin, als der schlimme Fuchs zwischen den Beinen des Obersten durch die Schöne am Kleide zupfte. Diese, in der Meinung, jener habe es gethan, drehte sich rasch herum und versetzte dem ehrwürdigen Obersten eine Maulschelle. —

Den 6. Februar gingen wir nach Amboina zurück, und diese Reise wäre eben so angenehm gewesen, wie die erste, wenn nicht in der Bai im Angesichte von Amboina das Kind des Seeofficiers an der hitzigen Gehirnwassersucht gestorben wäre. Diese Krankheit, welche in Indien so viele europäische Kinder hinwegrafft, befällt besonders solche, die von Vätern erzeugt sind, welche den Gin und Grog eben nicht verachten. Das Jod mit seinen Präparaten hilft selten. So wie ich die Pforte von Amboina einging, ergriff mich auch wieder das Fieber. Es war jetzt das chinesische Neujahr, welches überall, wo Chinesen sind, mit grossem Rumore gefeiert wird. Widrige Winde hatten zehn Schiffe in die Bai von Amboina getrieben, besonders englische und nordamerikanische. Auch kamen 30 Mann zur Verstärkung der Garnison, von welchen jedoch innerhalb 4 Wochen 11 todt waren. Damals nahm ich meine Wohnung in dem Forte Victoria und hatte

Gelegenheit, die Ungesundheit desselben an meinem eignen Körper wahrzunehmen. Der Commandant wollte diese nicht zugestehen, bis er selbst schwer vom Fieber heimgesucht wurde. An Plätzen, wo Fieber herrschen, sind alte, dumpfige Gebäude der wahre Herd des Fiebers. Die Wohnungen im Fort zu Amboina sind klein, enge an einander gebaut, zu ebener Erde und ohne gehörigen Luftzug. Die Gefängnisse konnten als wahre Fiebernester angesehen werden; erst auf meine dringende Anfrage zur Verbesserung der Lage der gefangenen Soldaten wurden einige mit Vordächern versehen.

Den 4. März 1843 sah ich zuerst auf der Esplanade den Kometen am Himmel. Er blieb beinahe den ganzen Monat sichtbar. Den von 1835 hatte ich in dem atlantischen Ocean an Bord des van Speyk wahrgenommen. Die Amboinesen weissagten Krieg, Pest und theure Zeit. Die letzten Plagen trafen uns am ersten. Verschiedene Erdbeben hatten stets Verschlimmerung des endemischen Fiebers zur Folge; zuletzt konnten meine Collegen und ich kaum mehr Dienst thun. Das gesellige Leben verschwand, weil kein Mensch mehr dem andern Besuche machte, der Gouverneur ging häufig auf Reise, um sich dem Einflusse des Fiebers so viel als möglich zu entziehen. Er war sehr für sein theures Ich besorgt. Sein und der Seinen feistes Vollmondsgesicht schien im Gegensatz zu dem der fieberbleichen Europäer zu sprechen: „Uns ist so cannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen.“ Er hatte bei seinem Antritt zu Amboina in einer fliessenden Rede eine goldne Zeit verheissen. Wir haben sie aber nicht erlebt. Der Domine war das leibhaftige Gegenbild dieses Mannes. Engbrüstig, mager und dünn, vergoss er so lange bittere Thränen, bis er von Amboina abreisen konnte. Man brachte ihn halbtodt an Bord; bei seiner Ankunft zu Java hat er sich alsbald erholt und verheirathet, ist dick und fett geworden. Selbst die lustigen Lieutenants mussten ihr fröhliches Leben einstellen; die Krankheit machte ordentliche Sprünge, heute in diesem, morgen in jenem Stadtviertel. Die amboinesischen Familien, welche Hausapotheken besassen, verschlangen Chinine und bekamen tüchtige Fieberkuchen. Bei fortdauernder Ursache ist es Unsinn, das Fieber mit Chinine heilen zu wollen. Nur die Entfernung von dem Orte, wo es herrscht, kann helfen, und dieses Glück ward auch mir zu Theil.

Amboina, eine kleine Insel der Molukken, hat, seit sie den Europäern bekannt geworden, eine wichtige Stelle unter den überseeischen Besitzungen eingenommen und war früher als der Hauptstapelort der Gewürze von noch grösserer Bedeutung, als heut zu Tage, wo man den grossen

Werth, welchen man früher auf die Gewürze legte, nicht mehr gelten lässt, da der Gebrauch oder vielmehr Missbrauch derselben nicht mehr so ausserordentlich ist, und in verschiedenen andern Tropengegenden Gewürze producirt werden, so dass Amboina nicht mehr wie früher unentbehrlich ist, wesshalb man schon unter van der Capellen so grossmüthig war, die gehässige Massregel des Ausrottens der Gewürzbäume abzuschaffen.

Der Hauptplatz, das Fort Victoria, liegt nach der Bestimmung von Melvill van Carnbée auf 3° 4' 40'' südlicher Breite und 128° 10' östlicher Länge von Greenwich, am Abhang des Gebirges, das hier bogenförmig zurücktritt, und während das chinesische Camp dicht am Strande nur wenige Fuss über der Meeresfläche liegt, erhebt sich der obere Stadttheil bei Batu Gadja wohl 50 Fuss über diese. Mehrere Bäche strömen von den nahen Bergen durch die Stadt in die See, wovon der Batu Gadja die Stadt im Südwesten, der Way Allat im Nordosten begrenzt. Als ein Arm des Batu Gadja läuft der Way Titor durch das chinesische Camp, und der Way Tomo fliesst, so wie der Halong, südlicher durch einige Stadtviertel.

Die Insel ist aus verschiedenen Felsarten zusammengesetzt und von plutonischer, neptunischer und vulkanischer Bildung. Die Gesteine sind folgende: Granit auf Amahulu; Serpentin auf der Spitze eines Hügels bei der Stadt; Feldsteinporphyr zu Batu merah; Reibungsconglomerat von Kalk und Granitresten; Trachyt; Kalkstein, besonders Korallenkalk; Travertin, Faserkalk und Stalaktitenkalk; Thonerde, geröthet durch Eisenoxyd; Humus.

In der Nähe der Stadt scheint vulkanische Thätigkeit das Terrain gebildet zu haben, und zwar durch Erhebung des Korallenkalkes über die Meeresfläche und durch die aufgestiegenen Trachytmassen. Haruku, Saparua und Nussa-Laut sind von ähnlicher Construction, und bildet der Korallenkalk die schönen Felspartien dieser Inseln. Die warmen Quellen sind ein weiterer Beweis für die Vulkanität. Dass aber die Erhebung nicht auf ruhigem Wege, wie die Scandinaviens, vor sich gegangen ist, dafür spricht die zerrissene Bildung des Gebirges, die vielen scharfen, divergirenden Kämme, die Spalten in dem Boden, wie man sie zwischen Saparua und Haria auf der Insel Honimoa sieht. Dass sie noch fortdauert und sich erneuert, beweisen die öftern Bergstürze in Folge von Erdbeben und die Veränderung der Küste. Auch ist der Korallenkalk von den Resten noch lebender Zoophytengeschlechter zusammengesetzt; Madreporen, Milleporen, Tubiporen, Bivalven wie Ostrea, Tridacne u. s. w. werden darin gefunden. Diese Felsart schliesst viele Höhlen ein, von welchen einige

niedrigen Gängen, Schachten und Stollen, andre grossen Hallen ähnlich sind, wie man längs der steilen Küste von Haruku antrifft. Die Vegetation auf diesen Felsen ist reich und üppig. Man sieht von der steilen Küste in die See herabgestürzte Felsblöcke beinahe ohne eine Spur von Erde, die aus dem Wasser hervorragenden Spitzen dergestalt mit Gebüsch bekrönt, dass sie wie niedliche Blumensträusse erscheinen. Der Grund der Inseln ist aus den verwitterten, obengenannten Gesteinen gebildet und stellt eine leichte, poröse Erde dar, welche zur Cultur sehr tauglich ist. Sowohl die Bestandtheile des Bodens, als die eigenthümliche Lage dieser Inseln bewirken mit dem tropischen Clima die üppige Vegetation und die Güte der hier erzielten Gewürze, wie Gewürznelken, Muskat, Zimmet, Kakao, Kajuputi und andere, ätherische Oele liefernde Pflanzen. Gewiss würde sich der Boden auch zur Cultur von Cerealien eignen, aber ausser dem kleinen Reisfeld, welches der gebannte Kaiser von Solo baute, haben wir nichts Derartiges gesehen. An die Stelle der Cerealien treten hier die Palmen, und die Sagopalme liefert dem Eingebornen das vornehmste Nahrungsmittel. Der Mangel an Feld- und Gartenbau gibt dem Lande das Ansehen einer Wildniss, die, wenn auch dem Botaniker erwünscht, dem Bewohner cultivirter Länder sehr traurig erscheint. Desshalb ist auch eine amboinesische Landschaft mit ihren bewaldeten Höhen wohl romantisch und reizend, aber nicht so erheiternd, wie eine die Aussicht auf bebaute Fluren gewährende Gegend. Ungeachtet der schönen Lage am Gebirge und an der Bai hat die Stadt doch ein düsteres Ansehen, weil dieses Gebirge nur undurchdringliche Wälder, von Alang-Alangfluren begrenzt, zeigt. Wie schnell würden die europäischen Liebhaber der Urnatur von ihrem Enthusiasmus genesen, wenn sie genöthigt wären, in solch einem uncultivirten Lande zu leben; wie gerne würden sie einer Landschaft den Vorzug geben, in der Landbau und Betriebsamkeit eine fröhlichere Aussicht darbieten, als diese schweigenden Wälder! Die so gepriesenen Urwälder in den herrlichsten Tropengegenden erregen durch ein düsteres Aeussere doch nur ein unnennbar wehmüthiges Gefühl; niedergeschlagen und beklommen fühlt sich darin der gebildete Mensch, und selbst der Affe, der sie für immer bewohnt, ist ein melancholisches Thier; der Europäer athmet erst dann freier, wenn er sich mit seinem Trieb zur Geselligkeit den Spuren menschlicher Cultur wieder nähert. Nur Cultur macht die Erde zum Paradies.

Die beckenartige Lage der Stadt hat eine drückende Hitze zur Folge, welche durch häufigen Regen oft allzu schnell durch eine niedere Temperatur abgewechselt wird.

In der Stadt zeigt der Thermometer von Fahrenheit des Mittags von 87° bis 90°, zu Batu-Gadja von 83° bis 86° und sinkt gegen Morgen auf 72° herab; fällt er tiefer, so gehört solches zum aussergewöhnlichen Stande. Die Luft im Gebirge hat natürlich eine andere Temperatur und ist in einiger Höhe besonders des Nachts wegen Kälte und Nässe unangenehm. Auf dem Gipfel des Tanitagebirges brennt das Feuer weniger energisch, als in dem Unterlande. Was wir von der trüben Luft gesagt haben, über welche sich Herr Wassink so lustig machte, und die wir nur zu häufig wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, so müssen wir bei der frühern Behauptung stehen bleiben, dass sie einen veränderten Zustand der Electricität in der Atmosphäre anzeigt und das Hervortreten des Fiebers zu begünstigen scheint. Die Luftelectricität war seit dem Erdbeben von 1835 verändert, die electrischen Entladungen in Blitz und Donner weniger kräftig, als früher, die Regen aber fielen mit unerhörter Heftigkeit und Dauer. Wie bekannt, ist die Regenzeit eine umgekehrte, als die auf den Sundainseln, denn sie fällt in jene Monate, in welchen auf den Sundainseln der Ostmoussen und in Folge dessen Trockenheit herrscht. Diese Veränderung findet statt, obgleich der Zug der Winde, welche regelmässig wehen, derselbe ist, wie auf den Sundainseln. Möglich hat die Erwärmung von Neuguinea, Neuholland und Ceram die Erfüllung der Luft mit Wasser in Gasform zur Folge, welches durch den Südostwind fortgeführt, in den höhern Luftschichten über diesen Inseln abgekühlt und über den erwärmten Lande der Amboinagruppe als Regen niedergeschlagen wird. Da in den Sundainseln der Westwind aus der Gegend kommt, in der grosse Ländermassen erwärmt werden, so lässt sich die veränderte Regenzeit beider wohl erklären. Die Regenzeit dauert hier von Mai bis September, die trockene von October bis April.

Merkwürdig ist die Veränderung in dem Gesundheitszustande dieses Platzes nach den Erdbeben von 1835, denn während früher die Insel den Ruf eines sehr gesunden Ortes besass, hat seit jenem Jahre das Fieber geherrscht, welches als intermittirendes auftrat, aber nach den Temperaturverhältnissen bald einen catarrhalischen, bald gastrisch biliösen, bald nervösen, ja putriden Character angenommen hat und selbst das gelbe Fieber und den Typhus erkennen liess. Besonders in 1838 grassirte es heftig und schien in 1841 seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, ist aber bis jetzt noch nicht gänzlich gewichen, obgleich die Bulletins in den indobatavischen Journalen solches von Zeit zu Zeit verkünden. Dass ein sonst gesunder Ort zeitweise ungesund wird, ist eine in dem In-

dischen Archipel oft sich wiederholende Erscheinung. Die Nähe von Vulkanen, wie zu Banda, Banjuwangi, kann übrigens hier nicht zur Erklärung dieser Erscheinung benützt werden, denn zu Amboina ist gegenwärtig kein activer Vulkan, nicht einmal wird Jemand gefunden, der sich eines Ausbruches des Wawani erinnern kann (wie solche doch in wissenschaftlichen Werken erwähnt werden, wie der von 1816, 1820 und 1824). Weit auffallender waren die Wirkungen von Erdbeben, indem jedesmal, nachdem solche heftig gewesen, Krankheiten sich eingestellt haben. Nach dem von 1815 war das vom ersten November 1835 das heftigste; es begann Morgens zwischen 2 und 3 Uhr und richtete überall Verwüstungen an. Ein Theil des Tanitaberges stürzte ein, die Ringmauer an der Werft zu Amboina fiel um und begrub die Arbeiter in ihren darangebauten Hütten. Erdbeben werden auf diesen Inseln häufig wahrgenommen. Sie wiederholen sich in längern oder kürzern Zwischenräumen und sind zuweilen kaum merkliche Bewegungen, manches Mal aber auch heftige Stösse mit bald horizontaler, bald vertikaler Richtung, bald ist die Bewegung mehr wellenförmig. Man behauptet, es könne keine Evaporation aus der Erde stattfinden; wir theilen nicht diese Meinung. Viele Mineralien können schon durch den Geruch erkannt werden; muss dann nicht nach heftigen Erschütterungen der Erdkruste der Atmosphäre Etwas mitgetheilt werden, das ihre Beschaffenheit modificirt? Was ist es, das den veränderten Zustand der Electricität hervorbringt? Man wollte eben so wenig eine Veränderung in der Atmosphäre, als ein Miasma gelten lassen — und doch ist der Ort ungesund geworden, und zwar nach den Erdbeben, die in unserer Zeit stattgefunden haben. Freilich kommen hier einige, das Entstehen des Fiebers begünstigende Umstände hinzu, welche es wahrscheinlich machen, dass hier jederzeit Fieber sporadisch vorkommen, und zwar sind folgende Umstände zu erwähnen:

Der enge, durch Berge eingeschlossene Raum, worauf die Stadt gebaut ist, verhindert den freien Durchzug der Luft — und die von Bäumen umringten, unter Laubwerk versteckten Wohnungen stehen meist auf feuchtem Boden; bei vielen ist die Flur der Gemächer unmittelbar auf diesem Boden — und viele Wohnungen sind niedrig. Die grosse Anzahl von Muskiten in diesen Wohnungen zeigt die Unreinheit der Atmosphäre an, und Fieber sind hier frequenter und hartnäckiger, als in den frei stehenden, vom Grunde erhobenen Häusern. Die Bauart, wie sie auf Sumatra angetroffen wird, wäre hier sehr zweckmässig, nämlich Häuser auf Pfählen, einige Fuss über dem Boden, wozu die Bekleidung mit Gabba-Gabba, die hier allgemein,

auch sehr dienlich ist. Solche Häuser auf Pfählen sind bei Erdbeben weniger gefährdet, als die von Stein gebauten, wenn sie auch durch dicke Strebepfeiler geschützt sind. An einigen Stellen ist ein Stadtviertel durch die Sorglosigkeit der Bewohner morastig geworden, nämlich das Bett des Way Titor — und dieser feuchte Boden ist ein stets wirksamer Herd von Miasmen, da sich beständig organische Reste darauf zersetzen. Schon die Entfernung aus der Atmosphäre von Amboina macht oft das endemische Fieber verschwinden. Die Häuser des chinesischen Campes an dem Strande sollten von anderer Bauart und reinlicher sein. Der Graben um das Fort sollte niemals stagnirendes Wasser enthalten. An dem Strande sollte in der nächsten Umgebung der Stadt kein Unrath geduldet werden, denn von diesem Strande gilt dasselbe, was Junghuhn von dem von Pontjang gesagt hat. — Von den zahlreichen Quellen könnten öffentliche Bäder errichtet werden. Man sollte nur das vom Gebirge kommende fliessende Wasser zu Brunnen benützen. Das in den gegrabenen Brunnen vorhandene ist wegen der geringen Tiefe dieser Brunnen lau und von Infusorien erfüllt. Das Baden mit diesem Brunnenwasser, besonders in den Mittag- und Abendstunden, hat oft Fieber zur Folge. Der an der Oberfläche sandige, nach der Tiefe zu mehr thonige Boden schlürft zwar das Wasser schnell ein, hält es aber in geringer Tiefe an, darum ist er so feucht. Die glühende Sonne entwickelt aus diesem Boden das Wasser in Dunstform, und diese feuchte Atmosphäre wirkt bei der Hitze zersetzend auf die Organismen ein. In der trockenen Jahreszeit mag wohl auch die Fäulniss der im Boden versteckten niedern Thiere die Luft verunreinigen.

Auf den umliegenden Inseln findet man minerale Brunnen, wie zu Sila bei Oma (Insel Haruku) ein warmer Schwefelbrunnen; zwischen Tiouw und Porto (Insel Saparua) eine salz- und jodhaltige Quelle; zu Amet (Insel Nussa-Laut) eine warme Schwefelquelle; in früheren Zeiten hat man mehr Gebrauch von diesen Wassern gemacht, als heut zu Tage.

Die Bai von Amboina scheidet die Insel in zwei Theile, wovon der nordöstliche Hitu, der südwestliche Leitimor (worauf die Stadt liegt) genannt wird. Beide Theile sind durch den Pass Baguala mit einander vereinigt, welcher früher durchgraben war. Die Bai nimmt vom Lande aus an Tiefe so schnell zu, dass man die Schiffe am Strande zu befestigen pflegt; sie verengert sich bei dem sogenannten Kaimanshoek und wird dann wieder breiter. Ueberall von Bergen umringt, gewährt sie malerische Ansichten, bei der Stadt erscheint sie wie ein breiter Strom. Auch hier will

man zuweilen das weisse Wasser gesehen haben, welche Erscheinung von zahllosen Weichthieren herrühren soll. Die See ist hier so fischreich, dass kaum eine andere mit ihr verglichen werden kann. Auch die Arten der Fische sind sehr manchfaltig. Die grosse Fahrt ist von wenig Bedeutung, weil der Handel nicht frei ist; selbst die Gewürze sind ein Monopol, das allein die Regierung benützt, und dessen anderweitige Ausfuhr bis jetzt noch verboten ist. Das Pfund, wofür die Regierung circa einen halben Gulden bezahlt, muss man, wenn man es nöthig hat, für zwei Gulden erkaufen. Die Küstfahrer, welche Reis bringen und Gewürznelken einnehmen, eilen von der Rhede, eben so die fremden Schiffe, welche etwa durch Sturm genöthigt sind, hier einzulaufen; nur Araber bleiben oft Monate lang liegen und warten auf den guten Mousson, der ihrer Unkenntniss zu Hülfe kommt, wenn sie den brünstigen Gebeten, welche sie bei schlechtem Wetter gegen Himmel senden, nicht ganz vertrauen. Bei Freiheit des Handels würde die Schifffahrt hier sehr lebendig werden; man huldigt aber diesem System bis jetzt noch nicht. Es liegen nur ein oder zwei Kriegschiffe hier, welche in diesen Seeen kreuzen sollen; einige inländische Fahrzeuge, wie Orembays und Sampans mit Auslegern werden zum Kleinhandel und Fischen benützt. Die Lust zu Segelpartien, welche noch auf Banda angetroffen wird, herrscht hier nicht. Eine bleierne Lethargie scheint auf den hier lebenden Europäern zu liegen. Die Amboinesen selbst tanzen noch stets, wie früher, bei dem Gefiedel einer verstimmten Geige, als wären sie von der Tarantel gestochen, und die sogenannten Hondebruiloften werden eifrig besucht.

Der schmutzige Campong der Chinesen am Seestrande ist für den Ankömmling kein erfreuliches Bild. Die elenden Hütten, nur zu häufig der Sitz der Völlerei und des Lasters, sollten von hier verschwinden und besseren Gebäuden Platz machen. In der Stadt sind viele Häuser von Backsteinen, mehrere von Holz, die meisten von Gabba-Gabba (der Rippe oder dem Blattstiel der Sagopalme, welche zwischen das Gebälke eingeschoben wird, und die braun und wie polirt aussieht). Diese Gabba-Gabbawohnungen haben ein nettes Aeussere und sind den steinernen Gebäuden in den europäischen Vierteln, was die Gesundheit betrifft, unbedingt vorzuziehen; nur sollte ihre Flur nicht am Boden, sondern einige Fuss über demselben erhöht, auf Pfählen sich befinden. Diese auf Sumatra gebräuchliche Bauart findet man bei den Bergalfuren von Ceram wieder, und ist es zu verwundern, dass man sie hier nicht auch anwendet. In den europäischen Stadttheilen zeigen sich Spuren von Verfall, Armuth und Elend.

Viele Strassen sind todt und menschenleer; in der Nähe des Marktes, am Ende des chinesischen Campes, ist es lebendiger, aber durchaus nicht so reinlich, wie in den Dörfern benachbarter Inseln, wo noch ganz uncultivirte Bergalfuren wohnen. Die protestantische Kirche befindet sich in dieser Strasse und wird an Sonn- und Festtagen von einer andächtigen Gemeinde fleissig besucht. Wir sind einige Male bei dem Gottesdienste zugegen gewesen und trafen dort den Gouverneur in Kostüm, gestiefelt und gespornt, mit einem gewaltigen Schleppsäbel an der Seite und einem Psalmbuch in der Hand, aus voller Kehle das Danklied anstimmen. Gewiss fühlte der schleppsäbeltragende Exdomine etwas von seinem früheren Berufe in sich, um der frommen Gemeinde mit gutem Beispiel voranzugehen, welcher ein dunkelfarbiges Diakonmitglied das „gezuiverde Evangelie“ mit grosser Salbung in näselnder Sprache verlas. Die Amboinesen haben von ihren protestantischen Predigern den Hochmuth eingesogen, dass sie in dem „gesäuberten Evangelium“ getauft und unterwiesen seien, im Gegensatz zu den Katholiken, welche Antichristen und als solche in dicker Finsterniss lebend anzusehen seien. — Wirklich ist durch den reformirten Exorcismus der Indobatavel der Katholicismus aus diesen Insulanern ausgetrieben, ob sie aber desshalb vor dem Schöpfer des Weltalls bei Vorzug als Auserwählte angesehen werden, möchten wir nicht beschwören, denn ausser der Taufe, welche sie empfangen, und einigen Bibelsprüchen, welche sie gelernt haben, ist ihr Gemüth von solchem Aberglauben erfüllt, dass sie wenig besser, als ihre heidnischen Voreltern sind. Die Indobatavel haben sich viel darauf zu Gute gethan, dass sie für die christlichen Bewohner der Molukken sich etwas Ansehnliches kosten und es ihnen nie an „Bedienaaren van Gods woord“ fehlen lassen; aber diese möchten selbst noch mit Gottes Wort bedient werden, denn es sind früher nicht wenig bigotte Finsterlinge unter ihnen gewesen.

Indem sich die Stadt längs der Bai in ihrer ganzen Länge ausdehnt und der aufsteigende Boden den Ueberblick der verschiedenen Viertel gewährt, macht sie einen ziemlich vortheilhaften Eindruck auf den Beschauer, wenn nicht das armselige, schmutzige chinesische Camp mit seinen baufälligen Hütten diesen Eindruck störte. Besser sieht das Fort und der Brückenkopf aus, vor welchem die Schiffe anlegen, so dass man unmittelbar von Bord auf amboinesischen Boden treten kann.

Von dem Hafenkopf gelangt man an der Recherche vorüber durch ein Hornwerk an die sogenannte Wasserpforte, auf welcher in dem hochtrabenden Style des Per-

rückensäculums ein altes 3½mastiges Schiff mit den Worten: „Ita relinquenda, ut accepta“ und die Wappen der sieben Provinzen mit Kalk gekleckst sind. Auch an den Mauern findet man Inschriften, welche frühere Landvögte verewigen sollen.

Das Fort Nieuw-Victoria, auch Kotta genannt, besteht aus sieben Bastionen, die an der Landseite mit einem Graben umgeben sind, in welchem nicht immer fliessendes, manches Mal stagnirendes Brackwasser, wie zur Unterhaltung der Fieber, hier eingelassen zu sein scheint. Während unsres Aufenthaltes hat man den Versuch gemacht, diesen Graben zu reinigen, und ist dabei eine solche pestilenzialische Luft wahrgenommen worden, dass wer noch nicht das Fieber gehabt hatte, hier die schönste Gelegenheit fand, es zu bekommen. Zu beiden Seiten soll diese Gracht in die Bai ausmünden, wo sich auch Schleusen befinden, welche den Eintritt des Seewassers verhindern können.

Zwischen der Ringmauer und dem Hornwerk stand eine temporäre Kaserne für die javanischen Soldaten, ein wahres Fiebernest, das so lange als Kaserne dienen musste, bis es vielleicht auch eingefallen ist. So viel Zeit ist dort nöthig, um ein scheuerartiges Gebäude aufzuführen oder um zu beschliessen, ob die Kosten dafür zu Gute gethan werden sollen oder nicht.

An dieser Stelle befanden sich auch noch die militären Gefängnisse, einstöckige Gebäude mit platten Dächern, kleinen Kammern und noch kleineren gewölbten Thüren und Fenstern. Boden und Wände waren feucht und dumpfig. Des Nachts wurden die Läden geschlossen. Obgleich die Spelunken stets voll waren, so hatten wir doch besonders Mitleid mit einem zum Tode verurtheilten Soldaten. Dieser junge Mann hatte aus Lebensüberdruss, wie das hier häufig in der Absicht zu geschehen pflegt, sich an sein Ende zu helfen, eine Insubordination gegen einen Vorgesetzten begangen. Er erstickte des Nachts beinahe in der dumpfigen Höhle, und über Tag briet ihn die tropische Sonne, welche lothrecht auf seine flache Decke fiel. Auf unser Andringen entschloss sich zuletzt der militäre Commandant, ein kleines Dach vor das Fenster machen zu lassen, um die Sonne etwas abzuhalten. Was man aber den Provost nannte, war ein Loch in der Casematte oder Ringmauer des Fortes ohne Fenster, blos mit einem Zugang, ein kleines Gewölbe, gut genug für eine reissende Bestie, die man krepiren lassen will. In meinem Rapport habe ich in gelindern Ausdrücken auf diesen Zustand der Gefängnisse, worin man europäische Mannschaften einschloss, während man in allen Residenzen Java's beschäftigt war, ganz comfortable Gefangenhäuser für den

inländischen Arrestanten zu bauen — aufmerksam gemacht; wahrscheinlich hat man dem Uebelstand abgeholfen; mir aber hat die Hindeutung keine Rosen gebracht, denn das militäre Departement grollte desshalb und konnte mir die Freimüthigkeit nie vergeben.

In dem Forte stehen noch folgende Gebäude: rechts von der Wasserpforte das Blockhaus der Officiere, Wohnungen zu ebener Erde, die sehr eng, klein, feucht sind und aus dem gegenüberliegenden Magazin fleissig von Kakkerlakken, Ratten und Stinkmäusen (Sorex), von Fröschen und Kröten besucht werden. Sie sind ächte Fieberwinkel und liefern Prachtexemplare des amboinesischen Fiebers. Manche Bewohner lieben darum geistige Unterhaltung, und wenn sie diese im Uebermass geniessen, gehen sie im Delirium zu Grunde. In der nächsten Bastion ist das Pulvermagazin, dann das Local für das Geniecorps, das Reismagazin, ein Gebäude für Bureaux, ein Haus für zwei Capitäne und zwei Lieutenants, vor welchem zu meiner Zeit die Cantine der Unterofficiere stand, aus der man gar rührende Gespräche und Gebrülle anhören musste. Links: die Caserne der europäischen Compagnie, eine Zeugkammer und der Platz, wo die inländische Caserne stand. Vor dem ehemaligen Gebäude des Gouverneurs, das nun zu Bureaux dient, ist in der Mitte des Fortes ein kleiner Platz zur Parade. Dann folgen die Wohnungen zweier Capitäne, hinter diesen das Haus des militären Commandanten, das Artilleriemagazin und Laboratorium, die Artilleriecaserne und an der Stadtpforte die Hauptwache, über welcher eine Glocke hängt, die von der Wacht nicht immer regelmässig nach dem Sonnenweiser oder nach dem Nachtsignale und Chronometer des Kriegsschiffes geschlagen wird.

An der Stadtseite wird das Fort durch einen geräumigen Platz umgeben, die Esplanade; es braucht kaum erinnert zu werden, dass man viel besser thun würde, die Besatzung zu Waynitu oder an einem gesunden Orte in einem Campemente, wie zu Banda, einzucaserniren und in dem Forte nur eine geringe Wache zurückzulassen, man würde dann ein Hundert Patienten weniger im Hospitale haben.

Es liegen in dem Fort zwei Compagnien Infanterie und eine halbe Compagnie Artillerie, zusammen ungefähr 250 Mann, dann etwas mehr, dann etwas minder, je nach der Sterblichkeit und dem Zuschusse von Java. Das Loos der hier detachirten Militärs mag wohl unglücklich genannt werden. Die Officiere, jung und lebensfroh, empfinden bereits bei der Ankunft vor der Stadt, wenn der Anker fällt und jeder wegen glücklich vollbrachter Reise vergnügt zu sein pflegt, unwillkürlich eine traurige Ge-

ûthsstimmung. Sie kommen ans Land, treten in das ...rt und begegnen ihren Kameraden, die, früher so gesund als sie, nun abgemagert und geschwächt sind, und ...f deren Antlitz die Wirkung des ungünstigen Climas mit ...rken Zügen gezeichnet ist. Dieser Garnisonsplatz scheint ...nen dann ein Verbannungsort zu sein, und eine traurige ...kunft schwebt ihnen vor Augen. Das leere Haus, welches sie beziehen, ist ohne Meubel. Diese werden theuer ...kauft und bei Garnisonsveränderungen wohlfeil losgeschlagen. Die Wohnungen sind klein, dumpfig, feucht und ...gesund. Conversation ist hier wenig, noch weniger ...ere, Geist und Körper stärkende Zerstreuungen. Langeweile und Heimweh sind daher unvermeidlich, und nicht ...ten suchen Manche diese Niedergeschlagenheit und die ...ankheit zu fliehen, indem sie in Baccho et Venere Er...ung suchen, was ihnen zwar für einige Zeit gelingt, ...er früher oder später werden sie ein Opfer dieser letz...n Zuflucht.

Der Zustand der Mannschaften ist nicht weniger trau...g. So lange sie das Glück haben, gesund zu sein, müssen ... für ihre kranken Kameraden doppelte Dienste thun, ja ... jede dritte Nacht die Wache beziehen, wodurch sie ...derholt an die Nachtluft blosgestellt, vom Fieber er...iffen werden. Der inländische Soldat ist besonders an ...kältung blosgestellt, weil er nur ein leinenes Camisol ...d Hose trägt. Viele werden durch wiederholtes Fieber ...tauglich zum Dienste, weil sich organische Fehler ein...llen. Der Europäer hat ausserdem gar keine, seiner ...bensart angemessene Unterhaltung während der freien ...it, welche ihm übrig bleibt. In Europa geniesst der ...ldat den Reiz des Lebens in der Liebe und im Gersten...ft oder wohlfeilem Weine. Man denke nur, dass dort ... Mann mit einem Viertelgulden nach seiner Weise sich ...hon fröhlich machen kann, sei es, dass er mit seiner ...serkohrnen einen Tanz thut oder etwas isst oder trinkt. ...er kostet die Flasche Bier einen Gulden, der Wein noch ...ehr. Er muss sich desshalb mit schlechtem Schnapse, ...rfälschtem Genever oder mit Sagoweer begnügen. Dieser, der gerühmte Palmwein, wäre schon recht, wenn der ...ldat ihn eben so trinken könnte, wie der Resident oder ...r Commandant, d. h. unverfälscht. So nimmt man aber ... Fluidum, giesst etwas schlechten Arak, Kalk und ...ch anderes ungesundes Gemisch dazu und verkauft ...ches dem durstigen Soldaten. Betrunken zu sein, ist ...sem die Hauptsache, denn wie der Matrose glaubt er, ...nn er nicht stumm trunken gewesen, habe er kein ...isir gehabt. Kommt er zur Besinnung, oder denkt er ...r über seinen Zustand nach, dann befällt ihn Heimweh

und Lebensüberdruss, und er sucht sein Dasein zu endigen, sei es durch Unmässigkeit oder durch Insubordination. Kurz nach meiner Ankunft sah ich einen jungen Friesen füsiliren, der Insubordination begangen hatte. Fest ging er zum Tode. Die Vorbereitungen dazu waren ergreifender, als der Tod selbst. Man führte seinen Sarg hinter ihm und stellte ihn neben ihn. Er hatte seine Kameraden ersucht, auf seinen Kopf zu zielen, und wirklich schossen sie ihm die Hirnschale davon ab und das Gehirn heraus; er war augenblicklich todt. Der Leichnam zuckte nicht einmal. Solche Scenen waren unter dem indobatavischen Militär etwas Gewöhnliches; man lese nur die frühern Tageordres.

Das beste Mittel, einen kranken Militär zu Amboina vom Fieber zu genesen, ist, ihn nach einem andern Platz zu schicken. Gewiss hat auch das Reconvalescentenhaus zu Waynitu gute Dienste gethan, das ich vorgeschlagen habe. Unter Herrn Wassink, der sich als ein Eiferer für Ersparung verdienstlich machen wollte, wurde es als unzweckmässig verschrien, vernachlässigt und verlassen. Ich habe mit Aerzten gesprochen, die dort Kranke behandelt, die Anstalt ganz zweckmässig und von vielem Nutzen für die Garnison von Amboina gefunden haben. Man muss aber in Niederländisch-Ostindien bekannt sein, um zu wissen, wie eine Commission sich ihres Auftrages entledigt. Berichtet sie das, was man gerne hört, so ist sie einer Belohnung gewiss; thut sie das Gegentheil, so ist Ungunst sicher, sei es auch, dass erstere der Unwahrheit und letztere der Wahrheit huldigt. Dennoch glaube ich, dass man zur Abstellung von Gebrechen der Wahrheit huldigen müsse, auch wenn der Lohn Undank ist.

Die Stadt Amboina ist einmal die vornehmste Niederlassung der Holländer in diesem Archipel gewesen. Daher war sie als Sitz des Gouverneurs und der Regierung besser gebaut und unterhalten. als manches andre Etablissement. Eine Zeit lang erhielt sie sich in Wohlstand und Ansehen, langsamerhand aber sank sie durch den Druck des Monopolsystems und durch eine verkehrte Verwaltung, und jetzt lebt der Flor dieses Platzes nur in der Erinnerung besserer Zeiten. Es sei uns erlaubt, hier einen kurzen Abriss aus der ältern Geschichte von Amboina beizufügen, welche den Zustand dieses Etablissementes etwas näher beleuchtet.

Die ältesten Nachrichten über Amboina verdanken wir Valentin zufolge einem muhamedanischen Priester, Ridjali, von Amboina (der Küste Hitu) gebürtig, welche aber nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Nach diesem wäre Pati Selan Binaur der Erste gewesen, welcher

die Insel bevölkert hätte; allein bei genauer Forschung ergibt sich, dass er daselbst schon eine Bevölkerung vorfand. Der Zweite war Kyay Tuli, ein emigrirter Fürstensohn von Tuban, welcher mit seinem Bruder Kyay Daud und seiner Schwester Njay Maas hier eingewandert ist. Sie verliessen mit einem Fahrzeuge Java und ankerten in der Bai Husecaae auf der Küste von Hitu. Erst traf er weder Wohnungen noch Menschen, wohl aber einen Hund, woraus er schloss, dass das Land bewohnt sein müsse. Er fing den Hund, band ihm einige Esswaaren um den Hals und liess ihn laufen. Der Herr des Hundes erkannte an diesen Esswaaren die Ankunft von Fremdlingen, nahm ihm dieselben ab, band andre an und schickte ihn wieder an den Strand zurück, worauf die von Tuban das Dorf aufsuchten, und da es ihnen hier wohl gefiel und sie gut aufgenommen wurden, so liessen sie sich nieder und lebten mit dem Fürsten dieses Landes, Pati Selan Binaur, auf freundschaftlichem Fusse. Den Führer dieser Eingewanderten nennt man auch Pati Cawa. Der Dritte war Perdana Djamilu, ein Prinz von Gilolo, welcher im Jahre 1465 sein Vaterland verliess und hier eingewandert ist. Durch seine Vermittlung stellte er den Frieden zwischen Pati Selan Binaur und Pati Cawa wieder her, unter welchen sich Zwistigkeiten entsponnen hatten. Der vierte Einwanderer war der Pati von Goram, Kyay Pati, welcher sich an der Landspitze Nukuhali niedergelassen hat. Bei der ersten Berührung der von Gilolo mit den Goramern suchte Djamilu den Goramischen Kyay Pati zu überreden, sich bei ihm niederzulassen, und bot ihm seine Tochter zur Ehefrau an. Der Goramer versprach, die Sache erst reiflich überlegen zu wollen. Djamilu brachte ihn in seinen Campong, der sich in sehr gutem Zustande befand; er fand in Djamilu's Wohnung für sich einen schönen Thron, vor welchem die Tochter Djamilu's die Flur fegte, während eine prächtig gekleidete Sclavin die Rolle derselben übernahm, womit Djamilu den Goramer täuschen wollte, der, wenn er die Sclavin erkoren hätte, nach den allgemeinen Gesetzen mit sich und den Seinen dem Djamilu dienstbar geworden wäre. Glücklicher Weise wählte er die ächte Prinzess. Andre schreiben diese Geschichte dem Prinzen Bakar, Sohn des Fürsten von Batsjan, zu.

Die folgende Einwanderung kam von Nuan Samulu und nahm ihren Sitz zu Walmata, nahe bei Mamala. Sie verbanden sich mit den frühern Einwanderern und wählten zum allgemeinen König Patturi und den Pati Cawa zum ältesten Mantri mit dem Titel Tanihitu Messen mit drei Reichsräthen, die von Nuan Samulu (Ceram) mit dem Titel Tutu Hatu, den Bakar mit dem Titel Nussa Tapi, den Go-

ramer Ali Ali Lian, den vierten Reichsrath nannten sie Pati Duwa, welcher Titel bei einem Sprössling des Letztern in den von Pati Tuban verändert worden ist, der Radja Hitu war. Den Pati Selan Binaur nannten sie Seman Djadi mit dem Titel Tutuhatu. Diese vier Häuptlinge und ihre Nachkommen haben das Land Hitu und das nachher bevölkerte übrige Amboina nebst den dazu gehörigen Inseln regiert und sich allmählig mehr ausgebreitet. Sie theilten die Herrschaft in 30 Galerans (Unterregenten), über die 7 Pongawas (Landherren) gesetzt waren, doch welche wieder von den 4 Häuptlingen abhingen, welche überhaupt alle Sachen von Gewicht beschlossen, die dann bei den 3 Stämmen von diesen an die 7 Pongawas und von diesen an die 30 Galerans gingen, welche Regierungsform sich bis zu den Zeiten der Holländer erhalten hat.

Im Jahre 1510 reiste Pati Tuban nach Java, um den muhamedanischen Glauben von da nach Amboina überzupflanzen. Der König von Ternate, Zainalabdyn, welcher aus denselben Gründen dahin gegangen war, machte einen Bund mit ihm und gab ihm den Titel seines zehnten Reichsrathes. Zainalabdyn starb bei seiner Rückkehr in einem Gefecht bei Bima, und sein Nachfolger gründete auf den zu Java gemachten Freundschaftsbund mit Pati Tuban seine falschen Ansprüche auf die Oberherrschaft über die Hituesen, als wären sie durch diesen Bund seine Unterthanen geworden; auch sandte er Kaitsili Taruwese nach Hitu, seine Ansprüche geltend zu machen, fand jedoch einen hartnäckigen Widerstand. Djamilu ward wegen seiner Tapferkeit sehr gerühmt.

Die Ankunft der Portugiesen beschreibt Ridjali folgendermassen. Eine Prauw brachte von Nussa Telo die Nachricht an Perdana Djamilu, dass man dort in einem kleinen Fahrzeug Menschen gefunden habe von so auffallendem Aeussern, wie man es noch nie gesehen. Sie waren weiss, hatten Katzenaugen und eine ganz fremde, unverständliche Sprache. Djamilu liess diese Menschen zu sich kommen, fragte sie nach ihrem Land, welches sie Portugal nannten; dass sie des Handels wegen hierher gekommen seien, sich von ihrem Schiffe verirrt hätten, welches nahe bei der Taubeninsel sich befinden müsse; dass ihr Steuermann nicht wisse, welchen Cours er halten solle, um wieder zurecht zu kommen. — Djamilu erlaubte ihnen, ein Haus zu bauen, um da zu wohnen, während einige von ihnen nach dem Schiffe ausgingen, um Bericht von ihrem Widerfahren zu geben.

Im Westmousson kam darauf am Ende des Jahres ein portugiesisches Schiff nach Hitu, zu einer Zeit, wo Alles in Ueberfluss vorhanden zu sein pflegt, so dass man von

Amboina eine sehr vortheilhafte Meinung bekommen hat. Zu dieser Zeit nannte man den Perdana Djamilu gewöhnlich Capitän von Hitu. Er schloss einen Bund mit den Portugiesen, welche ihm goldbrokatne Kleider jährlich zukommen liessen, und deren König ihm den Titel von Capitän und den von Don Djamilu gab, so dass er weit und breit bekannt und berühmt wurde.

Dies währte einige Zeit, bis die Portugiesen ausschweifend wurden, sich der Trunkenheit ergaben, die Hituesen auf empfindliche Weise öffentlich beleidigten, sie beraubten und plünderten, warum die Sache beim Richter, dem Haupt des Gottesdienstes, anhängig gemacht wurde, der sie zum Tode verurtheilte, aber durch Dazwischenkunft der vier Perdanas sie begnadigt hat. (Man vergesse nicht, dass ein muhamedanischer Amboinese dieses erzählt.) Da die Portugiesen sich nicht besserten, so bekriegte man sie in ihrem Campong, wozu ein gewisser Lekalaha Besi und Tuban Besi den Sieg erringen halfen, der jedoch dem Letzten das Leben gekostet hat, welches er solcher Gestalt für die Religion aufopferte.

Djamilu reiste zu dem Pangerang von Japara, starb auf der Rückreise zwischen Java und Bali, die Seinigen wurden durch Sturm nach Ceram verschlagen, wo sie hörten, dass auf Banda ein portugiesisches Schiff sei, wesshalb sie die Leiche von Djamilu nach Hitu voraussandten, selbst aber nach Banda gingen und des portugiesischen Schiffes sich bemächtigten, dessen Bemannung sie tödteten; hierauf segelten sie nach Amboina, hielten das Leichenbegängniss von Djamilu sehr feierlich, indem sie die Leiche nach muhamedanischem Gebrauche 100 Tage stehen liessen und dann begruben. Die Portugiesen, welche die Wegnahme des Schiffes auf Banda erfahren hatten, fielen die Hituesen an, woraus sich ein hartnäckiger Krieg entspann, der, wenn auch der Autor viele Heldenthaten der Eingebornen erzählt, dennoch zum Vortheil der Portugiesen ausgefallen zu sein scheint, die unter Don Duarte auch mit einer Flotte erschienen sind. Auch wird angeführt, dass ein grosser Theil der Hituesen, der Uebermacht der Portugiesen weichend, nach Coram übergegangen ist. Kimela Kakasingku wurde bei Mamala zur See von den Portugiesen total geschlagen und selbst in dem Gefechte getödtet, wodurch Latu verloren ging, wobei Kimelaha Djamali Aladdin, Anglasari und Lawsladdin (die früher zu Mekka gewesen) den Heldentod für den Glauben gestorben sind, während die Uebrigen muthlos flüchteten.

Hierauf stritt Klaudia, der Gesandte des Königs von Ternate, mit den Portugiesen zur See, war ihnen aber nicht gewachsen. Der Sultan von Ternate, welcher früher

die Herrschaft über Amboina hatte usurpiren wollen, erschien jetzt als Protector der Amboinesen. Die Hituesen verbanden sich mit denen von Nussanivel, an welchem Orte auch vier Perdanas sich befanden, die aber aus einem einzigen Stammhaus erzeugt waren. Die Perdanas kamen in diesem Schutz- und Trutzbündniss zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen die Portugiesen zusammen und es zeichneten sich die Galerans (Häuptlinge) von den Orten Henilatu, Hihahitu, Latu und Hihatumi besonders aus. Der Kimelaha Rubohongi stellte sich hierauf im Namen des Sultans von Ternate an die Spitze der amboinesischen Angelegenheiten und brachte seine Blutsverwandten Hadji und Sakra Tuwana mit in das Land. Kimelaha Kakasingku wurde bei Mamela getödtet, wodurch sich die Seemacht der Portugiesen sehr gefürchtet machte. Der Pangerang Kyai Mas von Japara schickte unter dem tapfern Martadjuta eine Hülfsflotte nach Hitu, die aber ebenfalls durch die Portugiesen vernichtet worden ist. Ebenso verlor Kyai Tsiili, der Erbprinz von Ternate, zwischen Hitu und Laha in einem unglücklichen Seegefecht sein Leben. Ihr Anführer Tahalote, der von Banda eine Hülfsflotte gebracht hatte, stritt glücklicher gegen die Portugiesen, doch ohne dauernden Erfolg. Man bedenke, dass hier nicht sowohl für den Landbesitz, als für die Religion mit all dem Fanatismus, der dem Islam bei seiner Gründung und Ausbreitung eigen gewesen ist, gestritten wurde.

Obgleich die Portugiesen die Amboinesen unterwarfen, so dauerte der Krieg doch mit den Hituesen mehr oder minder heftig 70 Jahre lang, von der Ankunft Don Duartes bis zu der von Don Andrea Furtado, welcher die Herrschaft der Portugiesen befestigt hat, worauf aber kurz nachher die Holländer den Krieg um die Herrschaft mit den Portugiesen begonnen haben. Schon vor Furtado's Ankunft war ein holländisches Schiff auf Amboina erschienen, dessen Hülfe die Perdanas anriefen, das aber erst nach Holland zurückkehrte, um dort von der Regierung dazu ermächtigt zu werden, worauf der Seevogt van der Hagen erschien, mit den Perdanas einen Bund schloss und unter der Bedingung, dass, im Falle er das Castell Victoria erobere, die Hituesen 400 Baharas Gewürznelken an die Holländer liefern, die weissen Gefangenen an die Holländer, die schwarzen aber an die Hituesen gegeben werden sollten. Für jedes eroberte Schiff sollten die Hituesen 40 Baharas Gewürznelken geben. Van der Hagen kehrte ebenfalls für dieses Mal nach Holland zurück, ohne weiter etwas Erhebliches gethan zu haben, und in der Zeit erschien Furtado und unterwarf sich Alles mit unwiderstehlicher Gewalt. Hierauf erschienen die Admirale Matelief

und Steven van der Hagen mit einer Flotte zu Amboina, forderten das Castell zur Uebergabe auf, welches der spanische Befehlshaber auch wider Vermuthen ohne Schwertstreich übergeben hat. Friedrich Hontmann wurde zum Gouverneur (Landvogt) daselbst ernannt, und die Admiräle kehrten nach Holland zurück. Das folgende Jahr erschien wieder der Admiral Matelief zu Amboina, welcher von den Ternatanen um Hülfe angesprochen wurde. Er nahm den Sohn von Capitän Hitu, Haläne, und den Sohn des Fürsten von Nusanivel, so wie die Söhne der Orang Kaya Lakatuwa und Natahuwal mit nach Holland, nachdem er zuvor auf Ternate das Fort gebaut hat, worin sich die zurückgekehrten Ternatanen festigten, auch eine holländische Garnison zurückblieb und Motafar den Sultan auf seines Vaters Thron gesetzt hatte. Hierauf kam der Admiral Simon Hun (Kuhn?) nach Amboina, der die Amboinesen sehr gut behandelte und bei ihnen sehr beliebt war. Dann kam Peter Both (der erste Generalgouverneur von Niederländisch-Indien) und brachte Haläne wieder zurück; auch er stand bei den Amboinesen wegen seiner Handlungen in gutem Andenken.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalte kehrte der Landvogt (Gouverneur) Houtman zurück und Joannes Prinz wurde Gouverneur. Hierauf erschien der Oberlandvogt (Gouverneurgeneral) Gerard Reynst, den Ridjali Rangsi nennt, zu Amboina, zu welcher Zeit die Engländer sich auf Luhu und Cambello festigten. Der Landvogt (Gouverneur) Prinz schickte eine Flottille dahin, sie zu vertreiben und kam mit ihnen in ein Gefecht. Da die Häuptlinge zu ihrer Vertreibung nicht mitwirken wollten, so griff sie Reynst in Verbindung mit dem Gouverneur Prinz an und nöthigte die Einwohner von Cambello, die Engländer zu vertreiben. Die Engländer wichen darauf nach Erang.

Auf den Gouverneur Prinz folgte Adrian Block und nach diesem Hermann Speult, der die berüchtigte Geschichte mit den englischen Verurtheilten erregt hat, welche er hatte hinrichten lassen. Er führte Krieg mit Hutumori und Lissibatta; auch verlangten die Amboinesen anstatt 60 für den Bahara 100 Reichsthaler als Preis der Gewürznelken, welcher Preis nach geendigtem Streite auf 70 Reichsthaler festgesetzt wurde. Im folgenden Jahre kam ein Gesandter von Ternate, um Hülfe gegen die Spanier, welche sich auf Tidore gefestigt hatten, zu erhalten. Es erschienen die Admirale Laurenz Real und van der Hagen mit 8 Schiffen, welche von den Amboinesen eischten, dass sie zur Unterhaltung der Soldaten um 7 Reichsthaler den Bahara Gewürznelken minder abgeben sollten, worein die Orang Kaya zustimmten, so dass während des Krieges der Bahara Ge-

würznelken auf 60 Reichsthaler stehen blieb, da 3 Reichsthaler als Siripinanggeld ausserdem abgehalten wurden. — Hierauf folgte der Gouverneur Jan Pieterson Koen, ging mit seiner Flotte nach Banda, züchtigte die widerspenstigen Einwohner und nahm durch die Tapferkeit des Capitäns Vogel ihr Fort Lonthoir ein; führte viele Eingebornen nach Jacatra, die durch Zwischenkunft von Mihirdjiguna wieder in ihre Heimath zurückkehren durften. Man vertrieb die Schleichhändler, welche den Gewürznelkenhandel der Compagnie benachtheiligten, woraus sich wieder Unruhen entspannen, die den Character eines Religionskrieges annahmen.

Hierauf kam der Generalgouverneur van Diemen selbst nach Amboina, welcher die Unruhen stillte und den gebannten Kakjali (Capitän Hitu) in Freiheit setzte. Einige Zeit nachher war der Krieg mit Macassar. Kakiali wurde durch einen Spanier ermordet. Der Friede erfolgte nach Zwischenkunft des Königs von Ternate.

So weit gehen die Nachrichten von Ridjali, in welchen wir Genauigkeit und Wahrheit missen, obgleich er viele Data aufgezeichnet hat, die für Amboina's Geschichte von Werth sind. Die folgenden Nachrichten verdanken wir den Portugiesen und Ternatanen, nämlich bis zur Zeit der Besitznahme durch die Holländer.

Alphonsus Albuquerque sandte nach der Eroberung von Malakka im Jahre 1511 Anton Abreus mit 3 Schiffen nach den Molukken, welcher auf Amboina landete und da eine steinerne Gedenksäule aufrichtete. Eins seiner Schiffe, durch Sturm verschlagen, litt auf der Schildpadinsel Schiffbruch, die Mannschaft bemächtigte sich einer Cora-Cora (Fahrzeug) von Seeräubern, gelangte damit nach Nussatelo und wurde durch die Einwohner so wie durch die vier Häuptlinge von Hitu freundlich aufgenommen. Dieses Schiff stand unter dem Befehl von Francesco Serrano, und von den Schiffbrüchigen kamen sieben mit Gewehren bewaffnete, portugiesische Männer an die Küste von Amboina, die sehr wohl empfangen und dann mit einer Coracora nach Ternate gebracht wurden. Im Jahre 1521 landete Anton Brit auf Amboina, auf dessen Schiffen mehrere von den Matrosen Serrans sich befanden, welche sich noch wohl des Platzes erinnerten, wo sie früher gescheitert waren, und jetzt mit zwei Schiffen nach Assalulo gingen, um da Erfrischungen einzunehmen. Eben so freundschaftlich wurden sie zu Hitu empfangen, wo Brit dem Häuptling Tahalillo für die den Schiffbrüchigen früher bewiesene Hülfe den Ehrennamen von Capitän Hitu gab. Die Portugiesen erhielten zwischen Hitu Lama und Mamala einen Wohnsitz, wo sie sich bald so gefestigt haben, dass

die Hituesen zu spät sich von solchen gefährlichen Freunden zu entschlagen suchten. Sie hatten bereits mit Nussanivel, Amantelo, Halong und besonders mit Hative Bündnisse gemacht, und da die Letztern noch Heiden waren, so fanden sie an diesen eine kräftige Stütze gegen die Hituesen, welche als Muhamedaner mit den Hativen in bittrer Feindschaft lebten. Die Hativen suchten sogar in der Hoffnung, dass sie dann den Hituesen noch mehr überlegen sein würden, die Portugiesen zu bewegen, auf Leitimor sich zu festigen, welche bis jetzt noch keinen festen Platz gehabt hatten, warum die Portugiesen nach Goa sandten und mit dieser Gelegenheit den Orang Kaya von Hative Bermein und seine Schwester nebst einem grossen Gefolge mit nach Goa nahmen, wo sie getauft wurden, er den Namen Don Emanuel, die Schwester Donna Jebel erhielt, von welchem Orang Kaya die Hukoms von Hative abstammen. Die Portugiesen liessen sich desshalb auf Leitimor nieder, etwas östlich von der Stelle, wo jetzt das Fort Victoria liegt, an der Mündung des Way Tuwa.

Im Jahre 1538 sandte Anton Galvan, Gouverneur von Ternate, 25 Cora-Coras, worauf 40 Portugiesen und 400 Bundgenossen, Tidoresen, ternatansche Mardykers und Bewohner von Hative, unter Anführung des Admirals Diego Lopez d'Azevedo zur Eroberung von Amboina, welcher die Hituesen überwältigte und das Fort Victoria baute, in dessen Nähe die mitgebrachten Bundgenossen sich ansiedelten; die umwohnenden Stämme gehorchten der portugiesischen Uebermacht und wurden Christen. Im Jahre 1546 landete hier Xaver, der berühmte indische Apostel, welcher Viele zum Christenthum bekehrt hat. Der König Harun Zamyn von Ternate that Alles, was in seinen Kräften stand, um dies zu verhindern, und sandte den Kimalaha Laulata mit viel Cora-Coras und Mannschaften, um die Portugiesen aus Amboina zu vertreiben und den muhamedanischen Gottesdienst wieder einzuführen, mit dem Erfolg, dass alle Christen von den Portugiesen abfielen, ausser die von Hative und Kilang. Die von Luhu brachte er ebenfalls unter die Krone von Ternata. So blieben die Sachen bis zur Ankunft von Hendrico Zaa, welcher mit einer grossen Flotte von Goa gesendet worden ist, um die Ternatanen zu vertreiben und die Abfälligen wieder unter die Herrschaft von Portugal zu bringen, uud es im Jahre 1562 so glücklich vollführt hat, dass die Portugiesen auch die Uliasserschen Inseln in Besitz nahmen. Die Umtriebe des Sultans Harun Zamyn von Ternate suchten die Portugiesen durch dessen Mord im Jahre 1565 zu endigen, dessen Sohn Babu aber aus Rache Rubohongi nach Amboina schickte, welcher einen grossen Theil erobert und und unter die ternatansche

Krone gebracht hat. Die Portugiesen, welche sich in ihrem alten Forte nicht sicher wähnten, bauten einen Gewehrschuss westlicher ein neues, welches die Inländer Kotta Laha nannten. Es wurde in 1588 vollendet, von welcher Zeit auch die Gouverneurs von Amboina da zu wohnen pflegten. Der erste, Sanchio Vasconselho überwältigte die von Urimessing und zwang sie, mit den Einwohnern von Nussanivel und verschiedenen Hituesen nach dem Gebirge Kaitette, bei dem Felsen Hatu-Nuku, sich zurückzuziehen, wo sie erst nach der Ankunft des Admirals Don Andrea Furtado de Mendosa angegriffen und überwältigt worden sind. Der zweite Gouverneur, Gonsolv Pereira, führte mit den Hituesen und Ihamahu einen hartnäckigen Religionskrieg, besiegte sie aber. Die Gouverneure Juan Cajado, Stephan Tivera und Gaspar de Melo führten diesen Krieg mit weniger glänzendem Erfolge. Im Jahre 1565 hatten die Hituesen den Radja Giri oder Bukit von Java um Hülfe gerufen, der ihnen auch eine bedeutende Verstärkung schickte. Im Jahre 1599 rückte eine javanische Hülfsmacht mit denen von Hitu, Luhu und Buru unter Kimelaha Bassi Frangi gegen das Fort Victoria, wurden aber tapfer empfangen und zurückgeschlagen (1600). Den 3. März 1599 erschien der holländische Admiral Warwick mit vier Schiffen zu Amboina und wurde von den Eingebornen zuvorkommend empfangen und um Hülfe gegen die Portugiesen angerufen. Da er jedoch blos des Handels wegen hierher gekommen war, so hatte seine Ankunft weniger Erfolg. Im Jahre 1600, den 2. Mai, kam Steven van der Hagen mit dem Schiffe „die Sonne“ auf die Rhede von Hitu vor Anker, der, ebenfalls um Hülfe angesprochen, denen von Hitu und Nussanivel das Fort belagern half und vor seiner Abreise eine Besatzung von 27 Freiwilligen auf Hatunuku zurückliess, unter den Befehlen des Jan Dirkzoon Sonneberg. Da sich jedoch das Gerücht von der Ankunft Furtado's verbreitete, ging dieser mit 300 Baharen Gewürznelken auf 2 Schiffen des Admiral Hemskerk nach Bantam zurück.

Furtado rüstete im Jahre 1601 10 Gallionen, 7 Galeeren und 7 andere (zusammen 24) Fahrzeuge aus und erschien den 9. Februar 1602 auf der Küste von Hitu. Vor seiner unwiderstehlichen Macht erlagen die Hituesen, von welchen die Orang Kajas, 4 Perdanas und Capitän Hitu Tepil zuletzt nach Ceram die Flucht nahmen. Obgleich er es so weit brachte, dass sich die Fürsten von Nussanivel und Urimessing taufen liessen, konnte er doch nicht verhindern, dass diese unterworfenen Stämme heimlich eine Gesandtschaft an die Niederländer schickten und deren Hülfe ansprachen. Die Portugiesen waren zwar jetzt auf Amboina unumschränkte Herren, machten sich aber

durch ihr beleidigendes Betragen so verhasst, dass die Amboinesen die Niederländer als ihre Befreier empfingen und sich ihnen gerne unterwarfen, nur um sich an den Portugiesen rächen zu können. Auf Buro waren die Portugiesen ebenfalls eine Zeit lang Meister, so wie auf der Küste von Ceran.

Die Ankunft der Niederländer auf Amboina fand in der frühesten Zeit ihres Erscheinens in diesen Meeren statt, denn obgleich die Holländer schon unter Linschoten und Houtman in Ostindien im Jahre 1583 gewesen waren, so hatten diese Züge doch nur im Dienst der Spanier stattgefunden und wenig Vortheil an das Mutterland gebracht. Erst im Jahre 1594 den 1. Mai sandte die Compagnie von Verre den Admiral Jacob Corneliszoon van Urk, den Viceadmiral Wybrand von Warwyk mit Houtman und 8 Schiffen zur Ausbreitung des Handels und Gründung einer Macht auf Kosten Spaniens nach den ostindischen Inseln. Von diesen kam nur der Viceadmiral Warwyk den 3. März 1599 nach Hitu (auf Amboina), wo ihn der ternatansche Seeheld mit 3 Cora-Coras, der Capitän Hitu und andre Häuptlinge sehr freundschaftlich empfingen und seine Hülfe gegen die Portugiesen in Anspruch nahmen. Den 4. März ging der Viceadmiral an das Land und unterhandelte wegen Ladung. Der Capitän Hitu stand ihm diese für 2 Schiffe zu. Den 8. Mai 1599 segelten die Holländer nach Ternate. In demselben Jahr gingen noch 3 holländische Schiffe nach den Molukken: die Sonne, der Mond und der Morgenstern, unter Steven van der Hagen. Die Sonne kam nach Amboina, der Mond und der Morgenstern wurden durch schlechtes Wetter nach Banda verschlagen. Steven van der Hagen leistete den Bewohnern von Hitu und von Nussa-Nivel Hülfe bei der Belagerung des Fortes Victoria. Man konnte es jedoch nicht einnehmen. Er schloss hierauf eine Uebereinkunft mit den Eingeborenen wegen des Ankaufes der Gewürznelken und der Anlage eines Fortes, das die Eingebornen bauen helfen, die Holländer mit Besatzung versehen sollten. Das war der erste Vertrag der Holländer mit den Amboinesen. Bald genug sind sie ihrer Beschützer und Herren eben so überdrüssig geworden, wie früher der Portugiesen und würden heute einem neuen Eroberer nicht weniger bereitwillig ein Bündniss und Hülfe antragen. Freilich ist das System der Verwaltung dazu geeignet, die Gemüther der Eingebornen zu entfremden, und derselbe Geist, welcher den frommen „Bedienaar von Gods Woord", Valentyn beseelte, indem er mit dem Stolze, womit ein gebildeter Mensch auf eine wissenschaftliche oder wohlthätige Anstalt seiner Vaterstadt hinweist, als Vorzug oder Gerechtsame Galgen, Rad und Rabenstein

nennt, verewigt sich in jedem Absolutismus bis auf den heutigen Tag auch in diesem von der Natur so reich ausgestatteten Etablissemente. Ja die ächten Indobataver bezeichnen heute noch den nach Unabhängigkeit strebenden Inländer mit dem Namen Meuter, womit der fromme Valentyn den Prinz Saidi belegt, dessen schreckliches, nach diesem Verkünder des gesäuberten Evangeliums „allzu sachtes Ende“ mit wahrem Seelenvergnügen er also erzählt: der holländische Oberbefehlshaber habe diesem Muyteling, nachdem ihm Arme und Beine abgehackt, bei lebendem Leibe höchsteigenhändig die Pike in den Mund gestossen, bis er verendet (wie an einer beigefügten Tafel gar schön zu sehen). Dieser Muyteling war ein ternatanischer Prinz, der für die Unabhängigkeit seines Glaubens und seines Vaterlandes gegen die fremden, habgierigen und grausamen Unterdrücker focht! —

Wir haben oben bemerkt, dass die Strassen der Stadt sich rechtwinkelig durchschneiden und ungepflastert sind. Wir können hier noch beifügen, dass sie ohne Beleuchtung sind, ein Uebelstand, der wegen des Ueberflusses an Kohlen und Erdharz in dem ostindischen Archipel, das zur Gasbereitung tauglich ist, der Ortspolizei in Niederländisch-Indien gerade nicht zum Lobe gereicht. Mehrere Strassen sind breit, wie die Esplanade, die chinesische und die Bazarstrasse, die Elephanten-, Breite- und Herrenstrasse; die meisten sind schmal, feucht und mit Gras bewachsen; doch werden sie ziemlich gut unterhalten, was bei dem Mangel an Fuhrwerk eben nicht schwer ist. An mehreren Stellen sind Brücken über die Bäche und Gräben gelegt, nämlich hölzerne mit steinernen Pfeilern, über die Gräben wenige steinerne; einige sind mit Dächern von Atap versehen.

Die Wohnungen der Städter sind von Backstein, haben dicke Mauern, mehrere selbst Strebepfeiler, wegen der Erdbeben, sind desshalb auch nur einstöckig. Sie stehen mit der Zimmerflur zu nahe an dem Boden und sind desshalb feucht und ungesund; wenn sie des Nachts dicht geschlossen werden, ist die Luft in den Schlafzimmern dumpfig, verursacht Kopfschmerz und unruhigen Schlaf. Leichter gebaut und luftiger sind die Häuser von Gabba-Gabba, jedoch auch bei diesen die Hausflur zu nahe am Boden. Es wird ein dünnes Gebälke aufgeschlagen, etwa wie unsre Riegelwände, und die Zwischenräume in denselben werden mit Gabba-Gabba ausgefüllt, was neu sehr hübsch aussieht, indem das braungelbe Gabba wie polirt erscheint; alt aber wird das Gabba-Gabba wurmstichigt, zerfällt in Mehl und Staub und macht das Haus unrein; auch lässt sich ein solches Haus schwerer beleuchten, als ein weiss getünchtes, so wie es später Tausendfüssen, Scorpionen

und andern Ungeziefer zum Wohnplatze dient; die inländischen Häuser in den Campongs sind hier alle von diesem Material und stehen unmittelbar auf dem Boden, haben also keine andere Flur, als die Erde. Dabei unter dem Dickicht der Bäume sind sie wahre Fiebernester. An vielen Orten Indiens lehrt die Erfahrung, dass Häuser unter dem Laube der Bäume niemals gesund sind, und man von diesem niedlichen Zierrath absehen muss. Die meisten Wohnungen der gebildeteren Europäer stehen daher auf einem freien, von Vegetation in der unmittelbaren Nähe gereinigten Platze. Die Atapdecke ist zwar nicht so dauerhaft, als ein Ziegeldach, aber ein schlechter Wärmeleiter und desshalb in Indien zum Dachdecken vorzüglich. Ein Atapdach bleibt drei Jahre gut und muss dann erneuert werden. Es wäre für Amboina zweckmässiger, die Häuser von Gabba-Gabba oder Holz eben so zu bauen, wie die auf Sumatra, nämlich auf Pfählen, wenigstens vier Fuss vom Boden, wodurch die Häuser trockner würden und weniger von der Ausdünstung des Bodens zu leiden hätten. Man würde den verbesserten Zustand der Luft schon daran erkennen, dass man in solchen Häusern weniger von Muskiten belästigt und gepeinigt würde. Dabei müssten die Zimmer jederzeit wenigstens zwölf Fuss hoch sein. Furcht vor Erdbeben kann nicht von solcher Bauart zurückhalten, denn Häuser auf Pfählen stürzen weniger leicht ein, als solche mit steinernen Mauern am Boden.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen folgende genannt zu werden:

Das Waisenhaus, worin eine Anzahl Waisenkinder verpflegt und erzogen wird. Die Aufsicht und Erziehung lässt Manches zu wünschen übrig; besonders verwahrlost sind die Knaben, und man muss jene Waisenknaben noch glücklich preisen, welche von einer Familie in der Stadt aufgenommen und besser verpflegt und erzogen werden. Die Mädchen sind wenigstens mit mehr Sorgfalt gekleidet in die Lieblingsfarbe der Amboinesen, das fatale Schwarz, wodurch sie etwas Nonnenartiges an sich haben. Des Sonntags begeben sie sich in Reih und Glied nach der Kirche, bei welcher Gelegenheit mancher Corporal oder Unterofficier von ihren Reizen gerührt wird; der, wenn er um sie freit, von der Waisencommission gewöhnlich erhört und mit seiner Auserkohrenen vermählt wird, wobei er als Zugabe nicht selten eine Sinecure erhält, wie den Posten eines Commandanten einer kleinen Redoute, oder hat er ausgedient, die Stelle eines Ausrufers bei Versteigerungen, eines Schliessers der Civilgefängnisse u. s. w.

Die protestantische Kirche ist von Holz mit einem steinernen Fundamente; auf der Strasse, an welcher sie steht,

gelangt man zum Bazar, einigen offenen Hallen oder Schuppen, in welchen ein ziemlich lebhafter Markt gehalten wird, und zwar meistens von Lebensmitteln (wie inländische Früchte und Gemüse, verschiedene Fischarten, getrocknetes Rindfleisch [Dinding], Drassi, Roth- und Schwarzwildpret, auch zähes Kuh- und Büffelfleisch, wenig Geflügel, Sagospeisen verschiedener Art, Blumen, inländischer Essig und Kokosöl). Das Quartier der Verbannten befand sich zu jener Zeit noch nicht im besten Zustande, besonders das Krankenlocal liess viel zu wünschen übrig, denn die Kranken lagen auf Pritschen ohne Betten, ohne Decken, mehr nackt als gekleidet. Der Arzt konnte desshalb in der Behandlung nur weniger günstige Resultate erzielen. Später wurden die nothwendigsten Artikel zugestanden. Das Gebäude ist von einer Mauer umringt, und es befinden sich gegen 400 Forçats darin, welche zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden. Auch lassen die Beamten solche in ihren Privatwohnungen arbeiten, was zu vielen Missbräuchen Anlass gibt. Die Sterblichkeit unter den Gefangenen ist bedeutender, als unter der Garnison.

Zu Amboina wohnen auch mehrere Staatsgefangene, welche zum Theil ansehnliche Gehalte beziehen. Der vornehmste war der Kaiser von Solo, welcher wohl sein Leben in diesem Verbannungsorte beschliessen wird. Man sollte wenigstens den Schein einer absichtlichen Grausamkeit vermeiden, da die niederländischen Besitzungen so ausgedehnt sind, und eine solche Person an einem weniger ungesunden Orte gefangen halten, zumal da dieser Mann nicht schuldig ist — und mancher Regent mit schweren Verbrechen belastet auf Java lebt.

Batu Gadja, die Wohnung des Gouverneurs, liegt eine englische Meile vom Strande, etwa 50 Fuss über diesem an den steilen Vorhügeln des waldreichen Gebirges. Der Ort ist prunklos, mit einem von klarer Quelle durchströmten Garten, der nicht einmal Bänke besitzt, welche passende Ruhepunkte gewähren würden, was nur dadurch zu erklären ist, dass die Gouverneure nie lange sich hier aufzuhalten gedenken und desshalb die Verschönerung des Gartens ihrem Nachfolger überlassen. Man war zu meiner Zeit beschäftigt, ein plumpes Haus von Backstein, das feucht und düster ist, zu bauen, während der zeitliche Gouverneur ein niedliches Seitengebäude bewohnte, wo er ein Zimmer mit Spitzfenstern in altem Style meublirte und zwar mit Ebenholzstühlen und eben solchen Bänken, welche sich noch in manchen Privathäusern und in den Kirchen dieser Inseln vorfanden und geschmackvoll ciselirt waren. Sie stammten noch aus den bessern Zeiten der Molukken, wo das Leben und Lebenlassen geltend war. Mit roth- und

grünsammtnen Polstern und goldenen Trodeln machten sie in dieser moderngothischen Stube einen guten Effect. Der Gouverneur der Molukken kann sich mit leichter Mühe schöne Sachen zueignen, da die häufigen Inspectionsreisen in den Molukken Gelegenheit dazu bieten und ihm dann jene unentgeldlich zum Geschenke angeboten werden, wie kostbare Conchilien, Korallen, Perlen, feine Holzarten, prächtige Vögel und andere Seltenheiten, so dass ein solcher Mann nur einen Nautilus oder sonst etwas Aehnliches an ein Museum in Europa zu senden braucht, um sofort zum Ehrenmitglied einer gelehrten Gesellschaft ernannt zu werden. Brachten die Bewohner dieser Inseln eine schöne Muschel, Wurzelholz oder andere Seltenheiten nach Amboina, so frugen sie z. B. uns für einen Papiernautilus 30 bis 40 Gulden, waren aber zufrieden, wenn ihnen der Gouverneur, dem sie nach löblichem Gebrauch solche Sachen zuerst zum Kaufe anbieten mussten, 2 bis 4 Gulden auszahlen liess; gefiel es ihm nicht, dann konnten sie zum Residenten und von diesem zum Militär-Commandanten u. s. w. gehen, so dass sie endlich bei den Subalternen zurecht kamen, wo sie den Werth ihrer Waare wohl zu schätzen wussten. Auf welche Weise die Gouverneure übrigens mittelbare Contribution erhoben, davon nur einige Beispiele: Gab ein solcher ein Fest, einen Ball oder ein grosses Essen, so wurde es in der Stadt bekannt gemacht; Amboinesen, Mohren und Chinesen strömten dann nach Batu-Gadja, brachten Früchte, eingelegte Süssigkeiten, Backwerk, kurz beinahe den ganzen Apparatus epularum in's Haus; war der Gouverneur auf Inspection begriffen und schlief in dem Haus eines Radja, dann zog er ein seriöses Gesicht — über den Zustand der Gewürznelkengärten, sprach von Nachlässigkeit, — Entziehung des Sonnenschirms*), Entlassung, und der bebende Radja suchte mit einem Sack voll spanischer Matten die gestrenge Edelheit zu versöhnen. Wie grob man früher diese Plackerei trieb, fällt in's Lächerliche; ich erinnere nur an die faulen Eier und an die durchsägten Bettpfosten. Da dem Gouverneur Alles in sclavischer Unterwürfigkeit entgegen kommt, so lebt eine solche Edelheit oft in der Idee, dass sie von den Europäern auch eine grenzenlose Unterthänigkeit ansprechen dürfe, und desshalb so häufig die grenzenlose Anmassung.

---

*) Der Rang der Radjas wird in den Molukken nach der Vergoldung am Sonnenschirm bestimmt. Der niederste hat nur einen blauen Schirm mit einfachem Goldrand, je höher im Rang, desto breiter ist die Vergoldung; der Gouverneur erscheint, wenn er ausgeht, unter einem goldenen Schirm.

Way-Nitu.

Der Weg nach Way-Nitu läuft in einer südwestlichen Richtung zwischen dem Strand und dem Gebirge, das hier etwas von der Bai zurücktritt und einen Raum frei lässt, der in der Nähe des Strandes mit einer Menge Sago- und Kokospalmen, in der Nähe des Gebirges mit Gras und Gebüsch (besonders vielen wilden Djambu = Psidium piriferum) bewachsen ist. Hier stehen die Wohnungen und Landhäuser mehrerer Einwohner Amboina's und sind gesunder, als die der Stadt, haben jedoch denselben Fehler wie jene, nämlich zu ebener Erde.

Obgleich in den letzten fünfzehn Jahren nicht nur auf Amboina, sondern auch auf den umliegenden Inseln das Fieber grassirt hat, so ist doch die Umgebung der Stadt der Krankheit besonders unterworfen, wesshalb wir in 1843 vorgeschlagen haben, wenn es auch nicht möglich sei, die ganze Stadt, doch wenigstens die Casernen und das Hospital nach Way-Nitu zu verlegen. In diesen Ländern ist eine neue Ansiedelung nicht so schwierig und umständlich, wie in Europa, weil die Häuser viel einfacher und nur ein Stockwerk hoch sind, die öffentlichen Gebäude aber, besonders die des Militärs, an den Fehlern leiden, welche wir oben angeführt haben, und also doch erneuert werden müssen. Die Prahlerei, in einem Forte zu wohnen, das wegen seiner Grösse Kotta, d. i. Stadt, genannt wird, will doch nicht viel bedeuten, da dieses Fort so unzweckmässig liegt, dass es leicht zur Uebergabe gezwungen werden kann, wie die englische Occupation bewiesen hat, und jetzt nur noch als ein Fiebernest betrachtet werden muss. Way-Nitu dagegen liegt frei und schön; hinter dem sogenannten Kuhstall ist ein Hochplateau auf den niedrigen Vorhügeln, das ich ganz besonders für gesund halte. Dass zur Zeit des holländischen Arztes Wassink das Reconvalescentenhaus keine günstigen Resultate geliefert haben soll, ist dahin zu berichtigen, dass dieser Herr wie ein Doctor mirabilis sich den Anschein gab, als ob durch sein bloses Erscheinen in der Stadt die Krankheit verschwinden müsse und er also nicht nöthig habe, sich fast eine Stunde weit nach einem Krankenhaus zu begeben. Auch wurde die Anstalt absichtlich vernachlässigt und befand sich in einem üblen Zustande.

Von dem Kokosgarten zu Way-Nitu geniesst man eine schöne Aussicht auf die Bai, auf das Gebirge, auf das gegenüberliegende Ufer von Lahat und auf die Stadt. Frische Seewinde mässigen hier die Hitze, und die krystallhelle See zeigt uns Fische, Mollusken und Seegewächse von den sonderbarsten Formen und in dem herrlichsten Farbenspiel. Way heisst Fluss und Nitu Geist, Teufel,

espenst. Von Amboina bis hier zieht sich der einzige
eg, der auf der Insel befahren werden kann. Man sieht
f diesem Wege zur Seite des Gebirges einige gut gear-
itete, chinesische Gräber.

Bevölkerung.

Amboina wird bewohnt von Malajen, Arabern, Chi-
sen, Sipayers, Papuas und Europäern nebst deren Ab-
mmlingen. Die Hauptmasse besteht aber aus Amboinesen.
s Verhältniss in 1843 war folgendes:

Christen	3893	Seelen,
Muhamedaner . . .	1203	„
Chinesen	286	„
Sclaven	911	„
Freigelassene . . .	187	„

Diese gehören zum Weichbilde der Stadt, die ganze
sel aber hat 16,000 Einwohner, wovon die Hälfte auf das
biet der Stadt gerechnet wurde, seit 1838 soll jedoch
e Krankheit schrecklich aufgeräumt haben.

Die Amboinesen sind gemischten Ursprungs, und wenn
an sie zu einer Raçe rechnen will, wird man zur ma-
ischen und Papuaraçe hingewiesen, wozu in spätern
iten auch die indogermanische trat (Portugiesen, Hol-
nder und Deutsche), welche diesem Volke die ihm eigne
ysiognomie gegeben haben, der ein jüdischer Zug ein-
prägt ist. Die ursprünglichen Einwohner scheinen Pa-
a gewesen zu sein, zu welchen in spätern Zeiten Ma-
jen kamen. Die Ankunft javanischer Emigranten im 15.
d 16. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ist geschichtlich
wiesen.

Die Amboinesen sind von mittlerer Statur und unter-
tztem Körperbau, dunkler von Hautfarbe, als die Malajen;
r schwarzes Haar zeigt auch mehr Neigung zum Kraus-
pf, der ihre papuasche Herkunft verräth, doch ist es
ng. Der Schädel ist übrigens vortheilhafter gebaut, als
r ihrer Stammeltern, und man findet alle Uebergänge vom
gerartigen Papuagesicht bis zum europäischen Antlitz.

Ausser den löblichen Eigenschaften, welche mehrere
richterstatter den Amboinesen zuschreiben, sind sie hoch-
ithig und anmassend, träge und weichlich, abergläubisch
d furchtsam. Sie bekennen sich jetzt zur christlich-
formirten Religion und haben durch die Eigenschaft als
risten keinen geringen Dünkel von sich erworben; sie
auben, dass sie als solche den Europäern gleich stehen,
h. nicht zu arbeiten brauchen. Es sind hier Schulen,
orin sie lesen, rechnen und schreiben lernen, letzteres
f glatten, hölzernen Tafeln bei Mangel an Papier (wel-
es jedoch nur aus Mangel an Industrie fehlt, da hier

Stoffe genug vorhanden sind, woraus sich Papier machen liesse), und von dem Gouvernemente angestellte Prediger und die Missionäre der Bibelgesellschaften unterweisen sie in dem Gottesdienste. Forscht man nach den Resultaten so schöner Grundlagen zur Bildung, so wird man keine geringe Täuschung empfinden, wenn man wahrnimmt, dass dieser Aufsehen erregende Unterricht sie nicht zu bessern Menschen gemacht hat. Besser wäre es vielleicht, wenn man vorerst Gewerbe und Landbau aufmunterte und dann zu den Elementarlehren der Religion überginge, dann würde dieser Bettelstolz, welcher jetzt den christlichen Amboinesen eigen ist, von selbst verschwinden und eine respectablere Einwohnerschaft zum Vorschein kommen.

So muss man aber der muhamedanischen Bevölkerung ein achtenswertheres Vorkommen zugestehen. — Die Kleidung der Christen in den Campongs besteht bei den Männern in einem schwarzen Hemde und schwarzer Hose, welche sie unter jenem tragen; die Frauen gebrauchen anstatt der Hose einen schwarzen Sarong. Das lange, starke, lockigte Haar streichen sie nach hinten und befestigen es mit dem Kamme (die Hindu oder Heiden dagegen tragen es à la chinoise in einen Knopf zusammengebunden). Das Haar lassen sie wachsen in der alten Meinung, dass langes Haar Kraft und Stärke gebe. In der Stadt tragen die Bürger der untern Classen eine Hose, ein Hemd oder Odo (Vorhemd) und eine Kabaja (vorn offnes Ueberhemd) nebst einem runden Hute, der vielleicht inzwischen in Europa wieder Mode geworden ist; Schuhe an den Füssen betrachten sie als einen Luxusartikel, der nur den Orang-Kaja oder Radja zukommt. Je mehr sie übrigens mit Europäern in Berührung kommen, desto mehr Kleidungsstücke nehmen sie von diesen an, so dass man sie auf die verschiedenste Weise gekleidet sieht. Die Häuptlinge gehen beständig in schwarzem Fracke, Hosen und Hut; in Grossgalla erscheinen sie auch wohl noch in kurzen Hosen und Strümpfen, wie man denn bei feierlichen Gelegenheiten selbst die spanische Tracht zum Vorschein kommen sieht; doch ist die Farbe beinahe immer schwarz, was ihnen ein puritanisches oder mönchisches Ansehen gibt. Für einen Kleiderjuden wären die Molukken das gelobte Land, denn wie Paddy auf John Bull's Gallarock, so ist der Esauite auf des Jacobiten Garderobe erpicht.

Die Frauen tragen einen schwarzen Sarong und ein schwarzes Oberhemd, das Haar à la chinoise in einen Knopf gebunden. Bei Hochzeiten sind sie altmodisch gekleidet. Die schwarze Hautfarbe und ein unangenehmer Geruch macht die amboinesischen Frauen nicht sehr anziehend, und wahre Schönheiten sind selten unter ihnen.

Doch sind sie arbeitsamer, als die Männer und sehr fruchtbar, so dass ein Europäer, der ein zärtliches Verhältniss mit einer amboinesischen Schönen anknüpft, in mehr als einer Beziehung zu beklagen ist. Die Sago- und Fischkost, Hauptspeise dieser Menschen, scheint so irritirend auf die Genitalsphäre zu wirken, dass die Bevölkerung, welche das Opfer epidemischer Fieber wird, sich wieder regenerirt.

Die Sprossen der Europäer sind in der Stadt am zahlreichsten. Einige treiben Handel, andere sind Landherren, haben Kühe oder auch Antheil an Gewürznelkenpflanzungen u. s. w.; andere sind Beamte und Schreiber, und mehrere von diesen brauchbare Menschen. Handel und Industrie ist unbedeutend. Die Einwohner der Stadt leben von den Einkünften ihrer Fruchtgärten und von dem Sago. Jeder Amboinese besitzt eine Anzahl Sagobäume. Auch halten sie Schweine, treiben Fischfang und haben einigen Kleinhandel. Der Fischfang mit Netzen und in den Soseros ist bedeutend; auch sieht man an dem Brückenkopfe (Zeehoofd) den ganzen Tag träge Amboinesen sitzen, welche mit einer Angel ohne Köder die kleinen Fische in der Art fangen, dass sie die Angel schnell herausziehen, wobei mancher Fisch daran hängen bleibt. Die Fischer haben viele Aehnlichkeit mit den lumpigten Lazzaronis von Neapel; selten verkaufen sie ihren Fisch, sondern den Tag über in dem dolce far niente dieses Fangs beschäftigt, kehren sie Abends nach Hause, ganz unbesorgt, wie es scheint, um das Loos ihrer Familie. Kommt man hier an, so ist der Amboinese zu hochmüthig, um für ein Trinkgeld ein Valies oder Paquet nach Hause zu tragen; er sieht der Verlegenheit des Fremden ruhig zu, weit entfernt, seine Hülfe anzubieten.

Die europäischen Handelsartikel sind hier theuer und schlecht; es besteht wenig Fahrt nach diesem Etablissemente, und die Führer der Küstfahrzeuge können ihre Waaren nicht immer gut absetzen, bringen also wenig mit; Araber handeln nicht mit den Gegenständen, welche gerade bei Europäern gesucht sind, wie Getränke, Schinken, Würste u. s. w., was ankommt, ist überdies alt und verdorben. Auch Linnen, Kattun, Tuch und verschiedene andere Handelsartikel sind hoch im Preise, wesshalb man den hier stationirten Militärs eine unbedeutende Zulage beigibt, die jedoch nicht viel hilft.

Frische Lebensmittel sind von verschiedener Güte. Rindfleisch kann man nicht immer bekommen, es ist häufig zäh und von alten Thieren, selten von jungen. Das Kuh-, Büffel- und Schweinefleisch kostet 36 Cents per Pfund.

Hirschfleisch ist ziemlich theuer, denn die Amboinesen sind zu sehr auf die Jagd erpicht und schiessen Alles aus, selbst die Vögel, aus deren Federn die Damen Blumen

machen, so dass in der Nähe der Stadt beinahe kein Vogel mehr angetroffen wird; man erschwert übrigens das Schiessen, indem der Verkauf des Pulvers strenge untersagt ist und der Amboinese sich dieses nur gegen Erlaubniss vom Gouverneur verschaffen kann, welche Massregel aber häufig umgangen wird.

Das Geflügel ist mager und nicht zahlreich, der Fisch dagegen manchfaltig und häufig; doch werden die grössern und feinern Arten theuer bezahlt. Viele hier vorkommende Fische haben giftige Eigenschaften und sind der Gesundheit nachtheilig; der Genuss von einigen soll Lepra zur Folge haben. Besonders ungesund sollen die Fische sein, die ein rothes, blutiges Fleisch haben. Der Reis ist, wenn er frisch von Java kommt, gut und nicht zu theuer; hat aber einige Zeit keine Zufuhr stattgefunden, dann wird er schlecht und theuer. Der Eingeborne behilft sich mit Sago, auf verschiedene Weise zubereitet. Der Europäer, auf Reis hingewiesen, fällt dann in die Hände von Wucherern, die von dem allgemeinen Bedürfnisse den grösstmöglichen Vortheil ziehen und unerhörte Preise verlangen. Gemüse und Kartoffeln kommen spärlich vor, sind schlecht und theuer; die letzten kommen von Buru, Kema und von andern Orten. Früchte sind zu gewissen Zeiten in Ueberfluss vorhanden, doch immer im Preise; sie könnten sehr veredelt werden, wenn man sich auf ihre Cultur zulegte; der Amboinese gibt sich aber nicht einmal die Mühe, seine Baumgärten vom Gestrüppe zu reinigen. Feldbau treibt er gar nicht, der Sago ersetzt ihm ohne Arbeit und Mühe Brod und Gemüse.

Folgt man dem Wege von Batu-Gadja nach Batu-Merah, so erreicht man bald links eine Seitengasse, wo das Hospital sich befindet, und rechts in einem Thale den Kirchhof. Der Wanderer ist getroffen durch die Menge Grabmäler, welche er hier findet. Dieser Ort, der Alle vereinigt und Frieden gibt für immer, nimmt auch den Fremden auf, und manche Europäer finden in der Blüthe des Lebens hier ein unverhofftes Ziel. Dieser stille Ruheplatz macht ihren Planen, ihren Sorgen und Bekümmernissen, ihren Wünschen nach der fernen Heimath und ihren Leiden ein Ende.

Dem alten Plane der Stadt zufolge war das frühere Hospital zweckmässiger gebaut, als das gegenwärtige. Das alte stürzte in 1835 ein und das neue fing man in 1837 zu bauen an. Zur Zeit, als die Krankheit am heftigsten wüthete, war das Hospital am schlechtesten bestellt. Mit der Wiederaufrichtung dieses Hospitals ging es, wie mit den meisten menschlichen Einrichtungen, welche erst für das Bedürfniss, dann für die Bequemlichkeit und

zuletzt als Schönheitsrepräsentanten dargestellt werden. Man suchte zuerst die Kranken unter Dach zu bringen und hat desshalb die Kosten für diese Anstalt viel zu gering angeschlagen. Der Baumeister, dem allein ein Krankensaal für Soldaten und Matrosen vorschwebte, verdarb das schöne, geräumige Lokal, indem er eine plumpe Scheune darstellte, welche dem Zwecke keineswegs entsprochen hat. Erst jetzt wurde man gewahr, dass ein Saal für kranke Officiere, eine Wohnung für den wachthabenden Arzt, für den Verwalter und Magazine nothwendig seien. Der Mangel an Raum ward bei der grossen Zahl Kranker fühlbarer, und desshalb wollte ein zweiter Baumeister den bereits fehlerhaften Saal noch dumpfer und dunkler machen, als er bereits war, indem er die Gallerie zuzubauen vorschlug, welche sich vor ihm hinzieht, wogegen wir jedoch gegründete Einwendungen gemacht haben. Für kranke Officiere hatte man desshalb um 50 Gulden monatlich ein Haus gemiethet. Die Fehler, woran diese Einrichtung leidet, habe ich in 1843 näher besprochen und kann sie hier füglich übergehen, da kaum zu zweifeln ist, dass man ihnen abgeholfen haben wird. Es sei nur gesagt, dass sie für 50 Kranke bestimmt war, dass zu meiner Zeit jedoch meistentheils über 100 Kranke darin lagen. Das Verhältniss der behandelten Kranken war folgendes:

Im	Jahre	1837,	Kranke	1968,	starben	46,
„	„	1838,	„	3281,	„	161,
„	„	1839,	„	1330,	„	47,
„	„	1840,	„	1601,	„	46,
„	„	1841,	„	1351,	„	48,
„	„	1842,	„	2253,	„	49.

Dazu sind auch die in der Garnison behandelten Kranken berechnet. Das Jahr 1838 war das ungünstigste; selbst die Aerzte waren damals kaum mehr im Stande, Hülfe zu leisten, und es mussten sich die Kranken mit Arowroot begnügen, welches, in einem grossen Kessel zubereitet, in der Mitte des Saales stand. Arzneien konnten einige Male gar nicht bereitet werden, weil das diensthuende Personal krank lag. Krankheit hatte auch die Blutegel weggerafft, es kamen nur wenige von Java lebend hier an; es fehlte häufig die nothwendigste Medicin, vorall wurde Sulphas chinine nicht hinreichend verabreicht. Wären diese Uebelstände nicht gewesen, so würde eine Anzahl Patienten am Leben erhalten worden sein. Heutzutage wird man eine geregeltere Verbindung mit Java darzustellen suchen, als damals, wo manchmal in 4 Monaten kein Schiff erschien und man auf das Nothwendigste verzichten musste. Schon lange hätte eine periodische Fahrt mit Dampfschiffen nach den Molukken dargestellt werden sollen. Denn auch Banda,

Ternate und andere Etablissemente wurden so vernachlässigt.

Krankheiten.

Glaubt man den Amboinesen, wenn sie von den glücklichen Tagen der Vergangenheit erzählen, so war kein Land gesunder, als Amboina. So äussern sich auch die Chronikschreiber dieses Landes; demungeachtet scheinen Einflüsse, welche Fieber hervorzubringen im Stande sind, hier nie gefehlt zu haben und Erdbeben nur die Momente gewesen zu sein, welche die endemischen Fieber zur Epidemie steigerten. So sagt Valentyn, dass nach den Erdbeben von den Jahren 1671, 1674 und 1687 der Platz ungesund geworden sei. Die Krankheit, welche nach seiner Beschreibung dem Lande eigen ist, wird aus dieser nicht ganz deutlich; sie hat mit der Beriberi einige Aehnlichkeit, welche hier manchmal eine Ausgangskrankheit der Fieber zu sein pflegt. Rheumatische Lähmung und Dysenterien waren von jeher nicht selten in diesen Gegenden.

Die amboinesischen Dukons (Aerzte) geben sich das Ansehen, specifische Mittel gegen verschiedene fieberhafte Krankheiten zu wissen; die Sterblichkeit ist aber unter den Eingebornen grösser, als unter den Soldaten und Beamten, gerade desshalb, weil sie keine europäischen, sondern inländische Mittel anwenden, welche aus Holzarten bestehen, die sehr reizend und schweisstreibend wirken und als Thee gebraucht werden; auch haben sie ein Mittel gegen das Fieber, dem sie viel Heilkraft zuschreiben, nämlich die Excremente einer Schlange, der Ullar patulla, einer Pythonart, welche wie Kalk aussehen, aber ohne besondern Geschmack sind. Diese Substanz kommt nicht aus dem Anus des Thieres, sondern aus dem Rachen und scheint ein Speichelstein zu sein, wie er sich auch in den Speichelgängen anderer Thiere entwickelt und bei diesem wegen der starken Speichelabsonderung in grösserer Masse vorkommt, denn ich habe faustgrosse Stücke gesehen; möglich könnte es auch ein Rest zersetzter Knochen von aufgefressenen Thieren sein, worüber jedoch nur eine chemische Analyse entscheiden kann. Dieses Mittel und das Rosenwasser, das sie auch häufig anwenden, mögen die unschuldigsten sein; mehr Schaden richten sie mit ihren Balsamen und ätherischen Oelen an, wie mit Nägel-, Muskat- und Kajuputiöl, denn wie in den Rheinländern der Glaube herrschend ist, der edle Rheinwein sei für alle Krankheiten gut, so dass man ihn selbst in hitzigen und bei Entzündungen gibt, so auch meinen die guten Leute, ihre köstlichen Oele könnten nie schaden.

Die Lepra ist auf den umliegenden Inseln ziemlich all-

gemein; sie kommt vor als knollige (Elephantiasis) und schuppigte (Ichthyosis); viele Individuen haben Elephantiasis und Ichthyosis zugleich. Da der Abscheu vor dieser Krankheit bei den Eingebornen nicht so stark ist, als die Liebe zu ihren Verwandten, die daran leiden, so muss sich dieselbe sehr verbreiten. Furchtbar ist es für den gebildeten Menschen, von dieser Krankheit befallen zu werden, da das Bewusstsein des Elendes ihn doppelt unglücklich macht. Vielleicht gelingt es einmal der Wissenschaft, das Wesen der Krankheit zu erfassen und Heilung möglich zu machen. Vielleicht ist die Art und Weise ihrer Entstehung und die Ursache klar und einfach und beruht auf einem gestörten Wechselverhältniss der electrischen Thätigkeit in dem Körper, welche Veranlassung zu solch zerstörender, abnormer Lebensäusserung wird. (Ich habe einen Missionär aus Ostpreussen gekannt, der durch den Verkehr mit den Leprösen von dieser Krankheit heimgesucht worden ist.) Während meines Aufenthalts zu Saparua wurde ich beauftragt, die Bevölkerung von Saparua, Haruku und Nussa-laut auf Lepra zu untersuchen. Man brachte natürlich nur die, bei denen die Krankheit sich nicht mehr verbergen liess, und es waren gegen dreihundert. Es bestehen Leprösenhäuser zu Way-Nitu und auf der Insel Molana bei Saparua, wo man das menschliche Elend im höchsten Grade sehen kann, obgleich die Leprösen wegen ihrer Krankheit nicht niedergeschlagener zu sein scheinen, ja selbst unter einander Verbindungen schliessen und die Männer noch um die Frauen zwisten, was als ein Gebrechen dieser Anstalt angesehen werden muss, da beide Geschlechter geschieden sein sollten; auch die Habsucht reisset sie noch zu Verbrechen hin. Es ist scheusslich, wenn ein solcher verstümmelter Mensch noch durch den Arm der Gerechtigkeit um das Leben gebracht werden muss. Die Krankheit findet sich unter allen Ständen, von den niedersten bis zu den vornehmsten der Radjas. In den Niederungen kommt sie aber häufiger vor, als in dem Gebirge. Sie scheint manchmal durch Heilmittel wohl zum Stillstande, aber nie zur gründlichen Heilung gebracht werden zu können. Zur Heilung dieses Uebels empfiehlt man ausser einer strenggeregelten Diät oft die heroischsten Mittel, ja die stärksten Gifte, wie den Arsenik. Auch der Biss der giftigsten Schlangen soll manchmal Rettung gebracht haben, was sich in so fern erklären liesse, als durch die gewaltige Aufregung im Blutgefässystem (welche nach dem Bisse giftiger Schlangen erfolgt) alle funktionirenden Organe angegriffen werden, desshalb stärker reactioniren, was eine vollständige Umstimmung ihrer Lebensäusserung zur Folge haben kann, welche wohlthätig auf den vom Aussatz ergriffenen Körper wirkt.

Das Verhältniss der Geborenen und Gestorbenen (ausgezogen aus den Registern des bürgerlichen Standes, in welchen die amboinesischen Christen und Europäer eingeschrieben werden) ist in neuerer Zeit nicht sehr günstig, da die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen weit übertrifft, wie hieraus zu ersehen ist.

Im	Jahre	1834	geboren	66,	gestorben	139.
„	„	1835	„	67,	„	75.
„	„	1836	„	59,	„	55.
„	„	1837	„	64,	„	94.
„	„	1838	„	33,	„	358.
„	„	1839	„	56,	„	65.
„	„	1840	„	43,	„	101.
„	„	1841	„	59,	„	78.
„	„	1842	„	39,	„	49.

Jedoch verdient berücksichtigt zu werden, dass stets ein Zutreten von Europäern stattfindet, man also nicht das wirkliche Verhältniss der Geborenen und Gestorbenen vor sich hat, indem viele Europäer ehelos leben und keine Kinder zeugen.

Amboinesen, welche nicht bei dem bürgerlichen Stand eingeschrieben werden, starben wie folgt:

1835	starben	146	Personen,	wovon	6	todtgeboren.
1836	„	116	„	„	5	„
1837	„	178	„	„	6	„
1838	„	1025	„	„	13	„
1839	„	135	„	„	11	„
1840	„	200	„	„	16	„
1841	„	150	„	„	3	„
1842	„	187	„	„	4	„
1843	„	128	„	„	4	„

Das letzte Jahr kann ich jedoch nur bis zum 19. Juni angeben, die Sterblichkeit zeigt sich in demselben wieder grösser. In dem Jahre 1838 zeigt sie sich in allen Registern am bedeutendsten.

Leibeigene starben wie folgt:

1835	: 54.
1836	: 37.
1837	: 39.
1838	: 176.
1839	: 29.
1840	: 45.
1841	: 28.
1842	: 27.

Es wäre interessant, wenn wir von den frühern Perioden, in welchen Epidemien hier geherrscht haben, ähnliche Listen besitzen würden. Im Jahre 1850 ist die Krankheit

in Folge von Erdbeben mit erneuter Heftigkeit wieder ausgebrochen.

Gewiss verdienen diese Inseln die anhaltende Fürsorge einer wohlthätigen Regierung, da sie von der Natur zur Blüthe und zum Wohlstand bestimmt zu sein schienen, bis jetzt aber durch eine drückende Verwaltung und durch ein strenges Prohibitivsystem in ihrer Entwicklung gehemmt worden sind; selbst der Charakter ihrer Bewohner hat dadurch gelitten, und es ist wahrscheinlich, dass, wenn durch freien Handel und Verkehr Wohlstand und Reichthum hier heimisch würde, auch das Selbstvertrauen und die Tugenden, welche einen begüterten Bürgerstand schmükken, sich wieder einfinden werden.

In neuerer Zeit war das Fieber hier die herrschende Krankheit, welche die andern zu verdrängen schien, so dass man ausser ihm nur von den Ausgangskrankheiten, wie Stasis abdominalis, physconia, hydrops und enterophthisis gehört hat. Die Krankheit gibt sich als eine Febris intermittens zu erkennen, mit einem Charakter, wie er durch Witterungs- und andere Verhältnisse bedingt wird, also nicht, wie mein Recensent hochweise bemerkt, mit allen Charakteren, sondern mit dem, welchen gerade die Witterung, so wie die Situation des Kranken hervorruft; so haben wir den jeweiligen catarrhalischen, rheumatischen, gastrisch-biliösen, nervösen oder putriden Charakter vorwalten sehen. Dem Krankheitszustande fehlt im Anfange niemals der intermittirende Typus, und nur im Verlauf wird die Febris unter gewissen Verhältnissen eine remittens oder in den heftigsten Fällen continua. Es lassen sich zwei Formen unterscheiden, die acute und die chronische Form.

Acute Form.

Der Paroxysmus wie bei den chronischen, nur heftiger, schneller auf einander folgend und die Kräfte des Kranken erschöpfend, übrigens nicht immer kritisch. Man kann drei Stadien unterscheiden: stadium irritationis, spasmi et resolutionis.

Die Irritation äussert sich durch Uebelkeit, heftigen Durst, Würgen, Schmerz in der Magengegend und Erbrechen von Allem, was in den Magen kommt; die heftige Reizung des Magens hat oft die Vermuthung zur Folge gehabt, dass man es mit einer Gastritis zu thun habe. Der Krampf, spasmus, gibt sich durch Erbrechen aller Fluida zu erkennen, welche der Kranke einnimmt, im Anfang wird hierdurch keine Galle ausgeworfen; — dann durch den unterdrückten Puls, durch Gänsehaut mit dem Gefühl von Kälte, durch das plötzliche Verschwinden dieser Erscheinungen; was oft von selbst, oft nach dem Einnehmen

von etwas Ipecacuanha mit Opium oder Ertr. hyosc. stattfindet. Das Reizstadium hat Anhäufung von Blut in edlen Organen, wie im Gehirn, Rückenmark, in Leber und Milz, in Lungen und Herz zur Folge; es geht vergesellschaftet mit heftigem Kopfschmerz, mit brennender Pein in den Augen, in der Herzgrube, in der Gegend der Leber und Milz, selbst in den Nieren; auch das sogenannte Gliederreissen fehlt nicht, und ein Gefühl von grenzenloser Müdigkeit ohne Erholung lässt den Kranken die verschiedensten Lagen annehmen; das Harnlassen ist mit brennendem Gefühl begleitet, der Urin braunroth. Die Abscheidung von Haut und Nieren ist auch wohl unterdrückt, was eine Folge der Anhäufung von Blut in den grossen Aderstämmen zu sein scheint, vorall in denen des Unterleibes.

Im zweiten Stadium treten die gastrischen Erscheinungen mehr hervor, die Zunge ist schmutzig-weiss, trocken oder feucht und ein unangenehmer Geschmack vorhanden. Bei biliösem Charakter wird jetzt die Hautfarbe icterisch, die Albuginea gelb, es folgt ein bittrer Geschmack, Erbrechen von Galle, Abgang biliöser Stoffe, gelbbrauner Urin.

Nach längerer oder kürzerer Dauer geht dieses Stadium in das der Resolution oder Krise über, wo zuerst ein angenehmes Gefühl von Wärme sich über den Körper verbreitet, die Haut turgescirt und zu transpiriren beginnt und der Puls freier wird. Wenn die Erscheinungen der Irritation sehr heftig gewesen sind, geniesst jetzt der Patient einige Ruhe, und indem er in Schlaf fällt, bricht ein reichlicher Schweiss aus, besonders an der Stirn und Brust. Dieser Schweiss macht denen, welche am Fieber leiden, viel zu schaffen, denn er hat einen unangenehmen Geruch nach verdorbenem Brode oder wie man ihn in Käsekellern wahrnimmt, und wenn er im Schlafe ausbricht, erwacht der Patient mit völlig durchnässtem Hemde und mit dem Gefühl der Eiskälte über den Körper; er gibt Veranlassung zu Erkältung und zu Recidiven. Er zeigt auch nicht immer eine complete Krisis an, gibt aber gewiss eine alienirte Blutcrasis zu erkennen.

Die Febris intermittens kann in der acuten Form zur Genesung kommen, oder sie nimmt den remittirenden Typus an, oder sie wird continua (und ist in beiden Fällen natürlich keine intermittens mehr, wie mein hochweiser Recensent sehr richtig bemerkt —). Eine solche Febris continua zeigt sich in heftigen Fällen auch wohl vom Beginne der Krankheit an und erschöpft gewöhnlich durch Ueberreizung des Nervensystems, wo dann der schnelle Tod kaum einer andern Ursache, als einer Nervenlähmung zugeschrieben werden kann. Ob das Ganglien-, das Spinal- oder selbst das Cerebral-System dabei angesprochen ist,

wird aus den Symptomen des individuellen Krankheitsfalles erkannt. Wenn wir von dem Nervöswerden dieses Zustandes sprechen, haben wir vielleicht Gelegenheit, eine Hindeutung auf den Sitz der Krankheit zu geben.

In leichtern Fällen bleibt während der Remission der Puls febril und der Kopf heiss; dennoch glaubt der Kranke frei von Fieber zu sein. Fortdauernde Schwäche und Schwindel verrathen jedoch die unvollkommene Krisis. Wird zur Bewältigung dieses Fiebers Calomel zugedient und folgt keine Salivation, kommt keine Krisis durch den Darm oder durch die Haut, dann hat man es mit einer Febris nervosa zu thun, deren Symptome schnell genug hervortreten. Geht die intermittens in synocha über, und bleibt der Zustand länger als drei Tage anhalten, dann ist die Krankheit ebenfall Febris nervosa und wird allein nach kräftigem Einschreiten zu einem gewünschten Ende kommen.

Die Febris wird nervosa unter folgenden Umständen:

1) Der Paroxysmus ist so heftig, dass der Patient soporös wird (er ist dann ohne Bewegung, die Respiration unregelmäsig, der Puls langsam, die Haut nicht sehr warm). Die Krankheit wird tödtlich, oder die Zufälle verschwinden, und es folgt eine Intermission; so zeigt sich hier die sogenannte Febris intermittens maligna.

2) Schwache, nervöse Constitutionen und die, welche eine durch ausschweifende Lebensweise ruinirte Körperbeschaffenheit haben, bekommen nach gar nicht starken Anfällen eine solche Prostratio virium, dass sie nur mühsam sich erholen. In diesen Fällen von Collapsus ist der Kopf heiss, der Puls klein und schnell, und bei Leichenöffnungen derartiger Personen möchte man durch den Blutandrang nach dem Gehirn und den injicirten Zustand der Gehirnhäute auf eine Entzündung dieser schliessen.

3) Bei Trunkenbolden erscheinen die nervösen Zufälle, welche an Delirium tremens erinnern.

4) Der Zustand des Fiebers, wenn es als continua auftritt, ist folgender: Der Patient hat heftige Kopfschmerzen, ist schwindeligt, unruhig; die Haut wird gelb, der Bauch aufgetrieben, doch weich; es stellt sich ein Erbrechen ein, die Zunge ist schmutzig-weiss, bei entzündlicher Magenaffection roth und trocken. Es folgt die Exacerbation schnell auf die Remission, der Schweiss ist für den Kranken nicht erleichternd. Bei Zunahme der Erscheinungen stellt sich Coma ein, die Respiration wird ungeregelt, mühsam. Die beiden Lungen sind mit Blut überfüllt und man ist geneigt, den Tod einer Paralysis pulmonum zuzuschreiben. Diese Fälle kommen oft bei lymphatisch-nervösen Constitutionen vor.

Bei Stasis abdominalis (Anhäufung von Blut in Leber

und Milz) haben die Kranken eine gelbe Hautfarbe, ein kachektisches Vorkommen; der Puls ist klein, hart und schnell, das Fieber kaum wahrzunehmen. Der Kranke fühlt sich weniger unwohl, ist jedoch nach Geist und Körper träge. Wenn der Zustand verschlimmert, so wird die Haut dunkelgelb und kommen die Erscheinungen wie bei dem gelben Fieber.

Die acute Form geht über in Genesung; der Paroxysmus bleibt weg. Oft erscheinen catarrhalische Affectionen auf der Schleimhaut der Respirationsorgane, Husten, Auswerfen eitrigen Schleims; manches Mal Furunkeln über den ganzen Körper, phlyctenöser Ausschlag um die Lippen und ein der Krätze ähnelnder Ausschlag; auch Geschwüre, Caris und Necrosis.

Geht die Krankheit in Genesung über, so folgen sich die Paroxysmen in grössern Intervallen, bleiben langsamerhand ganz aus, oder beim Beginne der Salivation verschwindet das Fieber. War es remittens oder continua, dann nimmt es wieder den intermittirenden Typus an. Wenn der Speichelfluss nicht gehörig sich einstellt oder gar unterdrückt wird, so sind Rückfälle des Fiebers zu befürchten.

Das Fieber geht über in den Tod: bei heftigen Anfällen durch Nervenlähmung — oder besser gesagt, durch Ueberreizung des Nervensystems, besonders der Ganglien; durch Ueberfüllung von Blut edler Organe und durch Exsudation in Folge der stattgefundenen Congestionen, wie im Gehirn, dem Rückenmark, den Lungen u. s. w.; durch Nachkrankheiten, wie Veränderung der Bauchorgane, Enterophthisis und Hydrops.

Aus dem Uebergang in den Tod ergibt sich auch der Leichenbefund. Die blauen Flecken an den tiefern Theilen der Leichen erscheinen schnell. Wir fanden oft Todtenstarre und manches Mal Mangel derselben. Die Gehirnhäute erscheinen injicirt, eben so die des Rückenmarks; oft Exsudation einer serösen, zuweilen gelatinösen, manches Mal eitrigen Flüssigkeit unter den Gehirnhäuten, in den Ventriculae und in dem Canalis medullae spinalis. Blutüberfüllung der Lungen; injicirter Zustand der Schleimhaut der Bronchien; angeschwollene Bronchialdrüsen. Das Herz voll geronnenen Blutes, häufig falsche Herzpolypen. Die Schleimhaut des Magens und der Gedärme stellenweise injicirt. Bei Solchen, die unter den Erscheinungen des Typhus längerer Zeit krank gelegen, fand man auf den Darmwänden ulcerirte Stellen von der Grösse einer Erbse bis zu der einer Mandel, vom Coecum an häufiger werdend bis zum Rectum. Die Milz vergrössert, weich, zerbrechlich, nur in seltenen Fällen bei Javanen klein und hart,

bei Europäern manches Mal beinahe einen Fuss lang und einen halben Fuss dick. Die Leber gross, blutreich. Die Gangliengeflechte zeigen sich geröthet, und zwar stellenweise. Die übrigen Organe zeigen keine Veränderungen.

Chronische Form.

Die Anfälle sind nicht so heftig, wie in der acuten Form. Während der Apyrexia fühlt sich der Patient ziemlich wohl und hat eine starke Esslust, allein im Schlafe erinnert ihn der profuse Schweiss und Geruch desselben, so wie ein unangenehmer Geschmack im Munde beim Erwachen an den Fieberzustand. Die Krankheit (die chronische Form nämlich) nimmt übrigens nicht leicht einen nervösen Character an. Das Fieber erscheint unter dem Quotidian-, dem Tertian- oder Quartantypus und ist nur selten mit gastrischen oder biliösen Zufällen complicirt. Der Paroxysmus ist dem der acuten Form ähnlich, nur minder heftig. Uebelkeit und Erbrechen sind seltner. Das Gefühl von Kälte spricht deutlicher das Stadium irritationis et spasmi aus. Die Krisis durch die Haut ist weniger stark. Der Kranke ist nach dem Paroxysmus weniger geschwächt und abgefallen; nur wenn die Krisis unvollkommen ist, fühlt er sich unwohl, wenn der Kopf warm, der Puls hart und schnell bleibt. Wenn auch die Esslust stark ist, bleibt die Verdauung doch schwach, und ein hartnäckiger Torpor in dem Gangliensystem des Unterleibes ist nicht zu verkennen.

Bei einer geeigneten Behandlung verschwindet manches Mal die Krankheit leicht, manches Mal hat jedoch kein Heilsmittel, welches es auch sei, einigen Einfluss auf die Paroxysmen. Recidiven, Ausgang in Anschwellungen von Milz und Leber und in Folge davon Wassersucht sind die Folgen dieser Form.

In dieser Krankheit leidet augenscheinlich das vegative Nervensystem, und zwar ist die Blutbereitung gestört durch Affection des Abdominalgangliensystems, später auch durch Affection von Gehirn und Rückenmark. Chylification, Lympheaufsaugung und das Athmen sind hiernach modificirt. Die Folgen der Krankheit beweisen dieses.

Ursachen.

Kein Mensch kann auf längere Zeit den fiebererzeugenden Ursachen dieses Ortes sich aussetzen, ohne von der Krankheit ergriffen zu werden. Je nachdem ein Individuum zu Fiebern hinneigt, dauert es aber kürzer oder länger, bis es davon ergriffen wird. Ich habe nach vierwöchentlichem Aufenthalte den ersten Fieberanfall bekommen, ein junger Lieutenant, der mit mir angekommen war,

ist neun Monate davon befreit geblieben. Der Mann war jung, stark und noch nicht lange aus Europa (Friesland) abgereist, auch in einem Lande geboren und erzogen, wo Fieber nicht selten sind; ich war etwas älter, schon längere Zeit in Indien und hatte durch den Aufenthalt an Strandplätzen wiederholt Fieber gehabt und also mehr Disposition zum Fieber. Kein Alter oder Geschlecht bleibt davon befreit. Die Furcht vor der Krankheit war so allgemein, dass Schiffe, welche nach Amboina mussten, die Bai nicht einlaufen durften. Dennoch waren im Beginn des Jahres 1843 verschiedene Schiffe durch schlechtes Wetter genöthigt worden, hier zu ankern, deren Equipage gesund geblieben ist. Es wäre aber verkehrt, wollte man den Platz nach den Schilderungen der Seeleute beurtheilen. Sehr zur Krankheit disponirt zeigten sich Europäer, die noch nicht lange in Indien waren, junge Männer, welche meistens von der acuten Form befallen worden sind. Frauen, bejahrte Männer und Eingeborne dagegen litten mehr an der chronischen Form. Javanen beiderlei Geschlechts zeigten grosse Neigung zum Fieber. Die Neger hielten sich noch am besten. Auch in Westindien hat man die Beobachtung gemacht, dass die Neger gegen Malaria weniger empfindlich sind, als Europäer und Eingeborne; hier wie im ganzen Archipel litten sie mehr an Tuberkulose, Herzkrankheiten, Melancholie und Manie. Vom Fieber blieben sie ziemlich verschont.

So gut die afrikanischen Soldaten das Clima, so schlecht haben sie sich mit den Bewohnern von Amboina vertragen. Afrikanen und Amboinesen lagen sich beständig in den Haaren, und es verging keine Woche ohne Händel. (In Indien nennt man die Neger Orang wolanda itam, das ist schwarze Holländer.)

Europäische Frauen laufen, wenn sie schwanger sind, hier Gefahr, von der Mania parturientium, und zwar durch dieselben Ursachen, welche das Fieber erzeugen, befallen zu werden, und acute Fieber setzen den Wöchnerinnen sehr zu. Missbrauch des Coitus disponirt zum Fieber, offenbar wegen Verlust von positiver Electricität. Abstinenz ist ein gutes Präservativ. Hypertrophie von Leber und Milz hindert die Genesung, und Menschen, welche daran leiden, gehen in diesem Lande bald zu Grabe. Ueberhaupt ist ein längerer Aufenthalt der Europäer in diesem Lande unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Gesundheit nachtheilig, und sollte desshalb ein öfterer Garnisonswechsel stattfinden; denn kommt es zu organischen Veränderungen, so sind auch im glücklichen Falle die Leute für den activen Dienst ungeschickt.

Die Ursachen der Krankheit sind allgemeine und zu-

fällige. Allgemeine sind die Miasmen und climatische Einflüsse. Verwesung organischer Stoffe, eine durch menschliche Respiration verunreinigte Luft, wie die Luft in dem Hospitale, in den Casernen; die Nachtluft und der rasche Temperaturwechsel — dieser beträgt oft in wenigen Stunden 10—12° Fahrenheit — während des Uebergangs der Jahreszeiten sind hier eben so wohl in Anschlag zu bringen, als die Verhinderung eines freien Luftzutrittes durch allzu üppige Vegetation, unvollkommne Reinigung der Luft durch gehemmte Ausgleichung der Electricitätsverhältnisse, Erdbeben und die durch sie bewirkte Veränderung in der Atmosphäre, deren Einfluss wir empfinden, obgleich wir ihn nicht genau nachweisen können. Das Ungesundwerden einer Gegend in Folge von Erdbeben ist eine Erscheinung, welche sich in diesem Archipel der Beobachtung nicht selten darbietet. In Folge der Erdbeben sind in 1850 die Fieber wieder häufiger und bösartiger geworden. Wenn nicht die Regierung tüchtige Physiker und Chemiker an solche Orte schickt, welche eine durch Erdbeben veränderte Luftconstitution darbieten, können wir ohne genaue Untersuchung dieser zu keinem bestimmt nachgewiesenen Resultate gelangen. Manchmal gibt sich die Luftveränderung schon durch den Geruch zu erkennen, der ist wie der von durchnässten Kleidern oder von verdorbenem Heu.

Zufällige Ursachen sind unregelmässige Lebensweise, Uebermass in Speise und Trank, Excesse im Coitus, Erschöpfung und Ermüdung durch Anstrengung und Strapatzen. (Darum waren alle Europäer so wenig aufgelegt zu Excursionen und Jagdpartien, und selten kam eine Gesellschaft weiter zur Erholung, als höchstens zu Pferde nach Way-Nitu.) Der Missbrauch des Sagoweers, welchem Amboinesen und Europäer ergeben sind, und der in den Tavernen der Stadt gewöhnlich schlecht und verfälscht ist, kann für eben so nachtheilig angesehen werden, wie Arak und Opium, welche beide hier ebenfalls eifrige Verehrer haben. Bestände hier eine medicinische Polizei, so müssten diese Consumtionsartikel schon lange unter einer strengen Controle stehen, und das Gift, welches den Soldaten für so viele Entbehrungen entschädigen soll, könnte wenigstens minder schädlich gemacht werden, als es jetzt ist. Der Genuss von Früchten, welche der Gesundheit eher zuträglich als nachtheilig sind, erfordert hier viele Vorsicht, ein Beweis, wie wenig man dem Verdauungsapparat zumuthen kann; die Durio (Durio z. und Artocarpus), die Nangkasorten sind schädlich, eben so einige Arten von Pisang; Ananas darf nur wenig genossen werden; selbst die Langsap, Rambutan und Mangistan können nachtheilig wirken. Sie belästigen den Digestionsapparat und schaden

durch vermehrte Abscheidung des Darmschleims und durch Gasentwicklung oder Blähung. Dass Wasser kurz vor oder nach dem Genuss von Früchten schädlich sei, ist eine bekannte Erfahrung. Eben so schädlich sind die englischen Atjars (in Essig eingelegte Zuspeisen), da diese nicht selten in Holzessig (und mit Grünspan gefärbt) bewahrt sind. Auch fette und scharfe Fleischspeisen sind nachtheilig: also die europäischen Fleischprovisionen. Ueberladung des Magens und der Eingeweide verursacht einen Reiz und die Abscheidung vielen Schleimes in den Gedärmen, welcher Veranlassung zum Entstehen von Würmern gibt, woran zu Amboina nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene leiden, und die das Fieber so hartnäckig machen, dass es nur durch Anthelmintica zur Genesung gebracht werden kann. Glücklicher Weise sind es weniger gefährliche Arten, gewöhnlich Ascaris lumbricoides; der Bandwurm, der auf Java so häufig vorkommt, ist hier seltener. Bei Behandlung der Wurmkrankheit scheinen die Mondphasen wirklich von Einfluss zu sein.

Der biliöse Zustand geht vergesellschaftet mit Obstruction, mit Gelbwerden der Albuginea, mit brennender Haut (calor mordax), brennenden Schmerzen in den Augen, so wie in der Urethra beim Uriniren. Der inflammaterische des Magens, durch Schmerz in der Herzgrube sich verkündend, zeichnet sich aus durch Drang zum Erbrechen, eine schmutzig-weisse Zunge, die an den Rändern roth ist, anders trocken sich zeigt und nur bei sogenanntem Gastritis mucosa roth wie rohes Fleisch erscheint.

Die Wurmkrankheit wurde hier, ausser an den gewöhnlichen Erscheinungen, auch noch daran erkannt, dass kleine, rothe Pusteln auf der schmutzig-weissen Zunge sassen. Die Lingua geographica gibt ein Leiden der Intestinaldrüsen zu erkennen, — die gespaltene Zunge erscheint im Gefolge der Stasis abdominalis, wenn die Hautfarbe braungelb, der Puls klein, hart und schnell, Herzklopfen, Obstruction mit Diarrhöe wechselnd vorhanden ist. Der nervöse Zustand äussert sich durch Ermattung und Collapsus in der Apyrexie, durch Hitze und Schmerz im Kopfe, durch kleinen, schnellen Puls, durch Apathie, Schwindel und comatöse Erscheinungen, durch Uebergang in Remittens.

Prognosis.

Ist in der acuten Form die Krisis nicht vollkommen, dann nimmt die Krankheit den nervösen Charakter an. Heftigkeit des Anfalls ist jedoch nicht immer ungünstig, auch nicht das schnelle Abfallen und die Volumenverminderung, wenn nur eine reine Apyrexie auf den Paroxysmus folgt. Unvollkommene Krisis hat in der chronischen

Form Stasis abdominalis, Hypertrophie von Leber und Milz zur Folge. Ist das Fieber remittens oder continua, so ist die Prognose ungünstiger. Bei Quotidiantypus in der acuten Form geht die Krankheit leicht in Febris nervosa über. Tertian- und Quartantypus kommen mehr in der chronischen Form vor.

Decrepide Subjecte und solche mit Stasis abdominalis laufen bei dem Uebergang in Febris nervosa grosse Gefahr. Erbrechen, Sopor und kleiner, schneller Puls sind ungünstig. Mühsames Athmen bei soporösen Zufällen zeigt Exsudation im Gehirn und Rückenmark und den nahenden Tod an.

Behandlung.

Die Meinungen über die Behandlung der Krankheit sind seit ihrem Erscheinen zu Amboina bis jetzt sehr abweichend gewesen und wollen wir die am meisten gebrauchten Heilmittel und die Wirkungen, welche sie hier geäussert haben, etwas näher betrachten.

Als die gelindesten sind die Resolventia in Anwendung gekommen, und zwar zur Beförderung von Gall- und Darmabscheidung bei leichten Fiebern.

Hierzu rechnen wir das Extr. graminis, taraxaci, cardui, benedicti, fel tauri; sapon. medicat., crem. tart., rheum, sal ammoniae.

Murias ammoniae wirkte besonders heilsam bei Fiebern mit Catarrhus ventriculi, bei einer schmutzig-weissen oder dick beschlagenen, gelblichen Zunge, welche feucht und schmierig sich zeigt; eben so bei catarrhaler Affection des Respirationsorganes. Anhaltender Gebrauch dieses Mittels heilte entweder die Fieber oder machte ihre Heilung durch die in Folge verabreichte Quinine möglich.

Tartarus stibiatus bewies auch hier seine umstimmende und aufweckende Wirkung. Durch seine schweisstreibende Kraft beförderte er die Krisis und war ganz an seinem Platze, wo ein Torpor sich aussprach. Bei schmutzig-weisser und belegter Zunge, so wie bei gereiztem Zustande des Magens und Darmcanals war er contraindicirt und verärgerte er den Zustand; bei reiner Zunge dagegen war er als resolvens das beste Mittel, und zwar länger gebraucht, in steigenden Gaben von $1/2$ bis zu 8 Gran, wo der Torpor des Gangliensystems zu weichen pflegte.

Calomel wirkt sedativ, antigastrisch, aber auch excitirend auf die Gallenabsonderung. Die sedative Wirkung gab sich durch Verminderung des inflammatorischen Zustandes und der Plasticität des Blutes zu erkennen. Auch war dieses Mittel bei heftigen Paroxysmen zur Verminderung und Beruhigung des Reizzustandes in dem Blutgefäss-

System nicht zu missen. Die antigastrische Wirkung ergab sich aus der Veränderung des Zustandes der Zunge, welche, nachdem sie schmutzig-weiss oder gelblich belegt gewesen war, bei dem Gebrauch des Calomel schnell rein wurde. Bei beginnendem Speichelfluss wird die Zunge wieder mehr beschlagen und schwillt an. Ist die Zunge sehr roth, was einen entzündlichen Zustand von Magen und Darmcanal andeutet, so wird es weniger gut ertragen. Bei sehr beschlagener Zunge passt, wie wir oben gesehen haben, mehr der Salmiak, indem er eine catarrhalische Affection der Schleimhaut des Darmcanals anzeigt. Weil es die Gallenabsonderung vermehrt, ist es ein vortreffliches Mittel bei Leberaffectionen, wo diese gehemmt ist. Bei Anhäufung von Blut in der Vena portarum wirkt es weniger gut, eben so ist es bei Anschwellung der Milz contraindicirt. Der Nachtheil, welchen dieses Mittel zur Folge hat, ist bei unvorsichtigem Gebrauche desselben sehr bedeutend. Bei zu schneller Wirkung wird das Fieber unterdrückt und ein paralytischer Zustand hervorgebracht. Bei zu starker Salivation entsteht ein colliquativer Zustand, Collapsus und Hydrops besonders bei lymphatischen Constitutionen. Auch bei Febris nervosa ist durch den Gebrauch des Calomels colliquativer Zustand, Ulceration der Darmschleimhaut und Enterophthisis zu fürchten.

Die Gabe war von 1 bis 12 Gran. Gewöhnlich wurden hier nur kleine Gaben von $1/2$ bis 1 Gran, oder von 6 Gran in 24 Stunden, mit gutem Erfolge gegeben. Nur ein Zögling der englischen Schule manövrirte mit den grossen Gaben, ohne gerade einen bessern Erfolg zu erzielen. Wie angenehm es auch für einen Kranken sein mag, schnelle wieder hergestellt zu werden, so ist es doch weniger angenehm, die Spuren einer solchen Heilung nach Jahren zur Schau zu tragen, nämlich ein frühzeitig veraltertes Aeussere und ein übel zugerichtetes Gebiss. Die langwierige Reconvalescens beweist, wie gross die allgemeine Schwäche ist und wie mühsam die verlornen Kräfte wieder herzustellen sind.

Sulphas chinine, das bekannte Specificum gegen das Fieber, ist in ungeschickten Händen ein Mittel, welches durch Milzaffection und Stasis abdominalis sehr nachtheilig wird, ja selbst die Krankheit unheilbar machen kann. Auf diese Aeusserung hat die Redaction des genesk. Archives die Anmerkung gemacht: „Wenige der neuern Geneskundigen sollen mit dieser Ansicht des Schreibers hinsichtlich der Sulphas chinii übereinstimmen.“*) Man

*) Die Chinine wird in den Hospitälern Indiens als das vorzüglichste Heilmittel der Fieber angesehen, und zwar mit Recht,

hat mich hier offenbar missverstanden. Ich gebe nicht eine allgemeine Beschreibung von der Wirkung der Mittel, welche man ja in jeder Materia medica nachlesen kann, sondern eine Beschreibung der Wirkung, wie sie zu Amboina beobachtet worden ist, und in diesem Sinne kann ich nicht in die Posaune des Lobes der Chinine stossen, wie es jenes Mitglied der Redaction gethan hat, welches mit diesem Specificum alle Krankheiten, auch die Dysenterie, heilen wollte — mit welchem Erfolge? mögen die Todtenregister jener Hospitäler nachweisen, in welchen es seine Versuche angestellt hat, und wo die Kranken von einem panischen Schrecken ergriffen wurden, wenn man sie in die Säle unter seine Behandlung wies. —

Wie kann ein Mittel heilsam sein, wenn der Kranke fortwährend in Verhältnissen sich befindet, welche seine Krankheit wieder hervorrufen? — Es ist auch eine bekannte Thatsache, dass zu Amboina, wo Chinine als ein unentbehrliches Hausmittel gehalten wird, in allen jenen Familien, welche das Mittel vorräthig halten und bei jedem Fieber ihre Zuflucht dazu nehmen, Fieberkuchen einheimisch sind und man bei solchen Individuen Prachtexemplare von ungeheuer angeschwollenen Milzen findet. Wenn man zu Batavia, Samarang und Surabaja die Chinine nicht missen kann und sogar die sogenannten batavischen Fieber damit heilt, so kommt dieses offenbar daher, weil der Kranke durch seine Aufnahme in die dortigen Hospitäler in ganz andre Verhältnisse kommt, als in welchen er sich die Krankheit erworben hat. Man denke nur an die Fieberkranken, welche von den Schiffen der Rhede gebracht werden. Zu Amboina dagegen steht die ganze Umgebung der Stadt unter den fiebererzeugenden Einflüssen; man ist ihnen im Hospitale eben so gut, wie im Fort und in der Stadt ausgesetzt. Was man auch von der Aehnlichkeit des Chinaalcaloides mit der Hirnsubstanz sprechen mag, wir bekennen, dass wir die eigentliche Wirkung dieses Mittels noch nicht kennen, dass es uns aber scheint, selbst ein Wunder müsse seine Kraft verlieren, wollte es sich an

---

da die Hospitäler selbst an Orten sich befinden und so gebaut sind, dass Fieber in ihnen nicht erzeugt und unterhalten werden, so z. B. das Hospital zu Weltevreden, zu Samarang und zu Surabaja, wohin die Kranken aus der Garnison und von den Schiffen gebracht werden und also aus der Fieber erzeugenden und unterhaltenden Luft entfernt werden. Ganz anders ist es aber zu Amboina, wo die Localität des Hospitals eben so von dem Fieber besucht wird, wie die Rhede oder wie die Kaserne, denn der ganze Ort steht unter dem Fiebereinfluss. Es ist wirklich zu verwundern, dass die scharfsinnigen Medici, welche die Redaction des genesk. Archivs besorgten, diesen Umstand nicht berücksichtigt und Chinine so unbedingt in Schutz genommen haben.

den Fieberkranken zu Amboina erproben. Wir bleiben also bei unsrer Behauptung, dass wir das Einstürmen mit Chinine auf die Fieberkranken von Amboina zu Amboina für schädlich und unsinnig und es nur bei gewissen Anfällen und, wo wirklich periculum in mora ist, für indicirt halten. Indicirt also ist hier Chinine, wenn das Fieber eine Neigung zur F. nervosa hat, wenn der Anfall so heftig gewesen ist, dass der Kranke einem folgenden erliegen kann; bei nervösen Constitutionen mit Congestion nach dem Kopfe, bei Collapsus nach dem Anfalle nach Wegnahme der gastrischen Complicationen, und bei allzu langer Dauer des Fiebers, also auch bei ganz reiner Intermittens ohne weitere Complication.

Bei Erwachsenen sind 6 bis 10 Gran, in der Apyrexie gegeben, hinreichend, den Anfall zu hemmen; zwar folgt noch ein Anfall, aber er ist weniger heftig, und nach einigen kleineren Gaben bleibt er weg. Kinder ertragen die Resolventia und Resolventia amara besser, als Chinine, welches die Congestionen vermehrt und Stasis abdominalis bedingt.

Wichtig bei der Heilung der Febris amboinensis sind die Säuren. Offenbar ist bei Fieberkranken (wie das Blut, der Schweiss nachweist) das Vorherrschen der negativen Electricität anzunehmen. Die Säuren wirken diesem direct entgegen und belebend auf die Blutcrasis, eben so die Metalle.

Acidum muriaticum und Tinctura acida aromatica passt bei Neigung zum nervösen Character, bei Adynamie, bei Anschwellung der Milz, wo kein Calomel gebraucht werden darf, bei Calor mordax, bei ungeregeltem Verlaufe des Fiebers. Man gibt von einem Scrupel bis zu zwei Drachmen in Mucilaginosen. Die Auflösung der Chinine in Acidum sulphuricum ist weniger angenehm zu nehmen, als die Chinine in Pillenform.

Ferrum gegen Atonie der Vena portarum, Stasis abdominalis und gegen die Wurmkrankheit. Ehe diese nicht bewältigt ist, kann das Fieber nicht geheilt werden, also zuerst die Anthelmintica. In solchem Zustande passt auch Chinine weniger, als ein Aufguss der Hrb. absinthii, das Semen santonicum u. s. w.

Die Eisentinctur ist die gebräuchlichste Form, als wirksamste wird die Tinctura martis pomata gelobt.

Bei Congestion nach edlen Organen sind Blutegel in hinreichender Anzahl zu setzen. Weder allgemeine Blutentleerungen, noch blutige Schröpfköpfe thun dieselben Dienste. Wäre stets eine genugsame Zahl brauchbarer Blutegel zu Amboina vorhanden gewesen, so würde mancher Fieberkranke am Leben erhalten worden sein. Wir würden örtliche kalte Umschläge vorerst anpreisen, wenn

diese so angewendet werden könnten, wie es nöthig ist. Aber vorerst muss die Kälte künstlich erzeugt werden, und dann wird selten der Umschlag voll und schnell genug erneuert. Könnte man gestossenes Eis erhalten, so wäre dieses gewiss am zweckmässigsten. Die auffallende Anfüllung edler Organe mit Blut wollte unsern englischen Collegen zu Aderlässen hinreissen; das Resultat wäre aber nur ein Collapsus gewesen, aus dem sich die Patienten nicht erholt haben würden. Nach dem Erdbeben von 1835 wurden die Blutegel sehr selten; es scheint, dass sie ausgestorben sind. Man brachte wohl oft solche von Java an, aber die langen Reisen richteten sie zu Grunde, und es musste so haushälterisch damit umgegangen werden, dass die halbtodten Thiere noch zehn, ja zwanzig Mal saugen sollten. Diese Periode war für die Apotheker zu Amboina, welche Blutegel verkauften, das goldne Zeitalter; und was damals noch dem Superieur zu Theil ward, musste der Inferieur missen. — Auf den Segelschiffen wurden die Blutegel oft Monate lang transportirt, bevor sie nach Amboina kamen. Ein Dampfschiff kann die Reise in 8 Tagen zurücklegen.

Rothmachende und blasenziehende Mittel waren bei Torpor in Febris nervosa zur Ableitung von grossem Nutzen. Um nicht zu viele spanische Fliegen und Senfteige zu verbrauchen, wandte man hier die Akar kellor (Wurzel von Moringa pterygosperma) als rothmachendes Mittel an, welches dieselben Dienste leistet, wie Sinapis.

Von den Narcoticis ist hier ein Präparat im Gebrauch, das bei Unruhe und Schlaflosigkeit nützlich befunden wird: pulvis Doveri. Die Nervina, wie Valeriana, Serpentaria, Arnica, Angelica u. s. w., der Aether und die Naphta kommen selten in Gebrauch; es sei denn durch Anhänger der alten Schule. Die meisten Kräuter, welche aus Europa bezogen werden, sind alt und verdorben, und desshalb ihr Gebrauch um so weniger zu empfehlen.

Im Stadium der Reizung und des Krampfes sollen die Kranken sich mässig warm bedecken und keine Medicamente gebrauchen, welche den Verlauf des Anfalls nur stören können. Die nachtheiligen Folgen des Zudienens von Diaphoreticis sind eine Crisis praematura und abmattende, nutzlose Transspiration; desshalb soll man auch keine warme Getränke reichen. Man räth in Europa an, den Fieberkranken gegen seinen unauslöschlichen Durst so viel trinken zu lassen, als er will. Dieser Rath mag sich auf Erfahrung stützen; hier ist er nachtheilig, denn nach einem Getränke, welches es auch sei, entsteht immer Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen und profuser Schweiss. Wenn auch der Durst stark ist, lasse man doch wenig

trinken, und zwar nur reines, frisches Wasser, oder man reiche dem Kranken eine Apfelsinenscheibe mit etwas Zucker. Gegen grosse Uebelkeit ein Mucilaginosum mit Ipecacuanha. Calomel mit Opium verkürzt die allzu lange Dauer des ersten Stadiums. Bei heftiger Magenreizung und bei Erbrechen applicire man Blutegel, Vesicantien oder Acetas morphii in die entblöste Cutis, Sinapismen auf die Waden, Fussbäder mit Acidum sulphuricum dilutum. Bei Congestion zum Kopfe Abscheeren der Kopfhaare, kalte Umschläge, auch wohl Blutegel in grosser Zahl an die Stirn und Hinterhaupt. Beginnt die Krisis, so muss der Kranke, dicht zugedeckt, ruhig liegen bleiben und den Schweiss abwarten; steht er zu frühe auf und stellt sich an die Luft blos, so wird der Schweiss supprimirt, der Erethismus in dem Blutgefässsystem bleibt fortdauern und das Fieber kommt heftiger zurück.

Wenn bei sehr heftigen Anfällen die Krankheit einen perniciösen Character zeigt, so muss in der Apyrexie sogleich Sulph. chinine zugedient werden. Am besten gibt man die Chinine in Pillenform (1/2 Gran in der Pille). In gewöhnlichen Fällen gibt man in der Apyrexie Mur. ammoniae oder Tart. potass. stibiat. oder bei Complication Ol. ricini oder Calomel. Bei Diarrhoea colliquativa, bei kleinem schnellen Puls sind Martialia indicirt. Bei Complication mit Würmern gibt man Kindern das Sem. santon. und Erwachsenen das Infus. hrb. absinth.

In Fällen des chronischen Fiebers mit Anschwellung der Milz nach vergeblichem Gebrauch der Chinine hat sich auch das Acid. arsenicosum nutzlos gezeigt.

Bei remittirenden oder continuirenden Fiebern mit dem Character des Erethismus ist Calomel indicirt und wird so lange gegeben, bis eine reine Intermission entsteht (und jetzt in Verbindung mit Sulph. chinin.). Folgt keine Intermission, so muss der Patient saliviren. Auch bei Uebergang in Febris nervosa, wenn keine Entzündung der Gehirnhäute vorhanden ist, kann noch das Colomel gegeben werden. Besser jedoch ist es, wenn man hier die Acida gibt. Bei Uebergang der Febris nervosa in Delirium tremens ist Opium das kräftigste Mittel und muss, wenn keine Gehirnhautentzündung besteht, in steigenden Gaben verabreicht werden.

Ist eine Febris nervosa mit Hypertrophie der Milz complicirt, so schien das Acid. muriatic. gute Dienste zu leisten, weniger gut wurden Acid. sulphur. und Tinctura acida aromatica ertragen.

Die Reconvalescenz geht nur langsam vorwärts. Es besteht grosse Neigung zu Rückfällen. Ist das Fieber verschwunden, aber Anschwellung der Milz zurückgeblieben,

so thut Mur. ammon. und Eisen gute Dienste. Hierzu empfiehlt man noch das Ansetzen von Blutegeln, von Vesicantien auf die Regio epigastrica sinistra und das Offenhalten der wunden Stellen mit einer reizenden Salbe. Ob das Schmieren mit frischer Butter, Bedecken mit Fliesspapier und Schlagen mit Ruthen eine angeschwollene Milz verschwinden macht, wissen wir nicht aus Erfahrung. Wie sehr das Fieber mit seinen Ausgangskrankheiten zu Amboina unterhalten wird, habe ich an meinem eignen Körper wahrgenommen. Zur Heilung des Fiebers erhielt ich Urlaub nach Saparua, wo es auch in kurzer Zeit mich verliess. Bei der Rückkehr nach Amboina, als ich durch die Wasserpforte einging, befiel mich auch wieder der Schüttelfrost. Entfernung von diesem Platze macht daher alle Mittel überflüssig, und so wie man die Bai aussegelt und die frische Seeluft geniesst, fühlt man sich gestärkt und neu belebt.

Auch Personen, welche zu Amboina vom Fieber verschont geblieben sind, werden nach der Rückkehr nach Java oft von bedenklichen Krankheiten ergriffen, ein Beweis, dass auch bei ihnen die Constitution geschwächt worden ist. Fieberkranke, welche zu Amboina bleiben, werden zuletzt wassersüchtig oder gehen an Enterophthisis zu Grunde.

Dieses waren unsre Beobachtungen über die Krankheit zu Amboina, welche wir nach unsrer Rückkehr auf Java in dem geneskundigen Archive veröffentlicht haben. Da der Rapport dem Militärdepartemente nicht zusagte, so wurde der Sanitätsofficier Wassink dahin geschickt, und bald darauf las man in öffentlichen Journalen Folgendes: „De Officier van Gezondheid I. Klasse Wassink berigt van Amboina, dat de aldaar geheerscht hebbende Ziekte geheel opgehouden heeft zich te uiten.“ Was ungefähr so viel sagen wollte, wie das cäsarische Veni, vidi, vici. — Leider waren dieselben Journale, welche das Wunder so pomphaft verkündigt hatten, genöthigt, es kurz nachher zu revociren. Nach der goldnen Regel: Plenus venter non studet libenter, überliess der neue Doctor mirabilis die Anfertigung der Rapporte über das amboinesische Fieber seinen Untergeschickten, von welchen besonders der des Doctor Gröger beifällig aufgenommen wurde, wesshalb ich ihm hier folgen lasse:

„Der Character der behandelten Krankheit war (im Jahre 1845) grösstentheils ein sogenannter catarrhalischer, zuweilen zum entzündlichen sich hinneigender. Als zwischenlaufende Krankheitserscheinungen müssen betrachtet werden mehr oder weniger heftige biliöse und nervöse Symptome. Die beobachteten Krankheitserscheinungen

waren intermittirende und remittirende Fieber, gastrische und catarrhalische Affectionen. Die Wechselfieber zeigten gewöhnlich den Quotidiantypus und den gewöhnlichen, diesen Fiebern eignen Verlauf. Sie endigten manches Mal in Genesung ohne merkbare Krisen, manches Mal mit Hinterlassung von Hautausschlag und Furunceln. Recidiven waren häufig und hartnäckig.

Ein zweiter Ausgang des Wechselfiebers war der in eine andre Krankheit. Hier kommt besonders die Febris remittens in Betracht, welche am häufigsten mit dem bekannten Typhus abdominalis überein kam. Sie zeigte sich sowohl bei kräftigen, vollblütigen Menschen, als bei geschwächten, welche bereits vielfach an Febris remittens gelitten hatten. Bei Menschen von erstgenannten Eigenschaften nahm die Krankheit häufig den entzündlichen Character an, mit starken Congestionen nach dem Kopf und nach der Leber; bei jenen der zweiten Art zeigte sich eine grosse Prostratio virium mit nervösem Zustand. Die Erscheinungen waren also nach den verschiedenen Individuen verschieden. Die vornehmsten Symptome jedoch bei allen constant, lassen sich in drei Rubriken theilen:

a) Febrile Symptone. Fieber mit einem vollen, harten, sehr beschleunigten, bisweilen schwachen, kleinen Puls, nach einigen Wechselfieberanfällen wurde das Fieber remittirend; nur in den Morgenstunden liess es etwas nach; später wurde es continuirend, die Haut war dann beständig heiss und trocken, nur früh Morgens mit einigem Schweiss bedeckt.

b) Erscheinungen auf der Schleimhaut. Die im Beginne reine Zunge nahm einen gastrischen, gelblichen Beschlag an, wozu ein sehr bittrer Geschmack kam, ihre Ränder waren dann hochroth, und sie blieb gewöhnlich feucht; in manchen Fällen nahm jedoch der Beschlag eine dunkelgelbe oder dunkelbraune Farbe an und wurde die Zunge trocken. Hierbei Erbrechen, anfangs von dem Mageninhalte, später jedoch von biliösen Stoffen. Gewöhnlich bestand Obstructio alvi, in seltenen Fällen jedoch auch Diarrhöe, und zwar grünlicher Schleim, der einen flockigen Niederschlag zurückliess.

c) Nervöse Erscheinungen. Vor Allem eine grosse Hinfälligkeit, welche sich selbst bei sonst starken Menschen offenbarte. Sie klagten sehr über eine grosse Schwäche in den Beinen und in den Lenden. Dazu gesellte sich ein dumpfer Kopfschmerz mit Schwindel, in den Abendstunden meistentheils Delirien und in heftigen Fällen Subsultus tendinum, Carphologia. In manchen Fällen sah man auch Icterus, und dieses war dann ein ganz ungünstiges Zeichen. Ausserdem dass diese Form als nachfolgende Krank-

heit der Febris intermittens vorkam. erschien sie auch selbstständig.

Die Ausgänge waren: in Genesung. Diese folgte unter allgemeinen Krisen, bestehend in einem copiösen Schweiss, verbunden mit einem langen, angenehmen Schlaf; theils auch durch breiige, copiöse Stuhlausleerungen. In Nachkrankheiten. Diese bestanden in Störungen und allerlei chronischen Uebeln der Unterleibseingeweide und daraus sich entwickelnden Krankheiten. In den Tod, sei es auf dem Gipfel der Krankheit durch Lähmung der Bauchnerven und auch des Gehirns, sei es durch Nachkrankheiten.

Die Veränderungen, welche bei Leichenöffnungen der an Febris biliosa nervosa remittens gestorbenen Patienten gefunden wurden, waren nicht sehr bedeutend. In dem Cavum cranii fand man meistentheils die Zeichen starker Blutcongestion nach dem Kopf, keine deutlich ausgesprochene Anzeichen von Entzündung, kein seröses Exsudat.

Die Untersuchung der Brusthöhle lieferte keine Resultate; man sah in den meisten Fällen alle Organe dieser Höhle normal, ausser einige Anheftungen der Pleura (es sei hierbei bemerkt, dass Herr Gröger so kurzsichtig gewesen, dass man Anstand genommen hat, ihn anzustellen), welche von früherm Leiden herrührten und besonders bei Inländern wahrgenommen worden sind. Die Leber zeigte in den meisten Fällen Spuren von starker Congestion, ihr Volumen war meistentheils vergrössert, das Parenchym verhärtet, seltner erweicht, in manchen Fällen auch an den nahbeigelegenen Organen festgeheftet. Bei einem Fall von Icterus fand man die Leber in dem Zustand der Tuberculose.

Die Milz war ansehnlich vergrössert, dabei meistens erweicht und in manchen Fällen auch verwachsen. Der Darmcanal zeigte stets Veränderungen auf der Schleimhaut, die an verschiedenen Stellen bedeutend roth war und zwar so, dass es einem confluirenden, papulösen Exanthem glich; und an manchen Stellen der Schleimhaut des Darmcanals eine Ansammlung hochrother Knötchen in einer Ausdehnung von 1 bis 1½ Zoll sich vorfand. Dass diese exanthemartige Erscheinung in Ulceration übergegangen sei, entdeckte man nie bei Patienten, die im höchsten Grad der Krankheit gestorben waren, doch wohl bei denen, bei welchen der Krankheitsprocess als solcher gebrochen und in Nachkrankheit übergegangen war.

Ein zweiter Ausgang der Febris intermittens war der in andre Nachkrankheiten. Diese bestanden in Anschwellungen der drüsenartigen Eingeweide des Unterleibs, vor Allem der Milz, weniger der Leber, womit oft eine chronische Entzündung dieser Organe gepaart ging. Diese Milzanschwellungen sind zu Amboina eine sehr gewöhn-

liche Erscheinung (wenn man den Missbrauch der Chinine in Anschlag bringt, wird sie erklärlich); viele Menschen leiden daran, die manches Mal lange Zeit damit leben, ohne besonders viel Beschwerde davon zu haben (wenn der Kranke sich selbst oder der Arzt ihn genau beobachtet, stellen sich diese Beschwerden deutlich genug dar), ja, die selbst dieses Uebel verlieren, wenn sie nicht durch Recidiven angetastet werden. Doch diese Milz- und Leberleiden geben Anlass zu vielen Nachkrankheiten. Wenn diese Uebel bestehen bleiben, erzeugen sie zum wenigsten grössere oder geringere dyspeptische Erscheinungen; sie wirken ferner auch durch ihre Masse, da man bisweilen Personen sieht mit Vergrösserungen der Milz, welche sich bis in die Regio umbilicalis, ja selbst noch weiter ausdehnen. Solche Personen sind dann mehr oder weniger mit mühsamer Respiration und asthmatischen Beschwerden behaftet. Bei längerem Bestehen geben diese Krankheiten Anlass zu bedeutenderen Störungen in der Function von allen Unterleibseingeweiden. Es entwickelt sich zum Ersten ein subinflammatorischer Zustand auf der Schleimhaut, der gewöhnlich in einen ulcerösen Process übergeht, wodurch eine langwierige Diarrhöe erzeugt wird, welche durch Enterophthisis oft ein Ende macht. Diesen Ausgang nahm man im ersten halben Jahre 1845 mehrmals wahr.

Ein anderer Ausgang war ein Krankheitsprocess, der in den serösen Häuten des Unterleibs seinen Sitz hatte und in einer verminderten Resorption bestand; dies waren die verschiedenen Arten von Hydrops, in den meisten Fällen war es Ascites. Man sah diesen Ausgang auch mehrmals sowohl bei Europäern, als Inländern.

Der vierte Ausgang von Wechselfieber war endlich in den Tod. Dieser Ausgang war nie eine Folge der Febris intermittens an und für sich, weil man zu dieser Zeit keine perniciöse Formen beobachtet hat, (!?) wohl durch Nachkrankheit, besonders durch Febris remittens bilioso-nervosa, durch Diarrhoea chronica, durch Phthisis abdominalis und durch Hydrops.

Die Behandlung der meisten wahrgenommenen intermittirenden Fieber war sehr einfach und meistens glücklich. Von Anfang an gebrauchte man gewöhnlich die Potio emetico-cathartica von P. Frank und liess darauf unmittelbar den Gebrauch der Chinine folgen. Dieses Mittel gab man in der fieberfreien Zeit in Pillen, 4 bis 5 Gran in 24 Stunden, meistens mit einem sehr günstigen Erfolg (d. h. mit einem solchen, dass die so häufig erfolgten Anschwellungen der Milz, von welchen der Berichterstatter oben sprach, dadurch erklärlich werden). Bei sehr starken und vollblütigen Europäern, vorall bei

den Seeleuten, wo in den Anfällen zugleich starke Congestionen wahrgenommen wurden, und wo ausserdem die Paroxysmen anticipirten, war die Verbindung von Calomel mit Sulph. chinin. von guter Wirkung (also doch bei bedenklicheren Fieberanfällen). Bei sehr leichten Fiebern, wie sie bei Inländern oft vorkommen, wendete man dieses Mittel gar nicht an, um so mehr, weil dieses köstliche Medicament in so geringer Quantität verabreicht worden war, dass man die grösste Sparsamkeit in Acht nehmen musste, und darum liess man es in leichten Fällen bei der Potio emetico-cathartica bewenden, in Verbindung mit einer Mixtura resolvens oder Pilul. resolventes, wovon man manches Mal einen sehr guten Erfolg hatte. Man gab auch die Piperine bei Eingebornen, aber fand, dass ihr Erfolg nicht so sicher war, als der der Sulph. chinin.

Bei der Behandlung der Febris remittens ist man nach verabreichter Potio emetico-cathartica (diese scheint ein beliebtes und unfehlbares Panacée gewesen zu sein), oder auch der Pilul. merc. laxant, sogleich zum Gebrauch einer Verbindung von Calomel mit Sulph. chinin., 6 bis 12 Gran in 24 Stunden, übergegangen, meistentheils mit einem guten Erfolg. Damit verband man den Gebrauch der Schröpfkopfmaschine und der blutigen Schröpfköpfe in den Nacken oder in die Regio epigastrica; weiter bei dem Eintritt der nervösen Erscheinungen die ausgebreitete Anwendung der Emplastra vesicatoria ad nucham, ad suras und selbst ad femora. Wenn bei einem solchen Patient ein starker Speichelfluss sich einstellte in Verband mit sogenannten Colomelstühlen, so war er gewöhnlich gerettet. —

Bei Lienitis chronica machte man, nach Zudienung von Laxantien, örtliche Blutentziehungen und Epispastica ad locum affectum, mit vielem Vortheil Gebrauch von Sulph. ferri, 8 bis 12 Gran in 24 Stunden, in Verbindung mit Rheum. Doch war der Erfolg nur dann ein glücklicher, wenn die Vergrösserung nicht zu einem bedeutenden Grad gestiegen war; bei sehr ausgebreiteter Milzvergrösserung blieb das Mittel ohne Erfolg.

Bei der aus Nachkrankheiten entstehenden Diarrhoea chronica war man meistentheils unglücklich. Tonica adstringentia zeigten sich offenbar nachtheilig, und man fuhr noch am besten mit der Anwendung von kleinen Gaben Calomel mit Opium oder Morphiumpräparate in grossen Gaben.

Bei den verschiedenen Fällen von Hydrops ascites war man mit diuretischen Mitteln am wenigsten glücklich, eben so mit der Paracentesis abdominis. Den besten Erfolg hatte man noch von den Laxant. drastica."

Da die Betrachtung der amboinesischen Krankheit nur

ein trauriges Bild darstellt, welches das Land nicht wenig in Misskredit bringen kann, so wollen wir zum Schlusse das Land selbst wieder zum Gegenstand unsrer Betrachtung machen und wählen dazu eine Gegend, welche unter die Jurisdiction von Amboina gehört, die zeigt, wie wenig noch in dieser seit zweihundert Jahren von Holland unterworfenen Landschaft für Cultur und Civilisation gethan ist, und wie viel dem Colonisten dort zu thun übrig bleibt. Wenn auch der Anblick der Wildnisse und die Betrachtung des rohen Naturzustandes ihrer Bewohner uns mit Wehmuth erfüllen, so liegt doch in diesem ursprünglichen Naturzustande der Gegend und des sie bewohnenden Menschen ein unnennbarer Reiz, welcher für einen gewissen Vorzug spricht, den beide vor Cultur und Civilisation scheinen voraus zu haben. Was könnte die Insel Ceram für unser deutsches Vaterland sein und werden, wenn wir sie unsre Colonie nennen dürften? Was könnten die Alfuren sein, die jetzt noch in der finstern Nacht der Barbarei Menschenopfer bringen, wenn sie mit den Segnungen der höhern Bildung unsrer deutschen Nation bekannt und vertraut gemacht würden? —

Reise des Assistentresidenten Scherius von Saparua (Honimoa) nach der Küste von Ceram und Durchzug dieser Insel von der Süd- nach der Nordküste,

den 28. März 1846.

Den 29. März ging ich, in Begleitung des Radja von Nolloth, mit einer Orembaay (einer gedeckten Ruderprauw) unter Segel nach dem Orte Makarikie, welcher in der tiefen Bai Elpaputty liegt. Hier wurden wir von dem Regenten, dem Schullehrer und einer Schaar singender Kinder an dem Strande bewillkommt.

Der Ort hat zufolge der letzten Zählung eine Bevölkerung von 620 Seelen, wovon 438 Christen, 11 Muhamedaner und 171 Alfuren. Die graden und wohlunterhaltenen Strassen mit ihren lebendigen Paggers (Umzäunungen) und der gleichsam gepflasterte Boden (durch feine Kieselsteine oder Grind, woraus seine Oberfläche besteht) geben dem Ganzen ein recht fröhliches Aeussere. Mit der Bildung der Einwohner steht es minder günstig; sie sind grösstentheils nur Namenchristen, in der That jedoch Heiden. In dem täglichen Verkehr mit den nahen Bergalfuren, deren Gebräuche und Aberglauben sie hochschätzen.

muss die natürliche Ursache hiervon gesucht werden. Der Unterricht der Jugend ist in einem elenden Zustande; die Schule wird selten besucht, und dann allein noch aus Furcht vor der Strafe durch den von dem Haupte der Verwaltung gezwungenen Regenten, doch nicht aus Lust oder Anmuthigung der Eltern, welche die Kinder viel lieber zu Hause halten, um leichte Geschäfte zu verrichten. So muss denn die Bildung aller Christen auf Ceram den Krebsgang gehen.

Den folgenden Morgen musterten wir die Personen, welche uns begleiten sollten, und fanden 25 Inländer aus Nolloth, 11 aus Itawaka, 35 (meist Alfuren) aus Makarikie und 7 Alfuren von Araja, zusammen gewaffnet mit guten Klewangs (Säbeln) und 44 Gewehren. Die Uebrigen waren zum Tragen unsrer Bagage bestimmt und unsres einfachen Proviants. Der Orang Kaja von Makarikie begleitete uns ebenfalls.

Früh um 5 Uhr den folgenden Tag marschirten wir unter den Segenswünschen der zusammengeströmten Bevölkerung für den guten Ablauf unsres Zuges ab. Anfangs lief der Weg über einen ziemlich guten Fusspfad ostwärts. Nach einer Stunde kamen wir an den breiten und schnellfliessenden Fluss Luwatta, welchen wir, unter Gefahr, durch den schnellfliessenden Strom mitgeschleppt zu werden, durchwadeten; er ergiesst sich westlich von Makarikie in die See.

An dem andern Ufer erreichten wir nach einer halben Stunde das damals trockne Bett des Flusses Tone, welcher sich hinter Makarikie mit ebengenanntem Flusse vereinigt. Dieses Bett ist ungefähr eine englische Meile breit und wird durch undurchdringliche Wälder umringt. In der Regenzeit muss die Wassermasse sehr ansehnlich sein, jetzt war das Bette an verschiedenen Stellen mit jungem Gehölz und Allang-Allang bewachsen.

Nach einer Stunde verliessen wir es und nahmen unsern Weg ostwärts durch den schmalen, untiefen, doch schnell fliessenden und durch grosse Steine versperrten Fluss Tana, der nur durch einen schmalen Landstrich von dem Tone geschieden ist. Wir überschritten ihn dann links, dann rechts nach den Launen der uns begleitenden Alfuren; ich verlor dadurch in dem Strom beide Schuhe. Um 11 Uhr beschlossen wir, müde und durchnässt, einen Augenblick zu ruhen. Wir wählten dazu die Hochfläche eines Felsens von ungeheurer Grösse, mitten im Flusse, längs welchem das Wasser mit einem starken Gebrause einen Durchzug sich bahnte.

Erquickt und aufgeräumt durch die malerische uns umringende Naturscene folgten wir mit neuem Muth demsel-

ben Weg. Ungefähr um 4 Uhr erreichten wir den Fuss des Berges Noönehatani, welchen wir übersteigen mussten. Wir beschlossen, hier unser Nachtlager zu halten und wählten dazu auf dem linken Ufer eine durch hundertjährige Bäume umgebene Stelle. Durch die vereinte Arbeit unseres Geleites erhielten wir bald ein sehr einfaches, aber für die Umstände ganz geschicktes Unterkommen und eben noch zeitig genug, um uns vor dem Regen, der in Strömen vom Himmel zu fallen begann, zu beschützen. Die einfache Weise, womit diese Hütten in wenigen Augenblicken ohne andere Hülfsmittel als der Parang (Hackmesser) aufgeschlagen wurden, fesselte lange meine Aufmerksamkeit auf eine angenehme Weise. Von wie Wenigen, dachte ich, werden diese Menschen und der Eingeborene im Allgemeinen nach dem Werth gekannt und beurtheilt; ihre Findungsgabe verdient unsere Bewunderung; sie allein wissen von jedem durch uns manches Mal unaufgemerkten Hülfsmittel den verständigsten Gebrauch zu machen; wo wir uns in der grössten Verlegenheit befinden würden, sehen sie mit einem Blick Alles, schlagen die Hände ans Werk, und in wenigen Augenblicken haben sie das zu Stande gebracht, worüber wir noch fruchtlos unser Gehirn martern würden.

Nach Absprache der nöthigen Massregeln von Fürsorge für die Nacht gegen einen möglichen Besuch der schädelliebenden Alfuren, wie das Postiren und Ablösen der Wachtposten, nahmen wir das einfache, aber durch die Umstände gewürzte Abendmahl mit erhöhter Esslust, wickelten uns in die weiten Ueberröcke und fielen unter dem unaufhörlichen Gebrause des wilden, über ungeheure Steinmassen längs uns hin rollenden Flusses in einen festen Schlaf.

Morgens um 4 Uhr brachen wir auf; wir fühlten uns sehr gestärkt, tauchten einige Mal in den Fluss und bestiegen dann den steilen Bergpfad; umgefallene und verfaulte Baumstämme, von ungeheurem Durchmesser, welche an den geringsten Eindruck keinen Widerstand mehr boten, liessen uns nur langsam vorausgehen. Der Boden selbst war mit dem gefallenen Laub der Jahrhunderte bedeckt; keine Sonnenstrahlen erreichten diesen durch ineinander gesträngelte Gipfel grauer Stämme überwölbten Grund, welcher wegen seiner Weichheit das Geräusch der Fussstapfen nicht verräth. Wir fühlten unwillkürlich den Eindruck dieser düstern und geheimsinnigen Stille auf unsern Geist, denn Lachen und Scherz hatten ernsteren Gedanken Platz gemacht. In dieser sanften Stimmung verfolgten wir stillschweigend unsern Weg. Um 9 Uhr erreichten wir den Gipfel; von hier ging der Weg gute 3 Stunden abwechselnd auf und nieder. Der Boden wurde hier und da von kleinen Bergströmen durchschnitten, übrigens bot er

nichts Besonderes dar; dieselbe Düsterheit herrschte auch hier; kein einziger offener Platz bot sich unsern Augen dar; einige hier und da ängstlich herumklimmende Waldkatzen (es ist ungewiss, ob der Berichterstatter darunter Viverren, Paradonurus oder Phalangista verteht) waren Alles, was wir sahen; hierauf eine Stunde sehr steil hinabsteigend, kamen wir an einen nicht sehr breiten Fluss, von den Alfuren Atauw genannt. Die manchfaltigen, aus diesem sich erhebenden Gesteine machten den Uebergang sehr mühsam; an dem andern Ufer ruhten wir ein wenig aus und verfolgten dann, den Fluss hin und wieder durchwatend, je nachdem er uns einen gangbaren Weg darbot, unsern Weg stromaufwärts. Nach Verfluss einiger Stunden wurden wir durch einen gewaltigen Platzregen, der den Bach in wenigen Augenblicken auf eine furchtbare Weise anschwellen liess, genöthigt, Halt zu machen und ungeachtet der ungünstigen Lage der niedrigen Ufer für ein nächtliches Unterkommen zu sorgen. Es soll damals nach Vermuthen 4 Uhr gewesen sein; wir Alle waren sehr ermüdet, dabei durchnässt und von Kälte erstarrt. Unter anhaltendem Regen wurde am rechten Ufer der Boden etwas ausgekappt, und schnell hernach befanden wir uns, Dank sei der wohlwollenden Gewandtheit unserer Mannschaft! in der Nähe einiger Sagobäume, welche Blätter das mehr zeitraubende Abschälen der Baumrinde zum Decken ersparen und überflüssig machen, unter Dach. Es war inzwischen dunkel geworden und vor Allem an verdoppelte Wachsamkeit zu denken, weil wir uns jetzt mitten in dem Lande des wüsten alfurischen Stammes von Marihunu befanden und unsere Lagerstätte wegen des niedrigen und flachen Terrains eine passende Gelegenheit für böswillige Absichten anbot.

Die Nacht brachten wir jedoch ungestört zu; wir trockneten alsdann zuerst unsere Bagage, binnen Kurzem waren in dem Wald geschnittene Rotang gespannt und mit verschiedenen Kleidungsstücken behangen; Gewehre wurden abgeschossen, trocken gefegt und von Neuem geladen, warum eine allgemeine Rührigkeit herrschte um uns.

Erquickt durch ein Bad in dem während der Nacht zurückgetretenen, hellfliessenden Fluss, wandelte ich längs den Saum des Waldes ein wenig auf und nieder, überlegend, wie sehr es zu beklagen ist, dass solch eine grosse Ausdehnung üppigen Bodens, durchschnitten von zahlreichen Flüssen, unbenützt und vergessen bleibt und allein einigen barbarischen Volksstämmen zur Heimath dient, für deren materielle und sittliche Verbesserung, ungeachtet sie bereits seit Jahrhunderten an gebildete Nationen unterworfen sind, noch so wenig gethan ist. Während ich also in

Gedanken fortwandelte und ungemerkt zwischen Strauch und Unterholz in den Wald eingetreten war, wurde ich plötzlich durch ein schleppendes Geräusch in meiner Nähe aufmerksam gemacht und entdeckte im Aufsehen auf einige Schritte Entfernung eine ungeheuer grosse Schlange, die sehr langsam zwischen dem Gesträuch hinkroch und sich um meine Gegenwart gar nicht zu bekümmern schien. Ungewaffnet, lief ich einige Schritte zurück und rief den nächsten unserer Mannschaft zu, mit ihren Parangs herbeizukommen, und führte sie zur Stelle, wo ich das Unthier ebenzuvor hatte wegkriechen sehen. Nur auf einen kleinen Abstand von hier fanden wir sie unbeweglich in einigen Bogen liegen; sie schien zu schlafen, denn das Geräusch, welches wir machten, störte sie nicht. Einige der Muthigsten traten mit erhobenem Parang näher und machten sie mit einigen Hieben ab; bei näherer Betrachtung erkannte man sie für eine Ular patolla; sie hatte eine Länge von 24 Fuss und Dicke wie ein Mannsschenkel. Wir öffneten sie und fanden einen noch unversehrten jungen Hirsch, was die Ursache ihrer tiefen Ruhe gewesen sein mag. Wir zogen ihr das schöne Fell ab und nahmen es mit.

Inzwischen war es ungefähr 9 Uhr geworden und wurde es Zeit, an den Aufbruch zu denken. Es bestand kein anderer Weg, als das Bett des Flusses Atamo, welches wir beständig durch Ueberklettern der zahlreichen Felsen hin und wieder überschreiten mussten.

Wir passirten bei dieser Gelegenheit einen durch die Alfuren gebrauchten Pfad nach dem von hier auf einen Abstand von 8 bis 10 Stunden gelegenen Dorfe Marihuan. Zum Zeichen unserer friedfertigen Gesinnungen, oder besser gesagt, dass unser Zug für sie keine feindliche Absicht habe, wurde mitten auf dem Pfad ein Stock in den Grund gesteckt und daran ein Blatt sauberes Papier, welches einen Brief vorstellte, ein trichterförmiger Hut von einem Baumblatt und ein kurzes Stöckchen als Sinnbild des sogenannten Tongkat Kompanie von früheren Jahren (und damals als ein unschändbares Creditiv in Handen der Compagnie-Emissäre überall geehrbietigt) aufgehangen. Sicher wurden wir während des ganzen Zuges von einigen zu diesem Zwecke abgeschickten Alfuresen dieses Stammes, obschon auch vor unsern Augen verborgen, kriechend nachgefolgt und beobachtet, so dass das von uns gesetzte Zeichen ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte.

Nach ungefähr 2 Stunden kamen wir an den Fuss des Gebirges Pokulonie: auf's Aeusserste ermüdet, erreichten wir den Gipfel. Die abhängenden Zweige und blos liegenden Wurzeln der Bäume waren hier und da so in ein-

ander verwachsen, dass mit gesammter Anstrengung und mittelst der Parangs ein Durchgang gebahnt werden musste, was uns eine geraume Zeit aufhielt, doch auch in die Gelegenheit stellte, zu einiger Erholung zu kommen. Das dumpfe Geschrei von tausenden, durch uns in ihrer Ruhe gestörten Jaarvögeln, welche diese Gegend bei Vorzug zum Aufenthalt gewählt zu haben schienen, vermehrte die niedergeschlagene Stimmung, welche die Oede dieses undurchdringlichen Waldes bereits im Anfang auf unser Gemüth gemacht hatte. Stillschweigend stiegen wir nieder und waren recht froh, nach Uebersteigung noch einiger Hügel an einen breiten, hellen und sanftfliessenden Fluss, Waylossa, zu kommen. Nach einem Augenblicke Halt am andern Ufer verfolgten wir, indem wir diesen Fluss hinter uns liessen, durch einen weniger dicht bewachsenen Wald unsern Weg, bis wir nach Vermuthen um 4 Uhr in die Nähe eines schmalen, aber schönen Bergstroms kamen, wo wir die Nacht durchzubringen beschlossen. Unsere Abdachungen waren kaum fertig, so streckten wir auch schon unsere abgematteten Glieder darunter aus und fielen alsbald in einen festen Schlaf, der ununterbrochen bis an den folgenden Morgen dauerte.

Obschon es bei unserm Erwachen stark regnete, hielten wir es doch für rathsam, unsere Reise fortzusetzen, zumal da die dicht bewölkte Luft in den ersten Stunden keine günstige Veränderung weissagte und wir ausserdem in unserm Quartiere wohl vor dem Regen, doch nicht vor dem Tröpfeln beschützt waren.

Gute 3 Stunden führte uns der Pfad über einen hügeligten, durchweichten und glatten Grund, der das Gehen sehr erschwerte. Dann kamen wir an einen breiten, doch untiefen Fluss, dem Orang Kaja von Awaya zufolge Laine genannt, dessen sandigen und sanft sich neigenden Ufern wir ungefähr eine Stunde folgten. Dann liessen wir den Wald links und gingen mehr als 2 Stunden weit durch einen nicht zu vermeidenden Morast, in dem wir zuweilen bis an die Kniee einsanken. Ganz ermüdet und von oben bis unten bemodert, kamen wir endlich auf festen Boden und sahen das zuletzt zu beklimmende Felsengebirge, worauf die alfurische Negory Horalie sich befindet, vor uns liegen. Obschon die entsetzliche Steilheit uns voraussagte, dass die Ersteigung uns noch manchen Schweisstropfen kosten werde, so wurden wir doch von der andern Seite ermuthigt durch den Gedanken, dass damit alle Mühe ein Ende nehmen würde. Die Erfahrung lehrte uns jedoch, dass wir diese noch viel zu gering geachtet hatten. Was in der Ferne noch abhängig geschienen hatte, zeigte sich in der That so steil, dass wir nicht allein unsere Füsse, son-

dern auch unsere Hände nöthig hatten, um mit der grössten Vorsicht hinauf zu kommen. Ganz athemlos erreichten wir endlich den Gipfel, wo wir durch die schönste Aussicht über Land und Meer, die man sich vorstellen kann, für die ausgestandenen Mühen reichlich entschädigt wurden.

Wir befanden uns auf einer geräumigen, hie und da mit Kokospalmen besetzten Hochebene und nach einigen Schritten vorwärts mitten in dem Dorf. Unsere plötzliche Erscheinung, vorall von mir, wahrscheinlich dem ersten Europäer, der diesen Boden betrat, verursachte eine grosse Bewegung; denn unsere Annäherung war unbeachtet geblieben; einige Frauen und Kinder (in dem vollsten Stand der Unschuld) liefen schreiend hin und wieder, während die Männer anfangs uns wegen feindlicher Gesinnung im Verdacht hatten und nach ihren Waffen eilten, um uns die Spitze zu bieten. Ein paar Worte jedoch von dem uns begleitenden, alfurischen Orang Kaja von der südlichen, unter meine Abtheilung gehörigen Negory Awaya waren hinreichend, um sie zu beruhigen, so dass das Ganze ein friedlicheres Ansehen erhielt. Sterbensmüde nahmen wir auf einer vorausspringenden, breiten Bambus-Sitzbank vor einer der Wohnungen Platz und erfrischten uns mit dem kühlenden Wasser der jungen Kokosnuss. Der Regen hatte unterdessen aufgehört und der helle Himmel gewährte uns von dieser erhabenen Stelle, welche den westlichen Winkel der Sawaybai bildet, Aussicht auf den ganzen Umkreis bis in eine weite Entfernung.

An der Seeseite war der Berg beinahe senkrecht; ich schätzte hier seine Höhe auf 2000 Fuss, den Umfang des Dorfes auf 800 Schritte.

Die Alfuren festigen sich absichtlich auf felsigten Bergen und bei Vorzug auf solchen, welche durch Steilheit und andere natürliche Hindernisse schwer zu ersteigen sind, während sie, damit noch nicht zufrieden, diese noch durch Verhackungen vermehren, um gegen Ueberrumpelung von feindlichen Stämmen gesichert zu sein. Diese Vorsorgen scheinen, ungeachtet der Ein- und Ausgang unbewacht bleibt und wir durch unsere nicht bemerkte Ersteigung und plötzliche Erscheinung in ihrer Mitte thatsächlich bewiesen hatten, dass die Anstrengungen, vorall von Menschen, welche in diesen Gegenden zu Haus sind, leicht überwunden werden kömnen, in Ansehung des Alfuren mehr als hinreichend zu sein, weil sein furchtsamer Charakter keine Unternehmung zulässt, wobei ihm der Rückzug abgeschnitten und sein eigenes Leben in Gefahr gebracht werden kann. Versteckt im Gebüsch, mit gespanntem Hahn seines Gewehrs seinen nichts ahnenden Feind so nahe als möglich zu beschleichen und, nachdem er tödlich getroffen

ist, den noch nicht entseelten Körper mittelst seines Parangs von dem Kopfe zu trennen; damit, zitternd vor möglicher Verfolgung, eiligst nach seinem Dorfe die Flucht zu nehmen und hier, aufgeblasen von Eigendünkel, das ausbündigste Lob von Jung und Alt, vorall die Liebkosungen von Frauen und Mädchen zu ernten; 3 Tage der Gegenstand aller Bewunderung zu sein und bei dem Schädeltanz mit kunstgemässen Geberden eines tollen Muthes den ersten Rang zu bekleiden: siehe da, wozu sich die Heldenthaten des Alfuren auf Ceram erheben, und auf welche Weise das manchfache Koppensnellen stattfindet! — Dieses soll nach den gegenwärtigen Regierungsprincipien in Betreff dieser Inseln nicht abnehmen, eben so wenig als ihre sittliche Bildung im Allgemeinen befördert werden soll.

Von dem Häuptling oder lieber dem Radja (so durch seine Minderen betitelt), mit welchem ich vor einem Jahre Bekanntschaft gemacht hatte bei Gelegenheit einer Zusammenkunft auf der Südküste von Ceram von verschiedenen einander feindlichen alfurischen Stämmen, unter denen er sich auch befand, und zu welcher Zufriedenstellung ich durch den Gouverneur der Molukken in Commission gestellt war, begleitet, durchging ich das Dorf und fand Alles über Erwarten reinlich, und obgleich die Häuser, ungefähr 50 an der Zahl, nicht durch Umzäunungen von einander geschieden waren, schien es, dass man bei der Anlage regelmässige Entfernungen sowohl zwischen den Wohnungen, als auch den verschiedenen Reihen in Acht genommen hatte, so dass geräumige und gleich weite Durchgänge bestanden, welche in vielen Christendörfern vergebens gesucht werden möchten.

Die Häuser selbst waren aus Holz und Gabba-Gabba zusammengestellt und standen auf schweren, rohen Pfählen, gut sechs Fuss über dem Boden; vor jeder Wohnung befand sich zur Hälfte von genannter Höhe eine durch Verlängerung des Hauptdaches überdeckte Vorgallerie, welche zum Werk- und Sitzplatz diente, und von wo man mittelst einer Leiter den einzigen und niedrigen Eingang des Hauses traf.

In eins derselben nach Erlaubniss des Eigenthümers eintretend, wurde ich überrascht durch die Reinlichkeit, welche da herrschte, und die erzväterliche Einfachheit, welche in Allem, was mich umringte, durchstrahlte; von dem ganzen Binnenraum, der ungefähr 15 Fuss im Viereck hatte, war nur ein sehr kleines Plätzchen zur Schlafstelle abgeschieden. Mit Ausnahme von zwei guten und wohlunterhaltenen englischen Gewehren, einer Dreizahl langer Klewangs und einigen groben, irdenen Schüsseln, war all der übrige Hausrath und Küchengeräthe eigenhändig von Bambus und

den Erzeugnissen der so nützlichen Kokos- und Sagopalmen gemacht.

Fünf Menschenschädel, an einen der mittelsten Querbalken aufgehängt, erinnerten unterdessen auf eine fühlbare Weise an die rohen Sitten des Bewohners und wischten für einen grossen Theil den angenehmen Eindruck aus, welchen die vorigen Beobachtungen im Anfang bei mir erregt hatten.

In dem Bayleo, einer Art Rathhaus, wo die allgemeinen Angelegenheiten verhandelt werden, und wohin ich mich begab, fand ich einige geheiligte Steine und andere nichtige Gegenstände von Anbetung und Aberglauben, so wie eine Trophäe von 35 Menschenschädeln, wovon einige bereits halb verwest waren. Diese sind kein Privat-, sondern allgemeines Eigenthum, während die grössere oder geringere Menge derselben das Ansehen und den Ruhm jedes Stammes bestimmt; kein Kopf wird abgeschlagen oder der Bayleo muss dann auch einen Antheil davon haben, und zwar bei Vorzug den Kinnbacken. Dies ist jedoch nur der Fall, wenn er in Folge einer allgemeinen Fehde erhalten worden ist, denn ausserdem ist es Jedem erlaubt, für eigene Rechnung so viel Köpfe abzuschlagen, als er Lust und Muth hat. Da die Sitten sie nun dazu verpflichten, weil sie ohne diesen Besitz keine Frau bekommen können, kein Haus bauen, keine Trauer über die nächsten Blutsverwandten ablegen dürfen, so braucht nicht gesagt zu werden, dass jede günstige Gelegenheit dazu eifrig benützt wird. Weder Geschlecht, noch Alter kommen dabei in Betracht, der Greis und das stammelnde Kind sind gleich willkommen, und kein Gefühl von Mitleiden, wofür ihre Sprache kein Wort hat, hält den erhobenen Arm von einer That zurück, vor welcher unser Herz bei dem blosen Gedanken daran zurückbebt.

Die Bevölkerung dieses Stammes beträgt über 500 Seelen, wovon ungefähr ein Fünftheil wehrbare Männer, die 60 bis 70 Gewehre besitzen. Sie stehen unter der Zusicht des Postens von Wahay und in einem untergeschickten Verhältniss zum Orang Kaya von Passanea, einem Dorfe, welches zwei Stunden von hier in der Sawaybai liegt. Die Unterwürfigkeit besteht jedoch nur im Namen und hat nur eine politische Bedeutung.

Ich wurde wenig Frauen gewahr. Die meisten waren mit Arbeit in den nächsten Häusern beschäftigt. Der Antheil des Mannes am Landbau betrifft allein die erste Anlage der Gärten, wie das Umhauen der schweren Bäume und Darstellen eines massiven Paggers oder Zaunes rings um das zur Pflanzung bestimmte Feld. Das Uebrige wird an die Frauen überlassen, welche jedoch stets durch einige

Bewaffnete begleitet und während ihrer Geschäfte gegen die Gefahr einer Ueberrumpelung beschützt werden.

Die Erzeugnisse dieser Pflanzungen bestehen grösstentheils in Pisang, Djagong, Kombilie, Kaladi, Pataten, Katjang, Labu, Gurken u. s. w. und sind bei den Strandbewohnern, bei welchen sie stets einen guten Markt finden, sehr gesucht. Was dieser Verkauf an Geld aufbringt, wird zum Ankauf von Gewehren, Pulver, Blei angewendet, welche Artikel ungeachtet der strengsten Verbotsgesetze, bei Mangel an gehörigen Mitteln zur Aufrechthaltung derselben, in Menge, besonders im östlichen Theil von Ceram, welches unter die Residenz von Banda gehört, eingeführt werden. (Welches Recht, fragen wir, masst sich der Indobataver an, den Verkehr eines Landes zu hindern, für welches er nichts thut? —) Weiter grobe Sarongs, Tücher, Korallen, Spiegel, Parangs, Arak und mehrere andre Kleinigkeiten dieser Art.

Die vornehmste Beschäftigung des Mannes besteht in der Jagd auf Hirsche, Schweine, Schlangen und Buschkatzen (die zwei letzten machen die Lieblingsspeise des Alfuren aus), dann in dem Verfertigen von Pfeil und Bogen und dem unaufhörlichen Putzen seiner so hoch geschätzten Feuerwaffen. Als Liebhaber von Arak und Sagoweer ist er nicht selten betrunken.

Keuschheit ist eine ihrer Haupttugenden; Ehebruch und Unzucht sind ihnen so zu sagen fremd und würden im Betretungsfalle unfehlbar mit dem Tode gestraft werden. Dieses gilt insbesondere von den Bergalfuren; denn die in der Nähe der Küste wohnenden haben mit halbcivilisirten Christendörfern bereits zu vielen Umgang gehabt, um noch auf die Reinheit ihrer ursprünglichen Sitten in diesem Sinne Anspruch machen zu können. Eine betrübende, aber nichtsdestoweniger thatsächliche Wahrheit! — (Man könnte hier sagen, Armuth und einfacher Naturzustand haben stets solche reine Sitten in ihrem Gefolge; werden diese verlassen, so werden die Sitten verdorben, sei es, dass Heiden, Muhamedaner oder Christen zu der gebildetern Berührung zunächst beigetragen haben. Man denke nur an die javanische Geschichte und frage sich, ob man den Europäern allein die Unkeuschheit schuld geben muss, welche sie auch hier als Bringer des Christenthums incorrect tragen. —) —

Es war inzwischen Zeit geworden, an unsre Abreise zu denken. Wir nahmen desshalb mit einem Glas Branntwein von dem alfurischen Radja Abschied und begaben uns auf den Weg. War das Ersteigen uns beschwerlich gefallen, die Mühe, welche wir beim Absteigen fanden, war noch zehn Mal grösser, so selbst, dass mein schwer-

leibiger Reisegefährte, kaum aus dem Gesicht des Dorfes, auf ein Mal in den bestimmtesten Ausdrücken erklärte, er könne mir nicht ferner folgen und wolle lieber die Rückreise längs demselben Weg wieder unternehmen, als länger so ruchlos sein Leben zu wagen. Obwohl ich selbst gar nicht wohl war, weil es oft nur auf die Hände ankam, sich vor dem Niederstürzen in tiefe Abgründe zu bewahren, so begriff ich doch, dass wir, so nahe an unserm Ziel, vor keinen Mühseligkeiten, die langsam und mit Vorsicht überwunden werden konnten, zurücktreten müssten. Es glückte mir zuletzt auch, ihn umzustimmen; ich selbst und einige der behendesten Begleiter blieben bei ihm und boten ihm an den mühsamsten Stellen die hülfreiche Hand, so dass wir endlich mehr kriechend, als laufend unten ankamen. Ungeachtet unsere Kräfte ganz erschöpft waren, empfanden wir im Rückblick auf den abgelegten Weg und die zahlreichen überwundenen Mühseligkeiten ein Vergnügen, das sich besser fühlen, als beschreiben lässt.

Wir folgten ungefähr eine halbe Stunde dem Strande der Sawaybai und kamen an die beisammenliegenden Dörfer Sleman und Passanea; erstes hat eine Bevölkerung von ungefähr 400, letzteres von 50 Seelen, welche gleich allen übrigen Bewohnern der Nordküste den mahomedanischen Glauben bekennen. Wir wurden durch ihre Regenten, welche eben zuvor unsere Ankunft am Strande vernommen hatten, am Eingang des Dorfes mit Zeichen der Verwunderung empfangen und begrüsst.

Unglücklicher Weise war keine geschickte Orembay oder anderes Fahrzeug vorhanden, was unsere eigene Schuld war, weil Niemand zuvor von unsrer Ankunft unterrichtet worden war. Desshalb mussten wir mit einer kleinen, überdeckten Flügelprauw zufrieden sein, in der eben Platz genug war, dass wir beide neben einander ausgestreckt liegen konnten, während eine zweite, offene Prauw für unsere Bagage und Bedienten in Bereitschaft gebracht wurde. Unser Geleite blieb hier zurück, um nach 2 Tagen Ruhe längs demselben Weg zurückzukehren.

Eben vor Sonnenuntergang segelten wir mit einem günstigen Wind ab und gelobten unseren 4 Ruderern eine gute Belohnung, wenn sie sich anstrengten, und fielen alsbald, durch Ermüdung übermannt, in einen festen Schlaf. Wir erwachten nicht eher, als bis wir durch einen der Mannschaften mit der angenehmen Zeitung unserer Ankunft zu Wahay geweckt wurden. So schnell als unsere steifen Glieder es nur einigermassen zuliessen, krochen wir aus unsrem kaum zwei Fuss hohen Liegplatze und fanden uns bald auf dem überdeckten Brückenkopf.

Die Sonne stieg gerade in voller Majestät über den

Horizont und ein heller Himmel verkündete einen schönen Tag, was auch zum Vergnügen über unsere wohlabgelaufene Reise beitrug. Der erste Anblick von Wahay ist sehr schön; es liegt auf einem erhöhten Boden am Fusse des nicht sehr steilen Küstgebirges, während das kleine, nette Fort oder lieber die Soden-Redoute auf einem freien Platz näher am Strande liegt. Zu Wahay nahmen die Mühen dieser Reise ein Ende. Mit einem Kriegsschooner wurde die Rückreise von Wahay nach Amboina und von hier nach Saparua angetreten."

* * *

Nach den neuesten Berichten hat ein gewisser Dr. Schneider Zinnlager auf Ceram gefunden. Wenn sich diese Entdeckung bestätigt, ist ein Grund zur Cultur und Colonisation dieses Landes mehr vorhanden. Die Alfuren von Ceram sind ein schöner, für Civilisation empfänglicher Menschenschlag. Die hohen Gebirge werden in diesem Lande nicht nur den Anbau von Caffee- und Theepflanzen, sondern auch von verschiedenen Getreidearten und Kartoffeln begünstigen. Auf letztere sollte man in diesem Archipel besonders sein Augenmerk richten, da die Verbasterung und Krankheit dieser Frucht in Europa seit 10 Jahren Theurung und Mangel hervorbringt, bei häufigem Anbau der Kartoffel auf den Gebirgen dieser Inseln dieselbe ein gesuchter Ausfuhrartikel und in solcher Menge erzeugt werden könnte, dass auch der europäische Markt davon profitiren wird. Würde die Einwanderung von Europäern begünstigt, welche vor Allem in höher gelegenen Gegenden sich niederlassen könnten, so würde das bis jetzt noch wüste und unbenützt daliegende Land vielleicht ein zweites Java werden. Auch das kolossale Neuguinea wartet auf seine Colonisation. Es ist unbegreiflich, wie man einen so ausgesucht ungesunden Fleck zur Anlage eines Fortes wählen konnte, wie das verlassene Merkusoord gewesen ist. Eine von Bergen umschlossene Bucht, die noch dazu von dichten Wäldern umringt ist, welche erst durch das Beil des Ankömmlings gelichtet werden müssen, ist in den Tropen immer ungesund. Würde man dagegen ein frei und hoch liegendes Terrain gewählt haben, wo keine drückende Hitze herrscht und wo aus dem frisch aufgerissenen Boden sich keine Miasmen entwickeln, so ist gar nicht daran zu zweifeln, dass auch Neuguinea Gegenden aufzuweisen hat, welche dem Europäer einen gesunden und zuträglichen Aufenthaltsort bieten könnten. Was muss aber ein Land von solcher Ausdehnung, mit solchen Hülfsmitteln ausgestattet, mit vielen Buchten und herrlichen Strömen versehen, von kolossalen Bergen durchzogen, welche selbst die

Schneegrenze erreichen, überreich mit den köstlichsten Erzeugnissen des Bodens versehen, in welchem die feinsten Gewürzpflanzen wild wachsen, — was muss ein solches Land für Producte hervorbringen können, wenn es von einer grossen, betriebsamen und fleissigen Nation in Besitz genommen wird! — Und wie leicht könnte unser Vaterland, wie leicht könnte Deutschland diese Besitzung erwerben, wenn es sich zu diesem Zwecke innig mit Holland verbände! Die Zeit, in welcher ein kleines Volk auf dem Ocean eine grosse Rolle spielen konnte, ist vorbei. Die Holländer werden keine Besen mehr auf ihre Masten stecken, womit sie „die See" rein fegen wollten. Es gehören andere Mittel und Kräfte dazu, um das Prohibitiv-System, welchem Jan Compagnie den Flor zu verdanken hatte, aufrecht zu erhalten. Auch die Glanzperiode der Finsterlinge ist verschwunden und allmählig beginnt es selbst in den Köpfen der Monopolisten zu tagen, die endlich einsehen, dass das allgemeine Menschenrecht die Freilassung der Schifffahrt, des Handels und Verkehrs verlangt. Und wir ahnen es bereits, was der Verein bis jetzt noch getrennter Kräfte auch in diesen entlegenen Ländern Herrliches und Grosses leisten kann. —

Reise von Amboina nach Java.

Nach einem Jahre langen Aufenthalt zu Amboina, während dem ich an der daselbst herrschenden Endemie oft und heftig gelitten hatte, erhielt ich Urlaub, nach Java zurückkehren zu dürfen. Ich machte desshalb meine Habe zu Gelde und wartete noch 2 Monate lang auf Schiffsgelegenheit, während welcher Zeit ich eine topographisch-medische Beschreibung von Amboina für meinen Chef verfertigte und fast täglich bei dem Gouverneur der Molukken war, dessen Familie ich auch behandelte. Endlich erschien der Dreimaster Wadi Atool Rachmann, geführt durch den Eigenthümer Sech Achmat Ben Salim Banama, einen arabischen Kaufmann von Surabaja. Ich embarquirte den 27. Juli 1843, wobei mir der Major und mein College Robinow das Ausgeleite gaben (mein College und Landsmann Le Pique lag krank im Hospitale). So lange wir noch vor Anker lagen, nahm ich eine Skizze von Amboina und seinen Umgebungen auf. — Jetzt, wo ich die Gewissheit hatte, abzureisen, konnte ich auch die Schönheiten und Reize würdigen, welche Amboina besitzt.

Holländische Schreiber haben das Land „eine köstliche Perle an der Krone Niederlands" genannt, ich möchte es

eher einen Diamant nennen, einen Edelstein, aber einen ungeschliffenen. — Diese reichen Fluren mit Hunderten von den kostbarsten Holzsorten und Pflanzen, diese bewaldeten Berge und anmuthigen Thäler entbehren aller Cultur. Sago und Gewürznelken sind allein die spärlichen Erzeugnisse eines Landes, das bei gutem Anbau, freiem Verkehr und Handel mit den gesuchtesten Producten unseres Planeten prunken könnte. Diese herrliche Bai, jetzt so leer von Fahrzeugen, würde dann von Schiffen erster Grösse belebt sein. Die günstige Lage zwischen den Papuainseln und Neuholland auf der einen, China und den Sundainseln auf der andern Seite, macht Amboina zu dem natürlichen Stapelplatze für diese Gegend. Wo jetzt Armuth, Elend und Krankheit herrscht, könnte Wohlhabenheit, Reichthum und Ueberfluss herrschen; die Klage, dass dieses Eiland nicht einmal die laufenden Kosten deckt, würde durch Aufhebung des Monopolsystems verschwinden und Amboina als ein zweites Singapur seinen alten Glanz weit überstrahlen! —

Den 30. Juli lichteten wir die Anker und sagten den Herren, welche zum Abschiede uns besuchten, ein Lebewohl. Von dem Pavillon zu Waynitu grüsste man uns noch durch Flaggen und Salutschüsse. Ein frischer Ostwind trieb uns aus der Bai in die offene See.

Wir nahmen den Cours nach Banda, wo der Capitän Ladung löschen und einnehmen musste, und kreuzten gegen den Ostwind auf. Die längere Dauer der Reise lud mich von selbst ein, dem Schiff, der Equipage und der Reisegesellschaft nähere Aufmerksamkeit zu schenken. Das Schiff war vor einem Jahre zu Griseе, einer Stadt bei Surabaja, die grösstentheils von Arabern bewohnt wird, für 150,000 Gulden von Djattiholz erbaut worden und unterschied sich sowohl durch seine Grösse, als durch bequeme Einrichtung (es hatte elegante Passagiercajüten) von den gewöhnlichen Küstfahrern. Auch Sech Achmat, der arabische Eigenthümer, zeichnete sich sowohl durch die Schönheit seiner Gestalt (welche durch die reiche, orientalische Kleidung noch mehr hervorgehoben wurde), als durch Reinlichkeit, höhere Bildung und freiere Denkweise vor seinen übrigen Stammgenossen vortheilhaft aus. Er hatte eine von seinen vier Frauen, mit welcher er, seiner Religion zufolge, gesetzlich getraut war, an Bord, welche jedoch stets in der Cajüte und vor uns verborgen blieb. — Diese unsichtbare Schöne war von christlichen Eltern und als ein Kind von 12 Jahren, wo sie nach Samarang auf die Schule gebracht werden sollte, durch unsern Araber angehalten und zum Islam bekehrt worden, worauf er sie getraut hat. Jetzt war sie noch nicht viel über 15 Jahre

alt. Die andern Araber lieferten ein mit der Licht- und Schattenseite versehenes Bild ihres Stammes. Zwei alte, bärtige Priester, die als Handelsleute die Reise mitmachten, schienen durch lautes Gebet, eifriges Lesen im Koran und genaue Beobachtung ihrer Gebräuche die eben nicht grosse Frömmigkeit unsres Capitäns anzuspornen und sein Betragen zu surveilliren. Ein muhamedanischer Schreiber von chinesischer Abkunft wollte durch seinen Religionseifer die unächte Abstammung auslöschen, welche ein junger, eben aus Arabien gekommener Proviantmeister, mit scharfen, arabischen Gesichtszügen, ihm beständig zum Vorwurf machte. Einige amboinesische Islams schlossen sich dieser muhamedanischen Gesellschaft an und stärkten ihren flauen Glauben an dem arabischen Fanatismus.

Die christliche Reisegesellschaft bestand aus 4 Soldaten, welche mit dem Geldtransport von Java nach den Molukken geschickt worden waren, einem Lieutenant und mir, so wie dem Steuermann und einigen amboinesischen Sinios, welche ihre Carriere auf Java machen wollten. Die 50 Matrosen, dem Namen nach Muhamedaner, gehörten verschiedenen Nationen an, denn wir hatten Bengalesen, Malajen und Javanen. So lange das Wetter es erlaubte, assen wir auf europäische Weise an Tafel, die mit trefflich zubereiteten Speisen versehen war; als aber der Wind heftig wurde, proponirte ich auf gut Islamisch, auf Matten am Boden zu essen, was Sech Achmat sogleich mit Vergnügen annahm. Die Unterhaltung bestand über Tag in Lectüre, Kartenspiel und Essen; die Abende, in diesen Meeren so unbeschreiblich schön, gewährten mir die angenehmsten Stunden. Wenn die scheidende Sonne den Horizont mit Glut erfüllte und das weite Meer im Purpurgold glänzte, dann versammelten sich die Araber auf der Campagne und beteten, das Gesicht nach Mekka gekehrt, laut zu dem grossen Gotte, dessen Allmacht sie unter dem tiefblauen, sternenglänzenden Himmel oft bis nach Mitternacht priesen. Ho Akbar, la illah lah, Mohamed rasul illa, la illah illah mahu tönte ernst und feierlich in die weite Stille. — Der muhamedanische Cultus ist ganz für die Orientalen geschaffen, und die Araber imponiren den Malajen so sehr, dass man behauptet, die indischen Seeräuber griffen niemals ein arabisches Schiff an, was dahin berichtiget werden muss, dass diese bei der Möglichkeit, sich des Schiffes zu bemeistern, dasselbe eben so gut, als irgend ein andres ausplündern, die Araber aber weder an der Freiheit, noch an dem Leben im Mindesten beeinträchtigen. Vor Seeräubern, die so häufig noch heut zu Tage in diesen Seeen ihr Unwesen treiben, hatten wir nicht nöthig, bange zu sein, denn das Schiff führte 8 Kanonen, und die Cajüte

war reichlich mit Gewehren, Karabinern, Pistolen, Lanzen, Säbeln und Enterbeilen versehen. Die Nächte aber schlief ich unruhig, weil zahllose Ameisen und widerliche Kakerlakken unsre Lagerstätte einnahmen, welche mich zuletzt auf dem Verdecke zu schlafen veranlassten. Das durchdringende Geschrei einer Katze, von Kakadus und Loris bildete dazu ein passendes Intermezzo.

Den 2. August sahen wir Morgens das Eiland Gunong-Api, aus einem weissen, schroffen, kegelförmigen Vulkan bestehend, und bald nachher die Insel Wetter, ein hohes, gebirgigtes, wildes Land, dessen Bewohner Menschenesser sein sollen, und das vielleicht tausend fleissigen Colonisten ein reiches Unterkommen gewährte. Hier wurde der Wind so heftig, dass die Klüver-, Bram- und Besaanssegel eingereffit werden mussten, die Kisten fortrollten, wobei die Flaschen einer Kiste mit Kajuputiöl sprangen, welches einen durchdringenden Geruch im ganzen Schiffe verbreitete. Dem alten Araber reichte ich wegen heftiger Kolik einige Heilmittel, welche ihn davon befreiten, wesshalb er seinen egoistischen Dünkel ablegte und umgänglicher wurde, obgleich er kein Malajisch verstand und nur arabisch sprach.

Den 5. August sahen wir die Insel Rumah und einige bei Timor liegende Inseln, welche den Wunsch erregen, dass irgend ein betriebsames, europäisches Volk diese weiten Länder einnehmen und cultiviren möchte. Diese Inseln, unter einem so glücklichen Himmel gelegen, dass der Seewind die tropische Hitze mässigt, werden vielleicht von einer künftigen Generation besser gewürdigt werden. Wer dereinst diese Länder besitzen wird, das liegt noch in zukünftigem Dunkel; dass sich aber ein regeres Leben bei fortschreitender Bevölkerung Neuhollands von Osten ausbreiten wird, ist sehr wahrscheinlich. Möchten meine Landsleute ihre jetzige Gleichgültigkeit ablegen und mit einer Marine zugleich Colonien gründen, welche eine ersspriessliche Ableitung der Uebervölkerung und Stapelplätze für die zahlreichen, heimischen Fabrikate gewährten. Was die grosse germanische Nation sein und werden könnte, ist so in die Augen fallend, dass der Wunsch, in der Zeit zu leben, wo die Möglichkeit Wirklichkeit sein wird, in jedes Deutschen Brust liegt. —

Den 8. August entband ich bei der Insel Damme die menadosche Dame des Lieutenants von einem gesunden Knaben; denselben Tag liessen wir einen europäischen Soldaten über Bord gehen, der an einem biliösen Fieber gestorben war, das er sich durch ungeregelte Lebensweise zugezogen hatte. Zufolge dem Aberglauben der Araber musste er an derselben Seite über Bord, an welcher er

im Schiffe verschieden war. In Segeltuch genäht, ging er mit ein paar Kanonenkugeln schnell in die Tiefe, und dieses Menschenleben war noch scheller an Bord vergessen. Der Gedanke, in der weiten Einsamkeit der Meerestiefe begraben zu liegen, hat etwas ungemein Trauriges an sich, und oft wünschen selbst Seeleute, am Lande zu sterben und in der Erde Schoos zu ruhen.

In der Frühe des 10. Augustes sahen wir Banda. Zu einer Reise, welche man in 24 Stunden machen kann, hatten wir auf dem arabischen Schiff 11 Tage nöthig gehabt! — — — Es war für uns ein Festtag, das Schiff, welches heute ein Jahr alt war, prangte mit bunten Wimpeln und Flaggen, als es in die herrliche Bandagruppe einfuhr, und löste im Angesicht der Stadt Neira 13 Kanonenschüsse. An der reich besetzten Tafel fehlte heute der orientalische Pilau und einBöcklein nicht; denn Ziegenfleisch ist ein Lieblingsgericht der Araber und wir hatten es immer als Festtagsessen. Die Vorliebe der Araber für Wiederkäuer ist eben so charakteristisch, als die der Chinesen für Schweine. Es scheint, als ob den Einen die Bocks-, den Andern die Schweinsnatur auf ihre Physiognomie gestempelt wäre. — Die Reisenden suchten ihre Güter und Kleider hervor, ich blieb auf der Campagne, gefesselt von dem reizenden Anblick dieses wahrhaft zauberischen Feenlandes. Hier fehlt nur der neapolitanische Enthusiasmus, um zu rufen: Sieh Banda und stirb! — Und dennoch ist dieses kleine Paradies ein Verbannungsort für javanische Exilirte, welche hier den reinlichsten Anbau der Muskatnussbäume betreiben müssen. Das fröhliche Leben der Bewohner Bandas, die von einem Feste zum Andern tanzend, sorglos das Leben geniessen, würde den Werth dieses Aufenthaltsortes noch erhöhen, wären Intriguen unter den Beamten und die Vergehen eines heissen Blutes nicht der dunkle Schatten, welcher auf diesem Glanze ruht. Das erste Eiland, auf welches wir ansegelten, war Pulo Rozengain, das durch mässige Höhen, welche schön bewaldet sind, gebildet wird. Hier ist keine Muskatcultur, sondern eine Strafcolonie, wohin die ungehorsamen Sclaven gebannt werden, welche in den Ziegelbrennereien arbeiten müssen. Es liegt da eine geringe Besatzung mit einem Sergeanten. Hierauf näherten wir uns dem Ostcap von Gross-Banda und hatten rechts das kleine Eiland Pulo-Kapal, ein Fels, der vollkommen dem Rumpf eines abgetackelten Linienschiffes gleicht, daher sein Name, und das Eiland Pulo-Pisang, das grösser, mit etwas Dammerde bedeckt und auf dem schönen Grasboden mit Kokospalmen bewachsen ist. Hier ist der Leprösen Aufenthalt.

Jetzt segelten wir zwischen die grössern Banda-In-

seln, wovon Gross-Banda rechts, Banda-Neira, die Residenz, und Gunong-Api links liegen. Gross-Banda ist ein etliche Meilen langer Gebirgsrücken, dessen höchster Punkt, der Gunong-Mandera, gegen 1600 Fuss hoch ist, und dessen steile Felsenwände mit einer wunderbar üppigen Vegetation überdeckt sind. Beide Enden der Insel, welche einen Halbkreis bildet, stellen ein kopfförmiges Cap dar, und auf beiden Seiten ist an der dem Hals entsprechenden Stelle ein niedliches Städtchen, von dem eine bequeme, mehrere hundert Fuss hohe Treppe nach der Höhe führt, wo östlich bei Salamon die Ruine eines kleinen Werkes von Korallquadern zufolge einer erhabenen Inschrift durch Cornelio Acaley unter dem Gouverneur General van Diemen 1637 erbaut und westlich bei Lonthoir auf der Höhe das alte Fort Hollandia liegt, welches wahrscheinlich portugiesischen Ursprungs und jetzt ein Kuhstall ist. Beide Enden haben einen Seinpost (eine Warte). Auf dieser Insel sind die meisten Villas oder Perkwohnungen, welche sich zum Theil dicht an der Höhe, zum Theil auf ihr erheben. Von letzteren gewährt besonders die Villa Orangdatang eine entzückende Aussicht. Diese Wohnungen sind umgeben von den herrlichen Muskatwäldern, wo die etwa 30 Fuss hohen Muskatnussbäume von über 100 Fuss hohen, riesigen Kanarienbäumen überschattet werden. Diese ewig grüne Vegetation bildet einen auffallenden Contrast zwischen den östlich von Java gelegenen Inseln und den Molukken, denn während die erstern schroffe, kahle, mager bewachsene Höhen und dürre Fluren zeigen, prangen die Molukken in dem üppigsten Pflanzenreichthum wie Blumensträusse.

Banda-Neira, die Residenz der kleinen Bandagruppe, ist ein Eiland, welches zu Wasser in einigen Stunden umfahren werden kann, und das aus einer glücklichen Mischung von Ebenen und Höhen besteht. Die bedeutendste Höhe, der Papenberg, besitzt ebenfalls einen Seinpost und ist trotz seiner Steilheit von hohem Wald bewachsen; von ihm bis gegen die Stadt breiten sich Muskatwälder aus. Die Festung Belgica trägt durch ihre 5 Thürme, hohe Zinnen und Bastionen und die einer Ritterburg ähnliche Lage auf einer Anhöhe nicht wenig zur Zierde von Neira bei, auf welcher ausserdem das Fort Nassau und Voorzigtigheid liegt. Belgica ist ein Fünfeck, das schon im Jahre 1611 unter dem Gouverneur General Peter Both (der durch seinen Schiffbruch bei Isle de France dem hohen Pik daselbst seinen ominösen Namen zurückgelassen hat) auf den Fundamenten des alten portugiesischen Forts durch die Holländer erneuert worden ist. Ein Brunnen in seiner Nähe ist von so bedeutender Tiefe, dass man bequem 30 zählen

kann, bevor der Schall eines hineingeworfenen Steines gehört wird, wenn er das Wasser erreicht; man sagt, dass ein unterirdischer Gang aus dem Forte zu dem Wasser führt, der jetzt aber verfallen ist. Obschon in unsrer Zeit auf Höhen gelegene Burgen weniger zur Vertheidigung geschickt sind, als in einer Ebene liegende, so wird Belgica doch stets noch als ein allgemeiner Zufluchtsort betrachtet, wohin sich bei einem plötzlichen Ueberfall die Garnison, welche gegenwärtig nicht in den Forten, sondern in den gesunder und frei gelegenen Campemente casernirt ist, zurückziehen wird. Darum ist es auch gut unterhalten und mit Waffen versehen. In der Stadt verdienen die 1763 erbaute Kirche, das Residentenhaus und das Bannelingskwartier noch erwähnt zu werden. Die Kirche, an der Stelle der frühern erbaut, ist ein niedliches Local, in welchem man noch einige Grabsteine und Votivtafeln findet, die von kunstreicher Arbeit und zweihundertjährigem Alter sind. Eben wie in der Kirche zu Amboina, standen hier Ebenholzstühle aus dem 17. Jahrhundert, wovon ich das letzte Fragment noch in Handen bekam, die in dem Rococostyl gearbeitet, mit kunstreichem Schnitzwerk verziert und Zeugen von dem Luxus sind, welcher damals in den Molukken geherrscht hat. Solcher alterthümlicher Ebenholzstühle habe ich noch 2 durch Kauf erworben, welche ich in den bandaschen Wohnungen auffand. — Das Residentenhaus an der Baistrasse ist eine schöne Wohnung, die aber für ungesund gehalten wird, weil früher an dieser Stelle ein Kirchhof gewesen sein soll. Das eigentlich Unangenehme, was alle an der Seestrasse liegende Häuser haben, ist der abscheuliche Schwefelwasserstoffgasgeruch, welcher zur Zeit der Ebbe sich am Strande entwickelt. Sonst haben diese Wohnungen viele Vorzüge. Die Häuser von Banda sind durchgehends massiv von Stein erbaut, mit Strebepfeilern wegen der Erdbeben versehen und nur von einer Vertiefung. Das Bannelingskwartier nimmt ein Quadrat in der Mittelstrasse ein und ist ein viereckiges Gebäude, mit einer erhöhten, starkbesetzten Wacht. In diesem Gebäude wohnen gegen 1000 Verbannte, die zum Theil an die Perkeniere zur Muskatcultur geliehen werden, zum Theil die Gouvernementsarbeiten an öffentlichen Gebäuden und Wegen verrichten müssen. Diese Verbannten sind nicht alle Mal Diebe oder Mörder, sondern auf Java wurde jeder Eingeborne, der sich des Nachts ohne Licht und bei Tag ohne Pass herumstreichend ertappen liess, früher zu einem Banneling qualificirt. Zur Strafe müssen sie eine gewisse Anzahl Jahre hier zubringen und geniessen so viele Freiheit, dass ihr Loos in diesem Exil keineswegs unglücklich genannt werden darf. Sie erhalten

von dem Gouvernement Reis und Salz zur Nahrung und jährlich 2 Paar Anzüge zur Kleidung. Bei ihrem Transport von Java nach Banda ist es gefährlich, die Reise mit einem solchen Schiffe zu machen, weil sie dann zur Empörung geneigt sind. Nach ihrer Freilassung kann man über die Rückreise mit einem solchen Transport ruhig unternehmen. Frauen und Kinder folgen diesen Exilirten freiwillig in die Verbannung.

Als vulkanisches Product ist der Boden der Bandainseln sehr fruchtbar. Auf Neira gedeiht der Weinstock, und ich habe nirgends in Indien schönere Trauben gesehen. Vollkommen reif werden aber diese Trauben nicht, und ihre Säure macht sie zur Weinbereitung nicht geschickt. Dieses liegt zum Theil darin, dass man den Weinstock zu schnell aufschiessen lässt, ohne ihn zurückzuschneiden, so dass er eine bedeutende Ausdehnung erreicht und schon im zweiten Jahre Früchte trägt, aber auch bald wieder abstirbt, zum Theil sind die Trauben von einer gemeinen Sorte, die zwar schöne, volle Trossen und grosse Beeren, aber wenig Aroma und Süssigkeit besitzen. Es lohnte sich der Mühe, Versuche mit andern Arten zu machen. Die wohlthätige, belebende Wirkung dieser edlen Frucht habe ich in meiner Reconvalescens wahrgenommen, wesshalb ich ihr stets vor der besten tropischen Frucht den Vorzug gebe. — Sonderbar ist es, dass auf Neira die Kokospalme nicht gedeiht. Was man auch thun mag, sowie sie einige Grösse erreicht hat, wird sie durch eine Made vernichtet und stirbt ab. Das Lampenöl ist desshalb hier hoch im Preis, so wie überhaupt die meisten Bedürfnisse, wesshalb auch die Militären Zulage erhalten.

Neira hat drei grosse Strassen, die See-, Mittel- und Oberstrasse, welche von kleinen Gassen in rechten Winkeln durchschnitten werden. Der chinesische Campong liegt auf der dem Gunong-Api (Feuerberg) zugewandten Seite und ist im Westmousson ungesund, weil dann der Rauch des Vulkans darüber hinstreicht, aus welchem sich nach Regen unter schwefelig saure Dämpfe niederschlagen, welche die Luft verunreinigen.

Zwischen Banda-Neira und Gunong-Api ist eine Durchfahrt, „het zonnengat“ genannt, wodurch grössere Schiffe passiren können, was aber selten geschieht, und hier erhebt sich der Feuerberg steil und finster und imponirt durch seine rauchende Spitze. Er bildet ein Eiland auf sich selbst, das beinahe rund ist und an Grösse Banda-Neira nicht nachsteht und auch in einigen Stunden umfahren werden kann. Zwischen Gunong-Api und der Westspitze ist die dritte Durchfahrt, „het lonthoirsgat“, in welcher sich die Schiffe ganz nahe an die schroffen Lavafelsen

des Feuerbergs halten müssen, der sich hier aus bedeutender Tiefe erhebt. In der Ferne sieht man die Eilande Pulo Rhun, Pulo Ai und Pulo Zwangie. Pulo Ai besitzt vortreffliche Muskatnusswälder und ein fünfeckiges Fort mit einer kleinen Besatzung, welche ein Sergeant commandirt; Pulo Zwangi, das Geistereiland, ist ein unbewohnter Fels; Pulo Rhun mit Njailacca wird in dem Monat October von zahlreichen Gesellschaften besucht, welche auf dem zu der Zeit ruhigen Meer mit dem Fischfang sich ergötzen.

Das Leben auf Banda scheint die Sage von dem Schlaraffenland zu befestigen. Man bewährt, dass Amboina früher ein sehr fröhlicher Ort gewesen sei; ich glaube kaum, dass ihm Banda jemals nachstand, und jetzt, wo zu Amboina Elend und Traurigkeit herrscht, ist auf Banda immer noch das alte, lustige Motto: leben und leben lassen, an der Tagesordnung. — Beinahe niemals erblickt man auf der Bai zu Amboina Boote zum Vergnügen fahrend, zu Banda ist die See belebt von niedlichen Schaluppen, von welchen oft europäische Walzer, Gallopaden und Märsche uns entgegen tönen. Viele der reichen Einwohner halten (aus ihren Sclaven gebildete) Musikbanden, die bei den zahlreichen Festen der Geburtstage, Kindtaufen und Hochzeiten nie fehlen dürfen. Wenn sich die von Europäern abstammenden Bewohner Amboinas durch Bettelstolz, Anmassung, linkische Sprech- und Handelweise lächerlich machen, so erscheinen die Bandanesen durch den gutherzigen, jovialen Ton, die florirende Gastfreundschaft und amicale Dienstfertigkeit gegen Fremde in einem wahrhaft vortheilhaften Lichte. Niemals werde ich die fröhlichen Tage vergessen, welche meinen durch amboinesische Krankheit erschöpften Körper neu belebten, und die Gutherzigkeit, womit man uns überall empfangen hat.

Das Einkommen der Bewohner dieser Inseln besteht in den Muskatnüssen, deren Cultur eine nähere Beschreibung verdient, da sie eben wie der Mokkacaffee und Ceilonzimmt an Güte von keinen ausländischen übertroffen werden. Der Muskatnussbaum erreicht eine Höhe von 30 bis 40 Fuss; er hat einen glatten, dunkelgrauen Stamm, eine schöne, dichtbelaubte Krone und ein oval spitzes Blatt von lebhaftem Grün. Dieser schöne Baum ist fast das ganze Jahr mit den herrlichen Früchten geziert, deren Aeusseres viele Aehnlichkeit mit grossen, halbreifen Aprikosen hat. Ist die Frucht reif, so springt die äussere, hartfleischige Schale auf, und die schöne, purpurrothe Folie kommt acanthusartig zum Vorschein, unter welcher die eigentliche Nuss, welche noch von einer braunrothen, steinigen Schale umgeben ist. Obgleich stets reife und

unreife Früchte an demselben Baum gefunden und die aufgesprungenen eingesammelt werden, so hat man doch eigentlich zwei Lesen, wovon die in den Monaten September, October und November die ergiebigste ist. Für die Bäume wird viel Sorge getragen; sie stehen unter hohen Canarienbäumen, in deren Schatten sie gepflanzt werden. Bei langer Trockenheit welken sie und müssen dann begossen werden, was bei dem Mangel an Wasser zu solcher Zeit mühsam ist. Wenn die Wurzeln über den Boden laufen, wird der Baum mit einer Erderhöhung umgeben. Die reifen Früchte werden durch die Perksclaven mit einem sinnreich verfertigten Fruchtbrecher abgepflückt. Man sieht sowohl Männer als Frauen behend auf die Bäume klettern und mit dem Fruchtbrecher an langem Bambusstock die Frucht von den äussersten Zweigen abholen und in einem Korbe nach Hause bringen, wo sie von der Schale befreit und zubereitet wird. Eine solche Pflanzung wird mit den dazu gehörigen Gebäuden Perk genannt, welcher etwas näher zu beschreiben ist. Ausser dem Nusswald, durch welchen sich gut unterhaltene Wege ziehen, die unter dem Schatten der hohen Bäume und dem Aroma der Muscatnuss die angenehmsten Promenaden gewähren, besteht ein Perk aus der steinernen Wohnung, die auf indische Weise ein Stockwerk hoch, mit Gallerien versehen und von Gebäuden umschlossen ist, welche zusammen ein Viereck bilden, worin die Perksclaven wohnen und die Magazine sich befinden. Bevor die Nüsse in das Magazin kommen, werden sie von der hartfleischigten Schale befreit, von der man bisweilen mit Zucker köstlichen Gelee bereitet, und die, mit etwas Wein gedämpft, ein Compot liefern, das den besten Aepfelcompot weit übertrifft, die man aber gewöhnlich als unnütz wegwirft, wo dann auf den Haufen solcher weggeworfenen Schalen die leckersten Champignons wachsen. Würde man diese Schale auf Horden trocknen und sie dann wie getrocknetes Obst in den Handel bringen, so könnte man eine schöne Summe daraus gewinnen. Die Folie wird der Sonne ausgesetzt und getrocknet. Die Nuss kommt in das Rauchhaus, wo sie, auf Latten liegend, so lange geräuchert wird, bis sie vollkommen getrocknet ist, und dann ausgelesen und als erste und zweite Sorte in das Gouvernementspackhaus abgeliefert wird, in welchem sie noch die Kalkbeitze untergeht und zuletzt in dichtverpichten Fässern nach Java mit einem examinirten Schiffe versendet wird. Das Gouvernementspackhaus steht am alten Hafenkopf (hoofd) vor dem Forte Nassau. Die Fassdauben werden aus Europa gebracht und hier durch verbannte Arbeiter zusammengesetzt. Die Fässer sind von Eichenholz, mit eisernen Reifen, inwendig verkalkt und

aussen verpicht. Bei Regenwetter dürfen sie nicht an Bord gebracht werden. Schon zu Banda ist es mühsam, Nüsse zu kaufen, und nur gegen zwei Gulden kann man das Pfund erhalten, wofür das Gouvernement an die Perkenier nur vier Stüber bezahlt. Für das Pfund Folie bezahlt das Gouvernement einen halben Gulden. Die Ausfuhr ist strenge verpönt, eben so der Verkauf an irgend Jemanden, wesshalb auch Malajen, Chinesen und Araber nur mit ausdrücklicher Erlaubniss des Residenten und mit einem Pass versehen die Perke besuchen dürfen. Zahlreiche Boschwachters führen in diesen Perken die Aufsicht und verhindern den Schleichhandel. Die Perkbesitzer selbst stehen unter der Surveillance des Residenten, und obgleich Bürger von Banda, werden sie doch bei Widerspenstigkeit nicht selten von ihrer Heimat verbannt. Der Resident und der Gouverneur der Molukken halten auf der jährlichen Inspectionsreise eine scharfe Controle. Ein Perkenier besitzt nicht selten 70 bis 90 Perksclaven, welche entweder das Eigenthum des Besitzers und dann gewöhnlich von papuascher Abkunft, oder gebannte Javanen sind. Ein Sclave erhält wöchentlich 9 Pfund Reis und jährlich 2 Kopftücher, 2 Jacken und 2 Paar Hosen. Die Kleidung besteht aus blaugestreiftem Kattun, welchen die Handelmatschappy gegen 9 Gulden das Stück (aus dem 4 Paar Beinkleider und 4 Jacken geschnitten werden) an die Perkeniere verkauft. Die Sclaven reinigen nicht allein den Perk, zählen die Bäume und sammeln die Nüsse ein, sondern sie fällen auch das Holz der hohen Kanarienbäume, hauen es in ein paar Fuss lange Klötze, die mit dünnerm Holze zu einem runden Thurm aufgebaut werden, in und auf welchem aus der See geholter Korallenstein aufgehäuft und zu Kalk gebrannt wird. Das Anbrennen eines solchen Kalkofens ist ein Fest, zu welchem eine zahlreiche Gesellschaft bei dem Perkenier sich versammelt, und wobei weidlich geschmausst und gespielt wird. Lässt sich Jemand den brennenden Ofen zeigen, so gibt er nach altem Brauch den Sclaven ein paar Gulden zum Geschenk. Ein solcher Kalkthurm brennt mehrere Tage und liefert 500 bis 700 Tonnen Kalk, wovon die Tonne zu 70 Cents verkauft wird und dem Perkenier einen schönen Gewinn aufbringt. Ausserdem pflanzen die Sclaven Pisang, Früchte und Gemüse aller Art, focken Geflügel und treiben Fischfang, wodurch der Perkenier alle Lebensbedürfnisse erhält und den Ueberschuss täglich nach Banda-Neira oder an die auf der Rhede liegenden Schiffe verkaufen lässt, wobei für die fleissigen Sclaven dann und wann ein kleiner Gewinn abfällt; träge Sclaven erhalten durch den Mandur des Abends bei dem Appel eine Tracht Schläge. Zum Essen u. s. w. wird die

hölzerne oder metallne Glocke geläutet, eben so bei Sonnen-Auf- und Untergang.

Die Kanarienbäume tragen eine grosse Menge mandelähnlicher Früchte, woraus ein gutes Oel gepresst wird, welches hier allgemein zur Bereitung der Speisen statt Butter dient, und wovon die Flasche durch die Perkeniere zu einem halben Gulden verkauft wird. In den dichtbelaubten Gipfeln dieser hohen Bäume nisten zahlreiche Nootenkrakers (Colombe muscadivore), eine Art grosser Tauben, welche wohl den Nüssen Schaden thun, indem sie solche verschlingen, aber auch zur Fortpflanzung derselben beitragen, indem sie die unverdaute Nuss wieder ganz von sich geben, welche dann, wie man behauptet, üppiger keimen soll. — Da in den Perken kein grosses Vieh (etwaige Rinder bleiben beständig im Freien), sondern nur Schafe oder Ziegen gehalten werden, also auch kein Mist den Hof verunreinigt, so bleiben sie reinlicher, als unsere Bauernhöfe. In den grossen Perken findet man nicht selten eine Werft, eine Schmiederei u. s. w., selbst die Wohnungen werden durch Sclaven gebaut. Ein Perk darf niemals mit einem daranstossenden vereinigt und zugleich administrirt werden, wohl aber können Perkeniere mehrere Perken besitzen. Ein grosser Perk bringt jährlich gegen 4000 Gulden auf. Der leichte Geldgewinn veranlasst die Perkeniere zu einem luxuriösen Leben und manche sind raffinirte Bonvivants. Die meisten haben eine Menge natürlicher Kinder. Wegen der luxuriösen Lebensweise sind eigentlich wenig Perkeniere reich an baarem Gelde, sondern viele haben selbst Schulden, so dass hier das Sprichwort „wie gewonnen, so zerronnen" seine Anwendung findet. Bei guter Verwaltung und vernünftiger Sparsamkeit ist ein Perk aber eine Goldgrube, die in wenigen Jahren zu Reichthum und Vermögen bringt.

Der Wohlstand verschiedener Einwohner Banda's veranlasst mehrere Officiere und Beamten, Bandasche Damen zu ehelichen, wodurch sie zwar bisweilen ein ansehnliches Vermögen erwerben, aber auch verbunden sind, in diesem Lande zu bleiben. Wenn es ja einem dieser Herren einfallen sollte, mit seiner Angetrauten zu repatriren, so fällt der Nimbus, welcher sie dort umgab, ganzlich weg. Dies scheinen auch die Bandaschen Schönen zu wissen und entschliessen sich selten, ihre Heimat zu verlassen. Hier aber sind sie ganz in ihrem Elemente und fesseln nicht wenig nordische Söhne an ihren Siegeswagen. Ihre Liebe ist heiss, ihr Hass glühend, und in Ungunst und Gunst sind sie gleich verschwenderisch. Nach altem Herkommen [illegible] wird ihre Stimme nicht beachtet, wenn die Convention eine Verbindung beschlossen hat. Die Bandanesen

rivalisiren mit den Amboinesen eifersüchtig um den Vorrang, und bei etwaigen Besuchen ist es stets gewagt, wenn man sich mit einheimischen Damen viel beschäftigt. Obgleich die Bandanesen früh sich entwickeln und schnell verblühen, so erreichen doch manche ein hohes Alter. Die Bevölkerung der Banda-Eilande begreift, das Militär mitgerechnet, gegen 5000 Seelen. Es liegen hier 2 Compagnien Infanterie und eine halbe Compagnie Artillerie, wozu noch 2 Compagnien Bürgermilitär gezählt werden können.

Diese schönen Inseln bringen übrigens kein Getreide hervor, sondern der Reis muss von Java beigebracht werden. Auf Gross-Banda wird Sago und Palmwein gewonnen, doch nicht genugsam; der meiste kommt von Ceram. Von da und den Arrueilanden bringen zahlreiche Prauwen Papageien, Kronvögel, Hirsche, Kasuare und feine Holzsorten, besonders das so geschätzte Wurzelholz. Dieses ist ein krankhaftes Erzeugniss an den Stämmen grosser Bäume, das man den Krebs derselben nennen könnte. Es bildet einen Wulst, der mit dem Beile abgehauen wird. Stücke von 2 Fuss Durchmesser sind selten und hoch im Preise. Die grössten verarbeitet man zu Spieltafeln. Das Wurzelholz wird jetzt auf Ceram selten und kommt nur noch aus den Urwäldern des Binnenlandes. Das Ceramsche Tafelholz könnte ein bedeutender Handelsartikel werden, wenn es zweckmässig gefällt würde, da man es aber nur mit dem Beile heraushaut, so gewinnt man von den schönsten Bäumen nur wenige von den ungeheuern Tafeln aus einem Stücke, die sehr gesucht sind.

Banda ist übrigens arm an Producten aus dem Thierreich. Ausser Fledermäusen und Phalangista sind nur hier und da Hirsche und Schweine zu finden. Auch die Vögel sind nicht zahlreich, nur etliche Taubensorten sind häufig. Fische werden nur so viel gefangen, dass sie hoch im Preise bleiben. Die niedern Thierklassen sind die der Molukken und nur Liebhabern und Zoologen wichtig. Man findet hier weniger Conchylien, als zu Amboina, dagegen mehr Corallen und Seegewächse. Auch hier habe ich das weisse Wasser gesehen, welches man gewöhnlich einer ungeheuern Masse von Weichthieren zuschreibt, welche der See auch bei Nacht die milchweisse Farbe geben. Merkwürdig ist es, dass dann das Wasser kalt ist und eine niedrigere Temperatur hat, als gewöhnlich. In wie fern es als ein vulkanisches Phänomen erklärt werden kann, überlasse ich den Naturforschern. Ich sah es im Monat August und September. Die heitere Luft gibt diesen Inseln ein ganz anderes Ansehen, als wenn man sie bei Regen in Wolken gehüllt sieht, wo dann der Temperaturwechsel sehr schnell und fühlbar und der Gesundheit nachtheilig ist.

Gunong-Api.

Der Vulkan von Banda bildet ein Eiland, welches durch die verschiedenen Ausbrüche bis auf die neueste Zeit mannigfaltige Veränderungen erlitten hat. Der Feuerberg erhebt sich hoch und steil in regelmässiger Kegelform und setzt durch seine schwarze Höhe und den nackten, weissen, immer rauchenden Gipfel den reizenden, lieblichen Umgebungen jenes imponirende Grossartige bei, was diese Inselgruppe auszeichnet. Ueber seinen Ursprung und Geschichte bestehen unter den Bandanesen sehr verschiedene Ansichten. Die Einen wollen wissen, der Berg sei erst vor 300 Jahren ein Vulkan geworden, die Andern suchen die Ursache seines Feuers allein in dem Schwefel, die Dritten meinen, der Berg sei von Innen so ausgebrannt, dass er nächstens einstürzen müsse; Andre leugnen sogar, dass der Berg jemals Lava ergossen habe, sondern seine Ausbrüche seien nur Stein- und Aschenregen gewesen. Viele wissen sehr breit über den Berg und seine Beschaffenheit zu sprechen, aber wenige dieser Beurtheiler sind befähigte Gewährsleute, die sich die Mühe gegeben haben, selbst zu untersuchen und den Berg zu besteigen. Der längere Aufenthalt zu Banda bot mir Gelegenheit, meine Untersuchungen mit Genauigkeit vorzunehmen und einen Lieblingswunsch, diesen Berg zu ersteigen, zu verwesentlichen. Die Idee, den Berg zu besteigen, fand wohl Anklang, selbst der Resident wünschte oben zu sein, allein er that nichts, seinen Wunsch möglich zu machen, was für ihn ein Leichtes gewesen wäre, da die zahlreichen Verbannten in kurzer Zeit ohne erhebliche Unkosten einen, wenn auch schmalen, Weg darstellen könnten. Jeder scheute die Mühen, welche mit der Besteigung verknüpft sind, da mehrere Menschen bereits das Leben dabei eingebüsst und selbst der holländische Naturforscher Forsten (welcher in dem Hospitale zu Amboina 1843 selig entschlafen ist) davon abgesehen habe; allein der militäre Commandant, mein ehemaliger Commandant von Baros, Capitän Roqué, theilte meinen Eifer und hat mit mir dieses Unternehmen ausgeführt. —

Den 22. August 1843 ging ich in einem Boote mit dem Artillerielieutenant von Schubart, meinem Collegen Dr. Brandes, einem Lieutenant der Infanterie und vier Artilleriesoldaten nach Gunong-Api und umschiffte den Feuerberg in vier Stunden, indem wir uns überall an das Land setzen liessen, wo das anstehende Gestein über seine Bildungsgeschichte einigen Aufschluss geben konnte. Diese Untersuchung habe ich später noch einige Male wiederholt und meine geologische Suite vervollständigt. Das Resultat meiner Wahrnehmungen ist folgendes:

Die halbzirkelförmige Gestalt von Grossbanda deutet mit den umliegenden Inseln den grossen Krater an, aus dessen Tiefe die Bandainseln sich erhoben. Die vulkanische Wirkung geht von Südost nach Nordwest, und selbst die Krater auf dem Gipfel des Berges zeigen diese Richtung, indem die südlichen ausgebrannt, die nördlichen aber noch wirksam sind. Der Grund der Bandainseln besteht aus vulkanischem Trümmergestein, das auf Grossbanda, besonders an den Vorgebirgen Salamon und Lonthoir, mit Thonlagen und Korallenkalk zu schroffen Felswänden sich erhebt, welche zu Bausteinen verarbeitet werden (wie denn die Forte alle aus solchen Quadern errichtet sind), aber zerreiblich und weich sehr der Verwitterung unterworfen sind. Nur die grössern Basaltblöcke und dichte Laven sind hart, schwer und unverwüstlich. Dieser Grund von Grossbanda und einigen umliegenden Inseln ist die eigentliche Ursache der Vortrefflichkeit Bandascher Muscatnüsse, denn die Versuche auf Inseln unter gleichen Breitegraden gaben nur Nüsse von geringerer Qualität, weil die Beschaffenheit des Bodens nicht dieselbe ist. Banda-Neira ruht auf poröser Lava und vulkanischer Asche, die zwar eine üppige Vegetation begünstigt, aber die Wege und von Gras entblössten Stellen sehr staubig macht, wodurch das Wandeln auf denselben unangenehm wird. Auf den Wegen zu Grossbanda ist dieses weniger der Fall; an dem sogenannten Achterwall (der See zugewandten Seite) am Fuss des Gunong-Mandeira findet man Titaneisen als schwarzen, metallglänzenden Sand, welcher die Magnetnadel anzieht, so wie dieser Berg es in auffallendem Grade thut, dass man auf bedeutende Eisenmassen schliessen muss. Das Eiland Pulo Rozengain liefert viel Eisenthon und Thonerde, welche zu Ziegeln verarbeitet wird.

An der Südseite des Feuerberges geben die basaltischen, dichten Lavafelsen ein deutliches Bild der stattgehabten Lavaeruption, die noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gestalt des Berges so verändert hat, dass das Fort Gyk in de pot, welches früher die Durchfahrt bis in die offne See bestrich, verlassen wurde, weil es wegen dem neugebildeten, in die See vorspringenden Lavarücken seinem Zwecke nicht mehr entsprechen konnte. Hier ist der Fels steil und, so weit das Wasser ihn bespült, säulenförmig, basaltisch abgesondert, weiter oben schieferig, und zuletzt zeigen die schiefen und horizontalen Lagen, welche mit vulkanischer Wacke verunreinigt sind, deutlich, dass sich die allmälig erkaltende Masse wie ein zäher Teig gedreht und gebogen hat. Darüber liegt balsatische Wacke und grosse Steinhaufen (lapilli), die als letzte Eruption aus dem Krater geworfen sind.

Dieser Felsen ist, obgleich beinahe nicht mit Erde bedeckt, doch grösstentheils dicht bewachsen, besonders findet man hier viele Casuarinea. Das Gestein hat eine rothbraune Farbe, welche im Innern grauschwarz ist (wahrscheinlich eine Folge des Abkühlungsprocesses), und hier und da weisse Stellen, die durch aus Spalten kommende Dämpfe entstanden zu sein scheinen, da diese den Felsen gebleicht haben. Hin und wieder bildet das Gestein Höhlen, Durchgänge und natürliche Brücken. Südwestlich und westlich wird das vulkanische Gestein grau, bläulich und blauschwarz; üerall zeigt es sich hart und schwer. Der Fuss des Gunong-Api ist mit hohem Pflanzenwuchs umgeben, welcher, so wie die losen Steine weiter oben, das Erkennen des anstehenden Gesteins nicht möglich macht. Die blasige, schwarze Lava mit weissen Feldspathkrystallen, die Bimsteine und den Obsidian findet man überall, aber nur in Rollstücken als Lapilli. Die Nordwestseite ist wegen der tiefen Spalten, Abgründe und rauchenden Krater wüst und öde, die Ostseite zeigt ein flacheres Ufer. — Obgleich die Höhe des Berges nicht ansehnlich ist, so ragt er doch über die andern Berge der Bandagruppe hervor, die Besteigung ist mühsam und gefahrvoll, so dass er in dieser Beziehung mit den höchsten Vulkanen des indischen Archipels verglichen werden kann. An Wege ist hier nicht zu denken, die losen Steine erlauben kein Festhalten, und wenn man auf der steilen Höhe ausgleitet, läuft man Gefahr, durch die mit abrollenden Steine in der reissenden Fahrt schwer verwundet oder zerschmettert zu werden. Die beste Zeit, ihn zu besteigen, ist in dem Ostmousson, bei Mondschein des Morgens vor Tagesanbruch, die bequemste Stelle die Süd- oder Südwestseite. An der Ostseite ist der Berg sehr steil und äusserst mühsam zu beklimmen. Wenn man durch zu grosse Hast im Anfang die Kräfte nicht erschöpft, kann man in zwei Stunden den Gipfel erreichen. Man nimmt stets mehrere Menschen mit, welche durch den dichten Wald am Fusse einen Weg kappen, im Nothfalle den Besteiger unterstützen und das Nöthige mittragen. Ausser etwaigen Instrumenten, Speise und Trank hat man einen frischen Anzug nöthig, um auf dem Gipfel die Kleider wechseln zu können. Man zieht bequeme, weite Kleider von starkem Zeug an und trägt starke Schuhe.

Sonntags, den 3. September, des Morgens um 5 Uhr, gingen Capitän Roqué und ich mit acht Mann nach der Südseite des Gunong-Api und begannen mit zwei timoresischen Führern um 6½ Uhr den Berg zu ersteigen. Wir stiegen in einer Kluft aufwärts, welche voll scharfer, ungleicher Lavasteine und blind sich endigender Abgründe war, über welche zu klimmen sehr mühsam fiel. So

lange wir Hochwald, Gebüsch und zuletzt Farrenkraut antrafen, an welchem wir uns festhalten konnten, ging es noch erträglich. Die Vegetation erstreckte sich bis über die halbe Höhe des Berges. Die Steilheit und der lose Grund nöthigten uns zu ungleichen Schritten und Sprüngen, wodurch das Blut so in Wallung kam, die Transpiration so stark und die Respiration so heftig wurde, dass wir um die 50 bis 100 Schritte einhalten und ein wenig ruhen mussten. Wir blieben beständig die Vordersten, um nicht durch abrollende Steine verletzt zu werden. Nach ¾stündigem Steigen kamen wir über die Vegetation, die zuletzt nur noch aus, zwischen den lockern Rollsteinen wachsenden, Farren besteht, und hatten nun die steile, kahle Höhe vor uns, wo die losen, schwarzen Steine bei jedem Schritte befürchten liessen, mit ihnen in die Tiefe zu rollen. Wir hielten uns so lange als möglich in den Klüften, weil hier die Steine noch einigermassen einen festen Stützpunkt gewährten und die Tiefe den Schwindel, von welchem man leicht ergriffen wird, wenn man auf der steilen Höhe das Gleichgewicht verliert, verhinderte. Diese Hohlwege liefen jedoch in blinde Klüfte aus, aus welchen das Aufsteigen und Weiterklettern auf den unter den Füssen abrollenden Steinen sehr gefährlich war. Wir hatten lange Stöcke mit Eisenhaken (Alpstöcke) mitgenommen, die bis jetzt uns von vielem Nutzen gewesen waren und die Unterstützung durch unsre Führer für uns überflüssig machten. Nah bei dem Gipfel jedoch konnten wir keinen Gebrauch davon machen, weil die Steilheit uns nöthigte, auf Händen und Füssen zu klettern. Am Fusse des Berges fand ich dichte, basaltische Lava, weiter oben Obsidian, höher blasige, poröse Lava und schwarze Bimsteine, die näher bei dem Gipfel kleiner und von einer Kalkkruste überdeckt wurden, welche Kruste (bei den Einwohnern Banda's fälschlich für Schwefel gehalten) aus vulkanischer Asche besteht, die durch Regen oder Wolken nass geworden, an der Sonne erhärtet ist und die kleinen Steine als Cement zu einer Kruste verbunden hat. Hier und da sind in dieser Kruste feine Spalten, aus welchen Wärme sich entwickelt und Rauch aufsteigt. Hier beginnen auch die Schwefelnester, wo der Schwefel rein sublimirt angetroffen wird. Dieser Schwefel wird so häufig auf dem Gipfel gefunden, dass es sich wohl der Mühe lohnte, ihn einzusammeln. — Wir waren bereits so hoch, dass wir über die andern Berge der Bandainseln weg die See sehen konnten. Die schwarze Masse des Berges, bis jetzt in den Schatten gehüllt, begann durch die Sonne erleuchtet und erwärmt zu werden. Wir kletterten über die Kruste und Feuerspalten und näherten uns dem Gipfel.

Endlich hatten wir ihn erreicht; ich genoss das Vergnügen, zuerst oben zu sein, und sah einen grossen, ausgebrannten, gebleichten Krater vor mir, voll weissen Steinen und Schutt, aus welchem an verschiedenen Stellen Rauch aufstieg und die schönsten Schwefelkrystalle in Nestern beisammen lagen. Dieser Krater war durch abgerollte Steine, Asche und feinen Sand verstopft und ist auf der Westseite von einem zweiten, halbzirkelförmigen, ebenfalls ausgebrannten Krater umgeben, welcher der ursprüngliche und älteste zu sein scheint. Auf der Nordseite erhebt sich der Berg noch über 100 Fuss. Um an den östlichen Rand des Kraters zu gelangen, mussten wir unter sehr lose liegenden Felsblöcken wegsteigen und den Gipfel wieder beklimmen, weil unsere Führer wegen der heissen Stellen, wo sie mit blosen Füssen zu gehen sich nicht getrauten, durch den Krater zu gehen fürchteten; nachher jedoch ging ich mitten durch diese Krater, wobei die Hitze und der Schwefelrauch allerdings etwas lästig fällt. Um 9 Uhr kamen wir an den östlichen Rand des Kraters. Hier liessen wir eine rothe Flagge wehen und lösten drei Schüsse aus einer Donnerbüchse, die, obgleich der heftig wehende Südostwind auf dem Gipfel den Schall unbedeutend machte, zu Neira doch wie Kanonendonner gehört wurden, worauf man uns auch im Campemente erblickte, welches wir daran erkannten, dass man dort die Flagge drei Mal strich und hisste.

Der Tag (anfangs mit trüber Luft uns verstimmend) war schön und helle geworden. Wir hatten eine herrliche Aussicht auf die Bandainseln und eine weite Fläche der See. Banda-Neira mit seinen reinlichen Anlagen und Wohnungen, die Forte Belgica, Nassau und Voorzichtigheid, der Papenberg und der Seinpost, Banda Lonthoir mit seinen Villas und Perken, Pulo Kapal, Pisang, Rozengain, Rhun, Ai und Swangie lagen als eine topographische Karte vor uns ausgebreitet. Wir blieben lange genug, um Alles mit Muse betrachten zu können; die aus dem Grund aufsteigende Hitze bewog uns aber, öfter den Platz zu verändern. Wir liessen grosse Steine den Berg abrollen, die in grossen Sätzen und reissendem Falle hinabsprangen. Bei einem Felsblock fanden wir mehrere Flaschen mit Essigwasser gefüllt, welche durch die Herren Walter und van der Velden bei der Besteigung auf den 26. August 1842 hier zurückgelassen waren. Obgleich an vielen die Pfropfen fehlten, waren sie doch noch voll, durch den Rauch hatten sie jedoch einen schwefeligten Geschmack angenommen, unsre Begleitung machte davon Gebrauch. — Wir stiegen nun auf den nördlichen Gipfel, welcher gegen Norden in eine steile Wand abfällt, die den noch stets wirksamen, rau-

chenden Krater bilden hilft. An dieser Stelle haben schon einige Neugierige das Leben eingebüsst, und so sehr wir uns auch bemühten, seine Tiefe zu beschauen, sahen wir doch weiter nichts, als eine tiefe Spalte, einen gähnenden Abgrund, aus welchem der Rauch in Massa mit einiger Heftigkeit aufstieg. An dieser Seite ist der Berg durch den Krater und tiefe Spalten von der Spitze bis unter seine Hälfte zerklüftet und wüst und zeigt eine furchtbare Verwüstung durch entfesselte Naturkraft. Sein weiss gebleichtes Ansehen ist an vielen Stellen durch gelbe Schwefelflocken unterbrochen; Alles ist, so wie in den südlichen Kratern, Stein, Schutt und Asche. Hier sind die letzten Ausbrüche zum Vorschein gekommen (1824 bei Anwesenheit des General-Gouverneurs Baron van der Capellen) und sollen auch wahrscheinlich die folgenden stattfinden, was für Neira ein Glück genannt werden mag, weil diese Krater seewärts, auf der von der Stadt am fernsten gelegenen Seite sich befinden. Obschon die gewaltigen Blöcke, welche man auch auf dem Gipfel antrifft, Zeugen von der ungeheuren Kraft sind, welche nöthig war, solche Massen auszuwerfen, so dürfte sich doch schwerlich ein folgender Lavaausbruch aus dem Gipfel (der Kratermündung) einen Weg bahnen, sondern die Kraft der aufsteigenden Masse kann den ganzen, aus Schutt, losen Steinen und Asche bestehenden Gipfel auseinander sprengen, wo sich dann die Lava aus seitlichen Spalten ergiessen wird. Diese zukünftigen Ausbrüche machen es wahrscheinlich, dass der Berg in seiner äussern Gestalt noch Veränderungen erleiden wird. Bei dem letzten Ausbruch war besonders des Nachts der Anblick des Berges furchtbar schön und erhaben, der ganze Berg war glühend roth, die Bäume an seinem Fusse standen in Brand, und aus seinem Gipfel flogen unter Donnerschlägen glühende Steine in die Luft, die als ein Feuerregen zum Theil wieder in den Krater, zum Theil auf den Berg zurückfielen. Die grossen Haufen Lapilli, welche man jetzt noch auf der Südseite des Berges antrifft, sind das Resultat dieses Ausbruches.

Wir blieben bis gegen 11 Uhr auf dem Gipfel und errichteten einen Steinhaufen zur Befestigung der rothen Flagge, welche wir da zurückliessen und welche, so lange ich noch auf Banda blieb, ich das Vergnügen hatte, auf der Spitze wehen zu sehen. Die Wärme war durch den frischen Ostwind gemässigt. Der Boden des ganzen Berggipfels ist warm, an einigen Spalten und über dem rauchenden Krater steigt der Thermometer über 180° Fahr. Die Atmosphäre aber ist kühl, des Morgens nach 6 Uhr gewöhnlich 68° Fahr. Der rothe, mit Schwefel, Asche und Lavagries gemischte Thongrund fühlte sich unter der Kruste

nass und warm an und klebte an den Händen. Diese Nässe scheint durch die Unmöglichkeit einer schnellen Verdunstung des Regenwassers unter der Kruste, durch die beständig an dem Gipfel hängenden Wolken und durch den aus dem Berg kommenden Rauch verursacht zu sein. Der Thon scheint durch die Verwitterung der basaltischen Wacke entstanden zu sein.

Die Höhe des Berges ist nach der Barometermessung des Herrn van der Velden 2025 rheinländische oder 1975 Pariser Fuss; jedoch behaupten die Personen, welche mit genanntem Herrn auf dem Gipfel waren, dass der Barometer Luft in der Quecksilbersäule gehabt habe, wodurch diese Berechnung weniger genau ist. Die Messungen der Officiere des Astrolabe und la Zelée unter Dumont D'Urville sind mir nicht bekannt. Wenn ich mich recht erinnere, hat Reinwardt die Höhe zu 1800 Fuss angegeben. Dass die Höhe durch folgende Ausbrüche verändert werden soll, ist sehr wahrscheinlich.

Die grösseren Steine auf dem Gipfel bestehen aus derselben dichten Lava, welche man am Fusse des Berges findet. Sie sind durch die Hitze und die Dämpfe so weiss gebleicht, dass sie bei darauf scheinender Sonne die Augen verblenden. In dem Westmousson vermindert sich diese weisse Farbe etwas. Zu dieser Zeit fällt der Rauch in den chinesischen Campong zu Neira, wo früher die Kasernen standen, und die durch beikommenden Regen zu dieser Zeit verunreinigte Luft verursacht durch Entwicklung von unterschwefelsauren Gasen eine verpestende, Fieber erzeugende Atmosphäre, welche Banda dann ungesund macht und nicht selten die Ursache von epidemischen Fiebern wird. Der schnelle Temperaturwechsel und die Ausdünstung am Seestrande ist bei dem Entstehen solcher Krankheiten ebenfalls zu berücksichtigen. Die Garnison hat sich desshalb jetzt an das andere Ende von Neira zurückgezogen.

Wir traten nun den Rückweg an, indem die Sonne ihre Strahlen lothrecht auf uns niederschoss. War das Ersteigen mühsam, das Absteigen war es nicht minder. Die Sonne stand beinahe in dem Zenith und bestrahlte die schwarzen Obsidiane, Lava und Bimsteine, welche eine erstickende Wärme zurückwarfen. Bereits ermüdet, mussten wir mit Kraftanspannung bei jedem Schritte nach unten die Balance zu halten suchen, weil die durch scharfe Steine zerrissenen Hände keinen Stützpunkt für den Körper finden konnten. Endlich glückte es uns, bei den Farren zu arriviren, wo ein schneller, unvorsichtiger Schritt weniger riskant war und man sich durch Festhalten vor einem tiefen Fall bewahren konnte. — Unser Körper war voll Schweiss, das Gesicht glühte und die Zunge klebte am

Gaumen. Man bedenke die Mühe, einen solchen Berg zu ersteigen in einem Lande, wo das ganze Jahr hindurch die Wärme selbst im Schatten beinahe der Blutwärme gleich kommt! Um 12½ Uhr kamen wir an den Fuss, wo wir unter dem Schatten eines Belubaumes die nöthige Ruhe und durch ein paar Gläser Wein mit Kokoswasser die gewünschte Erfrischung genossen. Appetit hatte ich nicht. — Unsre Kleidung war sehr mitgenommen. Die Stiefel und Schuhe hingen nur noch in Fetzen an den Füssen. Antlitz und Hände waren durch die Sonne roth verbrannt. Doch fühlten wir uns glücklich, weil uns die Besteigung gelungen war, welche nicht immer die Mühe belohnt, die damit verknüpft ist. Wir achteten uns in jeder Beziehung dafür hinreichend belohnt.

Während meines Aufenthaltes zu Banda bestieg ich verschiedene Male den Papenberg auf Neira, um von seiner Höhe eine Scizze der Bandagruppe zu entwerfen. Das wechselnde Wetter vereitelte diesen Plan, so dass ich Banda von Bord aus gezeichnet habe. Der Papenberg ist etwa halb so hoch, als der Gunong-Api; auf seiner Spitze steht eine Kanone und ein Telegraph; ein alter Wächter, der von hier aus verschiedene Ausbrüche des Feuerberges mit angesehen hat, macht von diesen Gebrauch, um die Ankunft der Schiffe zu melden. Hier genoss ich nicht allein die herrliche Aussicht, sondern auch das seltene Schauspiel, auf der einen Seite die See ruhig, auf der andern einen Wirbelwind mit Wasserhosen ankommen und dann Regen und Wolken eilig unter mir vorüber ziehen zu sehen. Dieser Berg ist ungeachtet seiner Steilheit mit Hochwald bewachsen, an seinem nördlichen Fusse breitet sich ein schöner Muskatnusswald aus, und an der Südseite zieht er sich allmälig in eine bewaldete, gegen Neira gelegene Fläche. — Banda-Neira ist überall mit den Resten ehemaliger Gebäude und Begräbnissstätten erfüllt. Von seinen ursprünglichen Einwohnern findet man nur noch wenige Spuren, eben so von den Portugiesen. Einige tiefe Brunnen schreibt man den erstern zu. An der Stelle, wo die Ermordung des holländischen Admirals stattgefunden, welche die Ausrottung der ursprünglichen Einwohner und die vollkommene Eroberung Banda's zur Folge hatte, ist durch den Resident Engelhard (welcher sich durch Anlage und gute Unterhaltung der Wege verdienstlich gemacht hat) ein Kokosgarten angelegt worden. Die jungen Palmen sind zwar alle aufgegangen, aber auch bereits im Absterben. Der Boden ist hier überall dicht mit Gras bewachsen, und die Flora von Banda würde dem Botaniker eine reiche Ausbeute liefern. Die Gärten der Stadt sind nicht im besten Zustande. Gemüse kommen hier nur

spärlich fort, wohl aber Welschkorn, das, unreif gekocht, ein allgemein beliebter Leckerbissen ist, und das in Ostindien überall gebaut wird, selbst da, wo der Reis nicht mehr fortkommt.

Tagal.

Im Jahre 1844 erhielt ich eine Sendung als Civilgenesherr nach der Residenz Tagal und begab mich mit der ersten Schiffsgelegenheit dorthin. Zwei Commilitonen, der Lieutenant von W. und der ehemalige Artillerieofficier O. gaben mir das Geleite bis an Bord.

Den 5. April segelten wir Morgens um 6 Uhr mit einem Ladboote aus dem Hafenkopf von Batavia auf die Rhede, wo wir jedoch das arabische Schiff Al-Alawi nicht fanden, und weil der Landwind sich legte, erst dem Willem II. einen Besuch machten, dann weil ich nicht wieder zurückkehren wollte, nach Onrust segelten. Denn da die Bedienten bei einer Abreise von Batavia gewöhnlich Vorschuss zu empfangen pflegen, so laufen sie gerne weg und haben wenig Acht auf die ihnen anvertrauten Effecten, welche man in der Prauw zurücklassen muss. Der Platz in dieser ist so beschränkt, dass man weder bequem liegen, noch sitzen kann, Ursache genug, welche uns bewog, nach Onrust zu steuern, wo wir ein gutes Quartier zu finden hofften. Wir hatten uns glücklicher Weise mit kalter Küche versehen und kamen Abends um 4 Uhr zu Onrust an, wo uns der Doctor, ein Landsmann, freundschaftlich und gastfrei empfing. Seit 1839 hatte ich Onrust nicht mehr besucht. Man war eben mit Bohrarbeiten beschäftigt, weil man ein Droogdog anlegen wollte, denn an einem solchen fehlte es, und die indobatavischen Schiffe mussten zur Ausbesserung nach Singapur. Jetzt hat man auch zu Surabaja ein Droogdog. Die Korallenlage, auf welche Onrust gebaut ist, zeigte sich nicht sehr tief, und bald fand man verschiedene Thonlagen, welche zur Legung eines guten Fundamentes geschickt waren. Dennoch ist es auffallend, warum man dieses ungesunde Eiland zur Anlage eines Droogdog wählt. In der Glanzperiode von Jan Compagnie war hier freilich eine Werft, welche Tausende beschäftigte, und die ganze Insel voll Gebäuden, in denen geschickte europäische Arbeiter wohnten. Aber stets war auch der Ort ein offnes Grab für die Europäer; Tausende starben dahin, und die Leichen erfüllten die umliegenden Inseln, so dass man es für eine Wohlthat an-

sehen konnte, als die Engländer das ganze Etablissement platt schossen. Nach der Zurückgabe der Colonie an die Holländer sollte auch Onrust wieder seine Auferstehung feiern; die Choleraperiode von 1821 bis 1824 hat jedoch das Emporblühen verhindert, und die Sterblichkeit war so gross, dass manche Schiffe, die hier ausgebessert wurden, ihre ganze Equipage verloren. Die Insel kann bequem in einer Viertelstunde umgangen werden. Steht man in der Mitte, so erblickt man nach allen vier Himmelsgegenden die See. Die Häuser sind zwar von Stein, aber die Wohnungen sehr unzweckmässig eingerichtet. Die Zimmerflur ist nämlich kaum vom Boden erhaben, und wenn des Nachts die Zimmer geschlossen werden, häuft sich eine schwüle Luft und ein unerträglicher Geruch, wie er an feuchten Korallensteinen wahrgenommen zu werden pflegt, an, die Kopfweh und Uebelkeit erzeugen. Dazu kommt der von der javanischen Küste wehende Landwind, welcher über Sümpfe und Moräste hinstreicht und hier das Sumpfmiasma absetzt. Die Häuser sollten also mit der Flur um mehrere Fuss aus dem Boden herausgebaut und Thüren und Fenster seewärts gerichtet sein. Hätte man die Magazine und Werkstätten mit ihrer Rückseite an das südliche Ufer der Insel gebaut, die Wohnungen aber an das nördliche, so würde der Gesundheitszustand sich wahrscheinlich verbessert haben. Merkwürdig sind hier einige Grabsteine und ein Brunnen, der stets dicht gedeckt ist, weil der Aberglaube will, dass der sterbe, welcher hineinsehe. Das Trinkwasser wird täglich von der Stadt geholt. Bei stürmischem Wetter aber müssen sich die Einwohner manches Mal mit Regenwasser begnügen. Man erhält täglich frische Fische, Mollusken und Crustaceen, womit uns der Gastherr auch trefflich bewirthete. Die Schlafstätte war weniger gut. Einer schlief auf einem Kanapee, der Zweite auf einer Bambusbank, der Dritte in einer Hängematte. Da ich die Plagegeister von Onrust kannte, so hatte ich Abends Handschuhe, lange Strümpfe und eine Nachtmütze angezogen, dass eigentlich nur die Nasenspitze sichtbar blieb und mir hierdurch die Nachtruhe gesichert, während meine Gefährten die ganze Nacht kein Auge schliessen konnten und wie besessen um sich schlagen, weil zahllose Muskiten sie unbarmherzig zerstachen. Morgens um 4 Uhr setzte ich meine Reise allein fort, indem die Herren zu einer Jagdpartie auf die naheliegenden Inseln sich rüsteten.

Der Al-Alawi war bei Pulo Damarrh vor Anker gegangen, wo er Ballast einnahm. Um 9 Uhr erreichte ich ihn. Man holte mich mit einem Boote der Bark Naim ab und erklärte mir, ich möchte mit dem Ladboote auf die

Rhede zurücksegeln und dort embarquiren, indem der Al-Alawi dahin zurückkehre. Solches liess ich mir gefallen, wurde aber Mittags von einem Unwetter überrascht, das mich bis Campong Baro verschlug, wo ich auf der Prauw übernachten musste und erst am folgenden Morgen das Schiff erreichte. Doch auch jetzt machten die fanatischen Araber Schwierigkeit, mich aufzunehmen. Sie erklärten, der Djuragan sei nicht an Bord und sie nicht ermächtigt, einen Passagier an Bord zu lassen. Dies war aber nur eine Finte von den Ismaëliten, welche allzeit früh satteln und spät reiten und bis zum Tage der Abfahrt gerne von einem Kapir verschont geblieben wären. Drohungen und Flüche halfen nichts, ja machten sie nur brutal. Was blieb mir übrig? Es war Ostersonntag, alle Bureaux zu Batavia geschlossen; ich konnte also nicht nach der Stadt zurückkehren und die Hülfe der Polizei ansprechen. Ich begab mich daher an Bord des Wachtschiffes, und der erste Officier schickte sogleich eine Schaluppe mit 6 Mann an Bord, um den störrigen Steuermann vorzunehmen. Die Araber schickten jedoch den Juragan der Barke Naim, welchem der Officier sofort erklärte, dass, sofern ich nicht gehörig an Bord empfangen würde, die Söhne Ismaëls mit der Schiffskatze Bekanntschaft machen sollten. Diese fürchtete der Araber eben so sehr, wie den schönen Hund der Kriegscorvette, welches unreine Thier dem heiligen Mann an die Waden gefahren war, sobald er über den Fallreep stieg. Er rief laut den Tuwan Allah und seinen Propheten Muhamed zum Zeugen, dass ich gewiss nach Wunsch empfangen werden solle; und so geschah es auch.

Abends kam der Djuragan an Bord, entschuldigte sich wegen des Vorgefallenen, versprach eine gute Reise und lud mich ein, mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil dringende Geschäfte ihn noch 14 Tage zurückhielten. Ich hatte also das Vergnügen, wieder in den Kreis meiner Bekannten zurückzukehren, deren Hände noch vom Abschiednehmen schmerzten. Endlich erschien der Tag der Abreise, an welchem noch 14 Araber auf dem überfüllten Schiffe sich als Reisegefährten aufdrangen, welche räudige Herde durch ihr beständiges Plärren und einen starken Bocksgeruch mir sehr zuwider war, so sehr mir auch die malerische Tracht und ihre Tänze gefielen. Ihr Confect und die Hokapfeife aber wurde mir häufig angeboten. Glücklicher Weise hatte der Djuragan einen europäischen Navigateur an Bord nehmen müssen, weil er Zinn von Banka abholen wollte. Dieser war ein Engländer, mit welchem ich gemeinschaftliche Tafel machte, wozu mein Vorrath an Hühnern und sonstigen Lebensmitteln vollkommen ausreichte.

Die ostindischen Hühner sind die zanksüchtigsten Geschöpfe von der Welt. Ihr lang gestreckter Kopf zeigt schon die Streitlust an, und trotz allem Esprit de corps fressen sie sich einander bei lebendigem Leibe auf. Es ist gar nichts Seltnes, des Morgens in dem Hühnerstall Exemplare zu finden, denen die Gedärme zum Leibe heraushängen, und das Recht des Stärkern hat bei ihnen allein Geltung. Erst picken sie von Kopf und Steiss die jungen Federn, dann auch die Hirnschale und das Gehirn selbst. Wegen des einförmigen Futters an Bord werden sie nicht fett, ja viele erblinden oder sterben an Durchfall; mischt man jedoch die kleingehackten Därme von den geschlachteten und ein wenig Sand unter den Reis, so gedeihen sie besser. An Bord eines arabischen Schiffes, das eine Ladung Reis gelöscht hatte, wurden die Hühner in den Schiffsraum gesperrt, wo Millionen Kakerlakken sassen, unter welchen sie eine grosse Niederlage anrichteten und fett wurden, ja sogar Eier legten. Ihr Fleisch erhielt jedoch von diesem Futter einen urinösen Geruch und ziemlich widerlichen Geschmack.

Wir hatten eine lange und langweilige Reise. Der Capitän ging jede Nacht vor Anker. Den 20. April trieb mich ein Unwetter in das Bett. Auch die Araber retirirten in die Cajüte und sperrten die Thüre, wodurch ich fast erstickte. Auf Verlangen wollten sie nicht öffnen, und als ich die Thür wieder aufmachte, schlossen sie dieselbe sogleich wieder, was mich so in Harnisch setzte, dass ich mit blankem Degen unter sie sprang, worauf sie unter Zetergeschrei auf das Verdeck stürzten und besonders ein Mohr und ein chinesischer Renegate eine Fluth von Drohungen und Verwünschungen hervorgurgelten. Das Wetter hörte bald auf und eben so der Zwist. Der Djuragan blieb sich gleich; höflich und gastfrei theilte er mir die Leckerbissen seines Mahles mit, fetten Kuchen, Datteln und den geliebten Mokkatrank. Die fanatischen Zeloten verbargen ihren Christenhass. Den 24. kamen wir vor Cheribon. Am Fusse des 9000 Fuss hohen Tjerimai liegt der freundliche Ort mit seiner betriebsamen Bevölkerung. Eine gute Wasserleitung führt Quellwasser bis zur See. Die schönen Wege, die stattliche Regentenwohnung, die ausgebreitete Cultur, die Alterthümer, besonders das sogenannte Wasserlabyrinth, machen einen günstigen Eindruck auf den Besucher. Leider zeigten sich auch schon jene Spuren des Verderbnisses, das, durch die Habsucht und den Wucher erzeugt, dieses Land zum Sitz einer Hungersnoth und so schrecklichen Elends gemacht hat, dass Menschen auf der Strasse todt hinfielen und Eltern ihre eignen Kinder um wenige Gulden verkauft haben zur Fristung des Lebens.

Ich wurde zu Cheribon gastfrei empfangen und setzte den 26. April meine Reise in einer Prauw, die ich gemiethet, weiter fort, obgleich man mir es wegen Unsicherheit der See, in welcher Seeräuber kreuzten, abgerathen hatte. Trotz der starken Bewegung in der Prauw segelte sie gut, und diese Nacht schlief ich, von einer rauschenden See gewiegt, unter dem tiefblauen, mit Sternen besäeten Himmel und war mit Tagesanbruch bei Tanjong Brebes und bald vor Tagal. So hatte ich 3 Wochen zu einer Reise nöthig gehabt, welche das Dampfschiff in 16 Stunden zurückzulegen pflegt. Man hielt mich auch für verloren, und ich überraschte meinen Collegen, den ich abzulösen gekommen war, nicht wenig. Er hatte Haus und Hof, Hab und Gut schon auf einer Versteigerung losgeschlagen, wesshalb ich in Ermangelung einer geschickten Wohnung den Kraton des Regenten von Pamalang miethete, in welchem Palaste ich mich gleichsam verlor. Nur zu bald empfand ich die Wahrheit: es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, und sehnte mich nach Geselligkeit. Diese kolossale Vorgallerie, die weiten Höfe, die geräumigen Stallungen, das dreifache Thor konnten mir wenig nützen. Eine ganze Hofhaltung pflegt hier Unterkommen zu finden, wesshalb ich bald in die Stadt zog, welche wir jetzt, so wie die ganze Residenz, etwas näher betrachten wollen.

Tagal, richtiger Tegal, bedeutet ein flacher Boden und ist bezeichnend für den Hauptplatz, nicht aber für die Landschaft der Residenz, welche nur längs dem Strande einen etwa vier Stunden breiten, ebenen Boden hat, im Innern des Landes südlich aber durch den mächtigen Slamat oder Gedé gebildet wird, welcher Riese nach beiden Seiten seine Arme ausstreckt und ein Gebirgsland darstellt, das durch seine Höhen und Tiefen, Flüsse, Waldbäche und Seeen im Verein mit einer üppigen Vegetation die herrlichsten Landschaften bildet.

Der Hauptplatz war düster und altmodisch gebaut, jedes Viertel, jedes Haus mit einer hohen Mauer umgeben, welche die feindlichen Ueberfälle von Seeräubern abhalten sollte. Erst bei meiner Ankunft fing man an, freier zu bauen und die alten Mauern niederzureissen. Ausgezeichnet ist der Ort durch seine schönen Alleen. Schon vom Strande an ziehen sich hohe Tamarindenbäume landeinwärts und setzen sich bis Banjaran, zwei Stunden landeinwärts, fort. Dieser Weg ist immer belebt mit Menschen, Karren und Lastthieren und gewährt besonders des Morgens merkwürdige Ansichten, indem dann die Einwohner aus ihren nahen Häusern in den Fluss steigen und dem Sonnengott ihre Ovation bringen, wobei auch das schöne Geschlecht ziemlich ungenirt zu Werke zu gehen pflegt.

(Das Tageslicht hat nämlich Einfluss auf die Excretion). An diesen Weg stossen die Post und die Kratons der zwei inländischen Grossen: des Regenten und seines Vaters, des Pangerang von Tagal, so wie die Moschee und eine Stunde landeinwärts der Friedhof mit dem Grabmal, unter welchem der Sultan Tegal Arum ruht, dem von den devoten Javanen noch heute gehuldigt wird, obgleich er ein feiger, grausamer Tyrann war.

So wie man ausser dem Orte ist, schweift das Auge über die üppigsten Pflanzungen von Reis und Zuckerrohr, und am Wege selbst drängt sich das herrlichste Grün von Bambus, Palmen und Fruchtbäumen. Ein Campong folgt dem andern, ein Bazar (Markt) dem andern, und erst in dem chinesischen Banjaran vor dem alten Residenzhaus erhält man eine weitere Aussicht. An den Postlootse steht hier ein Baum, dessen Aeste voll Kalongfledermäusen (Pteropus edulis) hängen, die sich nur ungern aus der trägen Ruhe oder aus der innigen Umarmung aufscheuchen lassen und dann ein misstönendes Geschrei erheben, etwa wie das von Spanferkel. Hat man den Obelisken an dem alten Kirchhof hinter sich, dann liegt der majestätische Riesenvulkan und das Gebirge, das sich terrassenförmig erhebt, vor dem entzückten Auge, und eine frischere Luft durchweht diese üppigen Fluren, auf welchen Menschen und Thiere in reger Bewegung sind. Hier sind Kuhe und Büffel in einem entährten Reisfeld auf der Weide, und auf den starken Thieren sitzen schwache Kinder oder zudringliche Vögel, welche dem Vieh das Ungeziefer vom breiten Rücken holen; dort pflügt der Javane mit einem Pfluge, wie ihn vor Jahrtausenden Römer und Griechen gehabt haben, das fette Erdreich, indem er eben so langsam und bedächtig, wie sein gehörntes Zweigespann, die Furche zieht, in welcher der kahlköpfige Reiher (Ciconia Marabu) gravitätisch einherschreitet und den Vorübergehenden, auf einem Bein sich wiegend, verächtlich anschaut. Dort schneiden Männer, Weiber und Kinder mit sonderbar gestalteten Messern (den Ani-Ani) die Reisähren von den Halmen, und das kleine Pikolpferd, welches die Garben nach Haus tragen soll, thut sich einstweilen an dem Getreidehaufen zu Gute, auf den der Eigner wie ein Nabob sieht, da er ihm Wochen, vielleicht Monate des Ueberflusses verheisst. Dort steht ein Fischer geduldig in einer Pfütze und angelt eine Grundel, welche ihm das Abendmahl würzen soll, das mit spanischem Pfeffer aus Reis besteht, den Fürst und Bettler geniesst.

Es liegt in dem javanischen Landleben etwas Idyllisches, das wir vergebens bei unsern nordischen Bauern suchen. Bald kommen wir an die Zuckerrohrpflanzungen,

wo Schaaren von Arbeitern das reife Rohr abhauen, auf Büffelkarren laden und nach der Fabrik bringen, aus deren hohem Schornstein dicker Rauch aufsteigt, und in deren Nähe ein zuckersüsser Tortengeruch sich verbreitet. Es ist der Mühe werth, hinein zu gehen und das Werk zu betrachten. Schon pflanzen die fleissigen Fröhner wieder junges Rohr und häufeln das aufkeimende; aber näher kommen wir dem Gebirge, und die flinken Pferde bringen uns bald nach Lebaksiu, dem ersten Rasthaus (Passangrahan) am Fuss des Gebirges.

Die Residenz.

Der Hauptplatz liegt auf 6° 54′ südlicher Breite und 109° 10′ 30″ östlicher Länge von Greenwich, ist regelmässig gebaut und hat rechtwinklige Strassen, die gut unterhalten, mit Tamarinden und Guazumabäumen bepflanzt sind. Das europäische Viertel steht um einen grossen Platz an der See, wo sich auch das Residentenhaus befindet, dem gegenüber das Fort, eine kleine Redoute, liegt, worin jetzt das Gefängniss und die Kaserne der Pradjurits (50 Mann javanische Landwehr) sich befindet. Vor dem Residentenhaus an der See stehen die Packhäuser, welche einen beträchtlichen Vorrath an Colonialproducten und Salz bergen können. Der Fluss ist an seiner Mündung nur kleinern Fahrzeugen zugänglich. Das Lossen und Laden der Schiffe war vormals sehr schwierig. Jetzt hat man einen Hafenkopf errichtet, nachdem mancher Pikol Zucker und Caffee, der auf den Schultern der Kulis durch die Brandung in die Ladboote geschleppt werden musste, nass geworden war. Der Boden an der See besteht aus Magneteisensand, der, in Folge der Auflösung basaltischer Laven und Trachyte durch die Flüsse abgespült, sich hier niedergeschlagen hat. Wo das Land noch sumpfig ist, zeigt sich ein fetter Thonboden, auf welchem Pluchea indica und Acanthus ilicifolius wachsen; wo einige Waldvegetation sich zeigt, besteht sie aus Cassia-, Acacia- und Ficusarten.

Die Residenz Tagal grenzt im Westen an Cheribon, im Süden an Banjumas, im Osten an Pekalongan, im Norden an die Javasee. Sie hat die Gestalt eines länglichen Vierecks. Der Slamat-Gedé liegt in der Mitte der südlichen Grenzlinie. Der Fluss Kebujutan und Losari scheidet sie westlich von Cheribon, der Fluss Layangan und Uludjami östlich von Pekalongan. Man gibt ihren Flächeninhalt zu 2000 □Palen an (12 Palen gehen auf eine Quadratmeile).

Man theilt das Land in drei Regentschaften: Brebes (das einen sumpfigen Ort bezeichnet) ist die westliche

Regentschaft, ungefähr 1000 □Palen gross, besteht aus den Districten Brebes, Losari, Bumiaju, Lebaksiu, Salem und Tanggungan. Der letzte District ist Eigenthum des Regenten, welches dem Raden Tomongong Pennata Yuda in der englischen Zwischenherrschaft zugestanden wurde. Zu Ende des Jahres 1846 hatten diese (6) Districte eine Bevölkerung von 97,556 Javanen, 700 Arabern, Bengalesen und Malajen, 500 Chinesen und 10 Europäern. Die Bevölkerung hatte 14,123 Büffel, 713 Rinder und 3794 Pferde.

Brebes liegt an dem Ufer des Pamali, welcher zur Zeit von Madjapahit und Padjadjaran die Grenze beider Reiche war und die Javanen von den Sundanesen schied; letztere standen und stehen noch heute auf einer niedrigeren Stufe der Cultur, als die Javanen. Der Platz ist von 2000 Javanen und 100 Chinesen bewohnt, und es führt eine hölzerne Brücke über den 300 Fuss breiten Fluss Pamali. Der Regent hat 24 Mann Pradjurits als Salvegarde.

Tagal, eine Regentschaft von 246 □Palen, hat in den Districten Tagal, Krangdon, Maribaja, Dukuwaringin, Pangka und Gantungan eine Bevölkerung von 145,598 Javanen, 1860 Arabern, Bengalesen und Malajen, 1579 Chinesen und 245 Europäern, und ist im Verhältniss ihres Umfanges die bevölkertste Regentschaft. Die Bevölkerung besass in 1846 46,965 Büffel, 1213 Rinder, 8775 Pferde. Die Regentschaft Pamalang besass in 1846 nur 15,376 Büffel, 164 Rinder, 1951 Pferde. Der Fruchtbarkeit des Bodens wird durch die Wasserleitungen von Bantarbollang, Djangkellok und Semaja nachgeholfen.

Pamalang, eine Regentschaft von 703 □Palen, besteht aus den Districten Pamalang, Tjomallor, Tjomalkidul, Mandiradja und Bongas, mit einer Bevölkerung von 75,440 Javanen, 949 Chinesen, 272 Arabern und Malajen und 18 Europäern. Bongas und Mandiradja sind am wenigsten bevölkert; die Regentschaft überhaupt fünf Mal weniger, als Tagal. Pamalang selbst hat ungefähr 4000 Javanen, 600 Chinesen, einige Hundert Araber und Malajen, besitzt einen schönen Kraton und Tamarindenalleen. Die ganze Residenz ist im Süden durch eine Gebirgskette begrenzt, deren höchster Punkt sich bis zu 10,600 Fuss, der übrige Kamm aber nur 2000 bis 6000 Fuss über die Meeresfläche erhebt. Man kann von diesem Gebirge auf den Wasserreichthum schliessen. Die vornehmsten Flüsse sind folgende:

Der Uludjami, welcher östlich die Grenze bildet, ist mehrere Meilen weit befahrbar.

Der Tjomal entspringt am nördlichen Abhang des Slamat bei Moga, 2000 Fuss über dem Meere, in dem District Mandiradja, läuft bis Randudonkal östlich; dann durch den District Bongas bis Karang-Assem und von hier durch

den District Tjomal nördlich bis zur See. Er nimmt die Bäche Polaga, Lumong, Suwakong, Sodong, Grangang, Pingang und Kroë auf. Bei Ueberströmungen richtet er grosse Verwüstung an und führt vielen Schlamm mit sich, und während er dann über 30 Fuss Wasser führt, kann er in der trocknen Jahreszeit so leicht passirt werden, dass man zu Tjomal an der Landstrasse nicht einmal eine Brücke besitzt. Ein Seil über den Fluss gespannt, an welchem man die Brieflade herüberziehen könnte, wäre bei Ueberströmung von grossem Nutzen, weil dann die Postverbindung unterbrochen wird. Man passirt ihn auf einer Sassak (Bambusflotte). Es halten sich viele Krokodile in dem Flusse auf. Er kann mit grossen Prauwen meilenweit befahren werden.

Der Walug entspringt bei Pakambarang in dem District Mandiradja und mündet bei der Dessa Luning.

Der Rambut entspringt bei Padukan und mündet bei Bodjongkellor.

Der Tjattjaban entspringt bei Djatinegara und fliesst in den F. Kulon, der bei Wanalaba westlich vom Slamat entspringt und bei Maribaja mündet.

Der Kali-Gung entspringt nordwestlich vom Slamat bei Bendong und mündet in dem District Krangdon. Ihm fliesst der Kali-Heran zu. Ein anderer Kali-Heran vereinigt sich mit dem Pamali, welcher in dem District Bomiaju entspringt und bei Sawadjadjar in die See mündet. Letzterer ist nur einige Meilen weit befahrbar.

Der Kabajutan entspringt aus dem Berge Kembang und fliesst bei Krakahan in See.

Der Losari ist der westliche Grenzfluss.

In dem Gebirge finden sich mehrere Seeen, wovon der Tjelibur an der Westseite des Slamat in dem Districte Bomiaju, Abth. Brebes, eine reiche Entenjagd gewährt.

Warme Quellen habe ich folgende bekannt gemacht:

Die Quelle von Bandarkawong, ein Schwefelwasser von 45° Reaumur, entspringt aus einem schieferigen Gestein und fliesst in einige Becken, welche als natürliche Badewannen in dem Gestein sich finden. Bis jetzt fliesst über die Quelle ein Bach, dessen Bette abgeleitet und der Schwefelbrunnen leicht zu einem Bade eingerichtet werden könnte.

Die Quelle des Kali-Gung bei dem Dorfe Rembul, 6 Palen von Bomidjawa. Diese warme Quelle ist eine der stärksten auf Java, deren Wasser noch einige Palen weit eine höhere Temperatur besitzt. Da die Javanen die Mühe, Wege zu bahnen, scheuen, so haben sie bis jetzt diese Quelle nicht bekannter werden lassen, zu der man nur in dem felsigten Bette des Baches gelangt.

Die Quelle von Simpar, 5 Palen über diesem Dorfe am nördlichen Abhang des Slamat, ein Schwefelwasser von hoher Temperatur. Der Weg zu ihr ist steil und schwierig.

Die Quelle von Assinan bei Randudonkal; etwa eine Stunde von diesem Platze führt der Weg über einen sanften Hügel, auf dessen Höhe das Wasser aus einem schlammigen Boden hervorsickert. Es hat 32° Reaumur und enthält Jod und Natron.

Im Umkreis einer so mächtigen Werkstätte, wie dieser Vulkan sie besitzt, müssen noch mehrere warme Quellen sich befinden, und gewiss ist nur die Abneigung der Javanen, solche bekannt zu machen, daran Schuld, dass sie bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden können. Beim Lichten der Wälder im Gebirge wird noch Manches zum Vorschein kommen.

Tagal selbst besitzt in seinen Cisternen nur schlechtes Wasser. Eine Wasserleitung, die den Ort mit Trinkwasser versorgt hätte, bestand zu meiner Zeit nicht. Das Wasser wurde durch Lastträger von Bandjaran hergeholt, und kaufte man den täglichen Bedarf für 10 Centen. Ob jetzt eine solche besteht, ist mir nicht bekannt, wäre jedenfalls leicht herzustellen.

Von mehreren Wasserfällen erwähne ich nur den von Randudonkal in dem District Mandiradja.

Der Slamat oder Gedé von Tagal ist nach dem Smiru (11,000 Fuss hoch) der höchste Berg auf Java, der so ziemlich in der Mitte des Landes liegt, das hier nicht breit ist. Die Bergkette, welche sich westlich und östlich von diesem Vulkan fortsetzt, ist theilweise von vulkanischer (Trachyt), theilweise von neptunischer (Kalk) Formation. Sie erreicht eine Höhe von 3000 bis 6000 Fuss. Die neptunische Formation ist durch die vulkanische Wirkung emporgehoben und zum Theil zersplittert, unzusammenhängend. Die erste Hügelkette, welche nördlich vom Slamat von Westen nach Osten zieht, ist eine neuere Kalkformation, welche sich jedoch nicht überall gleichmässig erhebt. An dem Wasserfall von Randudonkal ist die steile Felswand von dichter Lava basaltisch geformt, und die Säulen bilden ziemlich regelmässige Fünfecke, die manches Mal, ungeachtet ihrer ursprünglichen Härte, verwittern und Magneteisensand und eine fette Thonerde zurücklassen.

Die verschiedenen Conglomerate und trachytischen Laven übergehe ich und melde nur, dass man viele Felsklumpen findet, welche rund oder oval aus concentrischen Schalen bestehen. Berüchtigt ist die Höhlenspalte Batu-Bla, in welche der Sultan von Djukju missliebige Personen werfen liess, die auf diese Weise einen schrecklichen Tod fanden.

Bis zu einer Höhe von 8000 Fuss ist der Abhang des Berges bewachsen, und zwar in dieser Höhe noch von Araliacea, Thibaudia, Viburnum; höher hinauf sieht man nur vulkanische Asche, dunkelgraue Lavabrocken und verglaste Felsstücke.

Die Spitze des 10,600 Fuss hohen Slamat ist von geringem Umfang, hat den Krater in Westsüdwest, der schwer zugänglich ist und einen ungeheuern Mörser darstellt, aus dessen goldgelb glänzender Tiefe unaufhörlich unter Sausen und Zischen weisse Dämpfe aufsteigen und nur selten einen Blick in die gefährliche Tiefe gestatten; dennoch bemerkt man zuweilen den Boden und in demselben tiefere Löcher, aus welchen die weissen Dampfsäulen aufsteigen. Dieser Boden des Kraters ist ungefähr 500 Fuss unter seinem Rande. Auch der Slamat hat, wie andre Vulkane, auf einer Höhe von 8000 Fuss einen vorausspringenden Gipfel, welcher die frühere Höhe des Berges anzudeuten scheint, während er durch spätere Eruptionen sich noch um 2600 Fuss erhoben hat. Auf dem Gipfel findet man viele Steine, die eine gelbrothe Oberfläche haben, innerlich aber grauschwarz sind. Sie sind an der Oberfläche gleichsam verglast. Bis zu einer Höhe von 6000 Fuss trifft man Hochwald, in welchem die Bäume von den mannigfaltigsten Schmarotzergewächsen überdeckt sind. Besonders Moose und Farren sind zahlreich. Dann trifft man die Rhinocerospfade, und zwischen Thibaudias, Cyathea, Astronia und Podocarpus cupressifolia gelangt man zu einer niedrigeren Flora, den Hypericumarten; der Valeriana, Plantago, Ranunculus, Viola, Polygonum, Rubus, Equisetum, Sanicula und Swertia javanica; Laurineae, Styraceae zwischen einer Festucagrasart. Diese herrliche Vegetation, welche einen balsamischen Wohlgeruch verbreitet, wird von zahlreichen Insecten umschwärmt, bis höher hinauf das Gras die Ueberhand gewinnt. Dieses Gras (Hierochlea odorata) ist das Hauptnahrungsmittel der Rhinocerose, deren plumpe Tritte einen glatten Fusspfad bilden, auf dem man leicht ausgleitet. Hier stehen die Bäume (Agapetes vulg.) vereinzelt, und von hier an beginnt der kahle, starre, in Todesschweigen versunkene Gipfel des Vulkans emporzuragen. Auf dieser wüsten Höhe findet man in den Spalten nicht selten Eis. Der Slamat ist ein unaufhörlich rauchender Vulkan, dessen Dampfsäule man bei heiterm Himmel in grosser Entfernung wahrnimmt. Im Jahre 1847 war sie besonders stark, und beobachtete ich sie lange von der Südsee aus, wo auch der Merapi sich wirksamer zeigte, in Folge welcher erhöhten vulkanischen Thätigkeit ganz Mitteljava von bösartigen Fiebern heimgesucht wurde.

Nach ihrer Lage und Bodenbeschaffenheit hat die Re-

sidenz ein sehr verschiedenes Clima. Der Hauptplatz gilt als heiss und ungesund, was in so fern wahr ist, als sumpfige oder an Reisfeldern gelegene Stellen zu Fieber und Unterleibskrankheiten disponiren, und freie, zugige, welche dem Südwind: Angin-Kembang ausgesetzt sind, Rheumatismen und Catarrhe hervorrufen. In der Ebene ist der Thermometerstand Mittags zwischen 84 und 90° Fahrenheit; Mitternacht 76 bis 74° F. Im Gebirge ist die Temperatur viel niedriger, und schon auf einer Höhe von 3000 Fuss, wie zu Simpar, kann man des Morgens und Abends in der Wohnung Feuer ganz wohl ertragen. In dieser Höhe ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre bedeutend, Regen und Gewitter häufig; Fallwinde und Hosen sind nichts Seltenes.

Die Vegetation ist in dieser Landschaft reich und mannigfaltig, der Feldbau in blühendem Zustande; doch ist erst ein Fünftheil des Bodens cultivirt, das übrige ist noch Wald und zum Theil werthvoller Djattiwald, der jedoch durch den frühern Schlendrian und die Anlage vieler Fabriken sehr geschwunden ist. Die Hauptcultur besteht in Reis. Man hatte in 1846 bebautes Land 71,266 Bau (ein Bau = 500 □Ruthen). Reis wurde in diesem Jahr 1,026,999 Pikol (à 125 Pfund) producirt. Die Zuckerfabrikation ist bedeutend. In 1846 waren 3200 Bau mit Zuckerrohr bepflanzt. Man gewann in 1846 über 116,775 Pikol Zucker, und zwar in 7 Fabriken: Pangka, Kemanglin, Dukuwaringin, Djatibarang, Adiwarna, Tjomal und Bandardjawa. Die Herren Lucassen und Holmberg de Beckfeldt erhielten beinahe eine halbe Million Gulden Vorschuss auf 4 Fabriken und führten zuerst den Apparat von De Rosne et Cailein; später wurde auch zu Bandardjawa die Dampfzuckerfabrikation eingeführt, wodurch man mehr Zucker gewann, als durch die frühere Bearbeitungsweise in Kesseln an offnen Feuern. Obgleich der Zucker beinahe raffinirt ist, so scheint er doch mehr von Feuchtigkeit zu leiden, als der rohe Zucker, und die europäischen Raffinateure missen an ihm den Syrup, welchen die Moskowade zu liefern pflegt.

Die Caffeecultur lieferte in 1846 von 11,325,460 Caffeesträuchen 28,489,71 Pikol Caffee. Der Pflanzer erhält 8 Gulden für den Pikol; dem Gouvernemente kostet bis zum Stapelorte der Pikol 12 Gulden.

Die Theecultur auf 232 Bau mit 1,038,600 Theesträuchen lieferte in 1846 70,637 amsterdamsche Pfunde.

Die Tabakscultur war unbedeutend, nur 260 Bau. Die Residenz führte aus: Caffee, Thee, Zucker, Pfeffer, Gambir, Katjang, Benzoë, Tabak, Cigarren, Zwiebeln, Reis, Rottan, Arak, Wein, Genever, Seife, Oel, Butter, Wachs,

Dinding, Eier, Vogelnester, Blei, Eisen, Leinwand, wovon jedoch die meisten Artikel eingeführt werden.

Im Jahre 1846 betrugen die Eingangszölle 74,750 Gulden, die Ausgangszölle 59,204 Gulden. Die Einkünfte waren überhaupt: Landrente 546,323 Gulden, Bazarpacht 85,920 Gulden, andere Pacht 28,560 Gulden, Verpfändung 3673 Gulden, Grundmiethe 2512 Gulden, Salzmonopol 174,391 Gulden, Stempel 4520 Gulden, Folgerecht 132 Gulden, Ueberschreibung 545 Gulden, Sclaventaxe 127 Gulden, Pferdetaxe 1906 Gulden, Auctionsrecht 863 Gulden, Posteinkünfte 8172 Gulden, Landverkauf 2564 Gulden, Kopfgeld für Bedienten 321 Gulden, Confiscationen 280 Gulden.

An der Spitze der inländischen Bevölkerung stehen die Regenten, welche einen Monatsgehalt von 800 bis 1000 Gulden geniessen, aber noch nebenbei doppelt, ja drei Mal so viel Einkünfte haben. Der alte Pangerang war mit 1000 Gulden monatlich pensionirt und hatte das Glück, zwei seiner Söhne als Regenten angestellt zu sehen. Die Tagalschen Regenten machen viel Aufwand und sind geschliffene Leute, die in ihrer Art ausgezeichnet genannt werden können. In frühern Zeiten, als das Cultursystem von van den Bosch noch nicht eingeführt war und der Resident im dolce far niente zu Bandjaran wohnte, führten sie ein sardanapalisches Leben; Frass, Völlerei und Unzucht waren an der Tagesordnung. Noch heute tragen die Tagaler die Spuren der Sittenverderbniss an sich, und ein Javane ohne Nase gehörte früher nicht zu den Seltenheiten. Auch die Blattern wütheten oft, und Lepra und Ausschläge waren besonders in den Dörfern an dem Seestrande einheimisch. Von der frühern Ueppigkeit erhielt sich noch lange die Anmassung, dass selbst die Familien von Subalternbeamten nicht anders als vierspännig auszufahren pflegten. Man kann von solchem Luxus auf ihre Redlichkeit schliessen. —

Die Fauna ist die Java's im Allgemeinen. Von jagdbaren Thieren findet man noch die grössern Quadrupeden: Rhinocerose, Banting (bos sundaicus), Hirsche, Rehe, Wildschweine, Tiger, wilde Hunde, Affen (hylobates, semnopithecus und cercopithecus). Auch das räthselhafte Kenthos, ein büffelartiges Thier von der Grösse einer Katze, das sehr wüthend und tapfer sein soll, soll in den tiefen Wäldern vorhanden sein; vielleicht eine Antilope. — Wilde Pfauen, Hühner, Schnepfen, Pelikane und Kormorane, Enten, Eisvögel und Reiherarten; grosse Schlangen und Krokodile; vortreffliche Fische, Mollusken und Crustaceen; aber auch lästige Insecten, zahllose Ameisen, Termiten, Blutegel, Eingeweidewürmer. Die Viehzucht wäre grosser Verbesserung fähig und besonders in dem Gebirgslande, wo man weite

Grasfluren trifft, zu betreiben. Die Sterblichkeit unter dem Rindvieh und den Pferden hängt oft von climatischen Verhältnissen, oft von erhöhter vulkanischer Thätigkeit ab, wodurch schädliche Bestandtheile aus der Luft auf das Futter sich niederschlagen, welches Krankheiten erzeugt.

Gleichwie der Slamat den Magnet anzieht und auf seinem Gipfel die Magnetnadel durch den eisenhaltigen Trachyt nach dem Berge hinweist, so zog er auch mich zu sich hin, und wünschte ich, dass bald das Innere dieser schönen Landschaft sich vor mir aufschliessen möchte. Die Inspection der Vaccine bot Gelegenheit hierzu. Der Secretär und Magistrat D. C. v. L. lud mich ein, mit ihm die Reise zu machen, was ich um so lieber annahm, als eine gute Gesellschaft den Genuss der grossen Naturschönheiten erhöhen musste. Die Wege sind in vortrefflichem Zustande, und ausser dem grossen Postweg zieht sich ein Weg über Lebaksiu und Bomijava nach Adjibarang und Banjumas; einer über Gantungan und Purbolingo nach Banjumas. Die zwei letztern wollten wir einschlagen. Der Regent hatte uns eine Ehrenwache zu Pferde mitgegeben, welche in ihrer rothen Uniform sich mit den beflaggten Lanzen nicht übel ausnahm; freilich durfte man ihr, wie dem Pfau, nicht auf die Füsse sehen, denn die Hose war schmutzig und zerlumpt, und die grosse Zehe des nackten Fusses hielt den Steigbügel fest. Das Sattelzeug der Pferde war dem entsprechend. In den Reisewagen gepackt, flogen wir pfeilschnell den Weg von Bandjaran entlang, und zu Dukuwringin erhob sich der Weg allmälig bis Lebaksiu, das wir gegen Abend erreichten. Javanische Landschaften bieten eine glückliche Abwechslung von Feld und Wald, der in der Ebene aus Fruchtbäumen besteht, unter welchen die Dörfer versteckt liegen. Die Landschaft hat einen Reiz, den die Schilderkunst nicht wiederzugeben vermag.

Der Demang von Lebaksiu hatte uns an der Grenze seines Districts ebenfalls mit einem berittenen Gefolge empfangen, und bei dem Passangrahan sahen wir die niederländische Flagge wehen, ertönte der Gamelang und war der Ort mit grünen Triumphbögen geschmückt. In der Vorhalle stand eine gedeckte Tafel mit Früchten, Confect und Thee, und eine zahlreiche Dienerschaft war unsrer Winke gewärtig. Selbst die Rongging erschienen und begannen den feierlich langweiligen Lobgesang und javanischen Tanz.

Der Passangrahan, welcher einige hundert Fuss über der Oberfläche der See liegt, ist ein Rasthaus mit herrlicher Aussicht und einem milden Clima, ohne drückende Hitze; ein schnellfliessender Bach bietet ein erfrischendes Bad, von dem wir sogleich Gebrauch machten, wobei uns

stets zwei Lanzen- und ein Schirmträger begleiteten, ja diese Ehrenwache folgte uns sogar bis an den Locus tertius. Abends wiederholte ich das Baden, und während die Ehrenwache vor der Thür Posto fasste, tauchte ich vergnügt unter und plätscherte nach Herzenslust in den hellströmenden Fluthen, bis ich aus den Kieseln zwei glänzende Augen auf mich gerichtet sah. Sie gehörten einem riesigen Frosche, der wie ein junger Hund auf einem Kiesel sass, und dem ich auf gut Glück einen Stein zuschleuderte, der ihn leider traf und tödtete; ich sage leider! denn hätte ich den guten Frosch näher gekannt, so würde ich es gewiss nicht gethan haben. Die Javanen, selbst der Widono, verehrten ihn mit grosser Pietät als den Schutzgeist des Ortes, und ungerne sah ich mich als den Thäter eines Sacrilegiums an diesem friedlichen Orte. So hatte reine Jagdlust auf Banka mich zum Schusse auf ein Krokodil getrieben, das der muhamedanische Häuptling als den Schirmherrn seiner Familie verehrte, und es hätte nicht viel gefehlt, dass er mich dafür ermordet hätte.

Nach einer vortrefflichen Tafel, welche des Regenten Koch zubereitet, war es mittlerweile Nacht geworden, der ganze Passangrahan wurde erleuchtet, selbst im Vorhofe brannten Fackeln. Sechs Rongging erschienen und führten die gewöhnlichen Tänze auf; die Arien, welche sie dazu sangen, konnte ich nicht verstehen, wohl aber die feurigen Blicke einer 15jährigen Galathea, welche hinter dem Schweif der ältlichen Primadonna hertanzte und Bewegungen ausführte, die selbst ein steinernes Buddhabild hätten erregen müssen. Glücklich schlug mein Reisegefährte vor, in das Freie zu sitzen, wo wir unter dem prachtvoll gestirnten Himmel in der summenden, leuchtenden und schwirrenden Schöpfung uns allmälig abkühlten und in jene Seelenruhe versanken, welche diese ganze Schöpfung athmet. Der Gamelang mit seinen harmonischen, sanften Melodien beförderte den Schlaf, welchen wir auf dem luftigen Lager suchten und trotz der Wanzen in dem Himmelbette, welche überall den javanischen Möbeln zu folgen pflegen, gefunden haben.

Nach einem frischen Bade, vortrefflichem Frühstück und vollbrachten Berufsgeschäften begaben wir uns auf den Weg nach Margasahari in einen Djattiwald zur Pfauenjagd. Wie es häufig zu geschehen pflegt, brachten wir nichts heim, als einen gesegneten Appetit, welcher in diesem warmen Lande immer willkommen ist, und nach dem Essen wurde Siesta gehalten. Abends dieselbe Erholung wie gestern. Den dritten Tag brachen wir nach Bomijava auf und ritten Anfangs durch einen Caffeegarten unter Dadapbäumen, deren rothe Blüthen uns freundlich zulachten,

während die weissen Blüthen des Caffeewaldes die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. Auf hohen Kedawongbäumen wiegten sich muntere Pfauen, deren prächtiger Schweif goldgrün in der Morgensonne glänzte; in rascher Jägerhitze stürzte ich ihnen entgegen, aber das dichte Glagarohr war ein unüberwindliches Hinderniss, und der dicke Hasenschrot riss zwar den Flaum von ihrem Federpelze, erlegte sie aber nicht. Wir verfolgten den Weg aufwärts durch Caffeegärten, Wald und amphitheatralisch angelegte Reisfelder. Nach einer Stunde wurde unter einem Dache, wo Erfrischungen aufgestellt waren, Halt gemacht, und liessen wir das Gefolge und die Pferde ein wenig rasten. Jetzt ging es eine steile Anhöhe hinauf, welche unsre grossen Pferde nur mit Mühe und keuchend erreichten, während die kleinen javanischen Pferde mit ihren Reitern wie Katzen hinaufkletterten. Der Javane bleibt mitleidlos auf dem kleinen Thiere sitzen und lässt es die härtesten Strapatzen, selbst wenn es schwer trächtig ist, durchmachen. Gewöhnlich jagen die Pferde eine Anhöhe im Galopp hinauf, gehen aber langsam und bedächtig einen Abhang hinunter, ja rutschen an jähen Stellen auf den Hinterfüssen. Wir stiegen oft aus Mitleid mit den armen Thieren ab. Wenn der lange Zug von Vorreitern, Lanzenträgern mit den lebhaften holländischen Wimpeln, Lastträgern mit dem Palankin, worin die Gemahlin des Magistrats sass, durch die verschiedenen Krümmungen des Wegs an Bergabhängen und Thalschluchten sichtbar wurde, erinnerte er lebhaft an eine Cavalcade aus dem Mittelalter; überhaupt trifft man in dem javanischen Leben noch Vieles aus der Ritterzeit, und bei grossen Festen dürfen die Turniere nicht fehlen, deren Beschreibung wir später folgen lassen wollen. Je höher wir stiegen, desto reiner wurde die Luft, desto schweigsamer die majestätische Natur, und neue, herrliche Pflanzenformen lachten uns entgegen. Die Kokospalmen verschwinden, auch die Arengpalmen werden seltner, häufiger dagegen die prächtigen Baumfaren, die herrlichen Orchideen, und in den Thälern, wo rauschende Bergströme über Felsenblöcke stürzen, erheben sich die Bäume des schweigenden Urwaldes zu erstaunlicher Höhe. Die Feuchtigkeit in dem Waldesdunkel begünstigt das Emporschiessen der kerzengeraden Stämme, deren dichte Laubkrone kaum durch den Sonnenstrahl durchdrungen wird. Am Saume des Waldes erblicken wir vielfach verschlungene Lianen und dichtes Unterholz, das zuletzt von einem Haag von Rubusarten, Ranunkeln, Orchideen und den mannigfaltigsten Blüthengewächsen eingefasst wird. Dann folgen die terrassenweise angelegten Reisfelder, die unter Wasser gesetzt sind, welches sich von Terrasse zu Terrasse

in Cascaden herabstürzt, und das rauschend die Stille der Landschaft unterbricht.

An den Stationen trafen wir stets Erfrischungen und liessen uns den süssen Palmwein des Areng trefflich munden. Endlich öffnete sich ein weites Hochthal und erblickten wir auf einer Anhöhe den Passangrahan und die wehende Flagge. Dieser Passangrahan liegt sehr malerisch, und wäre er nicht von Bambus, sondern von solideren Stoffen erbaut, könnte er wohl mit einer Ritterburg verglichen werden. Nachdem wir eingeritten und uns umgekleidet, ging ich in das Bad, das hier wohl mannstief ist. Ich sprang mit gleichen Füssen hinein, aber eben so schnell wieder heraus, denn das Wasser war schneidend kalt. Auch Abends bebten wir in dem luftigen Passangrahan vor Frost und konnten ungeachtet doppelter Decken kaum schlafen. Bereits um 4 Uhr Morgens schlüpften wir in die Kleider und verliessen Bomijava bei Fackelschein. Das grelle Licht und einige voraustrabende Stuten machten meinen Goldfuchs, einen grossen Kadugaul, wild, er steigerte wiehernd empor. Kaum konnte ich ihn bändigen und zum Stehen bringen, wo ich denn wahrnahm, dass ich mich an dem Rande eines mehrere hundert Fuss tiefen jähen Abgrundes befand. Ich stieg ab und in die Thalschlucht, durch welche ein brausender Waldstrom über Lavablöcke stürzte, und an dessen Ufer ein Hochwald uns in sein heiliges Dunkel aufnahm. Die riesigen, cederschlanken Stämme, das ringsum herrschende Schweigen wirkte mächtig auf uns, und lautlos verfolgten wir den Weg. Endlich gelangten wir in einen Caffeegarten und sahen wieder fröhliche Landschaften. Mit Tagesanbruch wurde die Jagd auf Pfauen, Waldhühner (gallus furcatus), Rehe und Schweine ergiebig, und hier und da entdeckten wir auch Spuren des Tigers. Mittags näherten wir uns Simpar, wo die Theeanlagen und eine Fabrik für grünen und schwarzen Thee sich befinden. Sobald man sich einem Passangrahan nähert, setzen die Pferde von selbst sich in Galopp, und will eins dem andern vorausrennen. So geschah es auch uns; die Vorreiter wollten nicht zurückbleiben und flogen pfeilschnell voraus. Der ganze Cavallerieschwarm gerieth durcheinander, die Pferde wurden wild, und die Reiter rollten sammt den javanischen Sätteln, von welchen es zu verwundern ist, — nicht dass die Reiter auf ihnen, sondern dass sie auf dem Pferde sitzen bleiben — unsanft zu Boden, wobei glücklicher Weise Keiner mit Lanze oder Dolch sich beschädigt hat.

Persische Rosen und Kembang sepatu (hibiscus rosa sinensis), so wie Melattiblumen dufteten in einem niedlichen Garten uns ihre Wohlgerüche entgegen, und mehrere Erd-

beerbeete standen in voller Pracht der weissen Blüthen und rothen Früchte. Der Aufseher der Theegärten, Schwager des Residenten von Tagal, empfing uns freundlich und zeigte uns zuvorkommend die ganze Einrichtung der Thee-Plantagen. Die Theegärten nehmen sich, von der Ferne gesehen, wie junge Weinberge aus, in der Nähe sieht man aber die nach der Reihe gepflanzten, symmetrisch geordneten Büsche, deren dunkelgrünes Laub nicht unangenehm gegen das hellere Grün der Wälder absticht. Die Gärten werden sorgfältig unterhalten, und der Javane hat auch bei dieser Cultur grosse Anstelligkeit bewiesen, obgleich er sie nicht liebt. Man bereitete hier fünf Theesorten, von denen der Josjesthee der feinste, der schwarze der billigste war.

Durch die freundliche Sorge des Regenten war unsre Tafel wieder vortrefflich besetzt. Die beliebtesten Getränke, wie Madeira, Rheinwein, Medoc, Champagner und englisches Bier, ja sogar Baron de Fayol waren in Ueberfluss vorhanden, das Essen vortrefflich zubereitet. Nach der Mahlzeit jagten wir in den Theegärten und schossen zwei junge Schweine, die der Koch nur ungerne am Spiesse briet, ja er hat nachher alle Teller, auf welchen dies Gericht servirt wurde, aus orthodoxem Abscheu gegen Schweinefleisch zerschlagen und zerbrochen.

Des Mittags wurde von 2 bis 4 Uhr Siësta gehalten. Abends inspicirte ich die vaccinirten Kinder und fand den Zustand der Vaccine ziemlich befriedigend. Die Bevölkerung in dem Gebirge ist nicht so sehr durch Krankheiten verunstaltet, wie am Seestrande; Krätze und Lepra sind seltner, aber die Syphilis wird leider durch Vagabunden eingeschleppt, und da die Rongging sich Jedem preisgeben, der sie honorirt, von diesen auf den Landmann übertragen. Es ist zu beklagen, dass bis jetzt noch keine durchgreifenderen Massregeln zur Ausrottung dieses Uebels genommen sind. In einer Abhandlung über den Zustand der Geburtshülfe unter den Bewohnern der Sundainseln habe ich mich hierüber, so wie über die Mittel, dem Uebel zu begegnen, ausführlich ausgesprochen. Erst als der Eigennutz in das Spiel kam, hat man diese Thatsache näher ins Auge gefasst. Man berücksichtigt nämlich hier den gemeinen Mann gleichsam als Nummer, die einen gewissen Platz ausfüllt und so und so viel leisten soll. Nun hat man aber die Erfahrung gemacht, dass eine fehlerfreie Nummer, d. h. ein Mensch mit gesunden Gliedmassen und mit vollständiger Nase mehr leisten kann, als einer ohne Nase oder ein durch Lepra verstümmelter, durch Syphilis entnervter, untauglicher. Von diesem Gesichtspunkte aufgefasst, wird selbst eine engherzige Verwaltung das Loos ihrer

Untergebenen beherzigen und es zu verbessern suchen. Auch die Blattern haben oft grosse Verwüstungen angerichtet, und im Jahre 1846 wurden geimpft von 311,818 Einwohnern 13,204 Kinder, und zwar 995 ohne Erfolg, die übrigen mit Erfolg.

Abends sassen wir um ein prasselndes Feuer, welches in einer eisernen Theepfanne angezündet und unterhalten wurde. Die Rongging tanzten bei matter Beleuchtung, die Districtshäuptlinge sassen vor uns auf Matten und thaten sich an dem Arak zu Gute, welcher ihnen ausgetheilt wurde, erhoben sich auch wohl begeistert und tanzten mit der Rongging um die Wette. Die Tagaler sind grosse Virtuosen im Schnapstrinken, und während in andern Residenzen die Eingeborenen vor den Spirituosis einen Abscheu haben, sich wenigstens zieren und mit Widerstreben einen Trunk sich aufnöthigen lassen, trinken die Tagaler Spirituosa aus vollen Humpen, werden selbst zudringlich, um sich solche zu verschaffen. Wegen dieser Eigenschaft versammelt der Regent oft seine Untergebenen bei Saufgelagen, und nach dem Grundsatz: in vino veritas, hängt er ihnen einen Haarbeutel an und öffnet damit ihre innerste Herzensfalte. (Auf den Mangel an Abstinenz gründet sich also hier der Einfluss der geheimen Polizei — man sucht den Menschen den Mund zu öffnen, während man ihn bei uns den Kannegiessern zu stopfen sucht. — Das Spionirsystem ist übrigens in diesem Lande sehr ausgebildet, und die geheimen Agenten der Polizei drängen sich bis in die Wohnung der Einwohner.) Was mich wunderte, war das Quantum, welches diese Virtuosen zu sich nahmen, ohne betrunken zu werden.

Zu Simpar kann man mitten auf den Tag im Freien sich bewegen, ohne den lästigen Einfluss der Sonne zu empfinden, wie er sich im Flachlande geltend macht. Man nahm früher an, zu Tagal finden sich keine Alterthümer; man hat jedoch zu Simpar und Moga einige Bildwerke in Stein gefunden; die Hindukolonisten werden dieses trefflich gelegene Hochland wohl benützt und bewohnt haben, da sie sich bei Vorzug im Hochlande zu festigen pflegten, und dieses als die zweite Terrasse von der Ebene aus betrachtet werden muss, welches bei ausnehmender Fruchtbarkeit noch ein mildes Clima besitzt. Die Tagalebene ist neuern Ursprungs und bildet sich noch täglich Land. Der noch nicht ausgesüsste, siltrige Boden am Strande ist in den ersten Jahren des Anbaus gewöhnlich von Landrente frei und pflegt erst mit Djarak (ricinus communis) angepflanzt zu werden. Viele Stellen eigneten sich zur Anlage von Salzpfannen, in welche man Seewasser leitet, das an der Sonne verdunstet und in den flachen

Gruben das Salz zurücklässt. Auf diese Weise bereiteten sich die Einwohner in früheren Zeiten ihren Salzbedarf selbst; seit aber die Holländer das Land in Besitz genommen haben, ist das Salz für ein (Regal-) Monopol erklärt und die Gewinnung desselben dem Einwohner untersagt. Wo die Eingebornen in diesem Archipel noch selbst Salz bereiten, ziehen sie es dem Gouvernementssalz vor. Der Pikol kostet jetzt 8 Gulden, und das Amt eines Salzpackhausmeisters soll sehr einträglich sein. Man beschaut diese wie in Judäa die Zöllner. Ein Uebelstand ist es, dass die Bewohner des Binnenlandes nach den weit entfernten Stapelplätzen gehen müssen, um sich ihren Salzbedarf zu kaufen; da solches in grösseren Quantitäten hin und wieder durch die Reicheren geschieht, so muss der gemeine Mann um einen erhöhten Preis seinen Bedarf von diesen kaufen.

Nach einigen Tagen Aufenthalt brachen wir von Simpar auf und begaben uns nach Moga, wo ein bequem eingerichteter Passangrahan und die Luft milder ist. Das hier angelegte Bad zeichnet sich durch sein krystallhelles Wasser aus. Wir besuchten es fleissig, und es war komisch zu sehen, wenn der Magistrat, ein langer Mann, in dem Wasser stand, indem dann seine Füsse verkürzt und er wie ein Zwerg erschien. Zu Moga veranstalteten die Districtshäuptlinge uns zu Ehren Fechterspiele. Einige hundert Javanen erschienen in gelben Hosen mit übrigens nacktem Körper und fochten mit Stöcken auf den Hieb, wobei sie sich auf die Beine zu schlagen suchten. Die Grosshänse oder Brâni verzogen während des Kampfes die Gesichter zu abscheulichen Fratzen, etwa so, wie die Bilder des Siwa an den alten Tempelthüren mit aufgesperrten Augen, weiten Naslöchern und herabhängender Zunge. Man denke sich die ohnedies nicht schönen Javanen mit ihrem scheusslich-blutrothen Sirimunde und den schwarzen Betelzähnen, den Kopf vorrückend und hin und her drehend, ohne den Hals merkbar zu bewegen, und man wird sich eine Idee von diesen Gladiatoren machen können. Sie zeigten viel Geschicklichkeit, und der Sieger ward durch lauten Zuruf begrüsst. Wir wollten die Javanen auch mit einander ringen lassen, konnten aber nur einige Knaben dazu bewegen, indem die Javanen nicht gerne am Körper sich berühren oder gar umschlingen lassen. Auch wurden diese Knaben bald maliciös und machten aus dem Scheinkampf einen wirklichen Streit. Hier schloss der Controleur S. sich an uns und erheiterte die Abende durch Gesang und Guitarrespiel. Morgens wurde gejagt.

Der Weg führte uns jetzt nach Randudonkal; wir besuchten einige Wasserleitungen und ritten über den Abhang eines Berges auf einem Damme, von dem wir bei-

nahe senkrecht in ein mehrere hundert Fuss tiefes Thal hinabblickten. Um nicht schwindlig zu werden, blieb uns keine andre Wahl, als in gestrecktem Galopp darüber hinzusprengen. Die Wasserleitungen versorgen 6000 Bau Reisland mit dem nöthigen Wasser und sind ein Werk der Javanen dieses Districtes. So wie der Weg in die Tiefe führte, machte sich auch die Wärme der Luft mehr und mehr wieder fühlbar. Zu Mandiradja sind furchtbar heftige Gewitter nicht selten. Mit einem solchen kamen wir nach Randudonkal, wo ein schöner steinerner Passangrahan sich befindet. Das Wasser ist hier nicht mehr so frisch, wie im Gebirge. Sehenswerth ist der Wasserfall am Fusse des Slamat, der hier in einer Schlucht eine Felswand bildet aus basaltisch gespaltener Lava, über welche sich ein Waldstrom 40 Fuss tief in ein Becken herabstürzt, das von herrlichen Tambrafischen belebt ist. Diese Fische sollen dem den Tod bringen, der sie kostet, und auf dieses Mährchen hin werden sie von den gläubigen Javanen respectirt, während die Häuptlinge sich dieselben wohl schmecken lassen. Auch wir hatten zwei Fuss lange Tambra auf der Tafel, deren Fleisch vortrefflich, aber voll feiner Gräthen ist. Als wir die Felsenstufen in die Schlucht hinabstiegen, bot sich uns ein imposanter Anblick dar. Der Wasserfall stürzte donnernd von der überhängenden Felswand in die Tiefe, und das Dickicht schloss mit cederschlanken Stämmen die Scene ein. Ueber die Aeste eines Baumes schwang sich eine Riesenschlange von enormer Grösse; sie war die erste, welche ich in solcher natürlichen Behendigkeit sah. Sie verschwand in dem Waldesdunkel. Der Wasserfall hat, wie die meisten dieser Gegend, das Eigne, dass die Felsschicht an dem Fusse der Felswand hohl ist, so dass man unter und hinter den Wasserfall gelangen kann.

Zu Randudonkal hat die Landschaft schon wieder einen Tropencharakter, die Palmen erscheinen zahlreich und der Reisbau ist allgemein. Von den vielen Kapokbäumen hat Randudonkal seinen Namen. Etliche Palen von hier auf dem Wege nach Pamalang findet man auf einem Hügel die oben erwähnte Salzquelle. Durch das Rindvieh, welches dieses Wasser gerne leckte, wurde man aufmerksam auf sie. Das Wasser ist jedoch nicht in Menge vorhanden, sondern sickert nur aus einem moderigen Boden. Der Controleur liess das Bassin mit Steinen auslegen, und ich empfahl zum Gebrauche für Kranke ein Dach und eine Bambuswand, damit das Wasser nicht mehr durch das Vieh verunreinigt würde. Es enthält viel Jod und Natron und ist lauwarm (40° R.) Der Weg führt jetzt durch schöne Djattiwälder, und hier und da erblickt man ein reizendes

Thal, in der Ferne den sonderbar gestalteten Gunong-Gadja (Elephantenberg), die grüne Ebene und die blaue See, in welcher sich der Horizont begrenzt. Die Regentschaft Pamalang kann noch Tausenden Unterhalt verschaffen, und die neuangelegten Wasserleitungen werden die Reisproduction vermehren. Herrliche Triften liegen noch unbenutzt und erwarten nur die arbeitsame Hand des Colonisten, um hundertfältige Früchte zu tragen. Der Tjomal durchströmt den grössten Theil dieses Landes und ist für die Ausfuhr der Producte sehr geschickt, indem er auf eine grosse Strecke selbst mit grösseren Prauwen befahren werden kann. Ausser zwei Zuckerfabriken ist bis jetzt nur ein Caffeeland in Händen eines Particuliers. Die Caffee-Plantagen der Regierung sind in gutem Zustande. Der Caffee wird auf die westindische Weise zubereitet. Die Theecultur hat man wieder aufgegeben und die Gärten zu Moga zuletzt nur noch zur Gewinnung der Samen benutzt. Bei zunehmender Bevölkerung wird man aber noch mannigfaltige Producte erzielen können. Auch die Viehzucht wäre mehr anzumuthigen. Büffel und Ochsen sehen hier fetter und besser aus, als zu Tagal.

Der Regent von Pamalang war uns bis Randudonkal entgegengekommen. Von hier zogen wir in einer grossen Cavalcade bis an den Grenzdistrict von Pamalang, wo der Wagen des Regenten unsrer wartete und das Sechsgespann uns schneller vom Platze brachte. Nachdem wir zu Pamalang Mittag gehalten und uns durch ein Bad erfrischt hatten, fuhren wir auf dem grossen Postweg nach Tagal zurück. Eine ähnliche Reise habe ich nach der westlichen Abtheilung der Residenz gemacht und überall die gesegnetsten Fluren, die herrlichsten Landschaften, die pittoreskesten Gebirgsansichten getroffen; durch die wohlwollende Fürsorge des Residenten wurde ich überall auf die ehrenvollste und zuvorkommendste Weise von den Districtshäuptlingen empfangen. Ohne die Empfehlung durch die Autorität ist es schwer, ja beinahe unmöglich, auf Java zu reisen. Mit dieser wird man überall gut aufgenommen und auf das Prompteste bedient.

Eine angenehme Erinnerung ist für mich der Aufenthalt in den Passangrahan des Gebirges. Dort sass ich oft in der Vorhalle unter dem prachtvoll gestirnten Himmel und überliess mich den freundlichen Phantasiegebilden bei der eintönigen Harmonie der Gamelangmusik, bei der man so lieblich wachend träumen kann, und die uns so sanft in den Schlaf wiegt. Mit Tagesanbruch weckte mich dann das Krähen der Waldhähne; die Pfauen liessen ihr Geschrei ertönen und lockten zur Jagd. Büffel und Rinder zogen unter dem Geläute ihrer hölzernen Glocken aus den Kraals



auf die Stoppelfelder. Wer sich so recht in das indische Leben hineinlebt, fühlt sich bald heimisch in diesem schönen Lande und wird die Sehnsucht begreiflich, welche den erfasst, der nach längerem Aufenthalte in Indien nach Europa zurückgekehrt ist.

Der festliche Empfang einiger hohen Beamten, besonders des edlen Generalgouverneurs P. Merkus, bot Gelegenheit, die Javanen in ihrem Gallacostüm zu sehen. So sehr auch junge Regenten europäischen Dandys und Fashionablen nachzuahmen suchen, indem sie sich möglichst modisch kleiden, erscheinen sie doch bei dieser Gelegenheit in einem höchst sonderbaren Costüm; keine reichgestickten Oberkleider, mit Gold und Diamanten besetzt, sondern das lange schwarze Haar ist aufgelöst oder in einen Zopf geflochten, über den Nacken hängend, der Oberkörper ist nackt, sie tragen einen Sogansarong und haben blos Pantoffel an den Füssen. Der Dolch ist überdeckt und nur eine Cerevis- (Gulo-) Mütze mit dem grossen Diamanten zeigt etwas Kostbares. Diese amtliche Tracht soll ein Zeichen der Unterwürfigkeit und Demuth sein, und gewiss hat die Regierung sie nach altem Herkommen beibehalten. Auf ähnliche Weise erscheinen sie bei Turnieren; nur ist dann der nackte Oberkörper mit Boreh gelb gefärbt. Gelb ist nämlich die Farbe der Schönheit und der Macht. Auf einem Turniere, welchem ich zu Pekalongan beiwohnte, erschienen die Regenten auf prächtig gezäumten Rossen. Das des Regenten von Batang war ganz in Pfauenfedern gekleidet; an dem Gebiss und an dem Sattel waren goldene Zierrathen, welche Flügel vorstellten. Der Schwanz und die Mähne des tandakenden Rosses waren schwarz mit einem weissen Streifen; selbst die Hufen waren verziert. Die Regenten liessen sich durch ihre Leibknappen die lange Lanze reichen, ritten in die Schranken und machten vor dem Setingil, wo der Resident und die haute volée als Zuschauer sassen, ihre (sembah) Verbeugung und ritten dann auf einander los. Es blieb aber nur bei einem Schlag auf die Lanzen. Ihnen folgten in Masse die berittenen Demangs und Mantris, die schon ernsthafter auf einander losstachen, und hinter diesen der Hanswurst, verkehrt auf einem Pferde sitzend und mit einem Rechen gegen drei Waldteufel sich wehrend. Die Turniere sind ächt indischen Ursprungs und machen es wahrscheinlich, dass man den Anfang des Ritterthums nicht bei Karl dem Grossen oder bei Heinrich dem Finkler zu suchen hat. Die Europäer wurden durch die Araber und diese durch die Indier mit dem Ritterwesen bekannt. Selbst in China und Japan findet man schon in frühen Zeiten Spuren davon. Es ist merkwürdig, dass das geflügelte Ross in der javanischen Mytho-

logie ebenfalls wie Pegasus figurirt. Sitten und Gebräuche, Kleidung und Waffen sind bei den Indiern seit Jahrtausenden dieselben geblieben. Darum versetzt man sich bei ihren Festen so leicht in das Alterthum und in das Mittelalter. Die Eingebornen sind sehr für ihre alten Gebräuche und Gewohnheiten (adat) eingenommen. Gleich wie auf unsern Burgen die Sitten der Altvordern gepflegt wurden, so ist auch in den Kratons der Grossen Cultur und Bildung der altjavanischen Zeit bewahrt geblieben und der Islam nur als Appendix hinzugekommen, der sie wohl modificiren, aber nicht verdrängen konnte. Darum kann der Geschichtsforscher in diesen Kratons noch Vieles sammeln, was auf die Geschichte, die Religion und die Sitten der alten Javanen Bezug hat. Hier werden Manuscripte aufbewahrt und Sagen erzählt, hier werden die Ceremonien bei öffentlichen Festen bestimmt, ja die goldnen Ohr-, Hals-, Arm- und Brustzierrathe werden von hier an ärmere Brautleute für das Hochzeitsfest ausgeliehen, und diese Zierrathen haben dieselbe Form, wie jene an den alten Steinbildern, welche man bei den Tempeln trifft. Der Kraton des Regenten von Tagal ist weit und grossartig gebaut. Die äussern Gemächer sind reinlich; in das Innere darf man freilich nicht gehen. Meine Stellung als Arzt führte mich aber in die innersten Gemächer, und ich kann nicht sagen, dass die Reinlichkeit dort lobenswerth wäre. Wenn auch bei Krankheiten von Familiengliedern ein europäischer Arzt gerufen wird, so gebraucht man doch neben seinen Vorschriften noch eine Menge Hausmittelchen und wendet Sympathie, ja wohl gar Zauberei an. Denn der Aberglaube klebt selbst an den im Lande geborenen Europäern. Hat man doch hier, als es lange nicht regnete, eine mit Blumen bekränzte Katze in feierlicher Procession einhergetragen und im Bache gebadet, zur Hervorbringung von Regen.

Der europäische Einfluss übt übrigens schon auf Wohnung, Kleidung und Nahrung eine zunehmende Macht aus. Der Regent von Tagal hält eine gute Tafel und besetzt sie mit dem Besten, was die Residenz liefert. Ausgezeichnet sind die Ikan Gurami, welche Fische in besondern Weihern gehalten werden. Sie sind die besten Süsswasserfische und werden unsern Forellen gleich geachtet und gut bezahlt. Auf den Tafeln der inländischen Häuptlinge trifft man das beste Fleisch, das seltenste Gemüse, die feinsten Früchte. Der Regent von Brebes hält zwar auch eine gute Tafel, wohnt aber in einem unreinlichen Hause. Der alte Pangerang von Tagal wohnte dagegen in einem niedlichen Hause, und in der Pondoppo (Vorgallerie) hingen eine Menge rothe und vergoldete Käfige, worin Waldhähne und Turteltauben aufbewahrt wurden, deren Stimmen die unsrer Nachtigal-

len vertraten. Nach der Modulation der Töne, welche diese Thiere von sich geben, werden sie theuer bezahlt, obgleich ihre Farbe sie nicht von den gewöhnlichen unterscheidet.

Ausser dem Beamtenpersonal wohnen wenige Europäer auf dem Hauptplatze, wohl aber in dem Lande, und je nach dem Charakter des Residenten ist das Leben mehr oder weniger angenehm, wenn dieser nämlich die Freuden der Geselligkeit begünstigt oder meidet. Die mestizische Bevölkerung hat sich in jüngster Zeit ansehnlich vermehrt, und es besteht nicht allein eine Schule für die Kinder, man sprach auch davon, für die Erwachsenen eine Kirche zu bauen, indem die durchreisenden Geistlichen früher genöthigt waren, in der Vorgallerie irgend eines Hauses Gottesdienst zu halten. Seit der Bischof zu Batavia angekommen ist, scheint die Sache des Glaubens Propaganda zu machen, während früher in dieser Hinsicht viel Indifferenz wahrgenommen wurde. Doch ist die protestantische Gemeinde stärker, als die katholische — und herrschte derzeit unter den Christen Verträglichkeit. Es bestand auf dem Platze eine Societät, in der die höhern Klassen der Gesellschaft sich zusammenfanden; auch bei den häuslichen Festen sah man gewöhnlich den ganzen Flor von Tagal versammelt. Bei den chinesischen Festen geht es sehr geräuschvoll zu und dann zeigen diese Speculanten, was sie aufzuwenden vermögen. Die Contractanten und Zuckerfabrikanten können sich gegenseitig das Leben verschönern, so ferne sie nur Harmonie unter einander erhalten. Aus Eifersucht war solches in der ersten Zeit nicht der Fall. Nur die Freundschaft macht das Leben schön, ohne sie ist auch das Paradies eine Wüste. Gewiss wird bei zunehmender Cultur und Civilisation man in dieser so reichen Residenz auch Anstalten erstehen lassen, die der Verschönerung und Veredlung des Lebens gewidmet sind. Als eine der nothwendigsten Einrichtungen, welche überhaupt auf Java bis jetzt noch selten ist, wäre eine gute Wasserleitung und durch diese die Errichtung von öffentlichen Bädern und Springbrunnen, wie sie der Orientale liebt, zu wünschen. Bis jetzt hat man aber die reichen Einnahmen aus dem Lande geschleppt und sich nicht die Mühe genommen, für das Land zu thun, was selbst die Muhamedaner für Indien gethan haben. Ferner kann die Beleuchtung vervollkommnet werden. Jetzt, wo man selbst aus Wasser brennbares Gas bereiten gelernt hat, wird dadurch in Zukunft eine nicht geringe Veränderung in der Beleuchtung stattfinden. Man hat auf Java wenig gepflasterte Wege, dennoch wäre es zu wünschen, dass in den Städten für die Pfade der Fussgänger Holzpflasterung eingeführt würde. Selbst für Wagen müssten Schienenwege vortheil-

haft sein. In den Wäldern dieser Inseln ist Holz genug dazu vorhanden, und wenn man die reichen Kohlenlager für Brennmaterial ausbeutet, bleibt selbst auf Java nutzbares Holz genug übrig, um auch grossartige Schienenwege anlegen zu können. Die Regierung hat in neuester Zeit ihre Aufmerksamkeit auf die Waldungen gerichtet und lässt sie durch geschickte Forstbeamte in einen Zustand bringen, wie man ihn erwarten darf. Jedem Chinesen, der als zeitweiliger Marktpächter das Privilegium hatte, die armen Javanen auszusaugen, stand es frei, unter dem Vorwande, Holz für die Marktschuppen zu fällen, die schönsten Djatibäume umzuhauen, welche er nicht für die Marktschuppen, denn diese bestanden aus fragilem Bambus, sondern für eignen Gebrauch, ja selbst für einen einträglichen Handel verwendete. Wenige Beamte waren aufrichtig und strenge genug, diesem Unfug energisch entgegenzutreten. Die Djatiwälder wachsen langsam und bedürfen einer geregelten Pflege, wenn man brauchbare Stämme daraus ziehen will. Der Djatibaum wächst eben so langsam, wie unsere Eiche, liefert aber auch ein dauerhaftes Holz.

Bereits im Anfange dieses Werkes habe ich einige Bemerkungen über das Postwesen auf Java mitgetheilt. Es könnte hier noch Einiges über die Landstrassen eine Stelle finden. Die grosse Poststrasse, welche ganz Java durchzieht, ist, wie bekannt, unter Daendels durch Fröhner zu Stande gekommen. Noch heute muss die Bevölkerung eines jeden Districtes Strassen desselben nicht nur anlegen, sondern auch unterhalten. Während der trocknen Jahreszeit ist dieses nicht schwer, weil keine stark belasteten Frachtwagen sie passiren, in der Regenzeit werden aber manche Strassen fast bodenlos, das Rindvieh, besonders der Büffel, verdirbt die Strassen mehr, als das Pferd. Der Pedattie (Karren mit zwei aus einer Scheibe verfertigten Rädern) ist grösstentheils abgeschafft. Die Brücken werden durch die häufigen Ueberströmungen (Banjir) oft eingerissen und fortgeführt, selbst dann, wenn die Pfeiler von Backstein erbaut sind. Hochangelegte, hängende Brücken sind desshalb zu empfehlen. Durch Anlage von Eisenbahnen könnte viel Zugvieh zur Cultur des Bodens benützt werden. Die reichen Kohlenlager, welche man in einigen Residenzen Java's entdeckt hat, bieten nicht nur einen Ueberfluss von Brandstoff für Dampfwagen, sondern auch für Fabriken. Der Constructiewinkel, das Bajersche Etablissement und die Münze zu Surabaja sollten, statt mit Menschenhänden, mit Maschinen arbeiten. Die Thätigkeit der Menschen könnte mit um so mehr Kraft und Energie andern Industriezweigen sich zuwenden. So liefern z. B. mehrere Pflanzen dieser Inseln einen Stoff, aus welchem

man das feinste seidenartige Gewebe verfertigen könnte. Bei der Verbrennung anderer Pflanzen liesse sich eine Menge Potasche gewinnen, durch Destillation anderer kostbare ätherische Oele. Auch das Mineralreich bietet noch viele bis jetzt unbenützte Schätze dar. Man darf dem Lande nur die Freiheit wünschen, damit sich jene Kraft und Energie entwickeln kann, welche in den vereinigten Staaten so Grosses hervorbringt.

Reise nach Pekalongan.

Im Jahre 1845 wurde ich als Civilgenesherr der Residenz Pekalongan angestellt und begab mich den 23. März an Bord des Marful, eines arabischen Schiffes, welches früher die Kriegsbrigg: der Hai gewesen war. Der Tag der Abreise ist stets voll Sorgen und Unruhe in Indien, weil man seine ganze Einrichtung mit sich führen muss. So machte mir das Einschiffen von Pferd und Wagen viele Mühe, welche noch vermehrt wurde durch die lästigen Formalitäten an der Douane. Der Bediente hatte die Hauptsache, nämlich Pferdefutter, vergessen, wesshalb ich noch ein Mal nach der Stadt musste. Es war Ostersonntag und konnte ich in der Stadt keines finden, wesshalb ich in einem Miethwagen nach Weltevreden fuhr, einige solche Miethwagen mit Gras belud und ganz erschöpft von ausgestandener Hitze und Anstrengung Abends um 8 Uhr an Bord zurückkehrte. An andern Orten kann man zu jeder Zeit gepresstes Gras bekommen, zu Batavia nicht. Hat man hier das Unglück, auf einen Sonntag abreisen zu müssen, so erhält man nicht allein keine Kaufwaaren, weil alle Läden geschlossen sind, man kann auch keine Geschäfte abmachen, ja nicht einmal seine Schulden bezahlen, weil die Herren auf den Bureaux bereits den Samstag zum Ruhetag qualificirt haben und auf diesen weder Scheine noch Quittungen ausstellen, als ob man an diesem Tage nicht existire. —

Das Schiff war so überfüllt, dass man gar keine Rücksicht darauf genommen hatte, wo ein Passagier sein müdes Haupt niederlegen sollte. Selbst auf dem Verdecke konnte man keine zwei Schritte thun. Desshalb liess ich eine Matratze auf die Kappe der grossen Fensterlucke ausbreiten und schlief unter offnem Himmel. Erst bei einfallendem Regen zog ich die nächste Decke über mich. Mit Sonnenaufgang zupfte mich mein Goldfuchs, der neben mir stand, welchen ich mit einem Stücke Zuckerrohr zufrieden

stellte. Der Schlaf stellte sich aber nicht wieder ein, weil ein unerträgliches Jucken über meinen ganzen Körper sich fühlbar machte. Ich erhob mich daher und nahm jetzt erst wahr, dass ich mitten in einem Knäuel von Arabern lag, deren Schwarzwildpret über mein weisses Fleisch hergefallen war. Mit Schrecken entdeckte ich eine Menge jener Thiere, welchen bei uns nur auf Russen- und Kindsköpfen wohl zu sein pflegt. Glücklicher Weise verliessen sie mich aber wieder vollständig; nicht so ihre ursprünglichen Kostgeber, die Araber, welche über und über noch mit der Krätze behaftet sich zeigten. Weil wir bereits unter Segel waren, konnte ich unmöglich aus dieser Umgebung mich entfernen, der die gepriesene Gastfreundschaft dieser Orientalen noch eine Plage mehr beifügte. Nachdem die Kinder Ismaëls nämlich mit Wasser aus einem Theekessel ihre Füsse gereinigt, die üblichen Waschungen verrichtet und dem Tuwan Allah für den gesunden Schlaf gedankt hatten, holten sie mit ihren schmutzigen Händen aus irdnen Töpfen ihren Proviant und wollten auch mir allerlei Speisen aufdringen, besonders ein Gericht, das aus Weizenmehl, Butter und Fett bestand. Natürlich dankte ich und begnügte mich mit dem Frühstück, welches mein Bedienter zubereitet. Mit offnen Mäulern starrten mich die Araber an, wobei sie die dicken Krätzpusteln wüthig sich rieben. Sie konnten gar nicht begreifen, dass ihr Ausschlag mich geniere, und schoben ihn auf Rechnung der Fischkost, da doch ihre Unreinlichkeit Schuld daran ist. Sie thaten manche Fragen über Europa, wobei ich bemerken konnte, dass der Sultan von Rum in einem guten Geruche steht. Gleichwie der Deutsche noch eine gewisse Vorliebe für den Kaiser von Oesterreich hat, so diese Söhne Muhameds einen angebornen Ehrbied vor dem Beherrscher von Konstantinopel, als dem rechtmässigen Oberherrn des moslemitischen Reiches.

Wir rückten nur langsam vorwärts. Der Ostwind, so ungewöhnlich in dieser Jahreszeit, war uns beständig entgegen. Den 25. passirten wir Tandjong-Sedary, den 26. Pamanukan; den 27. kamen wir vor Indramaju, wo eine Regenbui uns zurücktrieb. Wir gingen desshalb vor Anker und sahen bald mehrere Prauw majang (Ladboote) auf uns zurudern, welche unter dem Convoi von zwei Kreuzbooten Jagd auf die Seeräuber machten, die erst vor wenigen Tagen an dieser Küste einen frechen Raub ausgeführt hatten. Die Armirung dieser Prauw majang war folgende: Es befanden sich zehn beinahe nackte Javanen darin als Ruderer; einige Donnerbüchsen, deren Zündloch zum Schutz gegen die Nässe mit alten Lappen verbunden war, bildeten die ganze Bewaffnung. Ein Felleisen von Baumrinde barg

den Mundvorrath; Alles war durchnässt, und das ganze Geschwader sah aus, als wenn es bei dem ersten Anblick von Seeräubern Reissaus nehmen müsste. Und doch hat ein solches Fahrzeug eine Räuberprauw überwältigt und sechs Leichen im Triumph nach Cheribon gebracht.

Den 28. ging der Grasvorrath aus, indem auf eine so lange Reise nicht gerechnet war. Den 29. kamen wir vor die Bai, den 30. lagen wir bei Regen und Windstille unter einer Katjangmatte und kamen erst nach Sonnenuntergang vor Anker. Den 31. ging ich ans Land. Die Stadt Cheribon war mit grünen Ehrenpforten und Flaggen geschmückt, und zwar zu Ehren des Generals von Gagern, welcher eine Rundreise über Java machte. Auch hier steckte man über die muthmassliche Sendung des Generals die Köpfe zusammen und fand es unpassend, dass der König statt eines knappen Nederlanders einen Moffen geschickt habe, ja die Klügsten wollten wissen, der König habe den deutschen General geschickt, um ein Pflaster auf seine an der Sucht leidende Börse zu legen; man machte schlechte Witze und erzählte unter andern, der König habe in der Wahl geschwankt und, als ihm die Generale Nepveu (ein Niederländer) und Gagern (ein Deutscher) vorgestellt worden seien, gefragt: Wer von den Herren will also nach Java? Sie? (zu Nepveu), worauf dieser geantwortet: Je ne veux; und Sie? (zu Gagern), worauf dieser: Gar gern erwidert haben soll. —

Die festliche Zierde von Cheribon stand übrigens in schreiendem Contrast mit dem Elend und der Hungersnoth, welche hier wüthete, und die dem herrschenden Ausbeutungssystem zuzuschreiben war.

Cheribon hat eine herrliche Lage am Fusse des 9000 Fuss über das Meer sich erhebenden Tjerimai, eines noch wirksamen Vulkanes, der seine Activität durch häufige Erdstösse kund gibt. Der volkreiche Ort ist der Sitz der alten Sultane, deren Wasserschloss ich dieses Mal besuchte; es ist in dem bizarren chinesischen Styl erbaut, grottenförmig, und in dem Zimmer, in welchem der Sultan der Ruhe pflegte, steht noch ein Bett, das, anstatt mit Bettvorhängen, mit einem Wasserfalle versehen ist, der von allen Seiten über die Oeffnungen des Gemaches stürzt und diesen Ort der Liebe und der Lust kühl und angenehm macht. Den kunstreichen Erbauer soll der Fürst auf ächt sultanische Weise belohnt haben. Damit er kein zweites Bauwunder der Art ausführe, liess er ihm nämlich die Augen ausstechen. —

Die Bewohner dieser Residenz sind ein schöner Schlag Menschen, und zwar Sundanesen, während an der Grenze zwischen Cheribon und Tagal Javanen wohnen. Jetzt konnte

man für drei Gulden Kinder bekommen, welche die Eltern selbst verkaufen wollten, ja man erzählte sich, ein Dessabewohner habe seine Kinder im Walde ausgesetzt, damit sie von dem Tiger gefressen würden, weil er nichts mehr für sie zu essen hatte, — und das konnte in einem Lande geschehen, welches das fruchtbarste Paradies auf Erden ist — wo aber leider! jeder Fruchtbaum gezählt und besteuert wird. — Die reichen Holländer haben gut sich aufblähen und wegen ihrer ruhigen Bürgertugenden mit Verachtung auf ihre unruhigen Nachbarn herabsehen; — diese Ruhe ist die des Geldsackes, den schreiender Wucher gefüllt hat. — Die so gastfrei und zuvorkommend empfangenen fremden Gesandten sehen Java nur im Festgewande und merken die groben Missbräuche nicht, worunter die Bevölkerung gebückt geht. Immerhin kann ihnen die Verwaltung die unentgeldliche Benützung der Postpferde und des bewimpelten Ehrengeleites zugestehen; wer sollte dem fremden Gaste das Elend enthüllen, welches über dem Lande liegt? —

Den General von Gagern sprach ich, als er eben bei der Inspection der Djajangsekars (einem Corps bengalesischer Reiter) beschäftigt war. Feste folgten auf Feste, wo ich Gelegenheit hatte, den Flor von Cheribon versammelt zu sehen.

Den 6. April gingen wir wieder unter Segel. Das Dampfschiff Koningin der Nederlanden nahm auf der Rhede einen Transport von 100 Mann javanischer Recruten ein. Die Reise war jetzt angenehmer, weil ein Theil der Ladung gelöscht war und die Araber uns verlassen hatten. Zu Tagal ging ich ans Land und kam den 9. nach Pekalongan, dessen Name von den grossen Fledermäusen: Kalong (pteropus edulis) herrühren soll. —

Pekalongan.

Der Hauptplatz dieser Residenz liegt an der Nordküste von Java auf 6° 55′ südlicher Breite und 100° 40′ östlicher Länge von Greenwich an dem Flusse gleichen Namens, welcher bei seinem Ursprung in dem Prahugebirge von der Höhe Telogondro herabkommt, den Kali-Mangon aufnimmt, der aus dem District Wonosobo kommt und von der Dessa Parut bis Marietja unter dem Namen Kali-Kupang und von dem District Massin bis zur Mündung unter dem Namen Pekalongan bekannt ist.

[illegible]lich bildet der Fluss Uludjamie die Grenze zwi-

schen dieser und der Residenz von Tagal; südlich scheidet die Tagaldjengkette dieselbe von der Residenz Banjumas und Baglen, östlich der Fluss Kutu von Samarang und nördlich wird die Küste von der Javasee bespült.

Die Tagaldjengkette zieht sich von dem 10,630 Fuss hohen Slamat von Tagal in drei Höhenzügen bis zum Gunongprahu, welcher sich beinahe 8000 Fuss über die Meeresfläche erhebt. In der Mitte steigt der Rogodjambangan beinahe bis zu 7000 Fuss und der Gunonggerlang erhebt sich 6500 Fuss, über dessen Rücken der Weg nach Bator und der berühmten Hochebene des Djeng führt.

Das Gebirge streicht von Nordwest nach Südost, ist im Westen am niedrigsten, im Osten am höchsten, so dass es im westlichen Theile der Residenz vier bis fünf Stunden weit von der See zurücktritt, wo eine breite Ebene sich hinzieht, welche nach der See zu selbst morastig ist, während östlich der Gunongprahu seine divergirenden Joche bis zur See sendet, so dass auch die Küste hier zum Theil aus Hochland besteht.

Man hat bis jetzt die fortdauernde Bildung von Land noch nicht gehörig gewürdigt. Der Grund, warum die meisten brahmanischen Tempel und Ruinen Java's auf Höhen und im Innern des Landes vorkommen, scheint mir zum Theil darin zu liegen, dass zur Zeit des Tempelbaues das flache Küstenland von Mittel-Java noch gar nicht gebildet war und dass die See bei der Ankunft der ersten Einwanderer aus dem Festlande Ostindiens die Vorhügelkette des Gebirges noch unmittelbar bespülte; diese Vorhügelkette selbst erhob sich aus der Tiefe der See, wie der auf ihrem Rücken befindliche Korallenkalk beweist, durch die Kraft des unterirdischen Feuers, welches dem Tagaldjenggebirge sein Dasein gegeben hat, denn dieses besteht durchgehend aus (Trachyt) vulkanischen Bildungen. An dem Wasserfall bei Randudonkal im District Mandiradja (Regentschaft Pamalang, Residenz Tagal) und an dem Wasserfall bei Suba tritt die basaltische Structur des Gebirges deutlich hervor; darüber sind verschiedene Laven gelagert und höher findet man nur trachytische Laven in verschiedenen Nüancen. Das Vorland zeigt überall Domit (verwitterten Trachyt), und das Vorkommen von Korallenkalk in den Hügeln von Simbang und Suba ist von derselben Bedeutung, als in einigen Gegenden der Residenz Tagal und Cheribon. Die vulkanische Thonerde findet sich häufig als Gestein in kleineren oder grösseren concentrischen Kugelschichten. Sie enthält viel Titaneisen, welches durch den Regen oft ziemlich rein ausgespült wird, so dass der Magnet es stark anzieht. Der Eisengehalt gibt bei der Verwitterung dem Domit auch die rothe Farbe. Die

Säuren, welche hier und da bleichend gewirkt haben, machen den Boden dieser Residenz an verschiedenen Stellen weniger geschickt zur Cultur zuckerhaltiger Pflanzen, und so sind verschiedene Früchte: Ananas, Mangka von minderer Güte, als in den östlichen Landschaften; selbst das Zuckerrohr enthält qualitativ weniger Zucker an einigen Stellen, auf welchen Umstand man bei der Anlage von Zuckerfabriken nicht gehörig geachtet hat. Sonst zeigt der Boden eine grosse Mannigfaltigkeit in der Vegetation, und während die Ebene in dem herrlichsten Schmuck der schönen Tropengewächse prangt, wachsen auf den wolkenumgürteten Höhen der Tagaldjengkette sogar Alpenpflanzen.

Diese Höhen sind vorzügliche Wasserbehälter, aus denen zahlreiche Adern entströmen und an die Landschaft das immergrüne Gallakleid und die grosse Fruchtbarkeit geben. Die Hauptflüsse sind folgende:

Der Kali-Kutu entspringt aus dem Gunongprahu, bildet die Grenze gegen Samarang in dem District Kendal, ergiesst sich bei Maradaun in See und ist drei Stunden weit befahrbar.

Der Kali-Orang entspringt vom Berg Butak, theilt sich in zwei Arme, den Banjaputi und Ketieran im District Suba, und kann nur eine Stunde weit bis zur Stelle Roban befahren werden.

Der Kali-Roban hat gleichen Ursprung, theilt sich in die Arme Tienap und Tuso und ist bis zur Dessa-Denasarin befahrbar.

Der Kali-Batang kommt ebendaher, fliesst durch die Districte Sidayu und Batang, heisst in dem ersten Loyahan und in dem zweiten Sambong und strömt unter obigem Namen in See.

Der Kali-Pekalongan kann über zwei Stunden weit bis nach Massin befahren werden, nämlich mit kleineren Prauwen.

Der Kali-Pabean kommt aus dem Godek, vereinigt sich bei der Dessa-Kranjeh mit einem Arm des Uludjami und ist zwei Stunden landeinwärts befahrbar, ebenfalls nur mit kleinen Kähnen.

Der Uludjami kommt mit fünf Quellen aus den Bergen Marong, Perkutu, Telogoindro, Ingeragon und Surat in dem alten District Wonosobo, etwa 14 Stunden von dem Meere entfernt. Bei dem Kampong-Tenga vereinigen sie sich, theilen sich in zwei Arme, vereinigen sich wieder bis Kranjeh, wo der eine mit dem Pabean sich verbindet, der andere bei der Dessa-Lego unter dem Namen Menjangan den Paingan aufnimmt und als Kali-Seragi bis Uludjami läuft, von wo er sich unter dem letzten Namen in die See ergiesst.

Der Kali-Paingan kommt von dem Sumping und Taweng aus dem District Bandar, verbindet sich bei Bangiesa und mündet bei Lego in den Kali-Seragie.

Die Küste ist flach und hat keine Einschnitte, also auch keine Hafen; die Schiffe liegen offen auf der Rhede; Untiefen haben sie nicht zu fürchten; nur bei Labuan läuft ein Korallenriff in See. Die morastigen Strecken bei Pand-jang, Kenting, Boyomatti und Bebel, bei Moara-lawas, Sampang-tiga und Depok sind mit Nipa bewachsen, deren Blätter zum Decken der javanischen Wohnungen sehr gesucht sind, wesshalb diese Moräste verpachtet werden und einen guten Gewinn liefern.

Man hat hier gegen 12000 Junken Sawafelder (worauf Wasser strömen kann) und 500 Junken Tegalfelder (welche trocken bebaut werden). In der Regentschaft Batang sind noch ausgebreitete Wälder. In der Regentschaft Pekalongan die zu Grudo, Tanalun, Heger, Ageng, Lolong und Padata, welche aber zusehends abnehmen und sonst viel Waru-, Sempu- und Surenholz lieferten. Die ersten dagegen liefern das gesuchte Djattiholz (von tectonia grandis).

Durch die Nähe des Gebirges, den Reichthum der Flüsse und der übrig gebliebenen Wälder ist die Temperatur sehr modificirt; denn während zu Pekalongan der Thermometer täglich im Schatten bis zu 88°, ja manchmal 90° Fahrenheit klimmt, steigt er auf dem Gipfel des Prahu selten über 50° Fahrenheit; ja auf dieser Höhe trifft man in den Monaten Juni und Juli Reif. Wie sehr diese Temperatur auf den Charakter der Vegetation influenciren muss, ist leicht zu begreifen. Darum baut man bis zu 200 Fuss Zuckerrohr, nämlich für den europäischen Markt, weit höher cultivirt ihn der Eingeborne, bis zu 600 Fuss Indigo, bis zu 3000′ Reis, und so weit geht auch die Kokospalme. Hier, wo die Arengpalme beginnt, endigen die Caffeegärten. Die Theeplantagen aber erheben sich bis zu 5000 Fuss, also schon über die Wolken, und auf diesen kalten Höhen findet man ausser den einheimischen Gewächsen: Kartoffeln, Kohl, Tabak und andere europäische Culturpflanzen in üppigem Wachsthum.

Die Fauna nimmt in eben dem Verhältnisse ab, in welchem der Mensch sich ausbreitet. Niedere Thiere, Vögel und Fledermäuse ausgenommen, lassen sich wenig andere jagdbare Thiere sehen, es seien denn die grossen Fledermäuse (pteropus edulis), welche zu Tausenden an alten Bäumen hängen, und Schweine, welche in dem Zuckerrohr sich verbergen können. Je mehr die Cultur zunimmt, desto tiefer zieht sich die Fauna in die Wildniss zurück, und der königliche Tiger, das Rhinoceros, der wilde Ochse werden

aus dieser Landschaft bald nur noch in Museen repräsentirt werden. Nur in den Wäldern von Suba und Gringsing findet man noch den wilden Hund, die Viverren, die grossen Eichhörner, die Otter, Hirsche und Rehe und jenen räthselhaften kleinen Ochsen, der vielleicht mit dem Bos zebu identisch, aber nach der Aussage der Javanen nicht grösser, als ein Hund ist. Er soll vollkommen einem Büffel gleichen und ein muthiges Thier sein: oder ist es vielleicht eine Antilope? —

Als Beweis, wie ergiebig hier in frühern Zeiten die Jagd war, diene folgende Jagdscene, welche den 14. November 1829 stattfand. In dem Berichte davon heisst es:

„Den 14. November begaben wir uns auf Einladung des Regenten Pangerang von Batang (jetzt pensionirt) auf den Weg nach Gringsing, an die östliche Grenze dieser Residenz, wo wir übernachteten und den folgenden Tag nach dem Jagdplatz gingen, welcher nur ein Pal (eine englische Meile) südlich von dem grossen Postweg sich befindet.

„Die Gegend ist hier ganz wild und unbewohnt. Dichte Wälder, welche sich nordwärts 8 bis 9 Palen bis an die See ausbreiten, scheinen diesen ganzen Landstrich ausschliesslich zum Wohnplatz von Hochwild bestimmt zu haben, worauf die Jagd unternommen werden sollte.

„Eine grosse Strecke Landes war umzäunt worden, und glücklich waren bereits 3 Rhinocerose und 8 wilde Kühe (bos sundaicus), worunter 6 Stiere, eine Kuh und ein junger Stier sich befanden, auf diesem abgeschlossenen Terrain zusammengetrieben; schnell hatte man den Platz mit einem 3 bis 4 Fuss tiefen und breiten Graben umringt, um die Rhinocerose zu verhindern, die Umzäunung durchzubrechen; bekanntlich lässt sich das Rhinoceros, gegen dessen Kraft beinahe nichts aushält, durch einen Graben aufhalten. Von Abstand zu Abstand waren an der Umzäunung kleine Bambushütten 8 bis 10 Fuss von dem Boden errichtet, worin sich die Jäger vertheilten. An der Südseite der Umzäunung befanden sich Tausende von Zuschauern, welche aus den abgelegensten Dörfern zusammengeströmt waren, um das Schauspiel und den Vortheil dieser Jagd zu geniessen. Freiwillig hatten Hunderte von Javanen zur Verstärkung der Umzäunung und zum Auswerfen des Grabens mitgearbeitet, wofür sie sich auch einen Antheil von der ansehnlichen Beute versprachen. Die Chinesen vorall stellten einen hohen Preis auf das Horn, das Blut und die Haut des Rhinoceros, und es ist merkwürdig, dass bei diesem Volke und den Javanen dem Rhinoceroshorn dieselbe Eigenschaft zugeschrieben wird, welche in alten Zeiten in Europa demselben beigelegt wurde. Sie behaupten nämlich, dass das Horn durch gewisse Merk-

male das Gift zu erkennen gebe. Das Rhinocerosblut hält man auch in schweren, innerlichen Gebrechen für nützlich. Die Haut, das Fleisch und die Zähne, kurz Alles, was zum Rhinoceros gehört, wird als Heilmittel und Gegengift durch die Javanen und Chinesen hochgeschätzt. Das Fleisch der wilden Ochsen ist für den Javanen eine ebenfalls sehr gesuchte Speise. Jeder wirkte also von seiner Seite mit, um sich des Wildes zu versichern. Auf die höchsten Bäume des abgeschlossenen Terrains waren Jäger postirt und Javanen, welche das in dem Gebüsch verborgene Wild durch Hineinwerfen von Feuer aufjagen mussten.

„Sobald wir uns auf die angewiesenen Plätze begeben hatten, hörte man bereits das entsetzliche Gebrüll des Rhinoceros, welches in der Nähe unsres Sitzes durch einen kleinen Wald vor unserm Auge verborgen war, aber durch das Gejauchze der Menge und durch das Abschiessen von Feuerwerken schnell aus seinem Verstecke hervorkam. Das Rhinoceros näherte sich uns langsam, und ich läugne nicht, dass auf den ersten Anblick meine Furcht sehr erregt wurde und ich mit Misstrauen mein Auge auf den kleinen Graben fallen liess, welcher unser schwaches Bambusgestell von dem fürchterlichen Gegner schied. Doch liessen wir das Rhinoceros nahe kommen, und nicht bevor wir dasselbe gut unterm Schuss hatten, wurden unsre Gewehre auf dasselbe losgebrannt. Dies brachte das jetzt wüthende Unthier zum Weichen, während es eine Wunde am Hals empfangen hatte und die übrigen Schüsse in den Kopf gefallen waren. Wir hatten unsre Kugeln halb mit Zinn gemengt, so dass dieselben auf diesen kleinen Abstand gut durchgedrungen waren.

„Man sagt, das Rhinoceros sei allein an dem Bauche, den Augen oder in der Gegend der Ohren verwundbar. Ich habe jedoch vorn in dem Kopf zwei mit Zinn gehärtete Kugeln tief eingedrungen gefunden. Auf der Haut des Körpers waren verschiedene Kugeln abgeprallt, welche durch kaum einen halben Zoll tiefe Löcher erkennbar waren.

„Das Rhinoceros, welches nun in den westlichen Wald des Jagdreviers zurückgewichen war, traf hier den Trupp wilder Ochsen, die durch dasselbe verjagt, mit einer schrecklichen Gewalt, blasend und schnaubend längs der Jägerlinie hinrannten. Die gelösten Schüsse fällten zwei Stiere und verwundeten verschiedene derselben. Das verwundete Rhinoceros verfolgte die Stiere bis mitten auf das Jagdterrain und traf hier ein zweites Rhinoceros, welches von der Ostseite herangekommen war. Jetzt hatte ein schreckliches Gefecht zwischen den zwei Colossen statt, wovon wir allein Zuschauer sein konnten. Der Abstand, worauf sich die Streiter von uns befanden, war zu gross, um

diesen mit der Kugel einigen Nachtheil beizubringen, und ich glaube, wäre dies auch möglich gewesen, der feurigste Jäger hätte selbst bei einem solchen Zusammentreffen sein Gewehr niedergelegt, da er hier in Sicherheit ein erstaunliches und allerseltenstes Schauspiel geniessen konnte. Das Gefecht war von kurzer Dauer, aber wüthend. Das kleinere Rhinoceros, welches bei näherer Untersuchung ein Weibchen zu sein sich auswies, flüchtete mit einer schweren Wunde in dem Kopf von dem gewaltigen Verfolger weg; kurz darauf zeigte es sich mit einem dritten Rhinoceros vor unserm Sitze, und einige wohlgezielte Schüsse stürzten es todt auf den Platz nieder. Das dritte Rhinoceros, welches schwer verwundet wurde, suchte jetzt in seiner Wuth die Umzäunung durchzubrechen, so dass wir einen Lila (kleine Kanone), mit Kartätschen geladen, auf dasselbe losbrennen liessen, wodurch es zum Weichen gebracht wurde und die Umzäunung wüthend entlang lief, aber durch den Graben und das Geschrei der Zuschauer zurückgeschreckt, endlich durch einen Schuss aus einem der Bäume todt zur Erde gefällt wurde. Das übrigbleibende Rhinoceros, welches noch wüthend herumlief, traf nun mitten in dem Revier ein wildes Schwein, welches durch dasselbe mit erstaunlicher Kraft in die Höhe geworfen, todt niederfiel.

„Der Trupp wilder Ochsen wurde jedes Mal durch dasselbe verjagt, und in einem Anfall sahen wir das Rhinoceros einer wilden Kuh den ganzen Bauch aufschlitzen, so dass das Thier mit heraushängenden Eingeweiden den Jagdplatz entlang lief. Das verwundete Rhinoceros liess jetzt in dem kleinen Walde, welchen wir gerade vor uns hatten, das fürchterlichste Klagegeheul hören, und bald sahen wir durch die Bewegungen der stärksten Gebüsche, welche wie Grashalme unter seinen Tritten sich beugten, dass es wieder auf unsern Sitzplatz zukam. Zufällig begegnete es dem durch uns gefällten Rhinocerosweibchen, welches mit neuer Wuth angefallen und total von unterst nach oben gekehrt wurde. Mittlerweile hatten wir Gelegenheit, wieder verschiedene Schüsse auf den schwer verwundeten Anfaller zu lösen, wodurch er seine Beute und unsere Nähe verliess.

„Kurz darauf zeigte es sich unter einem der grossen Bäume an der Südseite des Reviers, woraus ein geschickter inländischer Jäger von Japara ihm den tödtlichen Schuss beibrachte, welcher das letzte und dritte Rhinoceros fällte.

„Das Gejauchze der Javanen war hierauf sehr gross und Hunderte traten jetzt in das Jagdrevier, um sich ihres Antheils von dem Rhinoceros zu versichern. Die Unvorsichtigen liessen sich selbst durch die noch herumlau-

fenden verwundeten Stiere nicht abschrecken, welche wohl abgemattet in dichtem Gebüsch versteckt waren, aber doch von Zeit zu Zeit untereinander fechtend, das Jagdterrain durchrannten. Wir thaten alles Mögliche, um die Javanen zu verhindern, die Rhinocerose gänzlich zu zerstückeln, aber vergebens; dieselben waren in kurzer Zeit von Haut und Fleisch beraubt, und nur mit vieler Mühe ist es mir geglückt, die Köpfe zu behalten. Das grösste hatte ein Horn, welches noch keinen Fuss lang war, wesshalb es noch sehr jung gewesen sein muss. Die übrigbleibenden wilden Stiere wurden von Zeit zu Zeit niedergeschossen und der kleine Stier lebendig gefangen.

„Um drei Uhr Nachmittags lagen also drei Rhinocerose und sieben wilde Ochsen auf dem Jagdplatze gefällt, und hiermit war unsere Jagd geendigt, welche dem Zuschauer und Theilnehmer das grösste Vergnügen verschafft hatte.“

Auch hier, wie an andern Orten, treibt man viel Luxus mit wilden Hähnen (gallus furcatus) und Tauben; für erstere zahlt man bis 25 Gulden, für letztere bis 150 Gulden und zwar nach der besondern Modulation der Stimme. Der Javane und Creole hat also eine nicht minder grosse Vorliebe für das Krähen und Gegurre, als der Europäer für den Gesang der Nachtigall.

Turteltauben sind so häufig, dass sie in allen Dessas (Dörfern) geschossen werden können und eine ergiebige Jagd liefern; man schiesst aber nur grüne Tauben, welche zur Zeit, wenn die Früchte der Waringiebäume reifen, sich einfinden. Ihr Fleisch hat einen ausgezeichneten Wildgeschmack. Schnepfen werden im Westmousson, wenn die Felder bewässert sind, geschossen. Die Sinios oder Bitjok erreichen in dieser Jagd eine solche Fertigkeit, dass ich einen in 24 Schüssen 21 erlegen sah. Auch wilde Enten trifft man in den Morästen und Landseen (Telaga) des Gebirges. Die Fische werden nicht im Ueberfluss gefangen, was weniger dem Mangel, als der geringen Industrie zugeschrieben werden muss. Die Flüsse beherbergen grosse Krokodile, Leguane und Schildkröten. Garnalen und Krabben gibt es sehr schmackhafte. Von den Insekten sind besonders die weissen Ameisen lästig, welche sich überall einfinden, wo man Holz auf den Boden setzt, und oft in einer Nacht grosse Verheerungen anrichten. Besonders zieht sie feuchte Erde an, Sand weniger, wesshalb man diesen zum Aufüllen der Fundamente gebraucht. Dennoch finden sie sich auch in Häusern ein, die hoch über den Boden aufgemauert sind, und oft sind bereits die Dachbalken durchfressen, ehe man sie bemerkt.

Man theilt die Residenz in zwei Regentschaften und jede Regentschaft in sechs Districte, nämlich:

Regentschaft Pekalongan.

	District.					Einwohner.
1)	Pekalongan	auf	12	engl.	□Meilen	28,959
2)	Pekadjangan	„	32	„	„	20,106
3)	Sawangan	„	80	„	„	27,166
4)	Wiradessa	„	26	„	„	23,701
5)	Seragi	„	35	„	„	13,825
6)	Bandar-Guniwang .	„	82	„	„	24,757
	Regentschaft Batang.					
7)	Batang	„	42	„	„	21,627
8)	Massin	„	36	„	„	16,486
9)	Sidayu	„	50	„	„	19,099
10)	Suba	„	147	„	„	14,088
11)	Kalisalak	„	90	„	„	11,922
12)	Kebumen	„	48	„	„	11,491
					Total	233,227.

Januar

Im Jahre 1846 betrug die Bevölkerung:

Pekalongan	in	171	Dessas	31,736	Einwohner.
Pekadjangan	„	281	„	20,496	„
Wiradessa	„	169	„	24,260	„
Seragi	„	221	„	14,455	„
Bandar-Guniwang . . .	„	199	„	24,924	„
Sawangan	„	127	„	28,014	„
Batang	„	158	„	22,181	„
Massin	„	158	„	15,911	„
Sidayu	„	126	„	19,093	„
Suba	„	42	„	13,924	„
Kalisalak	„	129	„	12,479	„
Kebumen	„	135	„	11,293	„
		1916	Dessas	238,766	Einwohner.

Zu dieser Einwohnerzahl kommen noch die

Europäer	372
Chinesen	1708
Mohren, Bengalesen und Malajen	180
Araber	104
Sclaven	101.

Das Sterblichkeitsverhältniss ist unter der Bevölkerung folgendes:

Im Jahre	1845	wurden	zu	Pekalongan	geboren	184
„	„	„	„	Pekadjangan	„	139
„	„	„	„	Sawangan	„	432
„	„	„	„	Wiradessa	„	270
„	„	„	„	Seragi	„	124
„	„	„	„	Bandar	„	303
„	„	„	„	Batang	„	597
„	„	„	„	Massin	„	94

Im Jahre 1845 wurden zu Sidayu geboren 129
" " " " " Suba " 169
" " " " " Kalisalak " 200
" " " " " Kebumen " 68

Total 2799.

Gestorben sind:	Männer,	Frauen,	Knaben,	Mädchen.
Pekalongan	78	68	49	51
Pekadjangan.	46	45	43	37
Sawangan	167	124	87	89
Wiradessa	50	75	45	50
Seragi	22	34	36	29
Bandar	123	158	125	127
Batang	110	125	137	143
Massin	59	31	13	7
Sidayu	34	25	21	17
Suba	72	38	56	39
Kalisalak.	46	59	86	98
Kebumen	21	19	14	18
Total . .	828	801	712	705.

Im Jahre 1845 wurden vaccinirt zu

›kalongan.	479	Knaben	und	517	Mädchen.
›kadjangan	513	"	"	483	"
ıwangan	278	"	"	264	"
iradessa	437	"	"	479	"
ıragi.	685	"	"	667	"
ındar-Guniwang	401	"	"	404	"
ıtang	406	"	"	370	"
ıssin	332	"	"	285	"
dayu	325	"	"	395	"
ıba.	369	"	"	401	"
ılisalak	272	"	"	251	"
›bumen	387	"	"	284	"
Total . .	4884	Knaben	und	4800	Mädchen.

Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht also aus Javan, welche alle zu dem Islam sich bekennen, obgleich ɪser sich nach manchem Herkommen dieses Volkes hat quemen müssen, das noch voll ist von eignem Aberıuben aus der Hinduzeit und für das Althergebrachte ıe grosse Vorliebe und Ehrerbietung hat.

Obgleich unter den verschiedenen Einwohnern gegen emde Abneigung aus Religionsvorurtheil besteht, so rrscht doch im Allgemeinen eine lobenswerthe Verträgmkeit, welche selbst so weit geht, dass man einen nicht ringen Antheil an den religiösen Festen von Andersıubigen nimmt, ja dass manche christlichen Einwohner › muhamedanischen Fasten beobachten, wie ich bei manen Liplappen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. —

An der Spitze der javanischen Bevölkerung steht in jeder Regentschaft ein Regent, wovon der zu Pekalongan den Titel Depatti und 1000 Gulden monatlichen Gehalt, der zu Batang den Titel Tomongong und 800 Gulden monatlichen Gehalt gehabt hat. In jedem District steht ein Widono mit 75 Gulden monatlichem Gehalt, der je nach seiner Abkunft den Titel Mas oder Radin anspricht (Mas: Edler, Radin: hoher Adliger), an der Spitze. Der Djaksa ist Justiz- und Polizeiverwalter und hat 175 Gulden monatlichen Gehalt. Die Collecteurs und Untercollecteurs sind die Einnehmer der Landrenten; der Kliwon ist ebenfalls ein Polizeibeamter. Ausserdem hat man noch Mantris (von commandare), Penekat, Penatu, Lura, Bebahu und Kabayans als Unterbeamte.

In jedem District verrichtet ein Mantri-Tjatjar (Vaccinateur) die Kuhpockenimpfung, und diese Vaccinateure stehen unter der Aufsicht des Residenzarztes und Inspecteurs der Vaccine. Die Penguluhs, Hadjis und Patris mit den Lebehs, Prabats, Ketiep, Modin und Morbat gehören zur Priesterklasse und verrichten den muhamedanischen Gottesdienst.

Die Javanen dieser Residenz sind gutmüthig, sanft und ziemlich fleissig; sie sind besser conservirt, als die von Tagal, und man sieht nicht so viel Exemplare (wie in jener Residenz) ohne Nasen. Auch ist die Syphilis, welche jene entstellt hat, seltner und die Formen nicht so bösartig. Man sieht zuweilen recht hübsche Menschen, ja die jungen pekalonganschen Schönheiten sind berühmt, obgleich sie sich nicht lange halten, denn von der vollkommenen Pubertät bis zur Involution verläuft hier kaum ein Jahrzehend, und schon bei einer Primipara verschwindet die Illusion des Busens. So reizend junge Mädchen aussehen, dass sie einen Kant zum Falle bringen könnten, so hässlich sind alte Weiber. Man heirathet sehr jung, und bei der Hochzeit erinnert das Costüm der Brautleute und noch vieles Andre an die alte Hinduzeit. Wie bei den Orientalen, bringt auch hier grosser Kindersegen grosses Ansehen. Die Kinder sind hübsch, erst mit zunehmendem Alter prägt sich die javanische Physiognomie mehr aus. Bei den Vornehmen ist die Gesichtsbildung oft wirklich angenehm. Die javanischen Kinder bleiben lange an der Mutterbrust, und nicht selten sieht man Säuglinge der Mutter nachlaufen.

Bei Krankheiten sind Sympathie, Magnetismus (das Kneten der Glieder) und empirische Mittel die Hauptremedien. Alte Weiber üben die Geneskunst aus. Stirbt der Kranke, so legt man die Leiche, in Linnen gewickelt, mit etwas erhöhtem Kopf in ein nicht tiefes Grab, über das

Antlitz deckt man ein kleines Brett in schiefer Richtung. Dieser Umstand und die geringe Tiefe des Grabes mögen zu dem ausserordentlichen Falle Veranlassung geben, welchen man von einem Lebendigbegrabenen erzählt. Dass übrigens mancher Javane noch lebend unter die Erde kommt, rührt von der Gewohnheit her, die Todten vor Sonnenuntergang zu begraben. Ueber die Gräber pflanzt man Sumbodja- und Gemuningbäume, deren stark duftende Blumen einen angenehmen Geruch verbreiten.

Wie bekannt, hat der gemeine Javane kein eignes Feld, sondern, ausser wenigem particulierem Lande, ist dies Eigenthum der Regierung. Nach Abzug des Landes für die Plantagen erhält der Javane so viel Land, als man rechnet, dass er zur Gewinnung seines jährlichen Bedarfes an Reis nöthig hat; gewöhnlich kommt er aber nur einige Monate damit aus. Von dem Ertrag des bestellten Feldes trägt er zwei Fünftheile als Landrente ab; wenn ihm die Häuptlinge durch Plackereien das Uebrige nicht verkürzen, so kommt noch der Priester und liest die Stellen aus dem Koran über die Barmherzigkeit und ihr Verdienst zur Seligkeit laut vor, und der freiwillige Zehnte bleibt niemals aus. Der Javane ist desshalb noch weit von jener Glückseligkeit entfernt, welche ihm Java preisende Autoren zusprechen; ich zweifle sogar, ob dieses Land jemals das Paradies auf Erden werden wird, welches es sein soll, so lange das Prohibitivsystem seinen Aufschwung hemmt. Wie weit die Plackerei der javanischen Vorgesetzten geht, ermesse man aus dem Umstande, dass das zahlreiche Gefolge der Häuptlinge, die Ponokawans, auf Kosten des gemeinen Landbauern unterhalten werden muss. Die Verwaltung drückt hierbei ein Auge zu.

Für die Cultur der Sawafelder hat der Javane eine grosse Vorliebe. Mit dem Eintritt der Regenzeit wird um das Feld ein Erddamm aufgeworfen und dann durch den Regen und zuströmendes Wasser der Grund so durchweicht, dass der Pflug, welcher ganz dem altrömischen gleicht, leicht durchgeht. Die Bewässerung ist zugleich die Bemistung. Den Reis, welchen man in kleine Beete gesäet hat, pflanzt man nun regelmässig über. Das Säen geschieht durch Männer, das Ueberpflanzen durch Frauen. Eine Menge Reiher, unter andern der kahlköpfige Domine (ciconia marabu) findet jetzt reiche Beute; die Büffel erlustigen sich in ihrem Elemente, dem Schlamme, und die Karbauenvögel (pastor) aasen auf das Ungeziefer ihrer Haut, wesshalb stets einige auf dem Rücken dieser gewaltigen Thiere sitzen. Auch die Krähen nähern sich mit unverschämter Dreistigkeit. Bald sind alle Fluren mit dem jungen, lebendigen Grün des Reises überzogen, und ist in dieser

Zeit, wo die regenschwangere Luft von durchsichtiger Klarheit ist und die hellgrünen Fluren, so weit das Auge reicht, überall von den dunkeln Wäldern unzähliger Kokos- und Fruchtbäume unterbrochen werden, Java am schönsten. Auch in dem Gebirge treffen die terrassenförmigen Sawafelder, welche bald in weiten Bogen wie riesenhafte Amphitheater sich über einander erheben, bald an steilen Abhängen eben so viele Cascaden und Wasserfälle bilden — den Reisenden sehr. Jetzt ist viel Regen ein grosser Segen; bei der Ernte betet man um Trockenheit.

Im März, April und Mai beginnt der Reis zu reifen. Der Javane erwartet mit Sehnsucht diese Zeit, welche ihm den bittern Mangel in reichen Ueberfluss zu verwandeln verspricht. Endlich wird der erste Padi geschnitten. Alt und Jung strömt nach dem Felde. Bereits hat man auf den noch grünen Fluren auf vier hohen Bambuspfählen taubenschlagähnliche Hüttchen errichtet; von diesen gehen lange, mit Lumpen und Scherben behangene Fäden nach verschiedenen Richtungen. Die personificirte Geduld, ein kleiner Javane, sitzt in dem Schlage und zieht von Zeit zu Zeit als Vogelscheuche die Leine an. Bald jedoch sieht man auf allen Wegen lange Züge von Frauen nach dem Felde eilen. Sie tragen sonderbare Instrumente in ihrem Haarzopf. Es sind die Reismesser (Ani-Ani), die wir etwas näher beschreiben wollen. Das kleine Segment des Bogens, welches an einem horizontalen Brettchen befestigt ist, besteht allein aus Eisen, das andre, der Stiel, ist von Holz. Dieses Ani-Ani, welches Sichel und Sense ersetzt, wird so geführt, dass man den Stiel in der hohlen Hand hält, mit den Fingern die Aehren fasst und sie gegen das kleine Messer an dem horizontalen Brettchen drückt und so durchschneidet. Ist das Werk verrichtet, so steckt die Schnitterin ziemlich graciös das Ani-Ani, eben wie die italienischen Damen den Pfeil, in ihr Haar.

Jetzt kommen die Kreti und die Pleti auf das Feld, das Grossvieh und das Kleinvieh erholt sich an dem Ueberreste, und bei dieser Ernte kann man sehen, was es heisst: du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden. Männer und Weiber schleppen den Reis auf Schober zusammen. Zuweilen sieht man selbst die langgeschwänzten Chinesen unter den Arbeitern, nicht um zu helfen, sondern um die Andern anzutreiben, damit sie mit dem Wucher des vorausgegessenen Brodes sich davonmachen können. Die Wege sind erfüllt von Lastpferden, welche den Reis wegbringen. Man schneidet den Halm etwa eine Spanne lang unter der Aehre ab; das übrige Stroh lässt man stehen. Es dient zur Weide des Hornviehs, welches jetzt die hohlen Wampen mästet; überall sieht man nackte Kinder Büffel

zur Weide reiten; auch wohl diese, welche sich hier und da im Schlamme wälzen, mit Strohwischen am Kopfe und hinter den Ohren kratzen; und in der Wollust des dolce far niente strecken diese Ungethüme oft nur noch die breite Schnautze mit den weiten Nasenlöchern aus dem Wasser. Zuweilen fällt auch Regen, und dann sieht man den Javanen in jeder Pfütze auf dem Felde fischen mit Körben, Netzen und Angeln, und wie glückselig ist er, wenn er dann eine winzige Grundel erfischt! Fürwahr, das Anathema: im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, scheint in diesen glücklichen Fluren über den sorglosen Javanen nicht ausgesprochen zu sein, denn bei ihm hat jedes Geschäft, das ernsthafte wie das bedeutungslose, den Anstrich von Spielerei.

Bis jetzt hat man den Javanen noch nicht bewegen können, sein Ani-Ani aufzugeben und sich bei der Reisernte einer Sichel oder Sense zu bedienen. Ist doch der Pflug auch noch derselbe, den seine Urväter gebraucht haben, nämlich ein dreieckiges, mit Eisen beschlagenes Holz mit einer Stange, der Deichsel, woran die Büffel nicht am Gehörn, sondern vor den Schulterblättern gejocht werden. Die Reisernte ist ein Fest, das dem Javanen über Alles geht, denn wenn er seither in Hunger und Noth nur kümmerlich sein Leben gefristet hat, wird er jetzt ein Mann des Ueberflusses, der Wochen, ja Monate lang in dulci jubilo lebt. Vorerst muss er aber noch den Reis einheimsen, und das geschieht auf folgende Weise: Zur Ernte werden Freunde und Verwandte als Gehülfen eingeladen. Das Essen bringt jeder Schnitter selbst mit. Siri und Tabak sind die Surrogate der Spirituose, womit unsere Schnitter ihre Arbeit würzen. Der Halm wird eine Spanne unterhalb der Aehre abgeschnitten; hierzu braucht man sich nicht zu bücken, nur der umgelegte Reis ist mühsam zu ernten; die Reisbündel hält man so lange im linken Arm, bis man eine Tracht hat, welche auf einen Haufen gelegt, der vor Sonnenuntergang in die Ujang (Bündel) gebunden wird. Diese werden in 5 gleiche Theile getheilt; 4 hält der Eigner zurück, einen Theil erhalten die Schnitter. Von den 4 Theilen muss aber der Eigner die Landrente ($^2/_5$), den Priester u. s. w. befriedigen, so dass er sich glücklich schätzen kann, wenn die Hälfte ihm übrig bleibt. Einen Haufen Reis, der nach dem Stampfen einige Zentner Reis abwirft, nennt man Hamat. Junge Wittwen und Mädchen zeigen sich bei der Reisernte besonders emsig.

Wenn das Feld noch nass ist, sind sie sehr bange vor den Blutegeln, welche sich an die Beine setzen. Beim Pflügen werden die nöthigen Büffel zur Arbeit von den Aermeren geliehen, die häufig auch Gaga- (trockne) Felder

bebauen, welche bei Dürre Missernten liefern. Wird der Reis krank, wie bei uns das Mutterkorn des Getreides, was von Mehlthau, auch von dem Auswurf der Heuschrecken herrühren kann, so opfert man, indem man Kurkuma, Kalk und Siri kaut und den Saft über die Pflanze speit.

Das Ausbolstern geschieht in grossen Trögen (der Reisblock wird aus einem Baumstamme gehauen) oft von 12—16 Personen zugleich nach dem Tacte der Stampfer, wobei Hände und Füsse in Bewegung sind und besonders in mondhellen Nächten die Jungfrauen sich auszeichnen, welche ihre Arbeit mit Gesang und Scherz würzen.

Ist die Ernte glücklich abgelaufen, so wird ein Fest (Sedeka) gegeben; selbst die Büffel werden bedacht. Der Javane lebt nun wie ein Hidalgo im dolce far niente und ist so stolz und aufgeblasen, dass er sich nicht herablässt, während der Zeit des Wohllebens Verdienst zu suchen. Unbesorgt um die Zukunft zehrt er so lange von seinem Vorrath, bis dieser verschwunden ist, wo verpfändet und geborgt wird, selbst auf die künftige Ernte. Das Elend wird darum in Missjahren gross und Hungersnoth nicht selten.

In die Zeit des Ueberflusses fallen die Hochzeiten, wozu Braut und Bräutigam sich gehörig vorbereiten müssen. Bei Vornehmen wird die Braut selbst Monate lang mit bittern Tränken dräinirt, dass sie gehörig mager wird, denn eine Braut darf nicht fett sein. Erst wird das junge Paar gebadet, mit geweichtem Reis und Gemuningblättern gerieben. Djanor Kuning, das Gelbe von der jungen Nipa, wird fein gestampft und geweicht. Das Haar wird nun gut gekämmt, wobei sie in gerechter Wuth auf die Sechsfüssler beissen, von welchen sie seither ungerächt gebissen worden sind. Jetzt wird das kleine Haar auf der Stirn abgeschoren, dann das Haar mit Katjangöl, das mit Waronsamen wohlriechend gemacht ist, gesalbt. Hierauf wird der Körper mit Boréh (einer gelben Farbe, welche die der Schönheit und die königliche ist) gelb gefärbt. Es werden die goldnen Zierrathen und Blumenkränze befestigt (diese bestehen aus Kananga, Melatti und Tjampakkablumen), Arm- und Fussspangen angelegt, der Oberleib bleibt nackt. Der Sarong wird mit goldnem oder silbernem Bauchgürtel befestigt. Braut und Bräutigam steigen zu Pferd, wobei dieses auf die altjavanische Weise mit Flügelzierrathen aufgezäumt wird, oder die Braut sitzt in einem reichverzierten Palankin und der ganze Zug von Waffen-, Fahnen- und Mitgiftträgern begibt sich nach der Moschee. Das elterliche Haus ist festlich aufgeputzt; es ist ein Büffel geschlachtet; Backwerk, Früchte stehen zum Empfang der Gäste bereit und der Gamelang ertönt; auch wird Topeng

und Wayang gespielt. Bei Vornehmen bleiben die Neuvermählten wohl 8—14 Tage in einem Bette beisammen, bevor sie die Vermählung durch den Coitus besiegeln. Werden die Brautleute sehr jung verheirathet, so dauert es oft Jahre lang, bevor sie fleischlichen Umgang mit einander haben. Arme sind schon den folgenden Tag wieder an ihrer Arbeit, während die Feste der Reichen Wochen lang dauern.

Auch die Javanen sind so verständig, die Zeit der Hochzeiten in die des Ueberflusses zu verlegen, gleich wie in katholischen Ländern man während der Fasten, also zur Zeit, wo gerade kein Ueberfluss zu herrschen pflegt, sich nicht gerne verheirathet. Auf das Feierlichste werden die Brautleute einhergeführt, ja noch an vielen Orten mit der altindischen Krone geziert, so dass der gemeinste Javane an diesem Tage die Idee seiner Würde als Mensch realisirt findet. Der ganze Goldschmuck, welchen die Brautleute tragen, ist genau so gearbeitet, wie man ihn an manchen Bildsäulen buddhistischer Tempel findet. Das Gebet: Seid fruchtbar und mehret euch! wird von dem Javanen eifrig in Acht genommen, dennoch kann man die Zahl der Kinder in einer javanischen Familie durchschnittlich nur auf 4 anschlagen. Das frühe Heirathen, spärliche Kost und harte Arbeit mag bei Vielen Schuld daran sein. Grosser Kindersegen wird für ein Glück geachtet und ist die Mutter stolz auf ihre Nachkommenschaft.

Die Zeugung ist dem Weibe der wichtigste Lebensberuf. Fassen wir diesen näher ins Auge und beobachten wir, auf welche Weise das Weib diesem Berufe entspricht, so werden wir auf die Bildungsgeschichte des Menschen, die Schwangerschaft und Geburt zunächst geführt. Bei Gelegenheit von Rundschreiben durch den obersten Mantri tjatjar an die Untervaccinateure und von diesen an die Dukons habe ich in einigen Residenzen Java's mich von dem Zustande der Geburtshülfe unter den Eingebornen zu unterrichten gesucht und das Ergebniss jener Forschungen schon während meines Aufenthaltes zu Tagal und Pekalongan in einem Aufsatze nach Batavia geschickt, wo es in dem natuur- und geneeskundigen Archiv veröffentlicht worden ist. Den Entwurf jener Arbeit habe ich auch meinem unvergesslichen Lehrer und Freunde Franz Carl Nägelé mitgetheilt, dessen Beifall er erhielt und der mich zur Ausarbeitung desselben ermunterte. Die vervollständigte Arbeit gab ich an den Redacteur der tydschrift voor Neerlands Indie, Baron van Hövell, und es scheint, dass die niederländische Colonialregierung Notiz davon genommen hat, denn kurz darauf las ich in den Journalen, dass zu Batavia eine geburtshülfliche Anstalt und Schule zur Bildung

für inländische Hebammen eingerichtet worden sei, wobei dem Dr. Bosch viel Lob ertheilt wurde. — Da ich glaube, durch meine Arbeit nicht wenig zur Besserstellung der Geburtshülfe in Niederländisch-Ostindien beigetragen zu haben, so lasse ich hier den ersten Entwurf derselben folgen, wie er von mir bereits im Jahre 1844 niedergeschrieben worden ist, und hoffe, dass man auch holländischer Seits das Suum cuique anerkennen wird. —

Zustand der Geburtshülfe unter den Bewohnern des niederländisch-ostindischen Archipels.

Die Bewohner des indischen Archipels haben ihre Bildung von den Hindus, den Indiern des Festlandes empfangen, deren Einfluss sich über eine weite Strecke der südlichen Hemisphäre verbreitet hatte, so dass man ihn noch jetzt selbst in China erkennen kann. Die obstetricischen Kenntnisse der Malajen und Javanen und der ihnen anverwandten Völker und Stämme schreiben sich also von der Hinduzeit her, denn der zweihundertjährige Einfluss europäischer Bildung und Civilisation ist weder so tief, noch so allgemein, wie jener frühere aus der Hinduzeit, und die Bekenner des Islam haben die Cultur eben nicht gefördert.

Anziehend ist es, zu beobachten, dass bei den Verfahrungsweisen der eingebornen Hebammen viele gute Regeln befolgt werden und wurden — lange bevor man sie in Europa als wahr und gut anerkannt hatte; dagegen zeigen sich die Bewohner dieser Länder auch in obstetricischer Hinsicht als Kinder voll von Aberglauben und sonderbaren herkömmlichen Gebräuchen, deren Nutzen und Zweckmässigkeit schwer zu beweisen sein dürfte. Viele dieser Gebräuche sind offenbar widersinnig und schädlich, und der Glaube, dass inländische Frauen das Geburtsgeschäft und Wochenbett alle gleich leicht und glücklich überstehen, verdient noch eine Prüfung. Eine zehnjährige Beobachtung setzt in dieser Beziehung den Verfasser dieses Aufsatzes in den Stand, folgende Resultate jener Beobachtung dem geburtshülflichen Publikum vorzulegen.

Malajische und javanische Frauen haben proportional ein weites Becken mit geräumigen Durchmessern; ihr Scheidengewölbe steht tief und ist dem untersuchenden Finger leicht erreichbar. Missformte Becken sind äusserst selten; dagegen hat die Lage der Wirbelsäule auf dem Heiligenbein und die des Steissbeines eine mehr oder weniger modificirte Lage der Rima pudendi nach hinten oder vorn zur Folge, welche einigen Einfluss auf das Geburtsgeschäft bedingt. Chinesische Frauen haben nicht selten hohe, schmale Becken und gebären desshalb schwieriger; vielleicht ist an diesem Bau die sitzende Lebensweise Schuld,

denn malajische und javanische Frauen von vornehmer Abkunft, welche ebenfalls wenig activen Gebrauch von ihren Füssen machen, gebären ebenfalls schwierig. Der Mons veneris ist bei Frauen von malajischer Raçe wenig behaart. Die Pubes liebt man nicht und reisset sie aus. Die Chinesinnen thun dieses nicht und zeigen sich oft stark behaart, doch sind ihre Pubes mehr lang, als kraus. Die Nymphae, in der Kindheit und zur Zeit der beginnenden Pubertät wenig entwickelt, später durch Onanie und allzu grosse Genitalienactivität in einem so warmen Lande nur allzu sehr zur Erschlaffung geneigt, werden bei den Frauen muhamedanischen Glaubens mit dem zweiten Zahnen beschnitten; bei ihnen findet man also nie jene natürliche Schürze, welche viele afrikanische Frauen so ekelhaft macht. Das Beschneiden der Wasserlefzen hat übrigens keinen hemmenden Einfluss auf den Mechanismus parturitionis.

Es ist eine Thatsache, dass die Frauen tropischer Länder früh mannbar werden. Wenn die meisten mit dem 14. Jahre menstruirt sind, so trifft man doch welche, bei denen im 16. und 18. Jahre die Regeln erst zum Vorschein kommen. Locale Verhältnisse, Wohnung, Nahrung, Krankheiten und Lebensweise haben natürlich darauf Einfluss. Bleichsüchtige Mädchen scheinen hier weniger gefährdet, als in kältern Ländern, wahrscheinlich weil die Blutbildung weniger energisch von Statten geht und die Haut und Leber das Respirationsgeschäft theilweise übernimmt. Molimina menstruationis sind seltner als in Europa. Die Mittel, diese zu heben, bestehen ausser in gewissen irritirenden Kräutern in dem Kneten (pitjid). Man will hier wissen, dass der Mond einen grossen Einfluss auf die Menstruation habe, und zwar in der Weise, dass junge Mädchen zur Zeit des Neumondes, ältere Frauen aber nach dem Vollmonde menstruirt werden.

Während der Katamenien sind, wie bekannt, die Frauen muhamedanischen Glaubens unrein und hält man dafür, dass Männer, welche sich jetzt mit ihnen abgeben, Urethritis bekommen können; auch soll das während der menses gezeugte Kind nach der Geburt an Ausschlagskrankheiten leiden. Die Malajen beschauen das erste Menstruationsblut als ein probates Mittel gegen Ausschlag im Gesichte. Man beschaut hier die Blennorrhoea urethrae als nicht syphilitisch und macht zwischen dieser Krankheit und Syphilis den Unterschied, dass erstere aus solchen Ursachen, nämlich aus dem Verweilen des Penis in einer mit Blut oder scharfem Schleim erfüllten Vagina — oder nach Ueberreizung bei stürmischem Coitus — entstehen könne, Syphilis aber nur nach Ansteckung mit Virus syph. Auch hat man für diese verschiedenen Uebel verschiedene Namen und Genesmittel. Ausbleiben der Katamenien ver-

kündet graviditas; dass diese während letzterer fortdauern, ist hier sehr selten.

Wenn es auch hier, wie in den Zeiten des Mittelalters in Europa allgemein ist, Menschen noch in den Kinderjahren zu verheirathen, so geschieht dieses doch aus andern Ursachen — etwa dass die Eltern den jungen Mann als Frohnpflichtigen an ihren Platz stellen können u. s. w., der Coitus wird aber erst gegen das 12. bis 14. Jahr ausgeübt. So bei dem Manne, bei der Frau vom 10. bis 12. Jahre.

Eine löbliche Eigenschaft des schönen Geschlechts in Indien ist die Reinlichkeit der Genitalien und hat es in dieser Beziehung einen grossen Vorzug vor dem in Europa, bei welchem Sorglosigkeit oder übergrosse Schamhaftigkeit die Geschlechtstheile zu einer mephitischen Cloake machen. Hier folgt nach jeder natürlichen Befriedigung Abwaschung mit Wasser. Bevor inländische Mädchen heirathen, also in der Brautzeit, werden sie ordentlich dräinirt, d. h. auf magere Diät gesetzt und mit bittern Tränken mager und schwach gemacht.

Einer zeugungsfähigen Jungfrau werden beim ersten Connubium die Zähne abgemeiselt und gefeilt, und erscheint sie zum ersten ehelichen oder unehelichen Coitus in bestem Staat. Der Zustand der Genitalien ist für die indischen Frauen wichtig. Ich übergehe die Mittel, welche die Deliciae primae noctis verewigen sollen, und welche alle in grossem Rufe stehen, und erwähne nur die Rafflesia patma, welche so hoch geschätzt wird, dass sie der Kaiser von Java früher neuvermählten Prinzessinnen zum Geschenke machte. Das Weib ist hier durchdrungen von der Wichtigkeit seines Berufes, und Kinderreichthum seine höchste Glückseligkeit. Doch ist das gewöhnliche Verhältniss der Geborenen zwischen 4 und 5.

Kunstverständige (und alte Weiber sind hier immer solche) besitzen untrügliche Kennzeichen für eingetretene Conception und wollen die Schwangerschaft schon in der frühsten Periode erkennen. Ausser dem Schauder und Rieseln von dem Becken nach der Nabelgegend, ist Schwindel und Erbrechen eins der ersten Symptome, welches freilich nicht bei allen Concipirenden sich einstellt. Blaue Ringe um die Augen, Pulsiren der Carotiden, der Arteriae iliacae externae und Epigastricae, das Ausfüllen der Vertiefungen am Halse, der Sinus zwischen dem Brustbein und Kopfnicker, diesem und dem Unterkiefer, und zwar schon in den ersten 8 bis 14 Tagen. Wärmere, schleimige Scheide. Ausdehnung der Hüften, dunkelblaue Adern, dunklere Linsen und Leberflecke, Sichtbarwerden der Milchkanäle, Geruch der Hautausdünstung nach ungebleichtem Wachse. — Dann folgt Anschwellung des Bauches, der Schamlippen,

schwieriges Heilen kleiner Fusswunden, Gelüste (diese müssen gestillt werden, sonst läuft der Schwangern der Speichel aus dem Munde und kann sie krank werden; auch ist Essen von Kohle, Kalk u. s. w. für die Entwicklung des Kindes absolut nothwendig). — Die übrigen Zeichen der Schwangerschaft sind die bei uns bekannten.

Bei constatirter Schwangerschaft wird das erste Sedeca (Fest) gegeben, zum glücklichen Gedeihen und Wachsen des Kindes; das zweite Sedeca kurz nach der Geburt zum Willkomm bei seinem Eintritt in die Welt. Wir sehen also, dass wir des Guten nicht zu viel thun, wenn wir unsere einzigen Kindtaufschmäuse fortbestehen lassen.

Viele sachverständige Weiber wollen mit Bestimmtheit voraussagen können, ob die Schwangere einen Knaben oder ein Mädchen, ein Kind oder Zwillinge zur Welt bringe.

Als normale Kindeslage erkennt man die Frucht in der Gebärmutter mit dem Steiss nach oben, mit dem Kopf nach unten und mit den Ellenbogen nach den Seiten gekehrt. Bei beginnender Geburt dreht sich der Kopf nach vorn und der Steiss nach dem Kreuzbein. —

Auf eine innerliche Untersuchung lässt man sich nicht leicht ein. Glaubt man eine unregelmässige Kindeslage zu entdecken, so sucht man sie zu verändern durch äusseres Streichen, Drücken und Manipuliren am Bauche. Die Schwangere steht in diesem Falle aufrecht, und die Wehmutter streicht ihr mit beiden Händen von der Regio lumbalis nach vorn und unten über den Bauch, etwa in der Weise, wie es die Magnetiseure zu thun pflegen; selbst fehlen die Daumenknicke nicht. — Wird eine eingeborne Hebamme zu einer europäischen Frau oder zu einer vornehmen Dame gerufen, und gibt man ihr den Wunsch zu erkennen, von der Kindeslage und dem möglichen Hergang der Geburt unterrichtet zu werden, so stellt sie meistens eine gute Prognose. Bei Creolen, bei vornehmen eingeborenen Frauen kann der europäische Geburtshelfer versichert sein, dass man ihn nicht eher rufen wird, als bis die lucinische Sibylle nicht mehr weiss, wo ihr der Kopf steht, d. h. bis etwas geschehen ist, was sie nicht mehr verhelfen kann, und dann ist der europäische Doctor ein guter Wetterableiter. Ich hoffe, noch einmal auf den Grund zurückzukommen, welcher die ungünstige Meinung gegen männliche Helfer und das Vorurtheil gegen Manual- und Instrumentalhülfe hervorgebracht hat.

Was aber selbst die Holländer unter Geburtshülfe verstehen, wird vielleicht deutlich, wenn ich erwähne, welch einen ungeheuern Respect hier die Männer vor ihren Frauen haben, und welch sonderbare Vorstellungen sie von einem guten Geburtshelfer hegen. Wollte ein solcher exspectativ

verfahren und der Vis medicatrix (der Alma mater) naturae ihr Recht widerfahren lassen — diese Ehemänner, welche fest wie Zecken in dem Geburtsstübchen sitzen, würden es ihm schlechten Dank wissen; unsre holländischen Collegen vergessen daher nie den Rüstkasten mit Zangen, Hebeln, Klystier- und Uterinspritzen, so wie den ganzen Apparatus medicamentosus. Ich habe mich oft geärgert, wenn ich stillschweigend dem Verfahren älterer Fachgenossen zusehen musste, wie sie vorerst dem Drängen der Kreissenden nachgaben und bei kaum geöffnetem Muttermunde die Blase sprengten, dadurch die natürlichsten Lagen zu schwierigen Geburten machten und mit antiken Zangen, auf deren Anlage sie sich etwas zu Gute thun, Stunden, ja Tage lang an dem Kopfe oder andern Theil zerren und reissen, und wenn sie dann erschöpft und abgemattet ein scheintodtes Kind zur Welt gefördert, nach Stärkung ihrer Lebensgeister sogleich wieder mit voller Faust in den Uterus stürmen, um die Nachgeburt herauszuziehen. Ein solcher Priester der Lucina gab mir einmal bei einer derartigen Geburt, wozu man mich endlich rief, keuchend und von Schweiss triefend sein Bedauern zu erkennen, dass man hier keine Geburtsstühle habe, denn er habe für all seinen Kraftaufwand keinen gehörigen Stützpunkt gehabt. Muss man dann noch gar den Folterknecht über die Massen preisen hören als einen Mann, der mehr gethan, als er konnte, der seine hundert Gulden redlich verdient, so wird gewiss die Geduld auf eine harte Probe gestellt. Die obstetricischen Diplome solcher gloriosen Geburtshelfer bekommt man freilich selten zu Gesichte.

Inländische Hebammen haben oft so viel Routine, dass sie mit Fett oder Oel beschmierten Händen mit dem Eintritt der Wehen, zwischen den Beinen der auf einer Matte liegenden Kreissenden sitzend, an oder in den Geschlechtstheilen manoeuvriren, freilich wie die Holländer sagen: enkeld ter stichting; — auch glaube ich, dass dies keine Scientia endemica, sondern acquisita ist.

Mit dem Oeffnen des Muttermundes wird ein langer Gurt von Baumwolle um den Bauch gewickelt und dieser ziemlich fest zusammengeschnürt. Man hat in jüngster Zeit dieses Knebeln selbst in Europa als Wehen befördernd angepriesen; hier geschieht es in der Absicht, um die Gebärmutter nach unten zu pressen und sie zu verhindern, dass sie nicht nach dem Herzen steige, denn man glaubt, dass es wohl geschehen könne, dass das Kind nach oben, statt nach unten hinaus wolle. —

Durch Reiben, Kneipen und Streichen wird die Geburt beschleunigt. Geht es zu langsam, dann wird das Streichen Drücken, das Kneipen Zwicken, und hilft dieses nicht,

so stampft man den Bauch auch wohl mit den Füssen (etwa in der Art, wie die Orientalen durch Fusstritte Rheumatismen zu vertreiben pflegen). Als Mittel zur Beschleunigung der Geburt kennt man auch das Oeffnen von Thüren und Fenstern, von Kisten und Kasten, von Schachteln und Nadelbüchsen, das Beten und Werfen von Geld in ein Kupferbecken, worin die Wehmutter ihre Hände wascht. (Das Geld schüttet sie natürlich nicht mit dem Wasser weg.) Auch zerreisst die Amme das Kleid der Gebährenden, und wenn Alles nicht hilft, tröstet sie sich mit dem Pium desiderium: Kapan tuan Allah Sukah kassi! (wenn's Gottes Wille ist! —) oder tuan Allah punja kwassa!

Blutung sehen sie gerne, indem sie diese als eine vortreffliche Purification ansehen; wird sie aber heftig, gefahrdrohend, so legen sie ein Tuch mit Essig um die Stirn und binden die Extremitäten ab, d. h. schnüren ein Band fest um Arme und Beine. Um Blutung zu erregen, bringt man die Kreissende in den Rauch nahe beim Feuer.

Beim Ein- und Durchschneiden des Kopfes unterstützen Einige den Damm mit den Händen. Dammrisse überlässt man der Naturheilung.

Das geborne Kind lassen sie vor den Genitalien liegen, bis die Nachgeburt ausgestossen ist. Doch nicht alle sind so weise, und manches Mal zieht man mit dem Mutterkuchen auch die Gebärmutter herab. Hierauf binden sie den Nabelstrang mit mehreren Knöpfen an zwei Stellen ab, nämlich an der der Mutter und an der dem Kinde entsprechenden Seite, und schneiden diesen einige Finger breit von der Bauchwand mit einem scharfen Bambus entzwei. Messer und Scheere gebrauchen sie dazu nicht, weil sie glauben, dass diese eine heisse, schmerzhafte Wunde verursachten.

Das Kind wird durch Waschen und Reiben mit einem Gemisch von Kurkuma, Sirikalk, auch wohl Essig, von dem Smegma caseosum gereinigt und dann mit Betak (feinem Reismehl) bestrichen. Auf den Nabel legen sie ein Pulver von feingeschabter Kokosnussschale. Auf den Kopf schmiert man kühlende Mittel.

Ist das Kind geboren, so wird die Frau anhaltend geknetet (pitjid), bis auch die Nachgeburt und das Blut sich entleert haben; dann wird die Frau gereinigt, und zwar mit einigen Dutzend Eimer Wasser über den Kopf; der ganze Bauch wird in ein Tuch gebunden, um, wie sie sagen, Blutwallung zu verhindern, denn anders steigt es nach dem Kopf und erzeugt Kindbetterinnenfieber. Auch Blut und zurückbleibende Reste des Mutterkuchens in der Gebärmutter halten sie für sehr schädlich.

Bei einer Placenta incarcerata glauben sie, steige der

Uterus wie ein Stein nach der Brust und ersticke die Kreissende. Dies geschieht auch, wenn nach der Geburt der Bauch nicht gut eingebunden wird. Ob durch dasselbe nicht auch Blutung und Prolapsus entstehen kann, besonders wenn stark gepresst und geschnürt wurde, um die Geburt zu beschleunigen, darüber bekümmern sie sich nicht.

Kommt ein Kind in den Eihäuten zur Welt, so schneiden sie diese auf; ist es scheintodt, so bläst man ihm mit einem Bambusrohr in das Ohr, um es ins Leben zurückzurufen, und wascht es mit dem Safte von unreifen Kokosnüssen. Entbindung mit dem Forceps oder mittelst der Wendung hat nach ihrer Meinung immer den Tod von Mutter und Kind zur Folge. Wir haben oben gesehen, dass zu späte Zuflucht zu diesen Mitteln die Ursache davon ist. Bei der ersten Frau des Regenten von B., welche nicht gebären konnte, wurde wohl ein Geburtshelfer gerufen (das Zimmer war voll muhamedanischer Priester und bittender, heulender Weiber), aber die Hand durfte derselbe an die Frau nicht legen und sie starb unentbunden.

Die Nachgeburt wird in einem Topfe mit Salz, Tamarinde, Essig und Asche bis nach Sonnenuntergang bewahrt und hierauf in einen Fluss oder in die See geworfen. Durch Begiessen der Nachgeburt mit warmem Wasser oder durch Begraben derselben sollte das Kind krank werden. Oft sah ich des Abends dieses seltsame Opfer mit einigen Lichtern illuminirt den Fluss hinabtreiben, und manches Krokodil mag sich auf ein derartiges leckeres Gericht vergastet haben. Immerhin besser, der Kaimann frisst es, als dass es der Mensch isst (welches einige Hochasiaten thun sollen), denn in der Hinduzeit war das Krokodil die durch einen hohen Ahnherrn beseelte Creatur, und jetzt glauben sie als gute Islamiten, dass nur die Seelen frommer Araber das Vorrecht haben, in ein Krokodil überzugehen.

Durch das Kneten (pitjid) der Wöchnerin wird die Circulation des Blutes, welches durch den Act des Gebärens in stürmischen Aufruhr gekommen ist, geregelt und Siechthum vermieden. Obgleich man die 40tägige Periode der Lochien kennt, weiss die Entbundene doch wenig von einem Wochenbett und ist in einigen Tagen an ihrer gewöhnlichen Arbeit. Mit dem Beischlaf sind sie etwas gewissenhafter. Zur Verengerung der Genitalien gebrauchen sie Tamarinde und Essig, auch die Patma.

Nach Bestreichung des Kindes und Einbindung des Nabels theilt es mit der Mutter dasselbe harte Lager, welches aus einem Bambusgestell besteht, [illegible]

Die Brüste der Wöchnerin [illegible]
gut entwickelt, und eher [illegible]
Nichtsdestoweniger [illegible]

Tagen an ein regelmässiges Ausstopfen gewöhnt. Reis, dieses kapitale Nahrungsmittel, mit einer in Asche gebratenen Pisang gemengt, stopft man dem Kinde in den offenen Rachen, und ich war stets verwundert, dass diese bis zum Ersticken schreienden Kinder nicht asphyctisch und apoplectisch zugleich starben. Sie erinnerten mich lebhaft mit ihren dicken Leibern an die jungen Tauben, welche überfüttert im Neste liegen. Welch ausgezeichneter Herd zur Wurmbildung! — Wirklich gehen viele daran zu Grunde, mehrere werden atrophisch, eine nicht geringe Zahl aber gedeiht und entfaltet einen vortrefflichen Körperbau. Sie säugen, bis sie den Mund voll Zähne haben, und solche Säuglinge können der Mutter ganz vortrefflich nachlaufen; manche gehen als solche in's dritte Jahr.

So ist der Zustand der Geburtshülfe von der Nordwestküste von Sumatra bis in den molukkischen Archipel. Viele Gebräuche, welche hier und da beobachtet werden, habe ich absichtlich weggelassen, weil der absurdeste, kindischste Aberglauben in ihnen enthalten ist. So platschen sie, wenn kaum das Kind geboren ist, zuweilen mit beiden Händen auf den Boden, und wenn man sie frägt, wozu dieses diene, behaupten sie, es geschehe, damit das Kind erschrecke, denn wenn es jetzt einmal erschrecke, so schrecke es in seinem Leben niemals wieder. Man hat gesehen, dass sie bei Frauen von europäischen Männern die Stiefel vor das Bett brachten, mit einem Stocke darauf schlugen und riefen: Der Vater kommt, der Vater kommt! um das ungehorsame Kind anzuspornen, eilig aus den Genitalien herauszuspazieren. —

In den Residenzen, in welchen ich angestellt war, kam der Zustand der Geburtshülfe mit dem geschilderten überein. Bei Gelegenheit von Rundschreiben habe ich den Hebammen in den verschiedenen Districten Fragen vorgelegt, deren Beantwortung auf das bereits Erwähnte herauskommt. In allen schwierigen Fällen war das Tuan Allah punja kuassa! die einzige Antwort. Das Vernünftigste in vielen Zuständen ist die unthätige Geduld, womit sie den Ausgang abwarten, und möchte ihnen vor manchen europäischen Geburtshelfern darin ein Vorzug zuerkannt werden. Die Mittel, deren sie sich bedienen, sind oft ganz zweckmässig, oft aber auch so abscheulich ekelhaft, dass man nicht begreifen kann, warum sie nicht zu demselben Zwecke bessere und näher an der Hand liegende Mittel anwenden. So sah ich, um Brechen zu erregen — Haare und Menschenkoth zudienen.

Als erregende Mittel geben sie Siri, spanischen Pfeffer, Kurkuma und Zwiebeln; als ausleerende die Blätter des Djarak (Rhicinus), des Dadapbaumes; als beruhigende

sowohl, als wehenbefördernde kennen sie das Kneten (pitjid), mit seinen verschiedenen Graden. Die Wirkung des Zimmts ist ihnen ebenfalls bekannt.

Gegen profuse Blutflüsse wenden sie die dahon randualas (Blätter des wilden Baumwollenbaums), dahon bahar, dahon worawaribang, adas pulosari, temugiering, brambang merah, djong rahab, manis djangan u. s. w. an.

Auch hier ist der Glaube verbreitet, dass ein nach links vorragender Bauch einen Knaben, ein nach rechts hervorragender ein Mädchen anzeige. Eben so glauben Manche an eine ungewöhnlich lange Schwangerschaft, und ein Regent erzählte mir, dass seine Mutter dreizehn Monate mit ihm schwanger gewesen sei. Sie glauben ferner an das Versehen und an den Einfluss der Gemüthsstimmung der Mutter auf den Charakter des Kindes.

Es sei erlaubt, in sanitätspolizeilicher Hinsicht einige Andeutungen zu geben, deren Realisirung in Niederländisch-Indien von einigem Nutzen sein dürfte. Sie betreffen die, Bildung und Erhaltung eines gesunden Menschenschlags. Die Bildung erfordert eine gewisse Gesundheitspflege, wozu hier auch das Verbot zu früher Heirathen gerechnet werden dürfte, damit keine Schwächlinge gezeugt werden. Die Kuhpockenimpfung erfreut sich einer allgemeinen Pflege; weniger kräftig sind die Massregeln, welche bis jetzt gegen das Fortschreiten der Lustseuche ergriffen worden sind, welche Krankheit durch eine gute medicinische Polizei sich beschränken, vielleicht ausrotten lässt. Trotz der zur Aufsicht bestimmten Civilärzte hat sich die Krankheit vom Strande bis in das tiefste Gebirge verbreitet und selbst unter der europäischen Bevölkerung auf eine betrübende Weise um sich gegriffen. Viele Soldaten und Seeleute ruiniren dadurch ihre Gesundheit, verursachen durch die Verpflegung in den Hospitälern Kosten und werden durch die Krankheit oder durch die Cur für längere oder kürzere Zeit, manches Mal für immer, dienstunfähig. Die Hülfe der aufsehenden Aerzte beweist sich also für unzulänglich. Wir schlagen ein Mittel vor, auf dessen Wege man das gewünschte Ziel erreichen möchte, und das mit der Bildung tüchtiger Hebammen in unmittelbarem Verbande steht.

Als Hebammen müssten nur solche Frauen in den Residenzen geduldet werden, die sich als solche melden und von den betreffenden Residenzärzten einen gründlichen Unterricht ihres Verhaltens empfangen. Man könnte dadurch den Nachtheilen einer verkehrten Hülfeleistung von Seiten der Hebammen am besten vorbeugen und abergläubische Gebräuche am besten ausrotten. Durch ein Verzeichniss der Geburten könnte man sich auf diese Weise eine bessere Controle der Einwohnerzahl verschaffen.

Bei diesen Hebammen müssten sich alle Freudenmädchen anmelden und in ein Register eintragen lassen, die im Erkrankungsfalle bei den Hebammen sofort Anzeige zu machen und einer Untersuchung sich zu unterwerfen hätten. Leichtere Syphilisformen könnten durch die Hebammen nach empfangener Instruction behandelt werden, schwerere hätten sie den Residenzärzten anzuzeigen. Eindringlinge und nicht einregistrirte Frauen wären aus der Landschaft zu weisen und streng zu bestrafen.

Die Regelung des Bordellwesens ist um so wünschenswerther, als dadurch allgemeiner Sittenlosigkeit vorgebeugt wird. Die Aufsicht würde durch Hebammen besser, als durch Aerzte beobachtet werden können, da man sich ihnen ungenirter anvertraut. Der Unterricht der Hebammen wäre den Residenzärzten aufzutragen, welche dafür eine Tractementszulage geniessen. Die Hebammen könnten einen Gehalt von 5 Gulden per Monat ansprechen.

Alle Freudenmädchen wären einer öfteren Visitation durch die Hebammen zu unterwerfen, und der Einschleppung der Syphilis durch Männer müsste durch baldige Anzeige vorgebeugt werden. Bei den ärztlichen Inspectionsreisen wären zeitliche Prüfungen vorzunehmen, wodurch man sich von der Tauglichkeit dieser Hebammen überzeugen könnte. Diejenigen, welche sich grobe Fehler zu Schulden kommen lassen, wären zurecht zu weisen und nach Befund von Unwissenheit ihrer Stellen und Functionen zu entsetzen. Die fleissigen und geschickten wären zu begünstigen durch Versetzung in einen grössern Wirkungskreis.

Wenn diese Einrichtung zunächst auf Java angewendet würde, so könnte schon hier unendlich viel Nutzen dadurch erzielt werden, denn obgleich die Bevölkerung dieser Insel bedeutend ist und schon zehn Millionen übersteigt, so ist doch Land genug vorhanden, das noch einmal so viel Einwohner ernähren kann, wenn es allenthalben cultivirt wird. Wegen der Ausbreitung der Cultur ist jede helfende Hand von so grossem Werthe und muss darauf gesehen werden, die gegenwärtige Generation in Gesundheit und Wohlstand zu erhalten und ihre Vermehrung zu begünstigen. Schon bei der Beschreibung der Residenz Tagal, in welcher die Syphilis am allgemeinsten verbreitet war, habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass eine fehlerfreie Nummer, d. h. ein Mensch mit gesundem Körper, kräftiger und ausdauernder arbeitet, als ein mit ausgebreiteten Geschwüren behafteter, einer ohne Nase oder gar mit verstümmelten Gliedern.

In medicinisch-policeilicher Hinsicht lässt sich in diesem Lande noch unendlich viel thun, und würde der Erfolg

solcher Bestrebungen die Kosten gut machen, welche mit ihrer Realisirung verknüpft sind.

Um aber gute Hebammen zu bilden, müssten die Residenzärzte gute Geburtshelfer sein; die waren sie nicht; man hat in jüngster Zeit die Sanitätsofficiere aus Residenzen, in welchen keine Militärstationen sich befinden, zurückgezogen und diese an pensionirte Chirurgen und an Menschen überlassen, die kein anderes Verdienst haben, als dass sie sich der Gunst des Sanitätschefs erfreuen. (Neuern Berichten zufolge sind die genannten Vorschläge auf Java zum Theil realisirt worden.)

Die Colonialproducte der Residenz Pekalongan.

Der Reisbau ist die vornehmste und erste Cultur des Javanen; ausserdem pflanzt er noch Welschkorn (Djagon), Bataten (Ubi, Yamswurzeln), Katjang und Djarak (Ricinus), beide letztere Oelpflanzen. Tabak und Gemüse findet man in höher gelegenen Gegenden.

Von mehr Bedeutung für den europäischen Markt ist die Cultur der Colonialproducte: Zucker, Caffee, Indigo und Thee, welche gleichfalls durch den Javanen bearbeitet wird.

Es befinden sich hier drei vom Gouvernement in Contract gegebene und zwei particuliere Zuckerfabriken, die alle auf die ältere, etwas modificirte Weise arbeiten und zusammen 40,000 Pikol (à 125 Pfund) Zucker liefern. Caffee gewinnt man weniger an Umzäunungen der Campongs, denn in Gärten. Ausser den Gouvernementsanpflanzungen befinden sich hier zwei particuliere Caffeeplantagen. Man sammelt und bereitet den Caffee auf die in Westindien gebräuchliche Weise und gewinnt im Ganzen 30,000 Pikol jährlich. Auf einer Höhe von 3000 Fuss gepflanzt, soll der Caffee am besten gedeihen. Ausser dem Theesamengarten zu Lingo, befinden sich noch vier Theeanlagen zwischen Gembangan und Bator auf einer Höhe von 3000 bis 5000 Fuss, welche zusammen jährlich 40,000 Pfund Thee, ²/₃ schwarzen und ¹/₃ grünen, liefern. Der Indigo wird bis zu einer Höhe von 800 Fuss gepflanzt, gedeiht jedoch in den Niederungen am besten, so dass hier ein Bau Land (500 □Ruthen) 50 bis 54 Pfund liefert, während zu Limpong ein Bau kaum 8 bis 12 Pfund liefert. Der Boden von Java scheint für die Indigocultur weniger geschickt, als der von Banka, denn hier ist er ein vulkanischer Thonboden, der nach jedem Regen das Wasser trübt, während auf Banka Granit und Quarz vorherrscht, in welchem Boden das Wasser stets krystallhell bleibt, was bei der Gährung der Indigoblätter und bei der Abkochung wichtig ist, weil in trübem Wasser viele fremdartige Bestandtheile sich beimengen, welche die Reinheit des Farbestoffes chemisch

und mechanisch beeinträchtigen. Darum ist auch der Indigo von dem festen Lande Ostindiens so vorzüglich. Der Indigo ist eine ächt tropische Pflanze, und je heisser das Clima, desto mehr Gluth und metallischer Glanz liegt in dem Farbstoff. Wird der Indigo in höher gelegenen Gegenden gepflanzt, dann läuft die Staude in weite Gabelzweige mit wenig Blättern aus, in den Niederungen dagegen stellt guter Indigo einen dichten, blätterreichen Busch dar, und die Blätter vorzüglich enthalten den Farbstoff. Man gewinnt in dieser Residenz jährlich an 130,000 Pfund. Auf dem Felde verbreitet der Indigo einen süsslichen (Katzenurin ähnlichen) Geruch; auch behauptet man, dass die Arbeiter, welche in den Behältern das von der Gährung gewonnene Indigowasser umschaufeln, impotent würden. Eine solche Wirkung des Indigos ist in der Pharmacodynamik noch wenig bekannt. Die Producte werden durch einen Annehmer von den Binnenlanden in die Packhäuser an dem Hauptplatze gebracht, und zu diesem Transporte gebraucht man Pikolpferde und in den Niederungen von Ochsen gezogene Karren. Dieser Transport gibt dem Unternehmer nach Deckung der Unkosten einen jährlichen Gewinn von 10,000 Gulden.

Die Hauptstrassen der Residenz sind gut unterhalten. Der grosse Postweg von Java läuft von Westen nach Osten durch diese Residenz; im westlichen Theile in der Nähe des Strandes durch die Ebene über viele Brücken, im östlichen über Hügelketten. Um ihn hier weniger steil zu machen, hat man eine neue Route projectirt, und bei der Anlage eines neuen Weges wird die Arbeit in Antheilen den Javanen aufgelegt. Dabei kann man wahrnehmen, dass zur Zeit von Daendels die Anlage des grossen Weges nicht so schwierig war, als gewöhnlich angenommen wird. Denn damals war das Volk noch weniger mit den Arbeiten der Cultur beschwert, und der Antheil, welcher auf jeden fiel, betrug kaum mehr als eine Ruthe Land, desshalb ist die Angabe, dass 150,000 Arbeiter dabei umgekommen seien, wohl übertrieben. Gegenwärtig ziehen sich in allen Richtungen gute Wege durch Java. Auf dem grossen Weg ist alle zwei Stunden eine Poststation errichtet, wo sechs Pferde sich befinden. An steilen Stellen werden noch zwei Karbauen (Büffel) beigefügt; dennoch wäre es zu wünschen, dass eine Erfindung eines allein sich bewegenden Wagens hier eingeführt würde, denn das Reisen mit Postpferden ist kostspielig und die Posthalterei für das Gouvernement nicht vortheilhaft, weil nur zu häufig die Reisenden freie Postpferde ansprechen. Die Anlage einer Eisenbahn über Java dürfte zu unsrer Lebzeit unter den Verhältnissen des Monopolsystems

sich schwerlich realisiren, obgleich man von Batavia nach Buitenzorg schon eine projectirt hat. Wege und Brücken werden durch die Einwohner unterhalten, welche dazu Frohndienste leisten müssen. Zu beiden Seiten des Weges ziehen sich drei Fuss hohe Erddämme als Schutzwehr hin. An einigen Stellen ist für den guten Ablauf des Wassers nicht zweckmässig gesorgt. Viele Brücken sind von Holz.

Der Hauptplatz Pekalongan, an dem Flusse gleichen Namens, ist beinahe eine Stunde vom Seestrande auf alluvialem Grunde erbaut, welcher täglich noch anspült. Wie bedeutend diese Anspülung ist, kann man daraus erkennen, dass das Fort de Beschermer, welches in der Stadt liegt, bei seiner Gründung in 1753 unmittelbar an der See lag. Beim Graben hat man noch in einem nahen Garten ein Kabeltau gefunden, ein Beweis, dass hier früher die Schiffe befestigt wurden. Zwischen der Stadt und der See ist ein Morast, worauf Nipa wächst, eine niedrige Palme, deren Blätter zum Dackdecken benutzt werden. In dem stagnirenden Wasser dieses Morastes nisten Sumpfvögel, Krokodile, Leguane und Schlangen; auch Hirsche und Schweine finden sich hier. Wenn in der trocknen Zeit der Wind über diese Stelle nach der Stadt streicht, sind Wechselfieber nicht selten. Fährt man den Fluss hinauf, so kommt man erst durch einen mit Kokos- und Fruchtbäumen dicht bepflanzten Campong, in welchem eine betriebsame Bevölkerung von Fischern wohnt, dann beginnen bei dem Forte, wo eine hölzerne Brücke über den Fluss gelegt ist, die europäischen Wohnungen, an welche sich das chinesische Viertel und die übrigen Campongs unmittelbar anschliessen. Die Häuser der Europäer sind von Ziegelsteinen gebaut, aber nur von wenigen kann man rühmen, dass sie comfortabel eingerichtet sind. Ist das Haus unter Dach, dann scheint man um die Nebengebäude, welche als Vorrathskammern, Küche, Bedientenwohnung und Remise unumgänglich nöthig sind, sich wenig zu bekümmern. Man baut so schlecht, dass ein starker Mann ohne Mühe einen Nagel zwischen die breiten Fugen zweier Steine einschieben kann. Die Lage des Kalkes ist eben so dick, wie die des Steines. Jedes Haus steht übrigens isolirt. Man hat hier vier schöne Plätze, welche zum Theil mit Tamarindenbäumen bepflanzt sind. Gepflasterte Wege gibt es nicht. Das Fort dient jetzt zur Bewahrung der Gefangenen und als Indigomagazin. Ausser dem europäischen und chinesischen Friedhof befinden sich noch eine Menge Gräber in den Gärten, und um diese zu schonen, lässt man die schönsten Plätze unbebaut. Diese Gräber, deren Todte man vielleicht nicht einmal mehr kennt, werden jährlich mit Holzzeichen erneuert. So zahm und unterwürfig

der Javane auch sonst ist, so wild und wüthend würde er sich zeigen, wenn man Gräber hinwegräumen wollte; aus diesem Uebelstande folgt die unnatürliche Thatsache, dass die Lebenden den Todten das Feld räumen müssen, denn da man nie mehr als einen Todten in ein Grab beerdigt, so müssen sich die Gräber nothwendig ungeheuer ausbreiten, und wirklich trifft man sie auch allenthalben an. Die Javanen begnügen sich übrigens mit einem bescheidenen Grabmal, die Chinesen dagegen nehmen, je vornehmer sie sind, auch nach dem Tode desto mehr Platz weg. Erst ist ihr Grab nur ein kleiner Hügel mit einer einfachen Grabschrift auf einem Steine; allmählig wird es aber ein Mousoleum, ja wohl ein wahres Labyrinth von bizarren Anlagen. Reiche Chinesen widmen dazu einen ganzen Garten.

Die Chinesen, erst auf der rechten Flussseite wie die Juden in eine enge Strasse eingezwängt, breiten sich jetzt nach verschiedenen Richtungen ungemein aus, und allenthalben erstehen steinerne Häuser wie Pilze. Der Chinese baut hier solide, denn er mauert und stampft erst das Fundament und lässt es so ein Jahr lang unter freiem Himmel an die Witterung blosgestellt, während er alle noch nöthigen Baumaterialien ansammelt. Dann steht aber das kleine Haus auch unglaublich geschwind da. Ist er ein Langwaarenhändler, so mauert er in Thür- und Fenstergewänder bunte Kattuntücher, und zwar in seiner Herzensfreude: quod felix, faustum fortunatumque sit! — Eben wie die bockigten Kinder Israëls und Ismaëls, streben diese langgeschwänzten Schweinemenschen unablässig nach Gewinn; verdienen sie viel, so verzehren sie auch nicht wenig, und können sie ihren hülfsbedürftigen Nächsten nicht wohl thun, so thun sie sich selbst wohl, und an den häufigen Opfertagen und Festen geht mancher Wucher in Rauch auf. Bei Festen begnügt sich der Chinese nicht mit einem Tage, sondern fünf, acht, ja vierzehn Tage wird gespielt und geschwelgt, und Jeder ist dann ein willkommener Gast. Diese Feste sind dem Europäer jedenfalls merkwürdig, weil darin uns Vieles von dem Leben der Asiaten deutlich wird und Manches an die längst verschollenen Aufzüge der Griechen, Römer, Syrier, Perser, Babylonier, Egypter und Indier erinnert. Obgleich es nicht zum bon ton der haute volée von Pekalongan gehört, den chinesischen Feierlichkeiten viel Aufmerksamkeit zu schenken, so fesselten sie mich doch stets, und ich fand manche Aufschlüsse und Andeutungen über die Cultur und Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts darin. Besonders das Neujahr wird mit Glanz gefeiert, das in Beginn von Februar fällt. Bereits mehrere Tage vor demselben stehen

papierne Pferde, Büffel, Tiger, Elephanten, Adler, Kraniche, Schlangen, Krokodile und Haifische in Lebensgrösse, Ungethüme, Chimären, Drachen, auch Fahrzeuge: Junken, Dreimaster und Triumphwagen vor der Wohnung zur Schau. Alle diese Gegenstände können transparent erleuchtet werden; viele bewegen sich, öffnen und schliessen den Rachen, schlagen mit den Flügeln u. s. w. Die grösseren Thiere und die Fahrzeuge stehen auf Rollwagen. Sind diese chinesischen Kunstproducte auch keine Meisterstücke, so liegt doch in allen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem vorgestellten Gegenstande. In diesem trotzigen Büffel erkenne ich den javanischen Karbauw, in diesem wilden Pferde das weisswolligte Ross der Tartarei, in diesem colossalen Ungeheuer den Drachen der Mythe. Sollten Drachen auf Erden jemals existirt haben? — Die Sagen der alten Völker sind doch voll davon. — Welche Thiere waren es denn, von denen uns Indier, Egypter, Griechen und Germanen erzählen? — Was für ein Thier war der Drache der Niebelungen? — Mir däucht, Geographen, Naturhistoriker und Geschichtsforscher haben die Sagen von solchen Ungeheuern als alten Plunder viel zu leichtsinnig bei Seite geworfen; möglich, dass einmal die Reste davon aus dem Mist der Vergessenheit hervorgezogen werden. Haben niemals Drachen existirt, weil man keine fossilen Knochen davon findet? Zeigt uns doch die Knochen von Noah, Enoch, Alexander oder Cäsar, — haben diese auch nicht existirt, weil ihre Knochen nicht mehr vorhanden sind? — Wo bleibt denn die Auflösung und der Stoffwechsel der Materie? — War es etwa nicht mehr warm genug oder bot die neue Welt keine Nahrung mehr? — Sollten nicht von jenen Riesengeschöpfen der Urwelt einige in unsre Zeit hineingeragt haben? — Die Krokodile der heissen Zone sind ja auch noch Repräsentanten einer untergegangenen Vorwelt und erinnern an die Ungeheuer einer frühern Schöpfung.

Mit dem Anfang des Festes, welches sich durch Abbrennen von unzähligen Raketen, Schwärmern, Sonnen und bengalischen Feuern ankündigt, wälzt sich ein unabsehbarer Fackelzug mit jenen Herrlichkeiten unter ohrzerreissender Castagnettenmusik aus dem chinesischen Camp vor das Haus des Residenten. Alle jene Thiere sind transparent erleuchtet, auf allen sitzen mit Gold und Juwelen festlich geschmückte Kinder, welche auch in kleinen, mit Blumenkränzen und farbigen Guirlanden und Papierlaternen behängten Gallawagen, in den Schiffen und Junken unter Begleitung der weiblichen Haussclaven folgen; eine nie gesehene Menschenmasse strömt aus allen Dessas und Campongs herbei und kann sich an dem grandiosen An-

blick kaum ersättigen, obgleich dieser acht Nächte hintereinander sich wiederholt. In 1846 war das chinesische Neujahr durch heiteres Wetter ausgezeichnet, gewöhnlich regnet es; Regen aber ist den Chinesen Segen. Die Pohtafel, Rungging und Wayang locken jetzt den geschwänzten Söhnen des himmlischen Reiches das Geld aus dem Sack. Das Pohspiel ist unser Roulet, die Rungging sind unsre Ballettänzerinnen und Primadonnas und Wayang ist Theater.

Also nichts Neues unter der Sonne! von dem Neuling an, welcher die halbnackten Malajen in einem ausgehöhlten Baumstamme zum ersten Male erblickt und sich freut, dass er menschenähnliche Geberden an ihnen wahrnimmt, sie auch wohl mit Grimassen äfft, um sich zu überzeugen, ob Nachahmungstrieb in ihnen liegt, während sie ihn vielleicht als einen europäischen Gamin, als einen noch nicht trockenen Hans Guck-in-die-Welt mitleidig belächeln — bis zu dem indischen Altgaste, der so viele Nationen, Stämme, Völker, Raçen und auf so verschiedener Bildungsstufe in diesen Regionen kennen gelernt hat, muss Jeder, welcher das Leben der Asiaten zu beobachten Gelegenheit hat, zu der nämlichen Schlussfolge kommen, und diese wird zuletzt stets die sein: die Cultur des Menschengeschlechts ist uralt.

Der Handel in Tabak, Linnen und Kattun ist hier fast ganz in Händen der Chinesen. Auch auf Reis gewinnen sie viel, indem sie während der magern Monate dem Javanen Geld gegen hohe Procente vorschiessen und dafür gegen eine Kleinigkeit bei der Ernte den Reis in Empfang nehmen. Auch haben sie die Pacht des Opiums und der Märkte und sind von jeher als Sünder bekannt.

Eine beachtenswerthe Erscheinung unsrer Zeit ist die Zunahme der creolischen und mestizischen Bevölkerung. Der hier lebende Europäer hat kaum eine Ahnung von dem, was Java sein kann und sein wird. Wenn der denkende Mensch sich glücklich preisst, dass er nicht in dem Elend finsterer Zeiten geboren ist, wie sehr muss er es nicht auch bedauern, dass er nicht in einem Jahrhunderte geboren ist, in welchem so manche Schranken und hemmende Banden niedergerissen werden und fallen müssen, welche jetzt noch die vollkommene Kraftentwicklung hindern! — Die Verbindungsmittel durch die täglich bekannter werdenden Bewegungskräfte lassen uns ahnen, dass in Zukunft Handel und Verkehr allgemeiner werden und das Ausschliessungssystem zu Grabe gehen muss. Wie glücklich, in solch einer Zeit zu leben! — Dann wird man nicht die Vermehrung des menschlichen Geschlechts zu fürchten haben. Neue Bewegungskräfte werden neue Subsistenzmittel auffinden, auch das weibliche Geschlecht wird eine

angemessene Bestimmung und Versorgung erhalten, und die Sinios werden durch blühenden Handel und Kunstfleiss nicht mehr nöthig haben, in Schreibstuben allein ihr Heil zu suchen. Gewerbe und Handwerke werden in verdiente Achtung kommen, und nur die Faulheit wird der gerechten Verachtung preissgegeben werden. Alsdann wird Java das Paradies auf Erden werden und auch Pekalongan sich heben und emporblühen in der neuen und schöneren Zeit.

Reise nach dem Djĕng.

Die Anstellung als Residenzarzt zu Pekalongan versprach mir die Befriedigung des Wunsches, den Gunong-Prahu zu ersteigen und die Wunder des Djĕng mit eignen Augen zu schauen. Der Resident H. vertröstete meine ungeduldige Sehnsucht nach dem Prahu, der von der Morgensonne beleuchtet und von der Abendsonne umstrahlt in unserm Gesichtskreis lag und mir ewig nah und ewig fern blieb — auf den Monat August, in welchem er mit seiner Familie für einige Wochen nach dem Passangrahan Kebaturan ziehen wolle, als wenn ich als Gast bei ihm logiren und in den Ausflügen nach dem Tagal-Djĕnggebirge ihn begleiten solle. Leider wurde der gute Mann von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, die seinen Planen und Aussichten auf dieser Welt ein Ende gemacht hat. Die Reise nach dem Djĕng brachte ich desshalb erst unter dem Residenten Sch— zu Stande, welcher mir die nöthigen Transportmittel, indem ich den Zweck der Inspection der Vaccine mit dieser Reise verband, bereitwillig zugestand. Auf dem Wege nach dem Djĕng betritt man das Gebiet von drei Residenzen, nämlich Pekalongan, Banjumas und Baglen, während früher das ganze Territorium zu ersterer Residenz gerechnet wurde.

Donnerstag, den 19. März 1846, stand schon in der Frühe mein Wagen mit dem Sechsgespann der Regentspferde und etlichen Vorreitern vor der Thür. Herr Sch., ein Creole von P., welcher der javanischen Sprache mächtig war, begleitete mich. Bald flogen wir unter dem Knallen des Kutschers, dem Halloh der Läufer im Galopp durch die Bambus- und Fruchtbaumalleen der pekalonganschen Campongs, welche schon von Menschen belebt waren, nach Massen. Der Himmel war trübe und versprach wenig Sonnenschein. Das üppige Grün der Indigofelder duftete den stark süsslichen, Katzenurin ähnlichen Geruch aus, und bald

erfreuten uns auf ansteigendem Boden die amphitheatralisch angelegten Reisfelder, welche eine gesegnete Ernte verhiessen. Ein brausender Waldstrom in der Tiefe des Thales wälzte seine Silberfluthen über Laven- und Trachytblöcke, und schneeweisse Reiher wiegten sich auf den dichten Zweigen der herrlichen Tropenvegetation, welche an Bodenvorsprüngen über die Fluthen des Baches hingen. Ketjapi, in dem District Massen, ist reich an Indigofabriken, sein fruchtbarer Boden scheint aber zur Zeit der ersten Cultur den auf den Höhen des Gebirges hausenden Hinducolonisten als Vorrathskammer des Reises gedient zu haben. Zur Zeit des mythischen Reiches Ngastina, welches zu Pekalongan, nach Andern gar nicht auf Java bestanden haben soll (was übrigens weniger wahrscheinlich ist, da ein Reich dieses Namens hier wie in Indien eben so gut bestanden haben kann, wie eine Neustadt in Deutschland und ein Neapel in Italien), in jener mythisch-heroischen Zeit soll der räthselhafte Tunnel, von welchem man noch bei Bandar-Sidaju Spuren trifft und der vom Djëng durch das Gebirge nach der Ebene führte, bis Massen sich erstreckt haben. Die Sage lässt selbst Romo (Rama) und Ardjuno am Eingange dieses Tunnels sich einander bekämpfen. Wenn nicht Wasser von dem Gebirge in diesem unterirdischen Gange abgeleitet wurde, kann nur die Furcht vor räuberischen Ueberfällen die Hinducolonisten zu solch einem Riesenwerke veranlasst haben, dessen Reste, wie die reichen Sagen dieser Gegend, bei der heutigen Indifferenz der Landesherren für dergleichen Denkmale, bald spurlos verschwunden sein werden. Selbst der eifrige Naturforscher Junghuhn trug keine Kenntniss von diesem Gange, und als ich zufällig davon Kunde erhielt, habe ich den Widono von Sidaju nur mit Widerstreben dahin gebracht, dass er mir den Eingang zeigen liess. Bei den unterirdischen Gängen des Djëng werde ich auf diesen Tunnel zurückkommen.

Wir nahmen unsern Weg über Maron, das Caffeeland des Herrn von Bornemann, der früher Page des Königs von Dänemark, dann Capitän des zwischen Batavia und Samarang fahrenden Dampfschiffes Baron van der Capellen und jetzt Landherr war. Er empfing uns mit gewohnter Gastfreiheit und erzählte mir diesen Abend einen Vorfall, der ihm auf einer Urlaubsreise in Baden begegnet war. Zu Karlsruhe hatte er beim Abreisen eine Schachtel im Gasthofe liegen lassen, in welcher eine holländische Banknote von achthundert Gulden sich befand. Erst in der Schweiz erinnerte sich der Besitzer der Banknote der Schachtel, kehrte augenblicklich nach Karlsruhe zurück, wo es ihm nach eifrig angestellter Nachfrage wirklich ge-

lang, sein Eigenthum wieder zu erhalten, das mittlerweile vom Besitzer verändert war. Die Magd hatte nämlich die etwas alte, defecte Schachtel zum Fenster hinausgeworfen, wo sie von den Knaben auf der Strasse fortgeschleudert wurde; einer derselben entdeckte jedoch beim Ablösen des Deckels das Papier und brachte es seinem Vater, der es als Banknote erkannte und der Behörde zustellte. Nur gegen Bürgschaft erhielt Herr v. B. seine Banknote wieder.

Jetzt wohnte dieser dänische Edelmann in der Waldeinsamkeit zwischen Fruchtbäumen und Rosenbüschen, umgeben von einer sanften Bevölkerung, von zahmen Viehherden und von Wild, das die Caffeepflanzung heimsuchte, von der sich nächtlicher Weile selbst Tiger bis vor die Thür seines Hauses verirrten. Der Ertrag des Caffeelandes war noch nicht glänzend.

Der Plan, in dieser Pflanzung Waldhühner, Pfauen, Rehe, Schweine oder Tiger zu jagen, wurde durch Regenwetter vereitelt. Den folgenden Morgen setzten wir die Reise fort. Wir ritten zu Pferde durch die Thalschlucht und den angeschwollenen Waldstrom, wechselten bei dem Widono zu Sidaju die Reitpferde und verfolgten südlich, langsam uns erhebend, den Weg. Zu Gembangan ist die erste Theefabrik. Der rothe, aus verwittertem Trachyt bestehende Boden scheint aber noch nicht für die Theecultur geschickt; vielleicht würde an dem nördlichen Abhange dieses Gebirges der Weinstock besser gedeihen. Zu Ketonganjer ist die zweite Theefabrik, zu Kebaturan die dritte, zu Tauuan die vierte. Aber erst zu Bator wurde auf einer Höhe von 5000 Fuss guter Thee gewonnen; man sprach schon damals davon, die am nördlichen Abhange liegenden Theefabriken eingehen zu lassen. Von dem Passangrahan zu Kebaturan hat man eine entzückende Aussicht auf eine weite Landschaft voll dicht bewachsener Höhen, reicher Ebenen und die unendliche See, welche in blauer Fläche nördlich den Horizont begrenzt. Der Resident Doornik hat hier Rosen, Pfirsiche und Pflaumen pflanzen lassen; letztere sind aber nur blassgelb und nicht zum besten. Hier endigt die Kokospalme und der Caffee und beginnt die Arengpalme und der wilde Zimmt (Cassia). Der Grund wird ein gelber, vulkanischer Lehm; der Weg steil und steinigt. Bald war nur noch ein abschüssiger Hohlweg mit Felsblöcken vor uns, welchen die Pferde keuchend und schweisstriefend erstiegen. Ich konnte die armen Thiere nicht leiden sehen und ging desshalb zu Fuss, was für mich um so weniger anstrengend war, als es hier schon bedeutend kühl wurde, die Wolken uns näher rückten, ja bald ganz einhüllten und kalte Regenschauer uns durchnässten. Wir passirten die Theefabrik Kalitenga auf

circa 4000 und Tauuan auf 4500 Fuss Höhe. Der Weg an der nördlichen Abdachung des Gebirges läuft über die scharfen Kämme der divergirenden Zweigrippen des Hauptstockes und bildet jähe Abgründe mit tiefen Thälern, in welche ich nicht ohne Schwindel hinabsehen konnte. So steil auch die Wände sind, zo zeigen sie sich doch bewachsen mit Baumfaren und wilden Pisangs; überall rauschen Bergwasser, und der Wasserfall von Kamulan stürzt donnernd in die Tiefe waldbewachsener Schluchten. So steil auch der Weg ist, wird er doch viel begangen von Lastträgern, welche Tabak, Kartoffeln und Gemüse nach Pekalongan bringen. Bei der Dessa Kembang Langit (Himmelsblume) machten wir vor einem Warong (Marktkram) Halt, um uns an seinem Inhalte, der in Que-Que (Süssigkeiten) und Reiskuchen bestand, zu erfrischen, welche Leckerbissen eine Bergnymphe feil bot, die einer nähern Betrachtung werth schien. Ihr Teint war heller als gewöhnlich und auf den Wangen lag selbst ein Anflug von Röthe. Sie hatte goldne Krabu (Zierrathen) in den Ohren und einen rothseidenen Slendang graciös um ihre Lenden geschlungen, wesshalb ich sie zwar nicht für eine Widadari aus der Himmelsblume (die Javanen denken sich die Engel als weibliche Wesen), wohl aber für eine Rongging (öffentliche Tänzerin) hielt und von ihr einen Fehlschluss auf die Schönheiten von Bator that, welche ich nachher unter der Erwartung gefunden habe. Die Javanen sind, obgleich Bekenner des Islam, dennoch den Einrichtungen des frühern Gottesdienstes in vieler Hinsicht treu geblieben. Hierzu gehört der Stand der Rongging. Man weiss, dass in Hindostan die Bajaderen zu den brahmanischen Tempeln gehören (der ideale Begriff einer Bajadere ist gleich dem einer Widadari) und von den Braminen zur Verherrlichung des öffentlichen Cultus gehalten werden. Auf Java kann jede Jungfrau, welche die Tanzkunst versteht und Talent zum Singen besitzt, Rongging werden. Als solche ist sie frei von öffentlichen Lasten und Arbeiten, erscheint nur bei Festen, wo sie durch Tanz und Gesang die Feier verherrlicht, bei Tag als Primadonna glänzt und des Nachts sich als Hetäre preissgibt; obgleich von niederm Stande, geniesst sie doch eine Art Ehre, und selbst Häuptlinge und Regenten tanzen (dandaken) mit ihr, erheben sie wohl auch zur Kebsfrau. Verheirathet sie sich, so ist jede Schmach der frühern Prostitution damit gründlich ausgetilgt. Weder der Tanz mit seinen widernatürlichen Verdrehungen der Gelenke, noch der Gesang, indem die Rongging aus Leibeskräften in ihren Slendang, den sie vor den Mund hält, hineinschreit, kann uns behagen, und selbst die Umarmung, wozu ein freundschaftlicher Häuptling aufmuntern mag, ist

gefährlich, indem sie nicht selten peinliche Spuren zurücklässt und man bei den Geschenken der Javanen stets das Timeo Danaos et dona ferentes beherzigen muss.

Wir waren jetzt in Wolken verhüllt, so dass wir kaum zwei Schritte vor uns sehen konnten, und erreichten beinahe erschöpft die Firste des 6500 Fuss hohen Gunong-Gerlang, wo ein elendes Gehöft die Grenze bildet und eher einem Kosackenbivouak in der Ukraine, als einem Campong auf dem 7. Grad südlicher Breite in dem gepriesenen Java ähnlich sieht. Bebend von Kälte, suchten wir das rauchige Feuer, das uns nicht erwärmte, wesshalb wir alsbald den noch fünf Viertelstunden weiten Weg nach Bator verfolgten. Der Regen fiel in Strömen; von unserm Gefolge blieb einer um den andern zurück, und bald suchten wir allein auf unsern erschöpften Pferden, bald auf den Füssen weiter zu kommen. Der vulkanische Lehm war entweder so erweicht, dass wir bis ans Knie einsanken, oder so glatt, dass wir beständig ausglitschten. Ueber 1000 Fuss mussten wir wieder hinabsteigen, und die Lust, den Djëng zu besuchen, war mir so ziemlich vergangen, als ich zuletzt das Hochland von Bator vor mir liegen sah. Wolken und Nebelmassen hemmten die weite Aussicht, und wir waren froh, als wir, bis auf die Haut durchnässt, das Haus des Widono erreicht hatten, wo ein rauchiges Feuer uns vollends hoffnungslos machte, aus welcher Lage aber der Aufseher der Theegärten, Herr Gordon, uns befreite, der uns mit in sein Haus nahm, wo bald ein hochloderndes Feuer, das mit trocknem Glagarohr unterhalten, in einer grossen Theepfanne prasselte, die erstarrten Glieder wieder aufthaute und den gesunkenen Muth durch warmen Thee und ein Glas Glühwein wieder anfrischte. Ein kräftiges Mahl von saftigen Gemüsen, frischer Ochsenzunge, fetten Kapaunen, duftenden Kartoffeln und schäumendem Ale versetzte uns selbst auf dieser Höhe in ungeheure Heiterkeit. Gegen Abend kehrten die Theesammlerinnen und das Werkvolk aus den Plantagen zurück, welche sich wie Schildkröten ausstaffirt hatten, denn zum Schutze gegen das Wetter trugen die Männer ungeheure Hüte von Bambusrinde, die Frauen kapuzförmige Schilde von ähnlichem Flechtwerk auf Kopf und Nacken, wodurch sie, wie jene Amphibien, völlig geschützt waren. Der Wind trieb uns übrigens bald zwischen die vier Wände, durch welche er mit solcher Heftigkeit pfiff, dass wir, trotz doppelter Dekken, im Bette uns nicht erwärmen konnten und ziemlich schlaflos die Nacht zubrachten, was Jedem erklärlich sein wird, der bedenkt, dass wir aus dem sonnenverbrannten Uferland in einem Tage in den reinen Alpenäther uns erhoben hatten und uns aus Kaffernland nach Lappland ver-

setzt wähnten. Das Wasser schien so eisig kalt, dass wir es kaum berühren durften; Herr Gordon war jedoch bereits an diese Temperatur gewöhnt und nahm zu unserm Erstaunen das gewöhnliche Sturzbad im Freien. Wir liessen dem Batorschen Thee Gerechtigkeit widerfahren, obgleich das Aroma sich erst nach Jahre langem Liegen kräftig entwickeln soll und er zuerst wie frisches Heu riecht, wohl auch schmeckt. Doch soll dieses mit dem Thee in China auch der Fall sein. Die Bevölkerung schien für diese Cultur nicht sehr eingenommen, obgleich die Arbeit nicht schwer ist. Aber der Aufenthalt in einem so rauhen Clima, wie auf diesem Berge, sagt dem Javanen nicht zu.

Der folgende Tag war zum Besuche des Djëng bestimmt. Das Tagal-Djënggebirge läuft von Westen nach Osten und endigt in dem Gunong-Praha mit einer starken bogenförmigen Umbiegung nach Südosten. Bei Bator beginnt die Reihe der Kraterberge dieses Vulkansystemes, und der Gunong-Budak und Ptarangan, an dessen südlichem Fusse Bator im Hochlande 5000 Fuss über dem Meere liegt, sind die ersten Repräsentanten des Hauptvulkans. Bator selbst ist der volkreichste Ort dieses Hochlandes und grösstentheils von Chinesen bewohnt, deren Häuser von Holz sind und welche eine frischere Gesichtsfarbe, als ihre Brüder im Tieflande, ja selbst rothe Wangen haben. Zwar ist die Bevölkerung nicht von Krankheiten verschont, und leider hat auch hier die Lustseuche Verheerung angerichtet, ja die Sitten sind in diesem Marktflecken nicht die besten. Aber die Chinesen wohnen und kleiden sich zweckmässiger, als die Bewohner des Hochlandes und geniessen auch eine reichere, kräftigere Nahrung, in Folge welcher sie gross und stark sind. Sie pflanzen Obst (Pfirsiche) und Gemüse und treiben einen starken Handel mit Tabak, welchen sie auf die bekannte Wucherermanier den Bergbewohnern um eine Kleinigkeit, die als Vorschuss auf die künftige Ernte gegeben wird, abnehmen und damit nach Pekalongan handeln, von wo er durch den ganzen Archipel versendet wird. Die Javanen geniessen hier mehr Djagon (Welschkorn) als Reis und kleiden sich leicht und dem rauhen Clima nicht angemessen. Ihre elenden Hütten von Glagarohr theilen sie mit dem Vieh und speichern auch noch den grünen Tabak darin auf, so dass bei dessen Trocknung die Hütte nicht selten in Brand geräth. Der sorglose Javane wird hier, wie überall, erst durch Schaden klug. Auch das Gemüse, welches er zieht, geniesst er nicht selbst, sondern bringt es zu Markte, und die Kartoffeln von hier sind weit und breit gesucht und berühmt. Es wächst und gedeiht Alles in diesem fruchtbaren Boden, und ist es sehr zu beklagen,

dass die Regierung eine europäische Colonisation hier nicht begünstigt. Eine ängstliche Politik weiss mancherlei Scheingründe dagegen geltend zu machen, die sich alle auf die Furcht vor Unabhängigkeitsgelüsten reduciren lassen. Damit würde jedoch manches Menschenalter hingehen, und vielleicht dürfte gerade eine europäische Colonie eine kräftigere Stütze für das Mutterland sein, als die kostbaren Festungen und zusammengestoppelten, ausgemergelten Miethtruppen. Doch so lange das Prohibitivsystem herrschend ist, wird man schwerlich zu einem solchen Versuch übergehen. Auch die Residenten, welche als Nawabs eine sclavische Verehrung geniessen, sind gegen eine europäische Colonisation, die ihren Majestätsnimbus beeinträchtigen könnte.

Die erste Merkwürdigkeit auf dem Wege von Bator nach dem Djëng ist am südöstlichen Abhange des Telaga-Dringo die Solfatara Kawa-Dringo oder Segorowedi, die zweite der Kessel Pakaraman oder das Todtenthal. Verfolgen wir, von Bator östlich uns wendend, diesen Weg und werfen zugleich einen Blick in diese merkwürdige Gebirgslandschaft.

Das Hochland von Bator ist ein wellenförmiges Gebirgsterrain, das sich nach Süden zu senkt und vielfach zerklüftet zeigt. Bator selbst liegt auf einer solchen Höhe und von der Strasse dieses Ortes sieht man westlich das Hochland von Karang-Kobar mit dem 6500 Fuss hohen Rogo-Djampangan, südlich das labyrinthische Gewirre des Hochlandes, östlich den Prahu und Nogosari, nördlich die Gebirgsmauer des Tagaldjeng. Am Fusse der letztern zieht sich der Weg hin, welcher wohl unterhalten ist und von Bator bis zum Djëng selbst mit Wagen befahren werden könnte. Vielfach zerklüftet, ist dieses ganze Land von zahlreichen Bächen durchströmt, während die Oberfläche von allem Baumwuchs entblösst sich zeigt, welcher nur in den Thälern und Schluchten zum Vorschein kommt. Die Felsenpforte von Gunong-Labet scheint der eigentliche Eingang zum Hochlande von Süden her zu sein.

Samstag, den 21. März, Morgens um 7 Uhr, verliessen wir in Begleitung des Herrn Gordon, welcher für alle Bedürfnisse mit edler Gastfreundschaft gesorgt hatte, und des Ortsvorstehers nebst seinem Gefolge Bator bei schönem, klarem Wetter. Der über zwanzig Fuss breite Weg war kürzlich erneuert, mit Abzugskanälen zu beiden Seiten und von Abstand zu Abstand mit neuen Wachthäusern versehen worden, welche Sorgfalt der nahe bevorstehenden Ankunft des General-Gouverneurs zugeschrieben war. Wenige Palen östlich von Bator verliessen wir den Weg und stiegen nördlich den Abhang des Dringo hinan, wo ein don-

nerndes Getöse und ein weisser Dampf die nahe Geyser verkündete.

Kawa-Dringo.

Der Kessel, aus dessen Tiefe die Solfatara emporsteigt, öffnet sich plötzlich vor den erstaunten Blicken des Besuchers, unter dessen Füssen der Boden erzittert und er wahrnimmt, dass er sich an einer jener grossartigen Werkstätten der Natur befindet. Auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhang diese Geyser zum Vorschein tritt, liegt 500 Fuss über ihr ein Kratersee, und es ist wahrscheinlich, dass sein Wasser im Durchsickern auf heisse Dämpfe stösst, wodurch es aufwallt und mit donnerndem Zischen hier sich einen Ausweg bahnt. Die Temperatur des Wassers ist zwischen 181 bis 184° Fahrenheit. Der Absatz der Quelle ist weissgelb wie Schwefelmilch und scheint viel Alaunerde zu enthalten. Südlich fliesst es in einer mit Baumfaren dicht bewachsenen Kluft ab, aus der noch an einigen Stellen warme Wellen mit weissen Dämpfen ausgestossen werden. Die Vegetation ist hier üppig und der überliegende Boden eine fruchtbare, braune Dammerde. Der durch diese Quelle genährte Bach fliesst in den Kali-Dolok, und über ihn führt die dritte hölzerne Brücke von Bator. Wir kehrten wieder auf den grossen Weg zurück, verfolgten eine kurze Strecke die östliche Richtung, wendeten uns dann wieder auf einem Fusspfade nordwärts und standen nun vor dem weitberüchtigten Todtenthale.

Pakaraman.

Ueber diese Stelle ist so viel geschrieben und gefabelt worden, dass ich mich glücklich schätzte, sie selbst besuchen zu können. Der Berg dieses Namens fällt hier in einer steilen Gräthe nach Süden ab, und in dieser Gräthe öffnet sich eine kesselförmige Schlucht; diese ist das sogenannte Todtenthal. Die trichterförmige Oeffnung mag an ihrem obern Rande 100 Fuss im Durchmesser haben; auf dem Boden ist sie nur 50 Fuss breit. Der nördliche Rand ist 200 Fuss höher, als der südliche, von welchem der Boden 100 Fuss tief liegt. Dieser Boden ist ungefähr 28 Fuss im Vierkant von aller Vegetation entblösst, und gerade an dieser Stelle erfolgt zeitweise die Gasentwicklung; ich sage zeitweise, denn viele Besucher sind hier gewesen, ohne die geringste Gasentwicklung wahrzunehmen, selbst Junghuhn meint, das Gas erhebe sich nie höher, als 2 Fuss vom Boden, und doch habe ich bei meinem ersten Besuche eine Gasentwicklung beobachtet, die sich über mehr als Mannshöhe vom Boden erhob, aber nur

etwa eine starke Stunde anhielt, worauf allmälig das Gas wieder verschwand. Die Abhänge des Trichters sind von einer reichen Vegetation bedeckt. Gesträuch, Baumfaren, selbst hohe Bäume, die aber ein verdorrtes, verbranntes Ansehen haben, erheben sich in wildem Dickicht, durch welches man an der Südseite nur mit Mühe einen Weg bahnt. Auf dem Boden geht das Gesträuch in kurzes Gras über, bis auch dieses gänzlich verschwindet und man nur ein Paar abgestorbene Baumstämme, mehrere Lavablöcke und zuletzt einen Sandboden bemerkt, auf welchem hin und wieder Gerippe von Schweinen, Rehen und Hunden, früher auch von Menschen lagen. Man hat an dem Südrande ein Geländer dargestellt und keinen Weg bis auf den Boden geführt, um unwissende, unvorsichtige Besucher abzuhalten, bis auf den Boden hinabzusteigen. Hier liessen wir uns nieder, gleich besorgt vor einem etwaigen Schlangenbiss, als vor dem drohenden Gase. Herr Gordon und ein Javane folgten mir; ich wollte eben von einem grossen Steine auf den Boden steigen, als ich den stechenden, betäubenden Einfluss des Gases gewahr wurde und zugleich eine heftige Brustbeklemmung fühlte. Erschreckt glitschte ich aus, und nur die schnell gereichte Hand Herrn Gordons rettete mich vor einem verhängnissvollen Falle. An meiner Hand versuchte Herr Gordon dasselbe Experiment, hatte aber mit der ersten Nase voll genug. Wir blieben auf dem Steine stehen und konnten deutlich die starke Gasentwicklung bemerken, indem die von den Sonnenstrahlen beschienene Luft, wie die heisse Luft über einem Ofen, oscillirend in die Höhe stieg. Es war neun Uhr, die Atmosphäre heiter und kühl, der Morgen sonnig, während es Tags zuvor stark geregnet hatte. Wir hielten mehrmals eine brennende Cigarre in die Tiefe, welche sichtbar erlosch; wir warfen ein gesundes, lebendes Huhn hinunter, es überschlug sich und zuckte einige Mal und lag alsbald leblos am Boden. Dieses Huhn hat eine Stunde später ein Javane ungefährdet von dem Boden des Pakaraman aufgehoben, zubereitet und gegessen. Unsre eigne Empfindung, das Verlöschen der Cigarre, das Sterben des Huhnes gleich nach dem Hineinwerfen, sind so sichere Luftgütemesser, dass Herr Junghuhn wohl keinen weitern Beweis verlangen kann. Wohl will der tapfere Münnich selbst auf den Boden sich niedergelegt haben, ohne irgend etwas zu bemerken; ich melde aber diese vereinzelte Thatsache, weil ich nicht zweifle, dass bei leichterer Zugänglichkeit des Gebirges diese Stelle mehr besucht und öftere Beobachtungen werden angestellt werden. Dann wird man finden, dass zu verschiedenen Tags- und Jahreszeiten die Gasentwicklung sehr verschieden sein wird; möglich kann

man die Ursache davon entdecken; möglich aber kann mit der Zeit diese Gasentwicklung ganz aufhören, und wird der Ort dann nur noch historisch merkwürdig sein. Die ungeheure Ausdehnung, welche man früher dem sogenannten Todtenthal beilegte, fand wahrscheinlich ihren Grund darin, dass noch an andern Stellen des gefürchteten, mit Hochwald düster bewachsenen, wenig besuchten Djëng solche Gasentwicklung vormals stattfand, und nur so wird die Sage von der tödtlichen Goa upas erklärlich. Uebrigens wurde in alten Zeiten dieser Ort wirklich, wie noch ein anderer in dem Hochlande, zur Tödtung von Menschen gebraucht. Man liess missliebige Personen und Verbrecher hineinlaufen, stürzte sie wohl gar hinein, und so fanden die Unglücklichen einen verhältnissmässig leichten Tod, wenn man einen Vergleich mit der barbarischen Strafweise der javanischen Vorzeit anstellt.

Das aus diesem Boden aufsteigende Gas ist schwerer, als die atmosphärische Luft und verhält sich wie Kohlenoxydgas. Chemisch ist es übrigens noch nicht untersucht. Vielleicht könnte man durch Graben eines Tunnels am Fusse des Pakaraman eine kohlensäurehaltige Quelle gewinnen.

Von der nächsten Brücke an läuft der Weg am nördlichen Fuss des Gunong-Nogosari hin; bei Karang-Tenga überschreitet man den aus dem Telaga-Wurdodo im Krater des Gunong-Pangonang entspringenden Bach und sieht dann zu beiden Seiten des Weges einen Weiher, zur rechten den mit Brunnenkresse beinahe überwachsenen Telaga-Wibi, zur linken in einem Thale zwischen dem Gunong-Gadjamunkur und Gunong-Paggerkentang den Telaga-Leri.

Telaga-Leri.

Der Name bedeutet so viel, als trübes Reiswasser, und diese Schwefelquellen stellen ein ovales Becken dar mit weissgelbem Wasser gefüllt, das ungefähr 100° Fahrenheit besitzt und die ganze Umgebung mit dem Geruch nach Schwefelwasserstoffgas erfüllt, welcher sich aus allen warmen Quellen entwickelt. Das Wasser ist umgeben von Gebüsch, von Thibaudia-, Elaeocarpus- und Litsaeasträuchen. Einige warme Quellen, die von dem Pagger-Kentang entspringen, fliessen hinein, und selbst aus seinem Boden strömt aus vielen Spalten und Löchern warmes Wasser, das eine viel höhere Temperatur hat (150 bis 180° Fahr.). Dieses Schwefelwasser wird zu Bädern benutzt und hat eine vortreffliche Wirkung gegen Hautkrankheiten und rheumatische Leiden. Bis jetzt besteht zwar keine besondere Badeinrichtung, obgleich Junghuhn und ich auf die warmen Mineralwasser des Tagal-Djënggebirges zu heil-

kundigen Zwecken aufmerksam gemacht haben. Das Gestein in dem Wasser ist weiss gebleicht und verwittert. Zwei Dörfchen liegen über dem Thalkessel: Gadjamunkur und Pandjed. Der Weg führt nun am nördlichen Fusse des Gunong-Pangonang an dem Dörfchen Dolok vorbei auf das Djëngplateau.

Der Djëng.

Die Hochebene des Djëng ist eine ovale Fläche, umgeben westlich von den Bergen Paggerkentang und Pangonang, südlich vom Kendil, Srodjo und Pakkuodjo, östlich und nördlich von dem Prahu, welche Berge als eben so viele Kraterwände zu betrachten sind, die den alten, verschütteten Krater des Djëngplateau umgeben. Letztres liegt 6286 Fuss über dem Meere und wird von der Kratermauer des Prahu, der sich 7873 Fuss über das Meer erhebt, um beinahe 1800 Fuss überragt. Zwei andere, kleinere Hochebenen bildeten mit dieser den früheren Kraterboden, nämlich das an den steilen Prahu sich lehnende Thal von Badakbanteng, das 250 Fuss tiefer liegt, als Djëng, und dann die Fläche, welche sich zwischen dem Dorfe Kali-Tenga und Telagaleri befindet und 500 Fuss tiefer liegt, als Djëng. Der Paggar-Kentang, Pangonan und Pakkuodjo-Kendil sind als drei Eruptionskegel zu betrachten, deren Krater noch theilweise erkennbar sind. Der Pangonang hat zwei durch ein schmales Joch geschiedene Krater, deren höchster Rand 360 Fuss über dem Plateau sich befindet. Hochwald bedeckt seine Wände, Gras den Boden. In dem nordwestlichen befindet sich der See Wurdodo, dessen Wasser nach der Kawa-Kidang durchsickert und von heissen Dämpfen emporgetrieben, zischend zum Vorschein kommt. Der Pakkuodjo-Kendil ist durch einen furchtbaren Ausbruch eingestürzt; jetzt kommt an dem Nordostabhang des Kendil nur noch eine Solfatara hervor.

Die ganze Vulkanruine des Gunong-Prahu ist also heute noch von Solfataren, Fumarolen, Mofeten und thätigen Kratern umgeben, und obgleich der eigentliche Herd des unterirdischen Feuers seit Jahrtausenden ausgelöscht und verschüttet ist und Jahrhunderte lang der Sitz menschlicher Cultur war, so kann doch einmal diese Gegend durch Feuersgewalt verändert werden und der Vulkan seine furchtbare Thätigkeit erneuern. Der Eintritt in die Djëngebene von der Westseite ist imponirend. Steil und drohend erheben sich die noch stehenden Reste der Kratermauer, kahl und öde liegt die weite Fläche, nur hier und da durch die dunkelgrauen, Grabmälern ähnlichen Tempel unterbrochen. Tiefe Stille herrscht rings um, und nur beim Losbrennen eines Gewehres erschallt das Geschrei der wilden

Pfauen und Waldhähne oder das Aufschwirren der in den Kraterseeen schwimmenden Enten. Die gewaltigen Trümmer der Vorwelt, die verödeten Denkmale früherer Gottesverehrung, die öde Stille an diesem Orte des Schreckens und der ungebändigten Naturkraft erfüllen unser Gemüth mit Grauen und Beklommenheit. Bevor man durch den Pass an der Westseite, der hier wie ein Wall die Ebene schliesst, eintritt, verkünden an dem Abhange des Pangonang zur Seite des Weges die überall zerstreuten gehauenen Steine die Nähe merkwürdiger Ruinen. Auch der Kali-Dolok kommt hier aus einem unterirdischen Canal, der ein Werk von Menschenhand ist. Der Blick fällt zunächst auf die östliche Kraterwand, den Gunong-Prahu, an dessen Fusse das Dörfchen Djëng und das Rasthaus (der Passangrahan) sich erhebt. Inmitten der weiten Ebene stehen die vier Tempel Ardjuno mit dem Häuschen des einst dienstthuenden Priesters, und an den Abhängen der umliegenden Höhen die Ruinen vieler anderer Tempel. Unsre Pferde setzten in scharfem Trab und dann in Galopp durch die Ebene. Bald stiegen wir vor dem Passangrahan ab und begaben uns in das Innere dieses Rasthauses, dessen Fundament aus den alten Quadern der Ruinen zusammengesetzt ist und sich 4 Fuss über den Boden erhebt, während die Wände von Brettern, das Dach von Stroh ist. Was man sehr vermisst, ist ein guter Kamin. Man unterhält in der Mittelgallerie ein grosses Feuer, dessen Rauch das ganze Haus erfüllt und das den Gast wenig erquickt. Man sollte hier ein massives Gebäude mit gut schliessenden Thüren und Fenstern und mit einem gehörigen Kamine errichten, dann würden die Besucher, welche jetzt die unfreundliche Kälte forttreibt, gerne längere Zeit hier verweilen. Der ganze Passangrahan hat aber sein Dasein dem Besuche eines General-Gouverneurs zu danken, und es ist nicht zu zweifeln, dass er bald durch ein massiv gebautes Haus mit gut schliessenden Glasfenstern und Thüren ersetzt werden wird. Der Wille eines Residenten ist hinreichend, solches zu vollbringen. Auch die Pferde der Reisenden stehen jetzt noch in offnen Ställen, was für die an eine so warme Luft gewöhnten Thiere in dieser Höhe, wo Nachts empfindliche Kälte, selbst Reif eintritt, nachtheilig ist. Pferde und Hornvieh sollten in diesem Hochlande gut verwahrte Ställe haben, dann könnte man die Viehzucht mit besserem Erfolg betreiben. Schafe und Schweine gedeihen gut, und auch Llama und Vikunna würden hier leicht heimisch werden, so wie die Höhen des Djëng eine gute Pflanzstätte für Chinabäume bieten, worüber ich schon in verschiedenen Zeitschriften geschrieben habe. Zu einer Gesundheitsanstalt würde der Ort

aber ganz besonders einzurichten sein, da hier viele Kranke sowohl in der frischen, reinen Luft wieder besser werden, durch die kräftige Nahrung, welche sie hier geniessen können, erstarken, als in den nahen Heilquellen selbst eingewurzelte Leiden curiren können. Man kann hier Stahl-, Schwefel-, Dampf-, Schlamm- und Kaltwasserbäder einrichten, da im Umkreis weniger Meilen die Natur Alles selbst darbietet und die Kunst nur hülfreiche Hand leisten darf. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass auf dem Djëng die Centralanstalt und an den verschiedenen Badstellen Filialkrankenanstalten sich befinden sollten, dass der Vorsteher der Hauptanstalt zugleich die Oberaufsicht über die Ruinen führe und gute meteorologische Beobachtungen anstellen könne, so wie solche über die Wirksamkeit der Solfataren, Fumarolen, Mufeten u. s. w. Eine Meierei würde Nahrung im Ueberfluss liefern, sowohl thierische, als vegetabilische. Auf solche Weise könnte der Djëng seine Auferstehung feiern.*)

Dies waren die Gedanken, welchen ich mich überliess, als wir in der Vorgallerie des Passangrahan einige Erfrischungen einnahmen und dann rüstig an die Betrachtung der Oertlichkeit gingen. Vor dem Passangrahan lagen an der Treppe einige aus Lava gehauene Alterthümer, heilige Stiere und der Kopf eines Drachen oder einer grossen Schlange. Zu dem Röhrbrunnen im Hofe hatte man ein altes Bassin benutzt, und gleich hinter dem Hause lehnte sich an den Vorhügel eine Quadermauer, welche von der Ostseite das ganze Plateau eingefasst zu haben scheint und auf welche eine Treppe führte, deren Stufen zu zwei oder drei aus einem Stein gehauen, theilweise noch vorhanden sind. Auf der Spitze dieses Hügels stehen drei kleine Tempel in Pyramidenform, zum Theil stark verfallen und inwendig selbst ausgegraben, indem man unter den Altären Schätze vermuthete, diese herauswarf und tief unter die Fundamente grub. Diese Plünderungen sollen früher reiche Beute zur Folge gehabt haben, und es ist bekannt, dass in Sultanszeiten die Bewohner des Districtes, zu welchem der Djëng gehörte, ihre Abgaben theilweise in Erz, Silber, Gold und Waffen entrichteten, welche sie hier fanden; ja selbst kostbare Kleidungsstücke und Geschmeide will man früher auf der Djëngebene gefunden haben, was zu beweisen scheint, dass der Djëng nicht so sehr durch feindlichen Ueberfall oder die fanatische Wuth der neuen Bekenner des Islam, als durch Naturkatastro-

*) Im Monat Februar 1852 erhielt ich per Landmail Nachricht von Java, dass auf dem Djëng wirklich eine Gesundheitsanstalt eingerichtet worden ist; bald dürfte auch eine europäische Ansiedlung gegründet werden.

phen, vulkanische Ausbrüche und Erdbeben zerstört worden sei. Die Ausdehnung, Pracht und Herrlichkeit dieser Hindustätte muss aber auch ausserordentlich gewesen sein, wie die Betrachtung der Ruinen zeigen wird. Auch liegt darin ein Beweis, dass der Djëng nicht erst kurz vor der Einführung des Islam auf Java, wie Junghuhn meint, seine Glanzperiode gehabt habe, sondern dass schon weit früher hier eine reiche Niederlassung bestanden haben müsse. Die Sage nennt das Reich Ngamerto, welches schon im sechsten Jahrhundert hier geblüht haben soll.

In den javanischen Sagen ist noch Einiges vorhanden, was auf diese Oertlichkeit Bezug hat. Plakudhoro, der Bruder des Königs Samiadji von Ngamerto, soll zu Gedong-Bimo, wo heute noch der schöne Tempel des Werkudoro steht, gewohnt haben. Man glaubt, dieser Tempel habe als Traumhaus gedient. Noch heute ist es Sitte, dass die javanischen Fürsten bei wichtigen Unternehmungen auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu schlafen pflegen und den Traum auf diesem Grabe für eine Vorbedeutung auslegen.

Die Tempel in der Djëngebene schreibt man dem Samiadji oder Dermo Wongso, König von Ngamerto, zu; der zweite Gedong-Samar, von dem Schüler des Samiadji, der dritte Gedong-Retjuno (Ardjuno) einem Bruder des Samiadji, der vierte Gedong-Simbodhro, Gattin des Retjuno, der fünfte Gedong-Sirikandi, zweite Frau des Retjuno, der sechste Gedong-Prabu-Kirsno (Krisna?) von dem König von Durowatti, der siebente Gedong-Ngekele-Sedewo, von dem jüngsten Bruder des Retjuno.

Kurz vor der Einführung des Islam im fünfzehnten Jahrhundert erwähnt die Geschichte eines Prinzen von Purwodjarito (Banjumas), welcher hier als Büsser lebte. Der auf der Ostseite der Ebene hinlaufende Hügel ist eine Rippe des Gunong-Prahu, der wie ein Wall sich auf dessen Gipfel hinaufzieht, und wo er sich mit dessen scharfem Kamme verbindet, befinden sich die zwei Tempel, welche nach jetzigen Forschungen wohl die höchstgelegenen auf Java sind und welche dafür sprechen, dass der Gunong-Prahu durch die alten Gottesverehrer fleissig bestiegen wurde, welche der Meinung zu huldigen schienen, ihr Gebet werde um so eher erhört, je mehr sie sich dem Allerhöchsten selbst auf den steilsten Bergen zu nähern suchten. Man weiss ja, dass heute noch fromme Pilger auf Ceilon bis zum Gipfel des Adamspik auf den Knieen hinaufrutschen, und die Brahmanen bauten ihre Tempel am liebsten an abgelegene Orte.

Von diesem Hügel geniesst man eine lehrreiche Aussicht auf das Djëngplateau. Man sieht in dessen Mitte den See Palimkampang, aus welchem der Kali-Tulis, wel-

cher am Abhang des Prahu entspringt, in den See Telaga-Trus fliesst, vor welchem auf einer Anhöhe am Fusse des Pangomang der schöne Tempel Bimo oder Werkudoro steht. An diesem Fusse sieht man weiterhin noch mehrere Tempel, welche, so wie die in der Mitte der Ebene stehenden Ardjunotempel, meist die Pyramidenform gehabt zu haben scheinen, während nördlich von dem Passangrahan hinter dem Dörfchen Djëng auch ein runder, kuppelförmiger gestanden hat. Das ganze Plateau, so wie die nächsten Umgebungen, sind besäet mit zugehauenen Quadern, Säulen, Capitälern und allen zu religiösen Prachtgebäuden erforderlichen Stücken, welche diese Tempelstadt einmal geziert haben. Die Bildhauerarbeit ist an den meisten Steinen so wohl erhalten, dass sie eben erst aus der Hand des Meisters gekommen zu sein scheinen. Alle Steine sind sehr genau bearbeitet und waren ohne Cement über einander gelegt, wesshalb manche Schlusssteine zu grösserer Festigkeit mit Schwalbenschwänzen versehen sind. Der Styl und die Verzierungen deuten auf einen gemischten Cultus hin. Die Darstellung des Lingam und der Yoni ist häufig, ja die kleinen Säulchen mit halbkugeliger Spitze hält man für Priape, auf welche sich früher die Frauen gesetzt haben sollen, um schwanger zu werden. Die Zotten an den wenigen vorhandenen Altären sollen ebenfalls ein Sinnbild der Yoni sein. In den Bildwerken ist die Vorstellung des Siwa die häufigste. Seitdem der Djëng den Europäern bekannt wurde, ist eine wahre Wuth unter diese gefahren, die Bilder und Alterthümer vom Djëng wegzuschleppen. Die schönsten Stücke sind schon lange verschwunden, über ganz Java, ja bis nach Europa zerstreut, und der Eifer, sie wegzutransportiren, ist an dem Untergang vieler Schuld. So stürzten die Javanen, welche mit diesem Transport geplagt waren, ein herrliches Quadrijugum in einen Abgrund, wo es zerschmettert ist, und zerstörten viele Bildwerke absichtlich. Der Paroxysmus dieser Plünderungssucht ist zwar jetzt vorüber, aber das Schönste, was die Kunst bot, ist auch verschwunden. Einige kleinere Statuen, welche ursprünglich in Tempelnischen gestanden zu haben scheinen und jetzt vor dem Residenzhaus zu Pekalongan unter den Tamarindenbäumen der Verwitterung preissgegeben sind, habe ich in meine Wohnung tragen lassen und abgezeichnet. Es sind bekannte Vorstellungen, meistens schon stark beschädigte Figuren in sitzender Stellung, deren Attribute noch ziemlich gut erkannt werden können. Alle sind, wie die Bauwerke auf dem Djëng, aus der grauen porösen Lava gearbeitet, welche älter und weniger hart ist, als die dichten trachytischen Laven.

Die Tempel.

Auf dem Djëng geht selten ein Tag ganz heiter vorüber, und wenn auch Morgens die Sonne scheint, so jagen doch bald dichte Wolken gleich Nebelgeistern über die Berge herein durch die Ebene und fallen entweder als feiner Nebel oder als Platzregen nieder. Ein solcher Regenschauer trieb uns in den Passangrahan, wo ein tüchtiges Mahl uns erquickte und für die Mittagstour stärkte. Es bestand aus rothem Bergreis, starkem Knoblauchkerri, Kartoffeln, Ochsenzunge, gesalzenem Fleisch und gebratenen Hühnern, nebst Bier und einigen Tassen warmem Thee; man sieht also, dass wir nicht wie Junghuhn nöthig hatten, mit Tabaksblättern Vorlieb zu nehmen.

Hierauf begaben wir uns nach den Ardjunotempeln inmitten des Plateaus, welches erst ziemlich trocken und üppig bewachsen ist mit Gras, Ranunkeln, Plantago, Thalictrum und Violen, während südlicher gegen die Seeen hin die Ebene morastiger und mit Restiaceen, Cyperus, Scirpus, Xyris und Calmusarten bewachsen ist. In der Nähe der Tempel wurde der Boden feuchter, stand selbst Fuss tief unter Wasser, so dass wir nur auf den Quadersteinen, welche hier einen schmalen Pfad bilden, uns nähern konnten. Bevor man an die Tempel gelangt, erheben sich zwei kleine Hügel, ähnlich den Tumulis germanischer Gräber, mit Gras bewachsen, von welchen es ungewiss ist, ob sie ein Werk der Kunst oder der Natur sind. Es lohnte der Mühe, sie näher zu untersuchen. So viel ich wahrnehmen konnte, bestehen sie aus rothgelber Erde und Steingerölle und sind mit Gras überwachsen.

Die vier Tempel selbst sind genau in der Richtung von Norden nach Süden gebaut und haben den Eingang an der Westseite. Dem nördlichsten gegenüber ist ein steinernes Häuschen, dessen Bestimmung die Aufsicht des wachthabenden Brahmanen über die Tempel und den Dienst darin zu sein schien. Sein Eingang ist zu ebener Erde auf der Ostseite. In seinen Wänden sind einige halbkreisförmige Löcher, welche als Fenster dienen, die Decke ist ebenfalls pyramidenförmig von Stein. Die Tempel sind viereckige Häuschen mit vorspringenden Pfeilern und Leisten; die Thür ist schmal und klein, und einige Treppen führen in das Innere, dessen Wände ausser einigen Nischen, worin früher Götzenbilder gestanden, leer sind. In den Tempeln standen früher Altäre, welche man aber ausgegraben hat, ja in einem wühlte man den Boden fünf Fuss tief aus, indem man Schätze zu finden hoffte, welches Loch jetzt beständig mit Wasser erfüllt ist. Die Decke bildet sich durch Näherrücken der Wände zu einer hohlen Pyramide und ist noch ziemlich wohl erhalten. Die Felder in

der äussern Wand enthalten schöne Bildhauerarbeit, Darstellungen aus der Mythologie, besonders Siwabilder. Aus Mangel an Zeit konnte ich dieselben nicht abzeichnen. So reich die Wände auch verziert sind, geht doch eine edle Einfachheit durch das Ganze und erregt den angenehmen Eindruck der Schönheit. Die Tempel haben kein tiefes Fundament und sind nur 25 Fuss hoch, aus denselben würfelförmigen Steinen von grauer poröser Lava gebaut und ohne Cement zusammengefügt. Die Wände sind zum Theil zerrissen, die Spitze eingestürzt, und üppig wuchernde Pflanzen dringen mit ihren Wurzeln in die Spalten und setzen das Werk der Zerstörung fort, das wahrscheinlich durch Erdbeben begonnen und durch Sorglosigkeit bei mangelndem Unterhalt der Gebäude sich fortgesetzt hat. Von Menschenhänden scheinen die Tempel nicht beschädigt worden zu sein.

Junghuhn wirft die Frage auf, ob wohl diese Tempel auf trocknen Boden oder in einen Sumpf gebaut worden seien, und weist mit vielem Scharfsinn nach, dass durch den raschen Strom des Kali-Tulis die Ebene von dem Alluvium, welches derselbe herbeiführt, um mehrere Fuss erhöht, als auch durch den gehinderten Abfluss seines Wassers, welches sich träge durch die Ebene und die Seeen schleicht, der Boden morastig geworden wäre.

Dass die Bewohner der Djëngebene es in ihrer Macht hatten, dieselbe trocken zu legen oder unter Wasser zu setzen, scheint ihm entgangen zu sein. Und doch war es so. Nördlich von den Tempeln findet man den Eingang in den Tunnel, der im nordwestlichen Winkel des Djëng aus der Ebene heraus in die Wasserscheide führt, aus welcher der Kali-Dolok entspringt. Die Quelle dieses Baches ist also das durch Kunst abgeleitete Wasser der Djëngebene. Der Tunnel ist höchst merkwürdig gegraben. Er ist nämlich ein sanft sich neigender Stollen, auf welchen von Abstand zu Abstand senkrechte Schachte niedergehen. (In dem alten Assyrien und Mesopotamien hatte man ähnliche Wasserleitungen, unterirdische Bäche, aus welchen man durch senkrechte Schachte das trockne, verbrannte Land bewässern konnte.) Vielleicht hat man aus diesen durch Winden die ausgegrabene Erde zu Tage gefördert. Möglich auch benutzte man den Stollen zum Durchgang, und dann wären die Schachte eben so viele Oeffnungen gewesen, durch welche Luft und Licht in den unterirdischen Gang fiel. Es hat sich eine Sage erhalten, die Priester hätten, bevor sie sich selbst hindurchgewagt, jedes Mal ein Thier vorangehen lassen, und dies desshalb, weil in dem Gange Kohlenoxydgas und andre irrespirable Gasarten sich entwickelt hätten. Es ist ungewiss, ob solche

Sage auf diesen Abzugskanal oder auf andre unterirdische Gänge Bezug hat, da sowohl auf dem Djëng selbst noch solche sich befanden, als auch ausserhalb, wie denn der von Bator selbst durch das Gebirge in das nördliche flache Land bei Bandar-Sidaju geführt haben soll. Zur Zeit meiner Ankunft zu Bator kannten verschiedene Personen dieses Ortes noch ganz bestimmt die Stelle, wo die Eingänge zu diesen unterirdischen Wegen sich befanden. Auf der vortrefflichen Karte des Djëng deutet Junghuhn wohl den Kanal des Kali-Dolok an, er spricht aber nicht davon, was wohl befremden mag, indem er über die Versumpfung der Ebene schreibt.

Unser nächster Besuch galt nun der Kawa-Tjondro di Muka, und um zu ihr zu gelangen, mussten wir umkehren und einen andern Weg einschlagen, der uns über die Ebene zum See Trus und dem Tempel Bimo führte. Dieses Mal nahmen wir unsre Jagdgewehre mit, weil wir unterwegs einiges Wild zu erlegen hofften. Die Entfernung, der nasse Boden und einzelne Regenschauer machten diese Tour etwas ermüdend.

Auf dem vorspringenden Rücken des Pangonang im Südwesten des Djëng erhebt sich der altersgraue und doch wohl erhaltene Tempel Bimo oder Werkudoro, einer der schönsten bis jetzt auf Java angetroffenen. Er ist der höchste unter den Tempeln des Djëng und läuft wie die übrigen in eine pyramidenförmige Spitze aus. Die Wände sind durch viele Einschnitte aussen getheilt und reich verziert, das Dach stufenweise mit Nischen versehen, in welchen Köpfe und Brustbilder von schöner, edler Physiognomie sich befinden. Schade, dass die Abbildungen, welche Junghuhn von diesem Tempel gibt, von einer Seite genommen sind, welche wohl viel Verzierungen, aber wenig Köpfe hat. Wäre mir ein Gerüst zu Gebote gestanden, so hätte ich gerne eine treue Copie davon entwerfen wollen. Jetzt musste ich mich mit dem Genuss der Betrachtung begnügen. Im Innern hat der Tempel ein längliches, einfaches Gewölbe ohne Fenster und Verzierungen, dessen Längendurchmesser von Süden nach Norden gerichtet ist. Der Eingang befindet sich an der Ostseite. In diesem Tempel wollen die Javanen zuweilen einen Klang vernommen haben, der von einem Geiste herrühren soll; vielleicht ist der Wind vermöge der Bauart im Stande, im Tempel einen Klang hervorzubringen. Die Töne der Aeolsharfe findet man bekanntlich auch an egyptischen Denkmälern.

Am Fusse der Anhöhe breitet sich der See Telaga-Trus aus, von dichtem Schilf umgeben. Sieben wilde Enten schwammen darauf umher und schienen wenig Notiz von uns zu nehmen. Vielleicht waren es sieben Braminen-

seelen, in Enten verkörpert, welche in stolzem Selbstbewusstsein es nicht der Mühe werth hielten, uns zu beachten, wesshalb ich mein Gewehr auf sie löste. Zwei von ihnen plätscherten im Wasser, die übrigen flogen auf. Die Beute ging uns aber verloren, denn Niemand wagte sich in den See, in dessen Schlamm man auf immer versinken konnte. Von hier östlich erblickt man die beiden Seeen Telaga-Wurno und Pengilong, beide im südöstlichen Winkel des Djëng. Die schöne grüne und braune Farbe ihrer Wasserspiegel rührt von der Beschaffenheit ihres Bodens her. Diese Seeen sind die Ueberbleibsel des Djëngkraters und werden genährt durch die atmosphärischen Wasser, welche sich in ihnen versammeln. Die Frösche und deren Larven, so wie eine kleine Fischart, bewohnen die Tiefe, auf welche von wilden Enten gejagd wird.

Der Telaga-Tjebong und Mentjir liegen ausserhalb der Djëngfläche. Letzterer ist der grösste am südlichen Abhang des Srodjo (Pakkuodjo), steile Felswände von 200 Fuss Höhe umringen ihn, dessen Wasser selbst mehrere hundert Fuss tief ist. —

Der Weg zieht jetzt um den See Trus über den südöstlichen Abhang des Pangonang durch Wald an Stellen vorbei, deren weisses, gebleichtes Ansehen verräth, dass hier ebenfalls das unterirdische Feuer wirksam war, in ein kleines Thal, durch welches der Kali-Tulis strömt, bald sehen wir weissen Dampf aufsteigen und verkündet das zischende Brausen die Nähe der

Kawa-Tjondro di Muka.

Zwischen dem Panggonan und Paggertypis liegt ein von Wald umringter Thalboden; dieser Boden ist ein weiss gebleichter Schlamm, aus welchem kochende Modderwellen und weisse Schwefeldämpfe sich erheben. Die Pteris- und Mertensiaarten wachsen dazwischen, wohl auch Thibaudias und Melastomen. Die Steine sind verwittert, aus den Spalten sublimirt der Schwefel in schönen gelben Krystallen, der Kali-Tulis stürzt brausend über Felsblöcke, dazu das Zischen und Kochen der heissen Wasser- und Modderwellen in dieser Einsamkeit — Alles dies stellt ein Bild dar, dem man wohl den Namen des Teufels Garküche geben könnte. Es bemeistert sich unser ein Gefühl, als ob wir die dunkeln Mächte der Tiefen vor unsern Augen wirken sähen und als ob der Geist des Abgrunds aus dem Boden stiege und hinter uns so sich vernehmen liesse:

„Ich war dabei, wie noch da unten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug;
Wie Moloch's Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug.

Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten auszupusten;
Die Hölle schwoll von Schwefelstank und Säure,
Das war ein Dampf! es ging ins Ungeheure;
So dass zuletzt der Erde schwache Kruste,
So alt sie war, zerkrachend bersten musste,
Und aufgefördert ward zu dieser Stelle,
Was vormals war der tiefste Grund der Hölle."

Ein wilder Eber, welcher in den Fumarolen umherlief, ildete dieses Mal die Staffage. Durch uns aufgescheucht, ah er uns drohend an und entfernte sich langsam, wie er böse Genius dieser Stelle. Im Modder stack noch der tock, welcher bei dem furchtbaren Unglück, das hier den ontroleur Brünnekamp traf, indem er unvorsichtig auf em trügerischen Boden zu weit sich wagte, einsank und immerlich verbrannte, als warnendes Wahrzeichen für lzu kühne Waghälse gepflanzt wurde. Mit dem Besuch er Kawa-Kidang schlossen wir unsre heutige Untersuungsreise, die so vieles Schöne, Merkwürdige und Erabene unsrer Anschauung geboten und die stärksten indrücke auf unser Gemüth erweckt hatte. Die deutlichen eweise von dem gewaltigen Wirken der Natur, von dem nnigen Schaffen längst verschwundener Menschen und on dem so verschiedenen Treiben der Gegenwart bewegn unser Gemüth. Nachdenkend kehrten wir zurück.

Mit Sonnenuntergang sassen wir in der Vorgallerie es Passangrahan und richteten ernste Blicke auf die kahn Höhen des Panggonan, an dessen Fuss die alten Temel sich gespenstig in den schwarzen Schatten der Nacht illten; die Sterne sahen vom tiefblauen Himmelszelt auf e weite, mit Trümmern gefallener Grösse besäete Fläche, ber deren Kraterseen einige Enten und Schnepfen kreihend hinflogen. Welche Vergangenheit, Gegenwart und ukunft spricht in diesem beschränkten Horizont zu uns! — as wir mit dem Untergang der Sonne fühlten, das hat unghuhn bei Sonnenaufgang gedacht und ausgesprochen ie folgt:

„Dort, wo die Sonne jene Grasflächen bescheint, wogte nst die glühende Lavasee von dem Kraterboden auf. Die ava erstarrte und der Boden des Kraters bedeckte sich ach Jahrtausenden mit Pflanzen und Bäumen. Es kamen enschen. Sie bauten Tempel von der Lava, und das Lob es Allerhöchsten stieg empor aus dem Vulkan, dem alten itz der Vernichtung. Tausend Hände rührten Hammer nd Meisel, tausend Kehlen priesen hier den Urschöpfer. - Aber gleich wie vordem die Lava erstarrt und das euermeer in eine grüne Weide verändert war, so auch

verschwand wieder diese Menschengeneration. Nach wieder tausend Jahren war ihre Stimme verstummt, und nur ihrer Hände Werk steht dort verwittert und verfallen vor uns, als ein Räthsel, ein Traum — von Stein! —

„Unbekannt mit dem Schicksal dieser Tempel, beschauen sie die gegenwärtigen Bewohner mit Staunen; sie verwenden ihre Kräfte zum Anbau des Bodens, und tausendjährige Wälder fallen (zum zweiten Male auf Djëng!) unter den Schlägen der Axt. Aber die Kräfte der Natur sehen, nun der Menschen Hoffnung erhebend, dann ihrer spottend, lächelnd diesem Treiben zu; auch sie ruhen nimmer von ihrer Arbeit, oft lange zum Heile jener, bis einmal der Tag neuer Umwälzungen anbricht." —

Die Geschichte schweigt über das Schicksal der frühern Bewohner des Djëng. Nur in Sagen tönt dunkel und doch bedeutungsvoll so manche Thatsache zu uns herüber. Entspräche der Eifer so mancher Grossen den Wünschen des Geschichtsforschers, dann wäre jetzt noch Gelegenheit vorhanden, Vieles zu sammeln, was im Zeitenlauf unwiederbringlich verloren geht; denn manche Sage ist noch im Munde des Volkes, und manche Nachrichten sind vom Vater auf den Sohn übergegangen, welche der gebildete Javane bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Gleichwie der Djëng schon in sehr frühen Zeiten bewohnt gewesen ist, so sind auch seine Bauwerke allmählig erstanden, und nicht erst im Jahre 1300 unsrer Zeitrechnung, wie Junghuhn will. Eine genaue Untersuchung der noch vorhandenen Ruinen und Trümmer wird nachweisen, dass diese aus sehr verschiedenen Zeiten herstammen. Um die von Junghuhn angenommene Zeit war die Glanzperiode javanischer Architektur schon vorüber, man fing schon an, mit Ziegeln zu bauen, wovon hier noch keine Spur. Man wich von den edlen Zügen der Götterbilder ab und brachte Fratzen, malajische und mongolische Gesichter zum Vorschein, wie die Bilder von Ostjava beweisen. Hier aber bewegt sich die Bildhauerkunst noch in ihren edelsten Formen. Man copire die Bilder auf den Wänden der Tempel, die Köpfe am Werkudoro, und man wird sich hiervon überzeugen; aber auch die Geschichte setzt die Gründung des Djëng in das sechste Jahrhundert und nennt hier das Reich von Ngamerto.

Von jener Zeit bis zur Einführung des Islam auf Java ist der Djëng der Sitz der Gottesverehrung Brahmas geblieben und scheint sowohl durch die Lauheit in eifriger Ausübung der Religion bei Verschlimmerung der Sitten, als auch durch furchtbare vulkanische Ausbrüche und Erdbeben zerstört und in Vergessenheit gerathen zu sein.

Es ist die Frage aufgeworfen worden: von welchen

Volke und zu welchem Zwecke die Tempel gestiftet worden seien? — Der Djëng war an Bromo (Brahma), i. e. Zeus, Jupiter, Jehova, den grossen Gott geweiht von jenen Javanen, welche ihn durch die Hindubrahmanen fürchten, verehren und lieben gelernt. Warum aber wurde auf solcher Höhe, in so rauher Luft, umgeben von so furchtbaren Feuerschlünden, dem Schöpfer gehuldigt von Menschen, die in den warmen Gefilden der tropischen Zone geboren waren und gelebt hatten? — Gewiss ist es sonderbar, dass die alten Bewohner des Djëng die reichen Niederungen verlassen und in diesen rauhen, unwirthbaren Höhen, wo der Reis nur mit Mühe erzielt wird, sich angesiedelt haben. Der Kohl, das Welschkorn, die Kartoffel, der Tabak sind eingebrachte Erzeugnisse, welche damals diesem Boden noch fremd waren, und es ist ungewiss, welche Getreidearten und Nährpflanzen von den alten Bewohnern des Djëng gebaut wurden, wenn man nicht annehmen will, dass alle Lebensbedürfnisse von dem Flachlande heraufgeschleppt wurden, was für eine zahlreiche Bevölkerung nicht wohl thunlich war. Ueber diesen Punkt sind die Verehrer des Djëng allzu flüchtig hingegangen, ja einige haben ihn unberührt gelassen. Den zahlreichen, mit so vieler Kunst gearbeiteten Denkmälern zufolge muss aber die Bevölkerung beträchtlich gewesen sein. (Eine wilde Art Hirse kommt heute noch im Hochlande von Bator vor.) Bis jetzt hat man keine Gebäude nachgewiesen, die eine andre, als religiöse Bestimmung gehabt hätten; es scheint daher, dass nur diese von Stein, die Wohnungen aber von Bambus oder Holz gewesen sind. Wahrscheinlich haben die Bewohner des Djëng nicht nur Ackerbau und Viehzucht, sondern auch Künste und Gewerbe getrieben. Ein Volk, das solche Gebäude aufführt, muss sich eines hohen Grades von Civilisation und Bildung erfreuen. Man sorgt erst für die Noth, dann für die Bequemlichkeit, zuletzt für das Vergnügen. Die Gottesverehrung war bei den alten Völkern ein Gegenstand des Vergnügens, der Freude, der Erheiterung des Gemüthes, der Erhebung der Seele. Wie der Körper von der Noth und den Bedürfnissen des Bodens, der Scholle sich frei macht, so wendet sich der Geist zu dem Schöpfer des Weltalls und erhebt sich über das Irdische auch in seinen Schöpfungen, den Erzeugnissen der Kunst. „Der Staub wird wieder zur Erde kommen, von der er genommen ist, der Geist aber schwingt sich zu Gott empor, der ihn gegeben hat.“ Dieser Gedanke bewegte schon vor Jahrtausenden die Seher des alten Bundes und auch die Verehrer des Brahma. — Wo aber war ein Ort würdiger, die Gottheit anzubeten, als auf dieser Höhe, wo der Schöpfer des Weltalls täglich in befruch-

tenden Wolken sich niederliess und das Wunder der Schöpfung, die zeugende Kraft, in den brennenden Kratern und siedenden Schwefelpfuhlen vor den irdischen Augen wirkte und sich kund that! Und nicht allein in den Schrecken der Tiefe und der Höhe that er sich in lautem Donner kund, sondern auch in den wohlthätigen Wirkungen dieser erfrischenden, neubelebenden Bergluft, der Fumarolen, Solfataren und Heilwasser. Er, der Unnennbare, Unerforschliche, war hier nicht allein der Erhabene, Schreckliche; er war auch der unendlich gütige, barmherzige, weise Allvater.

Wie Mancher mag hierher krank, gebrechlich, elend gekommen sein und fühlte sich neubelebt, gestärkt, geheilt! Wie Mancher, der diese Höhen niedergedrückt, beschwert, trostlos erstiegen, mag hier alle irdischen Sorgen abgestreift, Trost und Ruhe der Seele gefunden haben! — Wie der Druck der Luft auf diesen Höhen abnimmt, so mag auch der Druck des Despotismus minder hart gewesen sein und eine väterliche Herrschaft die Unterthanen beglückt haben. Unter der Hierarchie der Brahmanen hat sich das Sprüchwort bewährt:

„Unter der Pfaffen Hut
Wohnt man gut.“

Dieses stille Thal kehrte den denkenden Menschen in sich selbst und stimmte zur Andacht, zum Frieden. Auch andre vulkanische Höhen auf Java beweisen durch die Ruinen von Tempeln, dass ähnliche Gründe die Menschen bewogen haben, sie zum Sitze der Gottesverehrung zu machen und sich auf ihnen niederzulassen. Aehnlich handelten nicht allein die Indier, Egypter, Syrer, Griechen und Römer, auch unsre germanischen Voreltern glaubten auf Bergen sich der Gottheit zu nähern, und Noah und Abraham haben auf Bergen geopfert. — Der Djëng, dieser Lieblingssitz des Urwesens, wurde ein Wallfahrtsort. Heilige wollten hier heiliger, gereinigte Fakire reiner, Gott ähnlicher werden; selbst Fürsten verliessen ihre Throne und lebten hier als Büsser; fromme Brahmanen wollten hier nicht nur leben, sie wollten hier sterben, ruhen. Fernher gereiste Pilger lösten hier Gelübde und sandten ihre Gebete zum Himmel empor. Man baute Tempel, weihte Altäre, rechnete es zum guten Werke, arme Pilgrime zu unterstützen, zur himmlischen Gnade, die Tempeldiener zu unterhalten, und zur Beseligung, mit den Reichthümern, die man erworben, die Tempel zu schmücken. Solche religiöse Triebe haben im Alterthum Wunder gewirkt in jeder Religion. Sie haben den Indier zum Ganges, den Juden und Christen nach Jerusalem, den Moslem nach Mekka getrieben; sie haben ganze Berge in Tempel verwandelt,

die heilige Kaaba und jene wundervollen Dome unsrer Vorzeit errichtet. Der Glaube macht selig und versetzt Berge; warum nicht auch Menschen auf Berge und mit ihnen Kunst und Wissenschaft? —

Daher die vielen Tempel auf dem Djëng, wo weit und breit kein Kalk ist und man sich mit Steinen ohne Mörtel behelfen musste. Mit diesen Steinen führte man Gebäude auf, die nach den Gesetzen der Schwere den Schwerpunkt in ihrer Mitte fanden, sich selbst stützten und desshalb für die Ewigkeit gebaut schienen. Darum sind sie im Geschmack der Cyclopen und Troglodyten aufgeführt und dennoch kostbar verziert und dem Auge gefällig. Die alten Völker begnügten sich mit kleinen Privatwohnungen, die einfach und nicht so reich verziert waren, als ihre öffentlichen Gebäude und Tempel; auch die frühern Bewohner des Djëng mögen sich mit einfachen Hütten begnügt haben, welche nur darin von denen der heutigen Javanen unterschieden gewesen sein dürften, dass sie reinlicher waren, denn Reinlichkeit war ein Vorzug der alten Völker vor den neuern. Kaum glaublich scheint es, dass die reinen Brahmanen so unreine Kinder hervorgebracht haben, wie die heutigen Javanen, deren Häuptlinge vom eignen Kopfe nicht selten jene Thiere essen, welche den Herodes aufgefressen haben, und sich den Unrath über den Kopf wachsen lassen, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein holländischer Herkules ihren Augiasstall ausfegt. Auch die heutigen Perser, Syrer, Egypter, Griechen und Italiener sind traurige Repräsentanten ihrer Vorfahren. Wer erkennt in jenem lumpigten Lazzaroni, der sich an den Fuss der Marmorsäule nistet, den stolzen Sprossen des alten Roms? Auch die heutigen Strohhütten des Djëng sind ein trauriger Contrast von ehemals und jetzt. Der halbnackte Javane, welcher nach Sonnenuntergang vom Schüttelfroste bebt und sich mit seinem Hornvieh in ein Gemach bettet, ist gewiss nicht der ächte Nachkomme jener Hindu, welche so viele Sorgfalt auf die Zotten der Altäre, die Brunnenröhren und Badewannen verwendet haben. Den heutigen Bewohnern möchte man vor allen Dingen eine dem Clima des Djëng angemessene Kleidung wunschen. Und doch schlummern nur in diesen Menschen die Keime besserer Bildung, welche der starre Islam wohl unterdrücken, aber nicht vernichten konnte. Die Kunst in dem Schnitzwerk an Balken und an Schiffen beweist, dass der Javane für bildende Kunst vortreffliche Anlagen besitzt. Man werfe nicht ein, dass die heutigen Javanen so täppisch, so kindisch sind, dass jetzt erst die Holländer anfangen müssen, sie zu „beschaven.“ Die edlen Keime dürfen nur gehegt und gepflegt werden, um sich auf das Herrlichste zu ent-

falten und selbst um mehr zu leisten, als sie schon einmal geleistet haben. Ja, der Islam war nothwendig, um bei der Verderbtheit der alten Sitten und Religion neue Moral und Religion einzuimpfen, aber er hat seine Aufgabe vollbracht, und an das Christenthum ist die nächste Sendung für Java übergegangen.

Freilich finden wir keinen Palast, wie den des Bokko (Baka) zu Brambanan, aber vielleicht wohnten die Fürsten, wie noch heute die auf Bali, in mobilen Pondoppos. Der ganze Djëng war mit einer Ringmauer gleichsam umschlossen, und selbst ausserhalb erstreckte sich die Architektur, wie die Riesentreppe beweist, deren Horsfield erwähnt, und die gehauenen Steine, mit welchen die Umgebungen besäet sind. Wenn wir diese mit Sorgfalt gemeiselten Steine, diese mit Sauberkeit vollendeten Sculpturen, diese schönen Bilder der seligen Götter betrachten, und wir dünken uns dann noch allein weise, gross und sehen mit Stolz auf die alten Völker zurück, müssen wir bei dem Vergleich von Ehmals und Jetzt dann nicht bekennen, dass Wahrheit ein Vorzug der Alten, Irrthum Gemeingut der Neuen ist? — Einst war Alles solid, ächt, wie die plastische Kunst an diesen Steinen; jetzt ist Alles nur Schein, hohler Gyps, wie am maison dorée. Unsre Serviçe sind versilbert, unsre Präciosen von Rauschgold, unsre Juwelen sind böhmische Steine; selbt das Prunkjuwel: die Schönheit, ist unächt, selbst der Sinn für diese ist erloschen. Oder sind diese Pariser Grazien mit dem Buckel auf dem Hintern schön? — Welchem Ideal entsprechen sie? der hottentottenschen Venus, dem Bisonochsen, Kamele oder den Schafen mit Fettschwänzen? Hat doch die Eitelkeit selbst die Giraffe zum Ideal erhoben. Eure Grazien sind in der That weibliche Hottentotten, nur mit dem Unterschied: das Fettpolster jener ist ächt und das von diesen ist unächt. Java's Schönheiten verunstalten wenigstens in ihrer Jugendfrische die Natur nicht, wenn auch ihre Gewohnheiten uns nicht behagen, wie das Betelkauen und Betakschminken. — Wohnt einer javanischen Hochzeit bei und ihr seht Braut und Bräutigam noch im Costüm altindischer Tracht. Der Kopfputz, mit Blumen und goldnen Ohrgehängen, gleicht jener altindischen Krone, die Armspangen, Fussringe und Leibgürtel sind von eben solcher Form und Gehalt, wie vor tausend Jahren. Der nackte Oberkörper ist mit Boréh eingeschmiert und gelb gefärbt, so ziehen sie einher im Festzuge und sitzen im Brautgemache feierlich und regungslos, wie die Buddhabilder auf dem Burobudor; und wenn der Gamelang ertönt, der Wayang oder Topeng beginnt, dann ist der Javane zurückversetzt in seine Urzeit und sieht seine Halbgötter und Helden leibhaftig vor sich. So

ungebildet und einfältig der gemeine Javane aussieht, trägt er doch das Bewusstsein der früheren Glanzperiode in sich und glaubt zu seinem Glücke an die Wiederkehr einer bessern Zeit, die ohne Zweifel für ihn erscheinen wird, wenn auch nicht unter den durch Wollust entnervten weibischen Prinzen des Hofes von Solo. Auch der Djëng wird seine Auferstehung feiern, wenn auch nicht unter den frühern Verhältnissen, doch unter solchen, die für den Javanen beglückender sind — unter den Verhältnissen veredelter Humanität, an welcher die ganze Menschheit Theil nehmen wird.

Das Gefolge hatte sich um ein grosses Feuer im Passangrahan gelagert; wir suchten aber bald die Ruhe, welche wir, obgleich Herr Gordon auch für Betten gesorgt hatte, wegen der nächtlichen Kälte nicht finden konnten. Auch die Thiere in den Ställen waren unruhig, und so verliessen wir Tags darauf frühzeitig den Djëng und trabten nach dem 2 Stunden entfernten, über 1000 Fuss niedriger liegenden Bator zurück.

Hier war gerade Markt, der stark besucht wurde. Ich sah dort das Welschkorn geschrotet und das Kokosnussöl fest wie Butter; so dass mein Begleiter Herr Sch. erstaunt ein Stück in Papier wickelte und es in die Tasche steckte, um es seinen Freunden zu Pekalongan als eine Merkwürdigkeit zu zeigen. Natürlich brachte er nichts nach Hause, als einen tüchtigen Oelfleck. Wir besuchten die Theegärten, die Fabrik und dann den Garten des Herrn Gordon, worin er aus Liebhaberei selbst arbeitete und ausser einem guten Stück Land mit Kartoffeln in Beeten die herrlichsten Gemüse zog, selbst Artischokken. Da europäische Gemüse in den Tropen nur mit Mühe gewonnen werden können, so erfreute uns der Anblick dieses Gartens sehr. Ein Chinese, der von der Lustseuche stark ergriffen war, consultirte mich. Sein Dukon (Arzt) liess ihn eine Tisane trinken, worin ein Mixtum compositum, selbst kleine Eidechsen, Schlangen und Käfer abgekocht waren, dabei eine merkwürdige Diät halten, indem der Kranke täglich einen Kapaun aufessen musste. Mittelst dieser Cur hatte die Krankheit schon bedeutende Fortschritte gemacht und Knochenauswüchse den Schädel des Patienten verunstaltet, was vielleicht auch daher rührte, dass die Chinesen mit dem Gebrauch von Sublimat nicht karg zu sein scheinen. Auf Bator, als einem Handelsplatze, treibt sich allerlei Volk herum, und die wandernden Hetären tragen dazu bei, die Einwohner zu ruiniren. Manche nehmen zu den Heilquellen des Gebirges ihre Zuflucht — aber nicht immer zu den rechten. So hatte ein Herr an dem Eisensäuerling Kali anget Hülfe gesucht, der besser nach den Jodbädern von

Pelatungan und Assinan gegangen wäre. — Der Tagal Djëng ist sehr reich an Heilquellen und er wird schon desshalb zukünftig stark besucht werden. Ausser den schon genannten sind besonders die am nördlichen Abhange des Prahugebirges bekannten Gebangan, Assinan und Pelatungan als jodhaltige Wasser zu Bädern eingerichtet worden.

Die Bevölkerung von Bator, Djëng, ja von dem ganzen Hochlande ist zu Ende dieses Jahres von bösartigen Fiebern heimgesucht worden, die (von 1846 bis 1849) mehrere Jahre epidemisch grassirten und eine Menge Menschen hinweggerafft haben. Eine erhöhte Activität der Vulkane von Centraljava war die Hauptursache davon, Theuerung und schlechte Lebensmittel kamen hinzu, das Uebel zu verschlimmern. Die elende Wohnung und Kleidung mag auch das Ihrige zur grossen Sterblichkeit beigetragen haben. Schon früher habe ich den Vorschlag gemacht, statt Medicamente, welche die einfältigen Bergbewohner doch nicht einnehmen, lieber rothwollene Matrosenhemden und Mützen auszutheilen, denn wenn auch über Tag die Luft mild, ja warm ist, so kann die nächtliche Feuchtigkeit und Kälte auf den unzureichend gekleideten Bergbewohner nur nachtheilig wirken. Daher die catarrhalisch-rheumatischen Fieber, welche hier endemisch sind. Anders ist das Clima gesund und sind die Einwohner stärker, als die der Ebene, was sie beweisen, indem sie bedeutende Lasten bis Pekalongan schleppen und beladen wieder über das Gebirge zurückkehren. Auch die Hunde sind hier etwas kräftiger und langhaarig, während sie im Flachlande kurzhaarig und mit Ausschlag behaftet sind.

Der Kartoffel- und Getreidebau sollte hier mehr ausgebreitet werden. Auch Hanf, Flachs und die ein starkes Garn liefernde Ramipflanze könnten mit Nutzen gebaut und verarbeitet werden. Die wilde Pisang liefert ebenfalls ein schönes, dauerhaftes Gewebe. Man hat der Gründung einer Colonie durch Europäer entgegengestellt, dass die Colonisten hier keine Subsistenzmittel finden könnten, da doch der Boden Alles liefert, was zur Nahrung und Kleidung nothwendig ist, und selbst viele Ausfuhrartikel erzeugt werden können. Aber man hält europäische Colonisten gefährlich für die Ruhe der inländischen Bevölkerung, indem die Europäer sich zu viel gegen die Inländer herausnehmen würden. Bei billigen Gesetzen unter einer wachsamen Regierung kann dieses kaum stattfinden, und man hält die Europäer für schlimmer, als sie wirklich sind, während man die Chinesen, diese gewissenlosen Blutegel, die armen Bergbewohner ungestört aussaugen lässt. Weder Clima, noch Mangel an Subsistenzmitteln, noch die vergebliche Herrschsucht sind Hindernisse, welche die euro-

päische Ansiedlung unmöglich machen, sondern einzig die ängstliche Scheu vor einer Bevölkerung, welche nicht so willenlos, als die Javanen, jedenfalls anders regiert werden müsste, als diese. Mit einer absoluten Despotie kann sich der europäische Ansiedler freilich nicht vertragen. Unter einer liberalen Regierung dagegen möchte er eine tüchtige Schutzwehr in diesem Gebirge bilden, welche vielleicht dereinst die Festungen im Tieflande überflüssig machen würde. Das zahlreiche Proletariat in den niederländischen Städten, welches jetzt schon eine furchtbare Last für den Staatsbürger ist, könnte hier mit Vortheil untergebracht und in die Gelegenheit gestellt werden, sein jetzt noch trauriges Loos in jeder Hinsicht zu verbessern. Allein in diesem Hochlande können noch viele Tausende ein Bestehen finden.

Ueber die vulkanischen Ausbrüche des Prahugebirges aus früherer Zeit fehlen uns alle geschichtlichen Nachrichten. Dass sie gewaltig gewesen sein müssen, zeigt der Augenschein; auch war der Djĕng bis 1828 unbewohnt und mit Wald bedeckt. Horsfield ist nicht einmal bis auf das Plateau gekommen. Die Dörfer (Bator ausgenommen) sind also alle neuen Ursprungs. Noch fortwährend werden die Wälder gelichtet und neue Dörfer gestiftet. Horsfield erwähnt eines Ausbruchs des G. Budak bei Bator in 1786, der einige Monate hinter einander sich wiederholte und wobei 38 Menschen das Leben verloren. Im Jahre 1826 vom 11. bis 13. October erfolgten Ausbrüche aus dem Pakknodjo. Der Ausbruch, durch welchen dieser Berg fast zur Hälfte eingestürzt ist, hat wahrscheinlich im fünfzehnten Jahrhundert stattgefunden und den Djĕng unbewohnbar gemacht. Den 4. Dezember 1847 fiel ein Aschenregen, mit Schwefel vermengt, in der Regentschaft Kendal; der nächste Vulkan von dieser ist aber der Djĕng. Wir sehen also, dass das unterirdische Feuer nicht erloschen ist, sondern nur zeitweise ruht; dass aber wieder eine Thätigkeit in dem Vulkan eintreten kann, die den gegenwärtigen Zustand verändern wird.

Mit dankbaren Gefühlen nahmen wir von unserm freundlichen Gastherrn Abschied. Das schönste Wetter begünstigte unsere Rückkehr, welche wir in der halben Zeit bewerkstelligten, die wir zur Reise nach Bator nöthig gehabt hatten. Die Blüthen einer herrlichen Flora, die fruchtbeladenen Stauden der Rubusarten, die balsamische Luft, welche wir in vollen Zügen einsogen, die entzückende Aussicht, welche man auf dem Bergpass geniesst, der das Batorsche vom Pekalonganschen Gebiet scheidet: — Alles versetzte uns in eine heitere Stimmung, und erst, als wir in die Ebene herabgestiegen, Pekalongan uns näherten,

war es uns, wie dem Jäger, der aus dem herbstlichen Forste in die schwüle, geheizte Stube tritt. Selbst die starke Esslust verlor sich und wir untergingen von Neuem eine Acclimatisation, die tropische Hitze wirkte lähmend auf Geist und Körper wieder ein.

Reise durch Mittel-Java.

Zu Ende October 1846 verliess ich Pekalongan, in welcher Residenz ich zwei und ein halbes Jahr glücklich und heiter gelebt hatte. Das nächste Reiseziel war Samarang, wo ich meine weitere Bestimmung erfahren sollte, welche nach meiner Hoffnung Batavia sein konnte, die aber nach der Dictatur des Militärkommandos in eine Reise nach dem Binnenlande von Java umgewandelt wurde, und zwar nach einem keineswegs angenehmen Posten. Dieser Bestimmungsort war Gombong, in der Residenz Baglen, ein Garnisonsplatz, der zu einer Festung eingerichtet wurde. Nach jahrelanger Entwöhnung von dem eisernen Joche der Militärhierarchie musste das Beugen unter dieses Joch für mich wohl peinlich sein, zumal da ich in den Residenzen Tagal und Pekalongan wie ein freier Bürger gelebt hatte. So lag schon in dieser unerwarteten Bestimmung ein Uebelstand, weil ich in der Hoffnung einer Seereise einen Theil meiner Effecten nicht verkauft hatte, welche ich jetzt auf eigne Kosten mit 66 Kuli 115 englische Meilen weit über das Gebirge tragen lassen musste.

Aus dem Gasthofe von Samarang, in welchem bei Tage eine drückende Hitze, Nachts Hundegebell, Billardspiel und Muskitengegeige keine Ruhe gönnen, brach ich mit meinen Effecten, von zwei berittenen Bedienten begleitet, in einem Bendi auf und ging den 21. November, des Morgens um 6 Uhr, den Weg von Ungarang hinauf. Schon vor Tagesanbruch ist er gedrängt voll Menschen und Thieren, welche erstere Lebensbedürfnisse, Holz, Balken, Bambus, und letztere (nämlich Büffel, Ochsen und Saumrosse) Zucker, Caffee, Indigo, Reis u. s. w. nach Samarang bringen. Man hat viel Umsicht und Behendigkeit nöthig, um nicht hier gegen einen Bambus- oder Balkenträger, dort gegen ein altes Weib mit einer Tracht Reis oder gegen ein Pikolpferd, mit Caffee bepackt, anzurennen oder eine Obsthändlerin oder einen Blumenverkäufer über den Haufen zu reiten. So arbeiten wir uns wohl eine Stunde lang durch dieses Gedränge, bis am Fusse des Gebirges der Weg steiler wird und sich theilt, wo dann Mensch und Vieh

einen Rastplatz findet und man bald aus der mit organischen Stoffen überfüllten Atmosphäre sich in eine reinere Luft erhebt, die um so frischer wird, je freier der Blick über die morastige Ebene in die Ferne schweift. Von Djandi geniesst man eine entzückende Aussicht über die in einem weiten Bogen sich ausbreitende Ebene von Samarang, die so üppig mit Palmen, Fruchtbäumen und Reisfeldern bewachsen ist, und welche in der Ferne von der See begrenzt wird. Die Vorhügelkette ist ein vulkanisches Trümmergestein, eine rothe Erde, hin und wieder mit grössern Trachytblöcken besäet, welche etwas trocken gegen den fetten Thonboden der Ebene absticht, die sich kaum einige Fuss über die Meeresfläche erhebt, selbst morastig, aber bedeckt ist von einer üppigen Vegetation, aus welcher die Kirche und die höchsten Gebäude der Stadt hervorragen, von der blauen See begrenzt, auf deren spiegelglattem Rücken die schwarzen Rümpfe der Schiffe sich wiegen, deren spitze Masten mit den Thürmen, welche man erblickt, wetteifern. Läge die Ebene von Samarang einige Fuss höher und hätte sie einen gleichmässigen Fall nach der See zu, so würde der Aufenthalt in der Stadt angenehmer sein, während sie jetzt nach jedem heftigen Regen einer Ueberschwemmung ausgesetzt ist, wodurch sie eben nicht gesunder wird und wegen der tiefen Lage drückende Hitze und einen Ueberfluss von Muskiten als prädominirende Eigenschaften hat.

Wo das Caffeeland von La Bretonnière beginnt, befindet man sich bereits im Hochlande und entfaltet dasselbe jene Reize, die einen Aufenthalt im Innern Java's so angenehm machen.

Die Marschroute wies mir den Ort Bawen als erstes Nachtquartier an; aus Mangel an Kuli musste ich jedoch bereits zu Ungarang Halt machen. In der kleinen Redoute daselbst war der Zeit ein Hamburger Jude (Calmus) Commandant, und in dem Gastwirth fand ich einen frühern Bekannten von Tagal, den Amerikaner Riggs, wieder, bei dem ich es mir so comfortable als möglich machte. Den folgenden Morgen ging ich um 6 Uhr auf Reise und traf schönes Wetter und einen vortrefflichen Weg. Das Land erhebt sich terrassenweise, der Weg ist breit, zu beiden Seiten mit breiten Pfaden für die Lastthiere, welche von Station zu Station offene Ställe haben, die durch die Unternehmer, welche den Transport der Landesproducte aus dem Innern nach den Stapelplätzen besorgen, errichtet sind; auch die Postlotsen, offene Ställe und Schuppen sind schön und massig gebaut, selbst besser, als auf dem grossen Wege längs der Nordküste. Der Boden ist vulkanisch, und je weiter man vorwärts kommt, desto mehr trägt die Land-

schaft einen dieser Natur entsprechenden Charakter; links erhebt sich der Ungarang, der Sindoro und Sumbing, rechts der zerrissene Berg von Ambarawa, der Merbabu und Merapi, und in der Mitte dieser Riesenhäupter liegt eine Hochebene, so schön wie das Eden am Schöpfungstage. An diesem Wege beginnen die Redouten, welche nach dem Vertheidigungssystem das Fort Willem I. zu Ambarawa als die Hauptfestung verstärken sollen. Diese befindet sich, wie schon ihr Name, amba = beinahe, rawa = Sumpf, andeutet, in einer morastigen Ebene, die ehemals ein Krater, jetzt Reisfeld ist. Bei dem Anblicke dieses indobatavischen Bollwerks fielen mir die Worte des Dichters ein, der sagt:

„Es war ein Sumpf nicht weit davon,
Drinn lag 'ne ganze Legion
Von Fröschen." —

Was Schlegel den Holländern vorgeworfen, bestätigt sich hier; nicht zufrieden, in den Niederungen ihren Wohnsitz aufzuschlagen, wo sie von der lothrechten Sonne gebraten werden, vergraben sie sich auch noch in Sümpfe, wo ihre kaltblütige Amphibiennatur durch endemische Fieber, Dysenterie und Cholera zu Grunde gerichtet wird und man die Menschen in steinernen Löchern (Casernen genannt) auf einander häuft, als seien sie bestimmt, wie Häringe eingepöckelt zu werden. Was selbst dem Laien auffällt, nämlich die Unhaltbarkeit dieser Festung, die auch von Gagern vermuthet — diese soll durch ein Militärmanoeuvre des Baumeisters und dermaligen Chef d'armee van der Wyck widerlegt worden sein.

Vor dem Orte Medono erhielt ich einen Vorgeschmack des herannahenden Westmoussons durch einen heftigen Platzregen, dem ich bei einbrechendem Abend unter dem gastlichen Dache des Widono eben noch entkam. Ich beschenkte die Kinder dieses Districtsbeamten den folgenden Morgen mit einigen Silbermünzen, die eine Seltenheit waren, da alles gemünzte Gold und Silber schon lange aus der Circulation verschwunden ist und man nichts mehr erhält, als schlechtes Kupfer und noch schlechteres Papier.

Zu Magelang, dem Hauptplatze der Residenz Kedu, logirte ich bei meinem Collegen und fand bereits hier in verschiedenen Wohnungen Fragmente altjavanischer Merkwürdigkeiten, wie auf dem Brunnengesimse im Hofe meines Gastherrn vier abgeschlagene Buddhahäupter, ohne Zweifel von Burobudor, und im Garten des Residenten sehenswerthe Alterthümer. Die Rohheit, welche man den Holländern vorwirft, als hätten sie Bilder und Statuen beschädigt und verstümmelt, lässt sich nicht ganz wegläugnen, denn ein Major liess im javanischen Kriege, als er mit seiner Horde nach Burobudor kam, vielen Bildsäulen

die Köpfe abschlagen, um, wie er sich ausdrückte, der Verehrung dieser Götzenbilder, die auf Unkosten unseres Herrn und Heilandes schon lange genug angebetet worden seien, ein Ende zu machen.

Die Residenz war gerade durch eine Epidemie heimgesucht, welche eine Folge der grössern Thätigkeit des Merapi zu sein schien und sich in der Folge über mehrere Residenzen von Java verbreitet hat, so dass Tausende von Menschen dadurch hinweggerafft worden sind. Sie erschien unter der Form eines bösartigen Fiebers und hat gerade in den Hochlanden, wie auf dem Djëng, zu Bator, Karangkobar u. s. w. am Verheerendsten sich gezeigt.

Bei dem Uebergang über den Progo fand ich diesen Strom durch den Regen sehr angeschwollen, die Hängebrücke führte mich aber noch glücklich über ihn; ein Jahr später war sie nicht mehr. Dieses imponirende Werk war aus Bambus gearbeitet, und ich muss bekennen, dass, als ich mit meiner Equipage darüber ging, mir nicht ganz wohl zu Muthe war, denn sie schwankte und krachte, als ob sie jeden Augenblick einbrechen wollte. Man war eben beschäftigt, unterhalb derselben die steinernen Fundamente zu einer hölzernen Brücke zu legen. Schon hier ist das Ufer hoch und steil, und der Weg erhebt sich langsam gegen das Minorehsche Gebirge, welches ein Höhenzug ist, der sich von dem Sindoro und Sumbing nach Süden gegen das Meer hinzieht.

Minoreh ist ein hübscher Campong mit schattigen Kanarialleen und herrlichen Baumgruppen, schon hier athmet die Landschaft jene Ruhe, welche die Nähe des indischen Göttersitzes kennmerkt. Der nahe Rücken des Gebirges zeigt schroffe Felspartien, ganz geeignet für Höhlen, bestimmt zu dem ascetischen Leben der Verehrer des Brahma. Beinahe zwei Stunden südlich von diesem Platze, nahe bei dem Wege von Montilan, liegen die merkwürdigen Ruinen des Burobudor.

Ich kam Mittags um 2 Uhr hier an und bestellte sogleich Reitpferde nach Burobudor. Der Weg dahin ist ziemlich gut. Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, dass das Beste, was über diese Ruine bekannt geworden ist, die gebildete Welt nicht den Besitzern des Landes, sondern einem Ausländer verdankt, der niemals hier gewesen ist. Denn von allen Beschreibungen ist die in dem trefflichen Werke „über die Kawisprache", von unserm berühmten Landsmanne, W. von Humboldt, die beste, und selbst seine Vermuthung, dass in der Nähe des Burobudor ein Tempel sich befinden müsse, in welchem die Bildsäule von Buddha verehrt worden sei, hat sich seitdem bestätigt, indem in neuerer Zeit durch den Residenten Hartmann der schöne

Tempel von Mundut aus 40 Schuh hohem vulkanischem Schutt ausgegraben worden ist, in welchem drei Riesenbilder sich befinden, deren mittelstes, gerade dem Eingange des Tempels gegenüber, man sogleich für eine Vorstellung des Buddha erkennt. Zwar hat das holländische Gouvernement sich schon bedeutende Ausgaben getrösten lassen, um eine Copie von diesem Wunderwerke zu erhalten; man verschwendete die Unterstützung an ungeschickte Unternehmer. Der Maler von Sieburgh rang zu sehr nach Effect, desshalb sind seine Arbeiten für die Archäologie ohne besondern Werth. Der Chirurg Münnich, welcher zuerst Versuche mit der Daguerreotypie hier gemacht hat, entschuldigte seine Unkenntniss mit dieser Erfindung durch eine Behauptung, als ob die Feuchtigkeit der Atmosphäre, das grelle Licht und die grosse Hitze die Darstellung von Lichtbildern verhinderten, eine Behauptung, welche durch die Leichtigkeit, womit ein Deutscher, Schäfer, Lichtbilder aufgenommen hat, hinlänglich widerlegt ist. Die beste Abbildung verdankt man dem Franzosen Payen, die Eigenthum der Regierung und bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt gemacht ist. Sie befindet sich in dem Haag. Das Ueberschleppen von Buddhabildern nach Europa ist nur dann empfehlenswerth, wenn die Ruine hier der Verwitterung überlassen bleibt, denn nach jeder Regenzeit macht die Zerstörung grössere Fortschritte, und viele hundert Reliefs sind schon unwiederbringlich dadurch für die Archäologie verloren gegangen und unkenntlich geworden. Der Umstand, dass bis in die neueste Zeit Vieles unter Schutt, wahrscheinlich Aschen- und Steinhaufen früherer vulkanischer Ausbrüche, begraben lag, mag als ein glücklicher gelten, weil gerade dadurch Vieles erhalten geblieben ist. Jetzt aber, wo es dem Auge blos liegt, ist es hohe Zeit, dass es abgebildet und für die Archäologie in Copien erhalten wird.

Rechts von dem Wege ab in einem Caffeegarten, dessen Buschwerk einen Hügel umringt, erhebt sich die Spitze des letztern als eine grauschwarze Pyramide, die beim Näherkommen als Mauerwerk, als Terrassenbau und Obelisken- und Statuenträger, ja zuletzt in der ganzen Pracht einer bewunderungswürdigen Bildhauerarbeit sich darstellt. Ein leichter Passangrahan (Rasthaus) von Bambus steht auf dem Vorplatze, und seine Beigebäude sind hinreichend für den temporären Aufenthalt der Besucher, ja selbst für einen längeren Aufenthalt, wenn etwa ein Maler oder Alterthumsforscher hier verweilen wollte. Das javanische Gefolge versorgte hier die Pferde und ich begab mich mit dem Demang zur Ruine. Einige Löwen zu beiden Seiten des dahinführenden Weges erinnern durch ihre grotesken

Formen und sonderbaren, ich möchte sagen, naiven Stellungen an ähnliche Kunstproducte, welche wir noch heute bei den Chinesen antreffen. Die Bildhauerarbeit an denselben erscheint steif, aber diese Formen sind, wie von Humboldt richtig bemerkt, symbolisch und absichtlich so gemeiselt. An den Reliefs dagegen treffen wir Vorstellungen von Thieren und Menschen, welche in den lebhaftesten und schwierigsten Stellungen mit solcher Wahrheit und Naivität dargestellt sind, dass selbst die griechische Kunst nichts Schöneres und Vollkommeneres der Art aufzuweisen hat. Der Untergang dieser Bildwerke ist wohl zu beklagen. Denn die trachytische Lava, aus der sie gearbeitet sind (nicht Granit, wie ein englischer Berichterstatter angegeben hat), zeigt sich jetzt der Verwitterung sehr unterworfen. Von der Menge dieser Vorstellungen an den Wänden der Terrassen wird die Seele der Art bestürmt, dass allein die sich wiederholenden Buddhabilder in den obern Terrassen, welche alle eine tiefe, andächtige Ruhe und ein Insichversunkensein athmen, jene Sammlung des Anschauungsvermögens zulassen, welche einen bleibenden Eindruck dieses Prachtwerkes in dem Gemüthe des Beschauers möglich macht. Will man Alles mit Aufmerksamkeit und mit Muse betrachten, so reicht ein Tag natürlich nicht hin, denn gerade die vielen Vorstellungen aus dem Leben eines alten, längst von der Erde verschwundenen Volkes sind es, die uns am meisten interessiren. Wie seltsam erscheinen dem Sohne des neunzehnten Jahrhunderts die Riesenwerke der Alten, welche, nicht wie heutzutage für einen nützlichen, Gewinn bringenden Zweck, sondern oft nur für eine ganz abstracte Idee, wie hier für ein Nichts, oder wenn man lieber will, für die Verherrlichung des höchsten Wesens, das, wenn wir uns ihm zu nähern suchen, uns zu dem Nichts hinführt, dargestellt sind. In den untern Terrassen sehen wir das irdische und menschliche Leben und Treiben, weiter oben die auf ein Jenseits hingerichtete Andacht, und in der höchsten Kuppel bleibt nichts übrig, als die Ueberschauung des Ganzen und der paradiesischen Landschaft und der Blick in das Unendliche, in den blauen Aether, das Weltall, das Nichts. —

Wir kennen die Periode der Einführung des Buddhaismus auf Java nicht genau. Dass er dort noch nicht vorhanden gewesen sei, als der Chinese Fa-hian im fünften Jahrhundert auf Mitteljava landete, scheint zweifelhaft. Denn aus seinen Nachrichten geht keineswegs hervor, dass er das Land vollständig bereist und gekannt hat; und der Aufenthalt an Strandplätzen reicht nicht hin, über den Zustand des Innern und so mancher entlegenen Landestheile abzusprechen.

Wo von Humboldt von den glockenähnlichen Thürmchen spricht, scheint er den englischen Ausdruck missverstanden zu haben, denn diese Dome bestehen nicht aus einem Steine, sondern aus vielen in Kreuzesform gehauenen, welche der Art auf einander gesetzt sind, dass sie ein Gitterwerk darstellen. Eine gute Abbildung würde hier deutlicher gewesen sein, als die beste Beschreibung. Wo er von der Hauptkuppel spricht, sagt er, ihr innerer Fussboden sei fünf Fuss tiefer, als die äussere Basis, und enthalte durchaus keine Spur einer Bildsäule oder eines Fussgestelles derselben. Als ich Burobudor besuchte, befand sich ein mehr als lebensgrosses Buddhabild (halb ein- oder ausgegraben?) in dieser Kuppel. Ob man vielleicht im Fundamente, wie so häufig in den javanischen Ruinen geschehen ist, nach Schätzen gesucht hat und auf diese Bildsäule gestossen ist, oder ob sie absichtlich hineinvergraben ist, kann ich übrigens nicht sagen. Sie zeigt eine sitzende Stellung, wie die andern Buddhabilder. Von Humboldt fasst die ganze Beschreibung des Tempels als Wiederholung in folgenden Worten kurz zusammen: „Die hier ihrer Gestalt im Ganzen nach beschriebene Pyramide ist, wenn man die unterste Mauerumzinglung und die Kuppel ausnimmt, in ihrer ganzen Höhe und ihrem ganzen Umfange mit Statuen, Basreliefs und architektonischen Verzierungen bedeckt und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den ähnlichen egyptischen und mexikanischen Gebäuden. Die zweite Mauer, von unten gerechnet, mit welcher diese Verzierungen anfangen, enthält unmittelbar da, wo sie senkrecht in die Höhe steigt, an ihrer äussern Seite manchfaltige Gruppen in Stein ausgehauener Figuren, und jedes dieser einzelnen Basreliefs ist von dem andern durch einen, auch halbhoch vortretenden Pilaster getrennt. Ueber diesem Streifen von Bildwerken läuft ein Gesims herum, und über diesem befinden sich, durch Zwischenräume, welche manchfaltige Bildhauerarbeit ausfüllt, getrennt, die Nischen, in deren jeder ein auf die gewöhnliche Art mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, die Fussohlen ohne Ausnahme nach oben gekehrt, sitzender Buddha vorgestellt ist. Diese Statuen haben, wie Crawfurd bemerkt, kein Fussgestell. Sie ruhen aber doch, wie die Abbildung zeigt, auf einer kleinen, mit Laubwerk, vermuthlich mit der Lotuspflanze verzierten Erhöhung, und dies scheint bedeutsam zu sein. Sie sind an der untersten der verzierten Mauern drei Fuss hoch, und die Nischen haben an dieser vier Fuss Höhe, drei Fuss Breite und zwei Fuss Tiefe. In den folgenden, höher liegenden Mauern nehmen diese Masse der Nischen und Statuen verhältnissmässig ab. Die innere Seite der Mauer ist wieder mit ausgehauenen, halberhobenen Figuren angefüllt, die

jedoch kleiner, als die der äussern Seite sind. Alle Figuren der zweiten Mauerumzinglung aber sind in grösserem Massstabe gebildet, als an irgend einem andern Theil des Gebäudes. Die folgenden Mauern bieten ähnliche Verzierungen, nur mit kleinen Unterschieden in der Grösse und Menge dar. Die drei concentrischen Kreise über den Mauer-Vierecken scheinen, ausser den oben beschriebenen bienenkorbähnlichen Behältnissen, keine Bildhauerarbeit zu enthalten. In jedem dieser Behältnisse sitzt ein von aussen unzugänglicher, nur durch das Gitterwerk sichtbarer Buddha. Die Zahl der sitzenden Buddhastatuen beläuft sich an dem ganzen Gebäude auf nicht weniger als vierhundert. Die Nischen sind äusserlich mit architektonischen Verzierungen versehen und gehen oben in eben solchen Aufsatz aus, als der der bienenkorbartigen Behältnisse ist und als ihn wahrscheinlich das ganze Gebäude selbst gehabt hat. Als Statue befindet sich an dem Denkmale durchaus keine andere Vorstellung, als Buddha, und dieser, bis auf einen, gleich weiter auszuführenden Punkt, immer genau in derselben Stellung. So geht in diesen Bildsäulen und in der Uebereinstimmung der kuppelartigen Aufsätze in den Nischen, den gegitterten Bienenkörben und der Pyramide selbst eine symbolische Idee durch das ganze Bauwerk, erhält aber zugleich durch die zahllosen Gruppen der Basreliefs Manchfaltigkeit und Leben.“ — Humboldt's Beschreibung der Buddhabilder ist eben so geistreich aufgefasst, als meisterhaft gegeben. Schade, dass er nicht die Statuen von Mundut gekannt hat, welche eine andre, als die gewöhnliche Stellung zeigen, und wovon ich eine Abbildung geben kann. Humboldt sagt: „Allen Vorstellungen liegt ein durch die Lehre bestimmter und nach und nach geheiligter Typus zu Grunde. Dies zeigt mehr, als es vielleicht in irgend einer andern Religion der Fall ist, die grosse Uebereinstimmung der Buddhabilder, besonders der sitzenden, in allen Gegenden, wo wir dieselben antreffen. Es gab aber auch eigne Schriften, in welchen die Kunst, ein Buddhabild anzufertigen, ausführlich gelehrt und die Länge, Breite und der Umfang jedes Theiles des Körpers vom Haupt bis zu den Füssen angegeben wurde.“ (Hiedurch erklärt sich auch jene Leichtigkeit, mit welcher die Bildhauerarbeiten geschaffen sein sollen. Denn die javanische Sage erzählt, einem Gelübde zufolge habe ein König innerhalb weniger Tage das Prachtwerk zu Stande gebracht, was ungefähr so viel sagen will, als wenn man in Deutschland die Legende gelten lässt, der Teufel habe mit einem Baumeister ein Bündniss geschlossen und in unglaublich kurzer Zeit einen Dom, ein Kloster, eine Burg oder eine Brücke zu Stande gebracht; gewöhnlich wird dann der arme Teufel

um seinen Lohn betrogen und nur selten, dass er dem treulosen Architekten das Genick bricht.) „Der einzige Punkt, in welchem sich dieselben von einander unterscheiden, ist die Lage der Hände. Ihr Unterschied hierin ist durch einen Umstand bedingt, den ich bis jetzt in keinem andern Buddhadenkmal auf diese Weise beachtet gefunden habe, der sich aber vollständig aus rein buddhaistischen Ansichten erklären lässt, nämlich durch die Weltgegenden. An den westlichen Mauerseiten liegen beide Hände, die Flächen nach oben gekehrt, auf einander. An den östlichen ruht die linke Hand auf den Fusssohlen, und die rechte ist, mit der Fläche nach innen, auf die Spitze des Kinns gelehnt. An den nördlichen liegt die linke, die Fläche nach oben, auf den Fusssohlen, indess die rechte bis zu halber Brusthöhe mit offner Fläche erhoben ist. An den südlichen endlich ruht die linke auf den Fusssohlen und die rechte, die Fläche nach oben, auf dem rechten Kniee. Die letztere Stellung scheint im Gegensatze mit der auf der östlichen Seite zu stehen. Die an der nördlichen deutet Crawfurd, als redete Buddha zu einer vor ihm stehenden Volksmenge. Wo Buddha auf Basreliefs vorgestellt ist, scheint sich die Stellung der Hände nicht weiter nach den Weltgegenden zu richten und daher nicht immer an den gleichen Seiten mit der in den Nischenbildern übereinzustimmen"; und weiter: „In den Statuen der gegitterten Käfige muss mit der viereckigen Gestalt auch die Unterscheidung der Weltgegenden aufhören. Hier tritt eine in allen drei Kreisen gleiche, neue Vorstellung ein. Beide Hände sind zur halben Brusthöhe gehoben, und zwei Finger der rechten Hand liegen an dem Ringfinger der linken, als wollte der Heilige seinem Gedächtniss zu Hülfe kommen. (An dem Buddhabild in dem Tempel zu Mundut ist die Vorstellung der Hände eben dieselbe, wie hier, und die der zwei andern Statuen die von aufmerksamen Zuhörern.) „Wahrscheinlich steht die Geberde mit der verschlossenen Lage dieser Bilder in symbolischer Verbindung. Man wird von unten hinauf eine Steigerung des Begriffs gewahr. In den sechs viereckigen Stufen sind die Buddhas auf zahllosen Bildern mit der Welt und den Menschen in lebendiger Berührung. Selbst die viereckige Gestalt, wo die Bilder der Heiligen sich nach den Weltgegenden hinkehren, ist nicht ohne Bedeutung. Mit der kreisförmigen Gestalt fängt die Beziehung auf den Himmel an, und auch das Symbol zieht sich mehr von dem Körperlichen zurück. Die Basreliefs mit ihren Gruppen und zahllosen Figuren verschwinden, die Heiligen sind allein, ohne Berührung mit Irdischen und in einer immer tiefer nachdenkenden Stellung; der Zugang zu ihnen ist verschlossen; blos dem Auge

bleibt er durch ein Gitterwerk geöffnet. In der Kuppel verschwindet auch der Heilige selbst, alles Bildwerk hört auf, und das dort Verborgene (das erst in neuer Zeit ausgegrabene Buddhabild?) — ist dem Auge unzugänglich. Eine solche Erhebung vom Manchfaltigen uud Getheilten zum Einfachen, Ungeschiedenen liegt in allen buddhaistischen Vorstellungen. Die höchste der drei Welten wird die Welt ohne Gestalt und Farbe genannt, und die in allen drei Welten thronenden, zu Menschen gewordenen Buddhas verlieren in der höchsten selbst ihre Namen.“ —

Die Vorstellung der Hände des Buddha in dem Tempel zu Mundut ist dieselbe, wie die jener in den Käfigen von Burobudor sitzenden Buddhabilder, weil er hier den zwei Bildern, die offenbar seine Jünger vorstellen, seine Lehren als Eingeweiheten vorträgt und desshalb zu den schwieriger verständlichen Punkten sich herablässt, welche den Laien nicht vorgetragen werden, also zu den reineren Begriffen von Gott, Seele, Unsterblichkeit. Der Tempel zu Mundut ist ein Trochlodyten-Gemach und war unter der Erde verborgen, aber nicht durch seine Baumeister, sondern wahrscheinlich durch vulkanische Revolutionen, denn er erhebt sich 40 Fuss über die ihn umgebende Fläche. (Die Verschüttung der Tempel von Mitteljava beweist die gewaltigen Ausbrüche der die Landschaft begrenzenden Vulkane. Auch der Burobudor war verschüttet, und nur nach der Einwirkung des atmosphärischen Wassers kamen die Terrassen von der höchsten Kuppel bis zur Fundamentmauer der untersten Terrasse zum Vorschein. Die javanische Geschichte meldet solche Ausbrüche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Der vulkanishe Schutt hat also die Tempel bis heute erhalten.) Er ist einer der schönsten, welche bis jetzt auf Java gefunden sind, und auch noch so wohl erhalten, dass es nur geringer Vorkehrungen bedürfte, um ihn für die Zukunft vor Verwitterung zu schützen. Eindringendes Wasser richtet in diesen Gebäuden bei sich entwickelnder Vegetation den meisten Schaden an. Die Wurzeln der Bäume treiben die nicht durch Kalk verbundenen Steine der cyclopischen Mauern aus einander. Auch zu Burobudor ist das eindringende Wasser das am meisten zerstörende Agens.

Der Name Burobudor lässt nach von Humboldt eine verschiedene Deutung zu, die von Bara Buddha scheint mir die annehmlichste; auch der Begriff Buddha ist nicht so ganz aus dem javanischen Volke entschwunden, wie man glaubt. Noch heute bezeichnen die Bewohner von Java einen Heiden mit dem Ausdruck Orang Buddha. Bara Buddha wird übersetzt: der grosse Buddha. Unter Buddha verstehen die Javanen auch einen Riesen, vielleicht wegen

der grossen Bildsäulen, vielleicht wegen der Grösse des ganzen Werkes, das von Humboldt einen Dagop nennt, d. h. einen heiligen, verschlossenen Ort, in welchem Reliquien aufbewahrt werden, was vor Allem der Hauptkuppel des Bauwerkes gilt, wo man auch durch die Spalte in den innern hohlen Raum gelangt ist, in welchem heute eine eingegrabene Buddhastatue sich zeigt. Bei der Betrachtung von ehemals und jetzt dringt sich der Gedanke uns auf, dass, wenn auch die Werke des Alterthums weniger auf directen Nutzen berechnet sind, ihnen doch ein edlerer Zweck zu Grunde liegt. Blicken wir auf die holländischen Bauwerke, welche unsere heutige Architektur auf die Nachwelt bringen können, so bestehen sie aus Festungen und Bollwerken, welche bis jetzt Millionen verschlungen haben und noch verschlingen. Ihr Zweck ist die Befestigung einer Zwingherrschaft. Die starken Mauern scheinen jedem Angriffe zu trotzen, die zahlreichen Feuerschlünde drohen Jedem, der sich ihnen unerlaubt nahet, Tod und Verderben. Die indischen Prachtwerke beabsichtigten etwas Andres, sie waren der Verherrlichung des höchsten Wesens, das wir ahnen, aber nicht begreifen können, und seines Geschöpfes, des Menschen, gewidmet. So spricht auch dieses Pantheon zu uns und lehrt, dass nicht immer ein solch spiessbürgerlicher Zustand wie heut zu Tage auf Erden war, dass nicht immer ein solch unbehagliches Philisterthum geherrscht hat, dass man in der Vorzeit für etwas Andres gelebt und gewebt hat, als für das liebe tägliche Brod, welches bei aller ängstlichen Industrie, bei aller jagenden Gewinnsucht doch von Tag zu Tag seltner wird. —

In dem Buddhaismus findet der Katholicismus einen mächtigen Anhaltspunkt und sowohl in der Lehre, als in dem Cultus Aehnlichkeiten, welche sehr auffallend sind. Die Incarnation von Buddha, seine Rückkehr nach dem Himmel, seine verheissene Wiederkunft, die Aussicht auf eine ewige Glückseligkeit, die Unsterblichkeit, die Reliquien, der Dagop, die Wallfahrten, Alles findet sich in dem katholischen Christenthume wieder. Schon Kämpfer glaubt, dass Gautama, Buddha und Siaka nicht eine und dieselbe Person ist; er meint, der Buddhaismus in Siam datire aus derselben Zeit, als der Perserkönig Cambyses Aegypten unterwarf und den Apis tödtete, dass Buddha wahrscheinlich ein vertriebener Priester von Memphis und kein Indier sei. Auffallend ist an den Statuen desselben allerdings die mehr äthiopische Physiognomie und der Krauskopf. Auch die Verehrung der Kuh ist egyptisch. Es fragt sich aber, haben die Indier ihren Cultus von den Egyptern, oder die Egypter von den Indiern? — Letztre führen wenigstens die Lehre des Buddha bis in das elfte Jahrhundert vor Christus zurück. Offenbar

hat das Christenthum buddhaistische Lehren und Begriffe in sich aufgenommen. Selbst die Taufe oder die Besprengung mit Wasser, die Lehre von der Unsterblichkeit, von der Belohnung und Strafe nach dem Tode, sind buddhaistischen Ursprungs.

Das Weitere über den Burobu dor habe ich einem spätern Besuche vorbehalten. Ich setzte meine Reise über das Minorehsche Gebirge fort, und wenn auch die Steilheit des Weges eine grosse Ermüdung zur Folge hatte, fühlte ich mich doch durch die reizenden und prachtvollen Aussichten hinreichend entschädigt. Ich kam Abends vor Sonnenuntergang in dem Hauptplatze der Residenz Bagelen, Kedongkebo, an, wo ich über Nacht blieb. Den folgenden Morgen setzte ich die Reise bis Kebumen fort, wo ich bei dem Adjunctresidenten logirte und Abends zu einem Feste bei dem Regenten eingeladen wurde. Das Land ist auch hier reich und sorgfältig angebaut. Man gewinnt in dieser Residenz Caffee, Zimmt und Indigo. Erstren am Gebirge, den Zimmt in der Abtheilung Ambal an der Südsee und den Indigo in der Ebene. Ein grosser Theil der letztern ist bis jetzt noch Sumpf (Rawa) und muss erst noch trocken gelegt werden. Das südlichste Gebirge besteht aus Kalk, nur Karang Bollong ist eine Vulkanruine aus Trachyt. Von den landeinwärts liegenden Bergen führen die Flüsse vulkanische Steine als Gerölle; bei Kebumen findet man sehr interessante Handstücke im Flusse, nämlich Trachyte, welche doppelt sechsseitige Kegel einschliessen, die Quarzkrystalle sind. Auch Jaspisstücke. Bei Gombong nehmen letztre eine grünliche Färbung an und werden in ihrem Gefüge mehr sandsteinartig. Diese grünen Gesteinsmassen finden sich zwischen dem Kalk und Trachyt als Verbindungsglied. In dem nach Süden laufenden Rücken bei Gombong erstreckt sich die Kalkformation bis Rangka, von hier bis an die See bei Karang Bollong erscheint wieder trachytische Lava. Auch diese Landschaft ist reich an Alterthümern, weniger an Ruinen, als vielmehr an Gegenständen aus Metall: Eisen, Bronçe, Gold u. s. w., die man aufgefunden hat. Herr van de Poel besass interessante Dinge der Art. Vorerst zeigte er mir eine beinahe einen Fuss hohe Glocke von weisser Farbe (also wahrscheinlich ganz besonderer Composition), welche ohne Klöppel und an einer eisernen Kette befestiget war, welche die Kinder, die sie gefunden, abgerissen hatten; man konnte später das abgerissene Ende nicht mehr finden. Dann ein massivgoldener Ring, welchen Herr v. d. P. nach der Schwere dem Finder mit siebzig Gulden bezahlt hat. Die übrigen Stücke waren Bilder aus Bronçe; auch eines aus Blei habe ich gesehen. An viele Punkte des Gebirges knüpfen sich

historische Sagen, und mehr als eine Stelle führt heute noch den Namen von Ardjuno. Aber auch hier scheint der Sitz des alten Volkes nicht in der Ebene, sondern auf dem Gebirge gewesen zu sein; auch hier ist es wahrscheinlich, dass diese Ebene von Purwuredjo noch nicht über die See erhoben war, und dass sie erst später zur Rawa und zuletzt zum Flachlande geworden ist. Im Vergleich mit den Niederungen des Rheines, die noch zu Caesar's Zeiten eine Inselgruppe waren, kann also dieses Land ein sehr junges genannt werden. Bereits in meiner Beschreibung von Pekalongan habe ich die Meinung geäussert, die Baien oder Busen ähnlichen Ebenen seien zur Zeit der ersten hinduischen Einwanderungen noch von der See bedeckt gewesen, weil fast nie Alterthümer in dem Flachlande gefunden werden. Die Redaction des Moniteur des Indes or. et occ. hat ein Fragezeichen hinter jene Aeusserung gesetzt. Hier geht die Bildung von Land noch unter unsern Augen vor sich. Erst unter dem Residenten von Schmidt auf Altenstadt ist die grosse Rawa von diesem Lande geometrisch aufgenommen und Anstalt zu ihrer Trockenlegung gemacht worden. Auch hier ist von dem zur See laufenden Minorehschen Gebirge bis Karangbollang wieder die Bogenform vorhanden, welche an eine weite Bai oder Seebusen erinnert. Vieles Land längs der Südküste ist noch so niedrig, dass es nicht selten von den Meereswellen überschwemmt wird. Schon oben habe ich bemerkt, dass in dieser Landschaft die öffentlichen Gebäude, die Wege, die Posthallen, die Brücken, die Kratons besser und schöner gebaut sind, als in vielen Residenzen der Nordküste. Auch der Regent von Kebumen hat einen schönen Kraton zum Wohnplatz. Die Pandoppo (Vorhalle) ist gross und prächtig. Das schöne Schnitzwerk von Djattiholz ist roth gefärbt und vergoldet, auf den Tragbalken javanische Inschriften mit goldenen Lettern. Die Leisten der grossen Spiegel in javanischem Geschmacke, übrigens durch viele, schöne Astrallampen das Ganze gut beleuchtet. Die Tafel war vortrefflich, der Wein ausgesucht. Der Regent selbst ein schöner grosser Mann, sehr prächtig und, wie mir schien, etwas eitel. Wie gewöhnlich war bei diesem Feste ein Wajangspiel in Thätigkeit. Um die ganze Halle sah man nichts als braune Gesichter mit schwarzen, glänzenden Augen, die auf unsre Esskünstler gerichtet waren, während die Ohren bei dem Wajang verweilten. Dieser ist ein Schattenspiel, in welchem die Figuren theatralische Vorstellungen gaben, die der javanischen Geschichte entlehnt sind. Unmittelbar vor der Bühne liegt, sitzt und steht die aufkeimende Generation des Regenten und seiner ganzen Sippschaft. Gegen Mitternacht liegen ganze Klumpen Kinder, meist schlafend und

schnarchend, vor der Bühne. Wenn man diese dickbäuchigen Kinder mit glatt geschorenen Köpfen sieht, an denen nur auf dem Scheitel ein Busch in's Röthliche spielender Haare oder auf den Seitenwandbeinen wie die Ohren des Pudels behaarte Plätze gelassen werden, so sollte man sie für Prachtexemplare der Wurmkrankheit halten, zumal da sie nolens volens mit Essen beständig vollgepfropft werden. Sie liegen hier gewöhnlich im natürlichen Kostüm, d. h. nackt, auf dem Boden, und den Luxus weicher Sitze und Lagerstätten kennen sie gar nicht; auf einem harten, nur mit einer Matte überdeckten Lager werden sie erzeugt und auf einem harten Lager gross gezogen; dennoch sind Krüppel äusserst selten und Knochen- und Gelenkkrankheiten beinahe unbekannt, Monstra aber häufig. Die Lusus naturae sind die Folge einer extravaganten Schaffungskraft der üppigen Natur. Das Publikum, welches die Halle umsteht, ist eben so unersättlich, als die Schauspiele unerschöpflich sind, denn diese und der Gamelang (das inländische Orchester) spielen die ganze Nacht hindurch bis Tagesanbruch; oft auch die europäischen Gäste, aber nicht Comödie, sondern beim Wein und Grog Karten- und Würfelspiel. Der Regent war ein grosser Pferdeliebhaber; durch eine Epidemie hatte er aber die schönsten verloren. Die Pferde erscheinen in dieser Landschaft viel besser genährt und feuriger, als an der Nordküste von Java.

Von Kebumen bis Gombong ist der Weg weniger stark befahren, und die Brücken über die Flüsse werden ungeachtet der starken Pfeiler häufig durch Ueberströmungen weggespült. Ganze Pfeiler werden durch die Gewalt des Wassers aus dem Fundamente gerissen und bei Seite geworfen. Der Regent von Karang Anjer und der Widono von Gombong waren zur Zeit des javanischen Krieges Tommongong auf Seite des Diepo Negoro. Zu Petanahan ist damals ein Scharmützel vorgefallen, wobei der commandirende Officier der Redoute mit einem Karonadenschuss seinen eigenen Lieutenant todt schoss. Der Boden ist hier sehr feucht, weil das Wasser weniger Ablauf hat, trotz der Moräste aber nicht ungesund. Die Rawa liefert eine ergiebige Entenjagd. Die Höhen von Gombong beherbergen noch viel Wild, besonders Tiger, Rhinocerose und Bantings (wilde Ochsen); während meines Aufenthaltes wurden einige schwarze Tiger gefangen. Die Ausbreitung der Cultur wird ihre Verminderung zur Folge haben. Man war eifrig an dem Forte beschäftigt. Alles wurde an Ort und Stelle bearbeitet. Einige Palen von dem Platze war eine grosse Kalkbrennerei, wozu man den Kalkstein des Bergrückens benutzte. Grobkalke wurden zu Quadern zugehauen. Die Ziegel wurden an Ort und Stelle gebrannt. Bei heftigem

Feuer sickert die Thonerde hier leicht zur Schlacke zusammen, und diese Schlacke zeigt sich ganz blau, wie gegossenes Eisen. Der verwitterte Trachyt, welcher den Thonboden bildet, ist auch sehr eisenhaltig. Die untern Gewölbe des Fortes scheinen in einem Lande, wo Erdbeben nicht selten sind, zu flach und das Wohnen in ihnen gefährlich. Einige Mal bekam der Bau Risse, wenn an einer Seite weiter gebaut wurde und dadurch das Gewicht des Mauerwerkes auf eine Seite drückte. Das Mauerwerk ist aber besser, als an Privatgebäuden, welche auf Java so nachlässig aufgeführt werden, dass die Kalkfuge zwischen den Steinen so breit zu sein pflegt, wie diese selbst, so dass man mit der Hand bequem einen Nagel in die Wand drücken kann. Durch den Festungsbau hat man eine Menge tüchtiger Arbeiter erhalten, und der Fortschritt in den Handwerken ist auf Java allenthalben zu bespüren.

Die Officiere erhielten vorerst Wohnungen ausserhalb des Fortes, wo die temporären Kasernen und Magazine errichtet wurden. Es lag hier eine Compagnie Afrikaner und Europäer, eine Compagnie Sapeure und einige Artilleristen. Die Wohnungen der Officiere sahen von Aussen recht freundlich aus, waren aber nur Riegelwände mit Flechtwerk und Lehm ausgefüllt. Vor ihnen befand sich ein Gärtchen und vor diesem ein macadamisirter Weg, der bei schlechtem Wetter, wenn alle Wege bodenlos wurden, die einzige Promenade gewährte. Das Krankenhaus war schlecht gebaut, besser die Societät der Officiere, welche fleissig besucht wurde. Man fand da geistige Erholung, nämlich von Bier, Wein und Genever; auch Karten, Würfel, Billard und Domino waren dort zu finden; ausser der javanischen und Landmailcourant aber nichts Literarisches. Statt Papier verlangten die Besucher Bier; besonders bayrisches stach derzeit das englische aus. Zwei von den Gombong'schen Garnisonsofficieren waren übrigens gebildete Leute und musikalisch, wesshalb sie sich für Genies hielten, was man an ihrer leimsiederischen Sprache erkannte, wodurch sich holländische Löwen kennbar zu machen pflegen.

In dem Durchstreifen der Umgegend suchte ich Erholung. Eine Felsengrotte an dem nahen Kalkgebirge, eine warme Quelle bei Sempor und die Vogelnestklippe Karang-Bollong an der Südsee waren die interessantesten Punkte. Doch ist nicht zu vergessen, dass die Gegend ein classischer Boden für die Geschichte Java's ist und sich manche historische Erinnerungen an ihn knüpfen. In den Thalschluchten fand man die pittoreskesten Ansichten, brausende Wasserfälle, welche sich über kolossale Trachytblöcke stürzen, und eine herrliche Vegetation. Die Vorhügelkette, welche die Ebene

begrenzt, ist ein Kalkgebirge, aus der Ferne ragen aber die Riesenhäupter des Slamat von Tagal, des Prahu, des Sindoro und Sumbing hervor.

Am 6. Dezember ward der Geburtstag des Königs Willem II. festlich gefeiert. Die Mannschaften erhielten Spirituosa, und selbst die Afrikaner wurden von ungeheurer Heiterkeit fortgerissen. Sie tanzten wie besessen, und die Bewegungen dieses Tanzes würden einen Europäer bald erschöpfen, sind auch höchst schlüpfrig und unanständig; das Klatschen mit den Händen und das Schlagen eines Tamburins bilden die einzige Musik dazu. Die afrikanische Fröhlichkeit endigte mit einer Schlägerei, bei welcher die Verwundeten wenig Empfindlichkeit und Schmerz zu erkennen gaben. Die eingeborenen Truppen fanden beim Dandak- und Hazardspiel ihre stillere Freude; die Europäer suchten im Schnapse eine geräuschvollere Erholung und büssten die folgenden Tage auf der Bank und im Cachot die Ausbrüche ihrer Freude, gleichsam ein Memento für die Annehmlichkeiten des Königstages. — Die Weiber und Concubinen der Soldaten erschienen im höchsten Staate und trugen alle ihre Schätze zur Schau, welche in der kommenden Nacht theilweise den Besitzer verändern sollten.

Karang-Bollong.

(Karang = Klippe, Fels, bollong = hohl).

Karang-Bollong ist keine Klippe von Kalkfelsen, keine Basaltwand, wie man früher angegeben hat, sondern ein ausgebrannter, accessorischer Vulkan, dessen Kraterwände theilweise noch stehen und an der Südküste als steile Felswand Höhlen einschliessen, in welchen die Salangane (hirundo esculenta) ihre essbaren Nester baut. Das Aeussere des Vulkans gleicht dem des Baluran, welcher bei den Seefahrern als Cap Sedano bekannt, an der Nordostküste von Java sich erhebt. Die tiefste Kraterspalte befindet sich hier an der Südostseite. Spuren von unterirdischem Feuer in Mofeten, Fumarolen und Solfataren trifft man nicht mehr an. Auf einem der Eruptionskegel in dem Kraterthale liegt die kleine Redoute Karang-Bollong und in der Thalebene der Ort gleichen Namens mit der Wohnung des Aufsehers und dem Magazine der Vogelnester, ein für die Verehrer der stillen Natur sehr reizendes Plätzchen. Ein kleiner Bach fliesst durch oben genannte Kraterspalte in die See, welcher starke Brandung mit donnerndem Getöse sich an der Felswand bricht. Die nördliche Kraterwand, Pangarangan, ist an ihrem Fusse von einer Höhle durchbrochen,

in welche die Wellen hereinstürzen und den aus trachytischem Conglomerat bestehenden Boden mit einem feinen Magneteisensand bedecken, auf welchem es sehr angenehm sich baden lässt. Der Wellenschlag der durch die Klippen gebrochenen Brandung bespült sanft die Glieder des Badenden und äussert eine heilsame Wirkung auf Leidende. Die Redoute liegt dabei so gesund, dass ich während meines Aufenthaltes zu Gombong verschiedene Mannschaften, welche an Hautkrankheiten, Stasis abdominalis, veralteten Milz- und Leberübeln, an Hydrops litten, hieher geschickt habe, die auffallend besser wurden und an diesem Orte sich wohl befanden. Desshalb empfiehlt sich Karang-Bollong ganz besonders zum Aufenthalte für Reconvalescenten, und mancher Kranke kann hier seine Gesundheit wieder erlangen. Die Hitze ist wegen der Seewinde nicht drückend. Die nach stehenden Kraterwände von Karang-Bollong sind östlich der Pangarangan, über 500 Fuss hoch, theilweise bewaldet und die Passage von Ambal schliessend; südlich der über 600 Fuss hohe Karang-Kuda, welcher, gebildet aus trachytischem Conglomerat, steil in die See fällt und die Höhlen einschliesst, in welchen die essbaren Schwalbennester gefunden werden. Westlich der 1000 Fuss hohe Keberande, der nördlich in den Baduriko übergeht, welcher sich allmälig verflacht und hier den Zugang zu dem ovalen Thalkessel bildet, welcher unter dem Schatten von Kokospalmen und manchfaltigen Fruchtbäumen die Dessa (das Dorf) birgt. Die vulkanische Wirkung äusserte sich von Nordwest nach Südost, und die Nähe der See, die Tiefe des Kraters scheinen die baldige Zerstörung dieses Vulkanes zur Folge gehabt zu haben, indem bei einem Ausbruche die Kraterwand an der Südostseite zerrissen wurde, die Seewasser hereinstürzten und eine so heftige Reaction verursachten, dass der Vulkan dadurch zerstört wurde. Man kommt bei der Betrachtung dieses erloschenen Kraters unwillkürlich auf die Idee, dass er durch Ausgrabung sich in einen Hafen oder Dog verwandeln liesse, der den Schiffen volle Sicherheit auch vor feindlichen Anfällen gewähren könnte, indem die umgebenden Höhen als natürliche Wälle sich leicht befestigen lassen. Freilich wäre dieses ein Riesenwerk, der Bewunderung der Mit- und Nachwelt würdig, und es gehörten auch kühne Seefahrer dazu, bei den Klippen vor dieser Küste und bei der furchtbaren Brandung der Südsee in diesen Hafen einzulaufen. Darum begnügt die Residenz Baglen, welche keinen Hafen besitzt, sich mit dem Stapelorte Tjilatjap in der Residenz Banjumas, wohin jetzt die Producte dieser Landschaft gebracht werden müssen, um zur See weiter transportirt zu werden. Ich ging durch die Höhle des Pangarangan, stieg auf einen der in

Wasser liegenden Trachytblöcke und überliess mich der Betrachtung dieser grossartigen Natur. Man hat östlich die noch nicht ganz dem Meere abgewonnene Ebene von Baglen vor sich, die theilweise noch Sumpf (Rawa) ist, durch welche ein Fluss sich hier in die See schleicht. Dieses werdende Land ist ein gesuchter Aufenthaltsort verschiedenen Wasserwildes, besonders kleiner Enten, der Melibis, um deren Jagd es noch besucht wird. Weit am Horizonte sieht man bei der durchsichtigen Luft, ausser weniger hohen Gebirgen, die kolossalen Vulkane Merapi, Merbabu, Sindoro und Sumbing. Die unendliche Südsee stürzt wuthschäumend an die Küste, und der weisse Schaum der Brandung benetzt das herrliche Grün an den dunkeln Felsen. In die See wagt sich hier Niemand, obgleich sie fischreich ist. Diese durch den Südostpassat aus dem fernen Süden dahergetriebenen Wogen erzählen der heitern Landschaft unter dem tropischen Himmel von den rauhen Stürmen der Südpolarzone. Sie bringen Grüsse von den Bewohnern Australiens, von Vandiemensland und Neuseeland, sie geben diesem glühenden Strande erfrischende Küsse.

Die Redoute von Karang-Bollong liegt malerisch auf einem Hügel und bildet ein Dreieck mit einer Bambuskaserne, in welcher fünf Europäer und zwanzig Javanen von dem Depot detachirt sind, die ein Sergeant commandirt. Sie bezweckt den Schutz des Vogelnestmagazines.

Der Weg auf den Karang-Kuda ist ziemlich steil, die Aussicht aber lohnend. An dem Punkte, an welchem die kühnen Vogelnestsucher sich in die Tiefe lassen, ist ein Wachthäuschen, bei dem ein Warubaum seine Aeste über den senkrechten Abgrund ausbreitet. Ich beugte mich über einen solchen Ast und sah unter mir mit bebendem Entzücken eine Felsenbai, in welche die See schäumend hereinstürzt und aus den Felsenhöhlen als eine Wolke zurückgeworfen, in allen Farben des Regenbogens schillert. Dichte Schwärme von Salanganen, welche von hier nicht grösser als Bienen erscheinen, zeigen den Eingang der Höhlen an; über ihnen schwebt einsam in weiten Kreisen ein Seeadler (aquila leucogaster), und grünes Laubwerk hängt über die senkrechten, rothgrauen Felswände. Hier ist es, wo die todesmuthigen Arbeiter, nachdem sie an dem Warubaum zum letzten Male geopfert und ein Stossgebet zur Njai-kidul, der Jungfrau des Südens, emporgeschickt haben, an einem neunzig Faden langen Rotangseile sich, hundert an der Zahl, einer nach dem andern in die schauervolle Tiefe hinablassen. Wird einer vom Schwindel ergriffen und stürzt in die Tiefe, so ist er in der schäumenden Brandung rettungslos verloren. Mit einer Schwenkung gerathen sie in die Höhle, wo sie an dem Felsgestein sich

festhalten; denn noch hier wird ihnen die donnernde Brandung gefährlich. Sie stärken sich desshalb zuvor auch durch ein Festessen und etwas Opium, das ihnen verabreicht wird. Sie sollen auf ihr Werk so eifersüchtig sein, dass selbst der Häuptling von Karang-Bollong, wenn er es wagte, sich an dem Seile hinabzulassen, durch einen Dolchstoss schnell in die Tiefe befördert würde. Wie friedlich erschien heute die blaue See in dem heiteren Lichte der tropischen Sonne! —

In diesem Bergrücken sind an der steilen, der See zugekehrten Felswand folgende Höhlen, in welchen Nester gesammelt werden:

Goa dahar; G. gogodeh, in welcher die stärkste Brandung; G. djumblong; G. rendedan; G. messigit; G. dilengong; G. nogosari; G. madjingla. An der Goa messigit (Moscheehöhle) sind zwei Abtheilungen mit einem Eingange. Alle diese Höhlen sind, ausser auf dem halsbrechenden Wege der Strickleiter — unzugänglich. Wollte man von Karang-Bollong aus einen Tunnel durch den Berg bis in die Höhlen graben, so würden sie die Schwalben wahrscheinlich verlassen, denn diese wollen ungestört sein. Auch ist man bedacht, die Höhlen nur selten zu besuchen. Die Bevölkerung des Districtes von Karang-Bollong bestand im Jahre 1847 aus 2700 Seelen, von welchen 1500 Mann zur Einsammlung der Nester bestimmt sind, welche dadurch von andern Frohnarbeiten frei bleiben. Es wird jährlich drei Mal gesammelt, wobei die Regierung grossmüthig 21 fl., sage: ein und zwanzig Gulden für das Festessen zugesteht, welches die Nestsammler in der Halle des Magazins erhalten. Dieses besteht aus Reis und zum Nachtisch etwas Opium. In der Halle steht ein Himmelbette mit Vorhängen, worin man glaubt, dass sich bei dieser Gelegenheit die Njai kidul oder Loro djongkrang, eine verzauberte Prinzessin, welche in der javanischen Geschichte die Rolle der heiligen Jungfrau des Südens spielt, niederlasse. Sie erhält desshalb auch Opfer, eine Portion Essen vor das Bett, vor welchem die Nestsammler ihre Gebete um den himmlischen Segen hersagen, indem sie, obgleich Bekenner des Islam, fest daran glauben, dass die Njai kidul jetzt im Bette sei. Gamelangmusik und Runggings (Bajaderen, öffentliche Tänzerinnen) dürfen bei diesem Feste nicht fehlen. Es ist bemerkenswerth, dass, während Karang-Bollong im Besitze der rechtgläubigen Fürsten von Solo war, welche von Wischnu und von einem arabischen Fanatiker abzustammen behaupten und sich nicht selten auch als fanatische Bekenner des Islam bewährt haben, dieser Cultus der Njai kidul stets ungestört stattfand. Die Moslemin sind eben so wenig scrupulös, wo der Eigennutz

in das Spiel kommt, als die Holländer in Verleugnung des Heilandes zu Japan. Jeder Orangsikap (Arbeiter) erhält bei dem Beginne der Nesternte fünf Gulden Vorschuss. Sämmtliche Unkosten der Einsammlung betragen 1400 Gulden, also drei Mal jährlich macht 4200 Gulden. Der Aufseher erhält monatlich 150 Gulden, der Mantri 20 Gulden, der Schreiber 15 Gulden und der Districtshäuptling 50 Gulden. Der Gewinn ist folgender: Ein Katje (1½ Pfund) Nester kostet 80 Gulden, der Pikol (100 Katjes) 8000 Gulden; hier gewinnt man jährlich 60 Pikol, also das Totaleinkommen 480,000 Gulden. Man sammelt noch an verschiedenen andern Plätzen der Südküste von Java Vogelnester, so wie im ganzen Archipel. Der Sultan von Madura gewann jährlich allein 300 Pikol. Und alle diese Leckerbissen gehen grösstentheils nach China, um die lüsternen Söhne des himmlischen Reiches im Venusdienste eifrig, wacker und unermüdlich zu machen, zu welchem Zwecke sie noch so viele andre (europäischen Magen kaum dem Namen nach bekannte) Leckereien sammeln, wie Ginseng, Tripang, Haiflossen, fette Käfermaden, Hirschhorngelée, Krokodilsgenitalien u. s. w., welche Herrlichkeiten bis jetzt aber weder die Endlichkeit kurzer, irdischer Lust verlängert, noch den Lebensdraht der Sinkais weiter gesponnen haben. Doch der Glaube macht selig! —

Ein armer Teufel, der im Aufsuchen leicht den Hals bricht, erhält für ein solches Nest 18 Duiten (100 Duiten = 1 Gulden); im Handel kosten zwölf schon einen spanischen Piaster. Ich habe oft Sarang purung*) (Vogelnester) in Suppen aufgelöst gegessen, ohne den Wohlgeschmack besonders rühmen zu können, ja in einfacher Bouillon schmecken sie ziemlich fade. An der Tafel des Demang erhielten wir zum Nachtisch vortrefflichen Tripanggelée, welchen ich europäischen Feinschmeckern empfehlen kann. Die fetten Käfermaden aus den Kokospalmen sind auch nicht zu verachten.

Banjuwangi.

Im Jahre 1847 erhielt ich eine Sendung nach der Ostküste von Java, und diese Beschreibung ist das Resultat meiner Beobachtungen während meines dortigen Aufenthaltes.

*) Die Chinesen, welche das r nicht aussprechen und l dafür setzen, sagen Salangan, es heisst aber Sarangan.

Die Ostküste von Java wird durch drei Gebirge gebildet, nämlich im Norden durch den ausgebrannten accessorischen Vulkan Baluran, bei den Seefahrern bekannt unter dem Namen Cap Sedano, der sich 4450 Fuss über die Meeresfläche erhebt; südwestlich von diesem durch das merkwürdige Vulkansystem des Rahun-Ihdjëng, dessen höchste Spitze bis zu 9600 Fuss über das Meer emporsteigt, und im Süden durch das Kalkgebirge, das sich kaum 400 bis 600 Fuss über die Meeresfläche erhebt, durch seine schroffen Rücken die steile Südküste bildet, mit der kolbenförmigen Halbinsel Proa im Südosten endigt und nach Norden einen Hügelarm in die Balistrasse streckt, der die schöne Pampangbai beschützt. Die Südostspitze von Java gewährt dieselbe Erscheinung, welche man auch an den grösseren Continenten der südlichen Halbkugel wahrnimmt, nämlich die Inselbildung zur Rechten, denn Proa kann durch den tiefen Einschnitt der Pampangbai und der von Gradjagang wie eine Insel betrachtet werden, welche Erscheinung an der Südostspitze von Bali sich an dem Banditeneiland wiederholt. Die Thalsohle zwischen dem Baluran und Rahun-Ihdjëng ist eine waldbedeckte Einöde, kaum durch wenige Hütten unterbrochen, und der Mensch muss in dieser Wüste den Thieren bis heute noch die Herrschaft einräumen. Selbst der vortreffliche, breite, über ganz Java laufende, grosse Weg wird hier von Sumberwaru bis Badjolmati zum schmalen Pfade, auf welchem sich der Reisende kaum über Steingerölle und Trachytblöcke vorwärts bewegen kann. Keine Quelle erfrischt ihn hier, selbst das Wasser muss er mit sich führen. Der Wald besteht aus Unterholz und Allang-Allangflächen, nur an feuchteren Stellen aus dichterem Hochwald, in dem die Pupilan mit den wagerechten Zweigen und der fächerförmigen Krone, die grossblättrigen Kesambi, die Borassus flabelliformis, die Djatti und Butea vorherrschen; das Unterholz besteht aus Widara, Acacia und Biduri. Zahlreich sind die Lontarpalmen. Hirsche, wilde Schweine, Pfauen und Tiger bewohnen diese Wildniss.

Von dem Hauptplatze Banjuwangi, welcher auf 8° 13′ südlicher Breite und 114° 25′ 45″ östlicher Länge von Greenwich liegt und mit Batavia einen Zeitunterschied von 0,30′ 15″ hat, sieht man im Westen die vier Hauptkegel des Rahun-Ihdjëng, nämlich im Nordwesten den Gunong-Merapi, dessen steiler, auf der Ostseite eingestürzter Kraterrand nach Junghuhn sich bis zu 9753, nach Zollinger 9390, nach Melvill 9426 Fuss über die Meeresfläche erhebt; auf ihn folgt in Westsüdwest der kegelförmige Gunong-Rantée (Kettenberg), der 8507 Fuss hoch ist; von diesem westlich der Pendil (Topf- oder Kesselberg, weil er einen um-

gekehrten Reistopf darstellt, also kuppelförmig ist), dessen Höhe 6000 Fuss beträgt, und zuletzt der Gunong-Rahun (grosse Berg), mit einem breiten, bewaldeten Fuss und kahler, ausgezackter Spitze, in der ein weiter Krater sich befindet. Dieses Gebirge wird nördlich von dem Gunong-Kukusan oder Suket (7000 Fuss), der unmittelbar auf den Rahun folgt, bis zu der spitzen Zacke nördlich vom Merapi, die auch Kukusan (Reiskorb, in dem der Reis gekocht wird,) genannt wird, durch den weiten Bogen des Gunong-Kentang (Verbindungsberg) verbunden, wodurch dieses ganze Vulkansystem wie eine Festung durch Wall und Thürme geschlossen ist und in seinem Innern ein Hochland darstellt, das zu den merkwürdigsten Java's gerechnet werden muss. Es ist wellenförmig mit einer Hauptabdachung von Süden nach Norden und stösst an den concaven Bogen des Gunong-Kentang, dessen Gehänge hier ziemlich steil abfällt und nur durch eine Kluft in der Mitte durchbrochen ist, durch welche das in dem Hochland sich sammelnde Wasser, besonders der berüchtigte Bach Banju pahit (Bitterwasser) abfliesst.

Während die äussern Gehänge des Gebirges mit dichtem Hochwald bedeckt sind, ist das Hochland im Innern eine Grasflur von Allang-Allang, mit Wäldern von Tjemara (Casuarina), jener eigenthümlichen Nadelholzform dieses Archipels, bewachsen.

Ehe noch der Koran und das Evangelium dieses Land entvölkert haben, war es von Bekennern des Brahma, Siwa und Buddha bewohnt, und noch heute zeigt man zwischen dem Pendil und Kukusan, auf der Hochebene Plawang, die Stelle, wo einst Gending-Walu stand. Jetzt durchstreifen nur noch Hirsche und Tiger diese Fluren, und der Wind saust durch die Tjemaranadeln bei Tage mit den Tönen der Aeolsharfe, bei Nacht wie mit dem wehmüthigen Geflüster der dahingeschiedenen Geister des Ihdjëng.

Aus dem westlichen Gipfel des Merapi bildete sich bei einem Ausbruche der Eruptionskegel Kawa-Ihdjëng, in welchem noch heute der thätige Krater mit dem See sich befindet, dessen grünliches Wasser von Schwefelalaun (bisulphas aluminis) imprägnirt, durch seine Wände hindurchsickert und in dem giftigen Banjupahit seinen Abfluss findet. Dieses Wasser erscheint von der vulkanischen Asche zuweilen milchweiss, warum es ausserhalb des Gebirgsringes Kali-Puti (weisser Bach) heisst. Westlich von der Kawa-Ihdjëng erhebt sich der Gunong-Widadarin (Engelsberg), und noch westlicher der Gunong-Blau, zwei kuppelförmige Kegel, an deren Fuss der bittere Bach hinläuft und eine schöne Cascade bildet, dann über ein trachytisches Felsenbette in die Kluft des Kentang

sich stürzt, aus welcher er als Kali-Puti nördlich der See zuströmt.*) Der letzte furchtbare Ausbruch der Kawa-Ihdjëng erfolgte den 23. Januar 1817 und hat den Krater bedeutend verändert. Er begann mit Erderschütterungen, mit donnerähnlichen Detonationen, mit ungeheuern Rauchsäulen, die aus dem Krater emporstiegen, mit heftigen Gewittern und Aschenregen; bald erfolgte die Ueberströmung. Ein missfarbiger Schlammstrom stürzte sich zwischen dem Ihdjëng und Rantée von den Höhen, Bäume, Felsen, Häuser, kurz Alles mit sich fortreissend, was ihm in dem Wege stand, über Sukaradja, eine Meile südlich vom Forte Utrecht bei Buntu in See, wo dieser Schlamm die lange Bank bildete, welche noch heute das Bette des Tambong ist, der bei Banjuwangi eine Strecke weit mit der Balistrasse parallel läuft. Er dauerte beinahe einen Monat lang, und der Schlammstrom wird noch heute eine Meile südlich von dem Hauptplatze an einer öden Fläche erkannt, wo vordem ein dichter Hochwald gestanden hat. Dieser Boden besteht aus vulkanischem Trümmergestein, Bimstein, Schwefel und Alaunstücken, Sand und Puzzolanerde und wird nur langsam von Pflanzenwuchs überdeckt. Die Einwohner, welche den Ausbruch erlebt haben und sich seiner noch erinnern können, wollen in der Aschenwolke über dem Ihdjëng auch Flammen gesehen haben. Es ist möglich, dass brennbare Gase solche verursachten. Die electrischen Erscheinungen, wie Blitz und Donner, und die heftigen Platzregen haben unstreitig die furchtbare Katastrophe noch imposanter gemacht. Die Ueberströmung scheint mehr durch das atmosphärische Wasser, welches in dieser Regenzeit fiel, als durch das Wasser des Kratersees verursacht worden zu sein, obgleich der Krater und der See durch den Ausbruch wesentlich verändert wurden. Bei der Ueberströmung verbreitete sich ein abscheulicher Geruch nach Schwefelwasserstoffgas, und die Bewohner von Banjuwangi standen im Begriffe, den Platz zu verlassen. Der Schaden an den Reis- und Caffeepflanzungen, den Wohnungen und dem Vieh war beträchtlich, doch nicht so bedeutend, als der, welcher in dieser Landschaft durch den Aschenregen bei dem Ausbruch des Tombora auf Sumbawa im Jahre 1815 verursacht worden ist, wo die Reispflanzungen gänzlich vernichtet und alles Wasser untrinkbar gemacht worden ist. Aeltere Ausbrüche dieser Vulkane lassen sich noch in den Lavaströmen bei Rogodjampi erkennen. Ja bis zu dem Gunong-Ikan auf dem jenseitigen Ufer der Pampangbai (also bis auf eine Entfer-

*) Die Namen dieser Gebirge sind in den bis jetzt in Europa erschienenen Nachrichten unrichtig angegeben, erst Junghuhn schreibt sie richtig.

nung von 10 Stunden in recta linea von dem Krater! —) wurden grosse Lava- und Trachytblöcke geschleudert, welche man heute noch am Fusse dieses aus einer neuern Kalkformation bestehenden Berges antrifft. Die Producte dieses Vulkans: eine eisenhaltige, trachytische Lava, doleritische Lava, Obsidian, Bimsteine, Trass und Tuff, bilden durch Verwitterung den schwarzen Titaneisensand und einen fetten Thonboden, der südlich von dem Gebirge die überaus fruchtbare, wellenförmige Ebene von Banjuwangi darstellt, welche bis zu den Kalkhügeln des Südgebirges sich fortsetzt, östlich und nördlich einen magern, trocknen, dürren Tuffboden bildet, auf dem die Vegetation verbrannt aussieht; östlich fällt der Abhang des Merapi terrassenweise in See und endigt bei der Poststation Batu tutol (getüpfelter Stein) mit Basaltfelsen, die hier in schwarzen Klippen noch aus der See hervorragen. Der Wasserreichthum der Landschaft ist bedeutend. Nur der Süddistrict, wo die Kalkformation vorherrscht, ist wasserarm.

Von dem Seestrande bis zu einer Höhe von 3000 Fuss findet Anbau von Reispflanzungen statt; von 3000 bis 6000 Fuss trifft man Bambuswälder und den dichtesten Hochwald, in dessen feuchtes Dunkel kein Sonnenstrahl dringt und stinkende, giftige Nebel sich lagern. Von jener Grenze bis auf den Gipfel der Berge ist der Tjemarabaum (casuarina) vorherrschend, und nur der Gipfel des Ihdjëng und Rahun ist kahl und von aller Vegetation entblöst. Die Kälte auf diesen Höhen ist so bedeutend, dass Eis keine seltene Erscheinung ist. Auch Schlossenwetter kommt vor.

Das Hochland in dem Vulkanring des Rahun-Ihdjëng würde sich zur Gründung einer europäischen Colonie eignen. Kartoffel, Getreide und Gemüse, so wie Pflanzen zu Geweben, Tabak u. s. w. kommen hier gut fort, und nur dem engherzigen Prohibitivsystem ist es zuzuschreiben, dass die frühere Bevölkerung verschwunden und das Land heute noch eine Wildniss ist. Ich habe dieses Hochland einer natürlichen Festung verglichen, und in der That, ausser dem Zugang bei Ungop-Ungop und der Spalte in dem Kentangrücken, durch welche die Bäche des Hochlandes nach Norden abfliessen, kennt man keine andern Wege, die dahin führen. Wie leicht könnte Holland hier seine Sträflinge unterbringen! — eine geringe Wache würde hinreichen, das Entlaufen zu verhindern, und in dem Anbau dieses fruchtbaren Bodens möchte der Deportirte die der Menschenwürde allein entsprechende Strafe finden, welche für ihn und seine Nachkommenschaft lohnend und segenbringend werden könnte. Bereits in der Zeitschrift für niederländisch Indien hat Baron van Hoëvell mit Hindeutung auf das Hochland von Bator und Djëng meine

Ansicht über die Colonisation der Hochländer dieser von der Natur so reich ausgestatteten Inseln ausgesprochen.

Zwischen dem Südgebirge und der Ihdjëngkette breitet sich in allmälig flacher werdenden Höhen die Landschaft aus, welche den reichsten und fruchtbarsten Boden darbietet, der bis jetzt grösstentheils noch unbenützt liegt, da nur ein geringer Theil davon angebaut ist. Unter den Reisenden, welche den Ihdjëng erstiegen haben, verdienen genannt zu werden: Leschenault, Horsfield, Rheinwardt, Junghuhn, Zollinger und van der Wyck.

In dem Südgebirge sind die folgenden Höhen nennenswerth: Gunong-Tagong, Seramet, Lampong, Krikil, Lembu, Permissan, Manong, Pontjomojo, Betiri und Redjegwessi. Diese Landschaft zeichnet sich aus durch Wildniss und Wassermangel. Artesische Brunnen könnten vielleicht zur Bewohnbarmachung des Landes beitragen. Von dem Ihdjënggebirge dagegen entspringen mehrere Quellen und Flüsse, die jedoch wegen ihres raschen Falles und felsigten Bettes nicht schiffbar sind.

Der Badjolmati entspringt nördlich aus dem Berg Kukusan und läuft bei dem nördlichen Eingang der Balistrasse in See.

Der Banjuwangi entspringt bei dem Rastplatze Sedeng auf dem Berg Merapi und läuft nördlich von dem Forte Utrecht in die Balistrasse. Drei Flüsschen tragen hier diesen Namen, aber nur einer und zwar der kleinste wird bezeichnet als jener, der dem Platze den Namen gegeben hat durch das tragische Ende der schönen Sri-Tanjong.

Der Tambong entspringt aus dem Rantée und läuft südlich vom Fort Utrecht in die Balistrasse. Seit 1817 hat sich an seiner Mündung eine Sandbank gebildet, wodurch der Fluss eine ganze Strecke nördlich parallel mit der Balistrasse läuft und so den Hafen von Banjuwangi bildet, der für kleine Fahrzeuge bis an die Brücke, welche zum Zeehoofd geht, befahrbar ist. Bei der Ebbe entwickelt sein morastiges Bette ungesunde Ausdünstungen, und er hilft die Fieber, welche hier endemische sind, erzeugen und unterhalten. Auf dem Weg nach Rogodjampi passirt man ihn an der Grenze der zwei Districte.

Der Rogodjampi hat einen gleichen Ursprung und Verlauf, ergiesst sich in die Balistrasse. Das Bette dieser Flüsse ist tief ausgehöhlt, doch nicht befahrbar.

Der Bomo entspringt in dem Rahun und läuft bei Bomo in die Balistrasse.

Der Stahil entspringt in dem Rahun und mündet in die Pampangbai.

Der Baru entspringt aus den Bergen Purwolingo und Sepudjang und fliesst in die Südsee. Seine Mündung ist untief.

Der Redjegwessi entspringt von dem Sembong und Putjengkrep und fliesst ebenfalls in die Südsee.

Moräste nenne ich die folgenden:

1) Oestlich von Kali-Pakis zu Kapolengan, 1½ Palen im Umkreis, 1 bis 3 Fuss tief.

2) Bei Banju-Alit zu Petjemangan, 3 Palen im Umkreis, 2 bis 6 Fuss tief.

3) Südlich von Bomo an dem Strand zu Salanig, 1 Pal im Umkreis, 2 bis 4 Fuss tief.

4) Bei der Dessa-Gradjagan zu Segoroanak, 1 Pal im Umkreis, 1 Fuss tief.

5) Zu Lampong an der Südseeküste, 5 Palen im Umkreis, 1 Fuss tief.

6) Südwestlich von Rogodjampi zu Klaga, 1 Pal im Umkreis, ½ bis 3 Fuss tief.

Ausser dem Kratersee und Kali-Pahit sind bis jetzt keine warme Quellen oder starke Mineralwasser hier gefunden, obgleich es wahrscheinlich ist, dass solche vorhanden sind. Die spätern Ausbrüche und undurchdringliche Wildnisse sind die Ursachen, welche die Auffindung erschweren. Der Eingeborene hat auch keine besondere Neigung, eine solche Entdeckung an die Europäer bekannt zu machen, da er in diesem Falle nur Mühe und Arbeit sich aufbürdet, denn nun muss er das Holz fällen und einen Weg dahin bahnen. Selbst die Häuptlinge sind desshalb mit Entdeckungen schwierig. Zu Banjuwedan, auf der Küste von Bali, ist die erste heisse Schwefelquelle. Ueberall kommen übrigens Quellen von krystallhellem Wasser zum Vorschein. Beim Graben stösst man bald darauf, und das hohe Gebirge ist ein unerschöpflicher Vorrathsbrunnen, worin sich die Wasser versammeln. Obgleich das Wasser krystallhell scheint, enthält es doch oft heterogene Bestandtheile, besonders Schwefel und Alaun, und ist in diesem Falle für die Gesundheit nachtheilig.

Climatische Verhältnisse.

Die Art des Terrains bringt es mit sich, dass hier ein sehr verschiedenes Clima herrschen muss. An dem Strande wird die Hitze durch die oft starken Seewinde gemässigt; in den Niederungen ist es sehr heiss, so dass der Thermometer manchmal über 90° Fahrenheit im Schatten zeigt; je höher man sich erhebt, desto kühler wird die Atmosphäre, und zwar um so schneller, je mehr Feuchtigkeit in den dichten Wäldern sich ansammelt und je schwerere Wolken um die Bergabhänge schweben. Auf dem Gipfel der Vulkane ist es sehr kalt und findet man des Nachts zuweilen selbst Eis. Die hohen Berge sind ferner eben so viele Condensoren der Luftelectricität und daher die mit-

telbare Ursache jener plötzlichen Temperaturveränderungen, der Fallwinde, Orkane, Hosen, Nebel, Gewitter und Platzregen. Die Richtung der Balistrasse ändert die der Seewinde, welche häufiger aus dem Süden wehen und im Culminationspunkte des Ostmoussons Anlass zu Catarrhen und Rheumatismen, zu Fiebern und Durchfällen geben. Die kalten, trocknen Südwinde unterdrücken die Transspiration der Haut und erregen ein unangenehmes Gefühl, das der Vorläufer der catarrhalisch-rheumatischen Fieber ist. Der gastrisch-biliöse Zustand hängt dagegen mehr von der gewaltigen Hitze des Landes ab. Der Thermometerstand ist im Allgemeinen folgender:

Morgens 6 Uhr	Mittags 12 Uhr	Abends 6 Uhr	
70°	81°	77°	niedrigster,
74°	87°	80°	mittelster,
76°	91°	84°	höchster,

nach der Scala von Fahrenheit. October ist der heisseste Monat. Winde und Regen influenziren auf die Vulkane, und als Beweis von Reaction sendet der Ihdjëng dann stärkere Rauchsäulen oder lässt auch wohl die Erde beben. Nach solchen Katastrophen wird das Land gewöhnlich ungesunder, und sind die endemischen Fieber häufiger. Der vulkanische Boden, die vulkanische Thätigkeit, die vulkanischen Ausdünstungen, die Luft, das Wasser, die Moräste, der Magneteisensand und hin und wieder der schlammige Thonboden sind die Hauptträger jener Miasmen, welche hier die oft bösartigen Wechselfieber hervorrufen. Auf die Mündung des Tambong, wo sich Seewasser mit Süsswasser mischt, habe ich bereits aufmerksam gemacht. Wie nachtheilig der Einfluss der Morastgründe ist, zeigt der chinesische Campong, in welchem die Sterblichkeit die Geburten übersteigt, und die von dem morastigen Tambongbette sehr begünstigt wird.

Bekanntlich hat die Reiscultur ebenfalls Fieber in ihrem Gefolge. Die südlich gelegenen Dessas sind manchmal von Hochwald ganz umgeben. Die unter Wasser gestellten Reisfelder dünsten bei glühender Sonne durch die Zersetzung organischer Bestandtheile beim Austrocknen aus, und diese Ausdünstungen können beim Mangel an durchziehenden Winden sich nicht entfernen. Sie wirken als Miasmen, und gewöhnlich hat man zur Zeit der Reissaat in solchen Dessas die hartnäckigsten Fieber, besonders wenn die jungen Felder aus fettem Thonboden bestehen; auch frisch umgehauene Wälder wirken nachtheilig auf die daselbst sich aufhaltenden Menschen.

In den Dessas längs dem Seestrande, an der Mündung von Flüssen, welcher Bette bei hohem Wasser überströmt wird und bei der Ebbe blos liegt, wo also in diesem

Gebiete die Ricophora mangle, die Yuceca aloëfolia, der Pandanus und die Nipa wächst, sind Fieber mit gastrisch-biliösem, putridem, ja typhösem Charakter zu Hause, so besonders in der Pampangbai. In dem kalkhaltigen Südgebirge herrscht, wo keine Moräste sind, ein gesundes Clima, und ist allein Wassermangel ein Hinderniss sich ausbreitender Cultur, wie zu Proa u. s. w.

Das Clima ist am günstigsten bei einer Elevation von 300 bis 3000 Fuss; höher findet sich die üppige Waldvegetation, welche stets viel Feuchtigkeit anzieht und wegen des dichten Nebels, welcher unter den Bäumen hängen bleibt, sehr ungesund ist. Das Hochplateau westlich und nordwestlich von dem Ihdjëng ist mit hohem Gras (Allang-Allang) bewachsen, liegt 5000 Fuss hoch und ist zwar rauh, aber nicht ungesund, wenn nicht etwa die vulkanische Thätigkeit des Gebirges erhöht ist. Von 6000 bis 9000 Fuss sind die Höhen an gewaltige Winde und Wolkenzüge blosgestellt. Das Terrain qualificirt sich vielleicht zum Anbau von Chinawäldern. Es gedeiht hier eine dem europäischen Clima entsprechende Vegetation, doch herrscht in dieser Höhe hin und wieder Mangel an Trinkwasser.

Conformation der Küste.

Die Küste ist nur von dem Hauptplatz bis in die Pampangbai niedrig; übrigens im Süden steiler, als im Norden. Zwischen dem Cap Sedano und Banka liegt zwei Meilen vom Strande eine Klippe in der See, ebenso vor Ketapan, 1/8 Meile in See, dann bei dem Bache Sukowidi, 1/8 Meile in See; vor Banjuwangi streckt sich eine Klippe eine halbe Meile in See aus; dann südlich ebenfalls nahbei 1/2 Meile. Bei Tanjong-Pakem 3/4 Meilen vom Strande; bei Paras-Gempal eine Meile in der See. Die Ströme in der Strasse Bali sind oft so stark, dass sie auch mit günstigem Winde nicht todt gesegelt werden können. Bei Neumond läuft der Strom nördlich von 5 bis 8 Uhr Morgens; südlich von 11 bis 2 Uhr. Beim ersten Viertel läuft der Strom nördlich Mittags von 12 bis 2 Uhr; südlich von 4 bis 6 Uhr. Beim letzten Viertel sind die Ströme schwächer und laufen sehr ungeregelt. Vor Banjuwangi ist der beste Ankerplatz vor dem Forte Utrecht auf 10 Faden Tiefe; dann südlich vom Flaggenstock auf 8 Faden. Sind Schiffe in Sicht, so werden an den hohen Flaggenstock des Nachts 3 Lampen in Form eines Dreiecks gehisst. Die schöne Pampangbai und die Bai von Banjubiru bieten sichere Ankerplätze dar. Die erste kann eine grosse Flotte aufnehmen. Sie ist an der Landseite, wo sich auch eine Perlbank befindet, untiefer als an dem Gunong-Ikan, welcher

sie beherrscht. Bereits die Compagnie hatte diesen Punkt berücksichtigt, eben so die alten Fürsten von Blambangan, denn man fand früher auf der Spitze des Gunong-Ikan einige Alterthümer, und der Priap oder Phallus aus basaltischer Lava, welcher jetzt auf dem Platze vor dem Fort Utrecht steht, ist von dort durch die englisch-bengalesischen Soldaten hierher gebracht.

Erzeugnisse des Bodens.

Es kann meine Absicht nicht sein, eine Flora des Landes zu liefern; wen diese interessirt, der findet in Horsfield's und Blume's Werken hinreichende Befriedigung; nur sei es mir vergönnt, auf jene Pflanzen aufmerksam zu machen, welche entweder zu technischen Zwecken dienen oder dem Lande mehr eigenthümlich sind. Also wollen wir erst die Waldvegetation etwas näher betrachten. Diese ist so reich, wie sie in gemässigten Erdstrichen selten gefunden wird, und an Schönheit dürfte sie selbst von den Wäldern des tropischen Amerika kaum übertroffen werden. Die Djattwälder sind zwar nicht so ausgebreitet, wie in andern Residenzen Java's, und das Holz soll von minderer Güte sein, weil es von vielen Kalkadern durchzogen ist, aber im Grunde der Pampangbai liefert der Wald von Pakpak und der von Banjuwangi herrliche Stämme, oft von 70 Fuss Länge. Das Holz des Djatti (tectonia grandis) dient, wie bekannt, zum Schiff- und Häuserbau, kann aber auch für Möbeln benutzt werden. Lange Zeit unter Wasser liegend, nimmt es dieselbe Eigenschaft an, wie das Eichenholz, wird schwarz und unverwüstbar. Das Kaju niri ist dunkelroth und so fein, dass es sich wie Mahagoni verarbeiten lässt, die Stämme werden aber nicht sehr dick. Das Kaju timoho s. daun liefert das gesuchte Pelletholz, woraus man Waffenscheiden macht. Es ist ein leichtgelbes Holz mit schwarzen Streifen, welche als Adern und Flecken das Holz durchziehen. Diese schwarzen Streifen halte ich für eine Krankheit des Holzes, denn sie findet sich nicht an allen Bäumen, dagegen trifft man sie bei verschiedenen Pflanzen, selbst beim Bambus an. Je regelmässiger die Streifen und Flecken an einem Krishefte u. s. w. sind, desto geschätzter ist dieses. Der Regent hat einen solchen Kris (Dolch), für welchen ihm schon tausend Gulden geboten sind, obgleich er nicht verziert ist. Ein gewöhnliches Krisholz wird mit 10 bis 50 Gulden bezahlt. Sie sind von javanischem oder balischem Modell. Die Javanen sind sehr abergläubisch im Aufsuchen und glauben an gute und böse Tage. Sie schlagen mit ihrem Hackmesser den Baum an, lassen ihn stehen, wenn das Holz nicht gestreift ist, und hauen ihn dann um, wenn das Holz

schwarze Flecken hat. Das Segawuholz wird ebenfalls zu Krisheften und Scheiden benützt. Laban (vitex pubescens), Suren (cedrela febrifuga), Legarang und Sono wird als Zimmerholz, das letzte auch zu Möbeln gebraucht. Die Rinde der Cedrela febrifuga dient als Surrogat der China. Keppo und Bayor, Bando und Gangang dient als Brandholz; Waringi findet man auch häufig; Pronosodo zu Möbeln. Solooh und Wuni zu Holzkohlen, Kemiri liefert Nüsse. Bei Kali-Pakis steht noch ein grosses Exemplar des Upas antjar (antjaris toxicaria), aus dessen Bast das Gift träufelt. Das Recept zum Gift besteht aus der Kintjorwurzel, Bangliwurzel Ngampo, Koniet, rundem Pfeffer, langen, spanischen, rothen Zwiebeln, Knoblauch und Ingwer. Die Schlingpflanze Tjetek (strychnos Tieute) liefert aus ihrem Wurzelbast ein noch stärkeres Gift. Die Wirkung dieses hat Horsfield näher beschrieben. Wie der Sumach, so hat auch dieser Baum durch seine nachtheiligen Ausdünstungen Einfluss auf den unter ihm Ruhenden. Man hat seine Wirkung unmässig übertrieben und übermässig verringert. Dass eine Verletzung mit Holzsplittern dieses Baumes ein hartnäckiges Geschwür gibt, habe ich selbst beobachtet. Aber der Baum muss Saft tragen.

Viele heilkräftige Pflanzen werden in diesen Wäldern gefunden, auch die Patmablume und riesige Kryptogamen (Pilze und Schwämme). Der Holzschlag wird von April bis November betrieben, in der Regenzeit wird kein Holz gefällt. Gesägt wird das Holz nicht, sondern mit dem Beil klein gehauen; selten gebraucht man es, im Falle man es schlägt, wenn das Land für Caffee- oder Reisfeld angebaut werden soll; es vermodert dann unbenützt. Wassermangel, Krankheiten und Tiger verleiden dem Eingeborenen das Holzfällen. Bambus wächst hinreichend zum eignen Bedarf im Lande; auf die Culturpflanzen werden wir zurückkommen.

Dass die Landschaft viel Wild beherbergt, ist natürlich. Die Fauna ist die Java's. Tiger sind noch so häufig, dass die Holzfäller ihre Hütten durch ein Pallisadenwerk zu schützen suchen. Unter den Vögeln zeichnen sich der Buceros (kokosan, djongkrang, linglingan) und einige Rabenarten aus. Unter den Amphibien findet man hier grosse Krokodile. Fische sind zahlreich und gut, besonders schmackhaft ist der Königsfisch (ikan dengiri). Austern sind in der Pampangbai und Perlmuscheln ebendaselbst und zu Gradjagan an der Südsee. Von Insecten ist eine spanische Fliegenart zu bemerken. Wilde Bienen sind auch häufig.

Pferde sind hier von guter, doch kleiner Raçe. Sie sind leicht für Wagen abzurichten, da sie bereits jung zum

Bambusschleppen gebraucht werden. Mit Eintritt der Regenzeit sterben jährlich viele an Unterleibskrankheit, welcher Ursache man in dem jungen, feuchten Grase sucht, die aber in den vulkanischen Ausdünstungen zu liegen scheint, welche durch den Regen niedergeschlagen werden. Das Rindvieh ist von mittlerer Grösse, das balische eine schöne Raçe, welche den Waldochsen (bos sundaicus, Banting) zum Stammvater hat. Das Gesässe (die übrige Haut mag gelb, braun oder schwarz sein) ist beständig weiss. Alle Theile, selbst die Milch, riechen nach Moschus. Die Eingeborenen lassen ihre Ochsen und Büffel frei in der Wildniss laufen und gebrauchen sie erst dann, wenn sie solche zum Pflügen nöthig haben, oder wenn bei einem Feste ein Stück geschlachtet werden soll, denn Rindfleisch ist kein tägliches Essen. Daher kommt es, dass mancher Eigenthümer nicht weiss, wie viel Stück er eigentlich hat, und es verwilderte Kühe und Büffel gibt. Von Bali werden viel Rinder eingeführt und oft für den Preis von 12 Gulden per Stück verkauft. Viehdiebstahl ist selten. Diese Häufigkeit des Hornviehs käme einem Unternehmer, der sich auf den Landbau legen wollte, gut zu Statten, denn besonders in den südlichen Theilen des Landes sind ausgebreitete, treffliche Weiden, die von den Sawafeldern herrühren, welche vor Zeiten durch die Blambanganer angelegt waren. Viehzucht und Viehhandel nach dem westlichen Java wäre also ein Nebenzweig der Cultur, welcher dem Unternehmer grossen Gewinn bringen könnte. Auch zur Verbesserung der Pferderaçe könnte hier viel geschehen. Esel und Kamele hat das Gouvernement auf Java eingeführt mit wenig glücklichem Erfolge, und zwar darum, weil man die terrestrischen Verhältnisse nicht genug berücksichtigte. Aber es ist befremdend, dass man nicht die Erzeugnisse von Ländern auf gleichen Breitegraden hier einzuführen suchte. Wie die vulkanischen Höhen sich zur Anlage von Chinawäldern eignen dürften, so könnte man auch auf den Gebirgen Java's die Zucht des Lama und der Vikunna versuchen und solche Thiere hegen, welche in Kaschemir und Tibet gedeihen.

Obgleich zu Banjuwangi viel Hornvieh vorkommt, kann man doch selten Milch zu seinem Thee oder Caffee erhalten, wenn man nicht selbst Vieh hält; die Milch von Büffeln ist zwar fett, aber etwas stark von Geschmack, und die von balischen Kühen hat einen Moschusgeruch, der sie unangenehm macht. Man hält also Ziegen und Schafe. Milch von ersteren gebrauchte ich selbst. Dass die Wolle der Schafe in warmen Ländern in Haar verändert, ist bekannt, und hält man eigentlich die letztern nur des Fleisches wegen. Schweine werden von Balinesen und Chi-

nesen gehegt; man hat viel balinesische, welche hässliche, kleine Thiere sind, deren Fleisch jedoch wohlschmeckend ist. Auch das der wilden Schweine wird hin und wieder gegessen. Rehe sind seltner geworden, Hirsche dagegen findet man noch auf den Höhen des Ihdjëng, besonders auf der Hochebene zu Ungop-Ungop. Zwischen Banjuwangi und Batjolmati ist die beste Jagd. Dort finden sich auch zahlreiche Pfauen und Waldhühner. Die Hähne sind schöne, tapfre Thiere, welche oft mit den zahmen fechten und nicht leicht den Kampf gewonnen geben.

Einwohner.

Europäer und ihre Sprösslinge, Malajen, Maduresen und Mandaresen, so wie einige Araber, sind Eingewanderte, Javanen sind Einheimische (und zwar Blambanganer). Europäer wohnen nur wenige zu Banjuwangi. Die Javanen sind also die zahlreichsten und die eigentlichen Landbauer. Sie waren früher zahlreicher, in den Kriegen mit der Compagnie sind jedoch bei 60,000 verschwunden*); Krankheiten und Hungersnoth haben auch viele hinweggerafft. Das Volk dieses Landes ist ein schöner Menschenschlag, dem man es deutlich ansieht, dass er noch nicht durch dyscrasische Krankheiten verunstaltet wurde. Ausser Krätze und ein wenig Aussatz findet man in der That wenig dyscrasische Krankheiten, und die Lustseuche war bis jetzt so gut als unbekannt. Erst in neuester Zeit kamen einige Fälle vor, die durch Einschleppung von Sumanapern entstanden waren. Die Bevölkerung hält sich aber auch rein von der Vermischung mit Fremden, und dem Europäer wird es nicht leicht, eine inländische Frau an sich zu verbinden. Lässet sich ein Europäer in einem Campong sehen, so geht der ganze Flor auf die Flucht, und nur Kinder, alte Weiber und Männer bleiben zurück. Dennoch hat es sich zugetragen, dass eine javanische Schöne selbst den Wunsch zu erkennen gab, mit einem Europäer zu leben. Dergleichen Ausnahmen von der Regel werden aber durch die Häuptlinge so viel als möglich verhindert. Im Allgemeinen sind hier mehr Jungfrauen, als junge Männer, und die Ehe wird desshalb weniger erschwert. Die Töchter der Javanen heirathen auch später, als in andern Residenzen, wodurch die folgende Generation nur gewinnen kann. Während der französischen Herrschaft gab man manche Jungfrau dem ersten sich meldenden Manne, um der Bevölkerung vorauszuhelfen; jetzt geschieht es nicht mehr.

*) Valentyn, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts schrieb, gibt die Bevölkerung von Banjuwangi noch zu dreimal hundert tausend Seelen an.

Dieses Land, welches nach seinem Flächeninhalt und nach der Fruchtbarkeit des Bodens wohl eine halbe Million Menschen zählen und ernähren könnte, hat jetzt nur 28,000 Seelen. Der letzte Krieg in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und einige vulkanische Ausbrüche waren die Ursachen der Volksabnahme. Seit der Zeit nimmt die Einwohnerzahl wieder zu, aber wenn keine ausserordentlichen Massregeln ergriffen werden, kann es noch Jahrhunderte währen, bis die Bevölkerung jener gleich kommt, wie sie in der vormuhamedanischen Zeit gewesen ist.

Der Blambanganer ist gutmüthig, leidsam, einfältig, unverdorben, aber auch faul und leichtgläubig. Wenn er nicht durch seine Häuptlinge zur Arbeit angehalten wird, begnügt er sich lieber mit Wurzelgemüse und Welschkorn, als dass er Reis pflanzte. Dennoch verdient es Bewunderung, was durch die geringe Bevölkerung bis jetzt schon geleistet worden ist; die öffentlichen Gebäude, die Posten, die Wege, die Brücken, die Caffeewälder und die Reispflanzungen überraschen jeden, der bedenkt, dass all diese Schöpfungen noch nicht lange entstanden sind, und dass blutdürstige Tiger in trauriger Wildniss hausten, wo jetzt der friedliche Mensch mit einem Spann Büffel pflügt. Die Ernte weiss zwar der Einwohner nicht zu schätzen, bringt sie zu Markte, lässt sich dieselbe um einen geringen Preis abnehmen und leidet dann eine Zeit lang Mangel an dem Nothwendigsten. Aus dieser Einfalt ziehen die sumanapischen Händler ihren Vortheil. Sie verschachern dem Blambanganer glänzendes Flitterwerk zu unmässig hohem Preise und lassen sich diesen in Reis abzahlen. Wo die Cultur noch keine Fortschritte gemacht hat, sammelt der Eingeborene lieber den Saft wilder Palmbäume, aus dem er Essig und Zucker macht, als dass er den Boden bebaut. Wenige leben von der Fischerei, von Austern und Perlenfang.

Die Dörfer (Campongs und Dessas) sind theilweise nett gebaut; die Häuser von Bambus mit Strohdächern oder von gesplitztem Bambus oder solchen Pinangstämmen. Die Campongs sind mit Paggers (Wänden von Bambus) umgeben, und jedes Haus besitzt eine Reisscheuer (lumpong) in den Campongs, welche sich auf die Reiscultur zulegen. Die Dessas sind klein und armselig und bestehen oft nur aus fünf bis sechs Familien. Die häussliche Einrichtung, die Geräthschaften für den Landbau, die Waffen, die Kleidung und Zierrathen kommen überein mit denen der Javanen im Allgemeinen; so auch die Sitten und Volksfeste, nur von der indischen Religion sind mehr Spuren zurückgeblieben, als in andern Theilen Java's. Grossen Aufwand können diese Menschen jedoch nicht machen, und die

Musikinstrumente sind minder kostbar, als in andern Residenzen, wo die Gongs der Gamelangs oft viele Tausende kosten; auch Rongings kennt man hier nicht, und man will wissen, dass wenn Fremde es versuchen, sich hier zu festigen, sie diesen Versuch bald mit dem Leben bezahlen müssen. Möglich, dass auch in diesem Punkte strenge Sitten auf Kosten der Menschlichkeit herrschend sind. Die im Lande wohnenden Eingeborenen haben noch die gute Eigenschaft, dass sie kein Amphiun schuiven (Opium rauchen), wodurch viele Verbrechen, wie Raub, Betrug und Mord, vermieden werden. Wenn überhaupt Verbrechen begangen werden, so kann man diese grösstentheils den Eingewanderten zur Last legen, welche mit ihren Vorzügen und Tugenden auch ihre Laster eingeschleppt haben.

Die Maduresen sind zwar als Landbauer willkommene Gäste, aber als Menschen stehen sie nicht in dem besten Rufe; sie sind raub- und rachsüchtig, und blutige Thaten unter ihnen nicht selten. Seit der District von Sumberwaru von Banjuwangi getrennt ist, sind nicht mehr viele Maduresen in dieser Landschaft. Sie alle sind Muhamedaner.

Die Mandaresen sind von Celebes eingewandert. Sie unterscheiden sich in Wohnung und Lebensweise wesentlich von den Javanen. Ihre Häuser ruhen hoch über dem Grunde auf Pfählen, die Fenster und Thüren sind schmal und spitz, und in den Verzierungen liegt einige Aehnlichkeit mit den gothischen; auch die Lebensweise qualificirt die Mandaresen zu Hidalgos. Sie sind scheu vor verschiedener Arbeit und aus einem gewissen Hochmuth sehr faul. Am besten eignen sie sich zu Oranglaut oder Fischern, sind Muhamedaner und stehen unter einem Capitän mandar.

Die Balinesen bewohnen hier einen kleinen, armseligen Campong und stehen auf einer niedrigern Stufe der Bildung, als die übrigen. Ein weggelaufener Häuptling, der wegen einer Missheirath flüchten musste, steht als Gusti an ihrer Spitze. Ihre kleinen Wohnungen haben ein Fundament von ungebranntem Thon; die Häuser sind klein, und vor jedem steht ein Miniaturhäuschen, in welchem sie opfern. Erst jetzt haben sie angefangen, aus gebrannten Steinen und Thon sich einen Tempel zu bauen. Sie lieben in ihrer Kleidung die gelbe und rothe Farbe. Bei einem Besuche in diesem Campong kann man beinahe keinen Schritt thun vor Schweinen und abgezehrten Hunden, die ein wüthendes Schakalgeheul erheben und noch weit den Fremden verfolgen. Die Sterblichkeit ist unter diesen Menschen gross.

Die Chinesen bewohnen hier den ungesundesten Campong an dem Seestrande, so dass jährlich der zwölfte Mann

von ihnen zu Grunde geht. Die Neigung zum Schmuggelhandel dürfte die Hauptursache zu ihrer Niederlassung am morastigen Seestrande sein. Ihre Häuser sind von Bambus, von Holz und wenige von Backsteinen. Sie sind arme Fischer und Kleinkrämer, aber auch unternehmende Schmuggler und nur gering in Zahl. Ihre Pagode, oder vielmehr das Bild, was darin ist, mit dem Kasten, in welchem es früher aufgestellt war, ist erwähnenswerth, weil es schon, ehe der Islam eingeführt war, durch Chinesen hier verehrt wurde. Wie das Gnadenbild zu Loretto, hat es natürlich auch Wunder gewirkt, und seine Geschichte lautet folgendermassen: Einer der Fürsten von Matjanputi soll einen chinesischen Künstler gehabt haben, welcher den Hof mit vielen schönen Gebäuden und Bildwerk ausschmückte. Den Lohn dafür verschob jedoch der Fürst, bis Alles beendigt war, und als jetzt der Chinese darum anhielt, bot ihm der Fürst eines seiner Kebsweiber zur Belohnung an. Da jedoch der Chinese wohl wusste, dass wenn er diese, eine Sclavin, annehme, er auch leibeigen würde, so schlug er sie aus und erklärte auf ferneres Zureden des Fürsten, dass wenn er ja ihm eine Frau geben wolle, er eine von den rechtmässigen Gemahlinnen des Fürsten verlange. — Ob solcher Forderung ergrimmte der Fürst und verdammte den Chinesen, der solch einen ehebrecherischen Wunsch gewagt, zum Tode. Der Chinese fügte sich diesem Urtheil und bat nur, dass man ihm vergönnen möchte, noch einmal an den Fluss zu gehen, sich zu baden. Dieses wurde ihm zugestanden und er verschwand. — Der ungläubige Holländer erklärt dieses, dass er sich aus dem Staube gemacht habe, der gläubige Chinese hält aber steif und fest dafür, der Chinese sei in das Bild, welches man in seinem Hause gefunden habe, verwandelt worden und also in demselben noch anwesend. —

Die Pagode wird für sehr heilig gehalten, weil die Chinesen sie als die Stammmutter ihrer Gottesverehrung auf Java beschauen und die andern Pagoden als Filialkirchen von dieser. Die Pagode ist im Jahre 1848 von Backstein neu gebaut worden, und zwar von den Beiträgen frommer Chinesen. Wie in dem chinesischen Cultus manches Aehnliche mit dem des Katholicismus liegt, so verehren auch die Chinesen zwar die Bilder ihrer Heiligen, aber sie unterscheiden diese sehr bestimmt von dem höchsten Gotte, welcher nach ihrem Glauben unkörperlich und also nicht darstellbar ist. Nach dieser Idee wären sie reine Deisten, wie die Muhamedaner.

Das banjuwangische Bild stellt einen Mann in sitzender Haltung dar, mit der Kleidung eines Mandarins; in seiner Rechten hält er einen Stock mit einem Kuh- oder Pferde-

schweif, seine Füsse ruhen auf Löwen. Er trägt eine Mütze, ist fett und hat einen hängenden Schnurrbart. Man hat es einmal nach Batavia bringen wollen, aber das Schiff erlitt einen solchen Sturm, dass es umkehren und man das Bild wieder an seinen alten Platz bringen musste. Es ist circa 3 Fuss hoch und von bemaltem Holze.

Obgleich nicht viele Chinesen hier wohnen, trägt doch ihr Vorsteher den Titel von Capitänchines und hat als solcher ein prächtiges Staatskleid, das 600 Gulden kostet, auf welchem der kaiserliche Drache vorgestellt ist. Der gegenwärtige ist ein unternehmender Mann, der selbst dem Gouvernemente vorgestellt hat, das Land urbar zu machen, wenn man ihm einen Contract geben wollte. Er hätte dann eine gute Zahl Chinesen eingeführt, Reis, Zucker, Caffee u. s. w. gebaut und wäre sicher dabei ein Nabob geworden; aus politischen Gründen hat man aber seine Vorstellung nicht approbirt und diese Bitte nicht zugestanden. Wenn die Chinesen für eigne Rechnung arbeiten, sind sie unermüdet, und es ist nicht zu zweifeln, dass hundert Chinesen mehr gearbeitet haben würden, als dreimal so viele Javanen.

Man hat verschiedene Mittel vorgeschlagen, die Bevölkerung des Landes zu vermehren. Wenn auch in Beziehung auf den Gewinn, welchen man aus einer grössern Population ziehen könnte, die Regierung diese Massregel unbeachtet lassen sollte, so wird sie doch ihrer eignen Sicherheit wegen nothwendig. Denn bei einer Verwahrlosung der Interessen dieses Landes wird es einem fremden Feinde leicht möglich, das Land anzufallen und in Besitz zu nehmen. Die geringe Garnison von Banjuwangi kann dieses wahrlich nicht verhindern — und zu Lande können nicht leicht neue Streitkräfte beigebracht werden, da der Weg von hier nach Bessucki in einem elenden Zustande und von Batjolmati bis Sumberwaru mit Geschütz nicht zu passiren ist, auch im Westen und Süden des Landes keine Communication mit dem übrigen Java besteht. Als der Naturforscher J. den Assistentresidenten de Ligny fragte, warum man keine neuen Wege über Puger und Bondowosso anlege und das Land mit dem westlichen Java dadurch in bequemere Communication setze, erwiederte dieser Beamte: „Gott bewahre, dann würden mir alle Forçats aus den Nopalgärten von Sukaradja weglaufen.“ — Also um einige tausend Pfund Cochenille vernachlässigt man ein Land, aus dessen fruchtbarem Boden Hunderttausende von Einwohnern Reichthümer ziehen könnten! —

Wenn heute eine europäische oder amerikanische Macht mit Holland in Krieg kommen sollte, so ist ein einziges, wohl ausgerüstetes Kriegsschiff im Stande, das ganze Land

von Banjuwangi wegzunehmen, und wie mühsam die holländisch-indischen Streitkräfte mobil gemacht werden, hat man bei der balischen Expedition gesehen. Denken wir uns das Land von Banjuwangi im Besitze einer deutschen Macht, was könnte nicht daraus werden! — Wenn der Deutsche das Land sein Eigenthum nennen könnte, welchen Werth würde es dann nicht für ganz Deutschland haben, und welche Erfolge würden aus dem Ueberströmen so vieler Kräfte nach diesem Lande in demselben zum Vorschein kommen! Die Höhen des Ihdjënggebirges würden selbst eine Colonisation von Europäern möglich machen, und gleich wie Hochasien seine Söhne nach allen Ländern und Zonen ausgeschickt und diese cultivirt hat, so könnte auch in diesem Falle aus einer Emanation deutscher Kräfte Cultur und Civilisation in ein tropisches Land kommen. Dass auch das Clima von Banjuwangi dabei gewinnen würde, ist vorauszusehen, denn die tiefen Wälder und ausgebreiteten Moräste machen das Land ungesund. Wären die Wälder gelichtet, die Felder angebaut, die Sümpfe trocken gelegt, die Flüsse eingedämmt, man würde weniger Fieber haben, auch nicht an jenen Orten, welche sich zur Anlage von Wohnplätzen und Seehäfen vorzüglich eignen. Das Hochland des Ihdjënggebirges könnte eine zahlreiche Colonie von europäischen Feld- und Gartenfrüchten versehen, selbst einige Obstarten würden gedeihen.

In den Niederungen können Europäer nicht als Colonisten auftreten, wenigstens nicht als landbauende, es würde ihnen gehen, wie den Holländern bei der verunglückten Colonisation in Suriname. Hierzu eignen sich Eingeborene. Die Javanen in andern Residenzen haben eine Antipathie gegen Banjuwangi, vielleicht könnte man aus dem Cheribonschen einige hundert Familien überholen oder Maduresen, deren Charakter aber nicht der beste ist. Die Balinesen haben ebenfalls eine Abneigung gegen dieses Land, und nur mit Gewalt könnten sie zur Transplantation gebracht werden. Chinesen würden sich eher dazu verstehen, vielleicht auch Malabaren und Bengalesen oder Ceylonesen. Balinesen wären die vorzüglichsten Colonisten, da sie gute Reisbauern sind, und die Reisproduction als die vornehmste angesehen werden müsste. Bringt man jedoch nur einzelne Balinesen über, so laufen sie weg und zeigen wenig Energie; von ganzen Familien und Dorfsgemeinden wäre Besseres zu erwarten; jedenfalls müsste man dann Etwas für die Erziehung der Jugend thun, um allmälig die balinesischen Vorurtheile auszurotten und diese Heiden zu gesitteteren Menschen zu machen. Als vorzügliches Mittel zur Erhaltung der Bevölkerung muss die Vaccine betrachtet werden, welche seit dem Jahre

1810 hier eingeführt ist. Ehe der District Sumberwaru von Banjuwangi getrennt war, hatte man mehr Vaccinateure, als gegenwärtig, wo in jedem District nur ein Vaccinateur mit 15 Gulden monatlichem Gehalt die Impfung der Kinder besorgt. Seit der Trennung von Sumberwaru ist das Resultat der Vaccination folgendes gewesen:

Es wurden geimpft im Jahre	1829	. . 562	Kinder.
" " " " "	1830	. . 699	"
" " " " "	1831	. . 665	"
" " " " "	1832	. . 642	"
" " " " "	1833	. . 554	"
" " " " "	1834	. . 607	"
" " " " "	1835	. . 681	"
" " " " "	1836	. . 764	"
" " " " "	1837	. . 750	"
" " " " "	1838	. . 712	"
" " " " "	1839	. . 787	"
" " " " "	1840	. . 852	"
" " " " "	1841	. . 840	"
" " " " "	1842	. . 899	"
" " " " "	1843	. . 866	"
" " " " "	1844	. . 1001	"
" " " " "	1845	. . 1083	"
" " " " "	1846	. . 1015	"
" " " " "	1847	. . 1053	"

In letztem Jahre 540 Knaben und 513 Mädchen. Seit mehreren Jahren ist kein einziger Fall von Variola im Lande vorgekommen.

Ausser Catarrhen, Rheumatismen, Diarrhöen und Dysenterien sind besonders Wechselfieber unter den Eingeborenen einheimisch. Bei den climatischen Verhältnissen haben wir die Ursachen hiervon anzugeben gesucht. Gegen Hautkrankheiten gebraucht man hier den rohen Schwefel, gegen Blutdiarrhöe die Daun sinté (eine Aronart) mit Kunjit (Curcuma?) als Bolus. Das Mittel wirkt reizend und erregend auf die Darmhäute. Gegen Fieber gebraucht man kühlende Blätter mit Essig gemengt als Umschläge.

Was nun die Bildungsstufe betrifft, worauf die Eingeborenen stehen, so ist sie zwar niedriger, als die der Javanen des mittlern Java, allein dafür sind auch diese Menschen bis jetzt noch moralisch besser. Sie haben gute Anlagen, besonders zu den bildenden Künsten. Mit einfachen Instrumenten arbeiten sie zierlich in Holz, Horn und Elfenbein, und die Krishefte sind sehr fein ciselirt. Zu letztern gebrauchen sie hier die Zähne des Kaschelot (physeter macrocephalus). Weniger gut steht es mit andern intellectuellen Kenntnissen. Nur Wenige können lesen und

schreiben, selbst die gemeinen Priester stehen auf einer niedrigen Bildungsstufe und haben einen beschränkten Begriff von ihrem Gottesdienste. Nur die Söhne der Häuptlinge lernen etwas mehr. Schulen sind nur wenige. Obgleich auf dem Hauptplatze eine hübsche Moschee steht, haben die Priester doch jenen Einfluss nicht auf das Volk, wie in den westlichen Residenzen, und die Spuren der alten Gottesverehrung sind noch überall sichtbar. Der Glaube an Geister und Sedans ist allgemein, eben so an gute und böse Tage. Selbst auf gewöhnliche Verrichtungen hat der Aberglaube Einfluss, wie z. B. auf das Suchen von Honig, Rotang und Pelletholz. An der Spitze des Cultus steht der Mas Penghulu oder hohe Priester, assistirt durch eine Anzahl Minderer, Ketib. In den Dessas (Dörfern) verrichtet der Mudin den Dienst. Der Penghulu besitzt 4 Bahu Sawa (2000 □Ruthen Reisfeld) und bezahlt keine Abgaben. Er ist frei von Herrendiensten (also kein Caffeepflanzer), hat jedoch weiter keine festen Einkünfte, sondern nur bei Hochzeiten, Beschneidungen und Begräbnissen freiwillige Geschenke an Reis, Früchten, Kattun u. s. w. Die Ketibs sind frei von Abgaben; bei glücklichen Ernten gibt der Landbauer wohl ein Zehntheil oder Fünfzehntheil zur Vertheilung an den Penghulu und die Ketibs; die Mudins oder Dorfpriester sind auch frei von Abgaben und empfangen freiwillige Geschenke. In den westlichen Residenzen Java's wird durch das System der freiwilligen Gaben dem gemeinen Javanen nur zu oft das Fell über die Ohren gezogen.

Die Javanen stehen hier unter einem Regenten mit dem Titel Radin Tommongong, der keine feste Besoldung, sondern nur die Procente der Caffeeproduction und eigne Reispflanzungen hat. Er ist Mitglied des Landrathes und Chef der Polizei zu Banjuwangi. Er surveillirt und regelt die Caffeepflanzung, und seine Befehle werden durch den Radin Patty ausgeführt, welcher auch Mitglied des Landraths und der Polizei ist, das tägliche Werk- und Transportvolk liefert und Ordnung und Reinlichkeit auf dem Hauptplatze erhält. Die Districtshäuptlinge führen den Titel von Radin Ingebey und sind unter dem Regenten verantwortlich für die Polizei, für die Aufsicht und Ausbreitung jeder Art von Cultur, für den Unterhalt der Wege und Brücken. Im Range folgen nun der Mas Penghulu, der Jaksa (inländische Fiskal), welcher der öffentliche Ankläger ist und betreffende Stücke vor die Rechtsbank bringt. Der hohe Priester gibt in dem Landrathe die nöthigen Erläuterungen in Betreff der Strafen wegen Missethat, in Betreff der Ehescheidungen, Erbvertheilungen u. s. w.

Die Dessavorsteher (Petingi) sind verantwortlich für

die Caffeecultur und für die Polizei in den Dessas unmittelbar an den Districtshäuptling. Der gemeine Javane ist verpflichtet, 500 Caffeebäume zu pflanzen und zu unterhalten; für jeden Pikol Caffee, den er davon liefert, empfängt er 8 Gulden. Der Regent geniesst von jedem Pikol Caffee einen halben Gulden, der Patty einen Viertelsgulden, die Petingis der Dessas 33 Centen. Gegenwärtig gewinnt man jährlich zu Banjuwangi 9000 Pikol Caffee. Früher war die Production grösser. Im Jahre 1820 z. B. gewann man nur 18 Pikol und 73 Pfund; in 1836 15,374 Pikol und 32 Pfund. Dass man jetzt weniger gewinnt, liegt in verschiedenen Ursachen. Viele Caffeegärten sterben hier frühe aus, weil die Wurzeln bald auf Steingrund stossen, sich umbiegen und der Baum aus Mangel an Nahrung zu Grunde zu gehen scheint; andre werden auf fruchtbarem Boden durch Maden und Würmer beschädigt. In der jüngsten Zeit hat man viel Hochwald ausgerottet und neue Pflanzungen angelegt, so wie alte Caffeegärten abgeschrieben. Die Anlage grosser Wege, Wasserleitungen und publiker Gebäude ist ebenfalls in Anschlag zu bringen, wodurch die Bevölkerung anderweitig beschäftigt worden ist. Wenn auch die Production des Caffees für den Augenblick vermindert ist, so mag dieses doch nicht als ein Fehler der Verwaltung angesehen werden, im Gegentheil glaube ich, dass die Anlage guter Wege ein mächtiges Beförderungsmittel für die Vermehrung der Population ist, und dass dadurch später die Production auch wieder bedeutender werden muss. Für den Unterhalt der grossen Wege sind im Ganzen 853 Mann beschickbar, und zwar täglich 63 Mann; für das Besetzen der Wachthäuser 611, und täglich 45 Mann; für Transporte 358 Mann, und täglich 21 Mann; für den Unterhalt der Passangrahans (der Rasthäuser für die reisenden Beamten) 168 Mann, täglich 15 Mann; für die Briefpost 234 Mann, per Tag 16 Mann; für den Transport von Gefangenen und Verurtheilten 74 Mann, täglich 8 Mann, also zusammen 2298, und zwar täglich 168 Mann. Mit Ausbreitung des Landbaues muss diese Zahl natürlich sich ändern und nach Verhältniss der Bevölkerung zunehmen. Handwerksleute und Händler bezahlen die jährliche Haustaxe.

Im Jahre 1830 hatte man hier den Seidenbau eingeführt. Es wurden gewonnen im Jahre 1831 208$^{3}/_{16}$ Pfund, in 1832 544$^{1}/_{4}$ Pfund, dann nahm jedoch die Production wieder ab, so dass man im Jahre 1838 nur 27 Pfund Seide gewann, worauf das Etablissement supprimirt wurde. Eben so ging es mit der Indigocultur; jetzt pflanzt der Eingeborne nur für eignen Gebrauch Nila; eben so Zuckerrohr. Zuckerpflanzungen würden hier sehr gut gedeihen,

und eignet sich der Boden ganz besonders dafür; den Unternehmern fehlen jedoch arbeitende Hände. Ohne Aufmunterung und Unterstützung von Seiten der Regierung ist also in dieser Beziehung wenig auszurichten.

Wenn kein Misswachs stattfindet, werden hier jährlich circa 160,000 Pikol Reis gewonnen. Dieser wird zum Theil ausgeführt durch sumanapsche Prauwen, zum Theil im Lande consumirt; der Preis variirt von 4 bis 8 Gulden der Pikol. Früher gewann man jährlich 7,282,500 niederländische Pfunde. Im Säen und Ernten nimmt man hier beinahe die entgegengesetzte Zeit wahr, wie in den westlichen Residenzen, so dass, wenn dort im Juni, Juli, August, hier im December, Januar und Februar geerntet wird. Der gemeine Mann ist hierin sehr eigensinnig und beobachtet wenig die Witterungsverhältnisse. Als Vogelscheuche baut man sehr niedliche Wachthäuser in das Feld, und Kinder ziehen dort an den Tauen, die sich wie ein Spinnennetz über das Feld verbreiten. Auf vielen Feldern hält man Wechselernte. Man baut beinahe nur nassen Reis und gebraucht zum Pflügen den Büffel und den Ochsen. Pikolpferde bringen die Reisgarben zu Markte. In vielen Orten baut man aus Trägheit nur Jagon (Welschkorn), welches in Zeit von 3 Monaten reift, also eine schnelle Ernte verspricht.

Als ein Product dieses Landes verdienen noch die Vogelnester eine Erwähnung, welche an der Südküste zu Gradjagan gesammelt werden und die gegenwärtig für 60 Gulden monatlich, also für 720 Gulden jährlich verpachtet sind.

Die Einkünfte dieser Residenz bestehen in Eingangs- und Ausgangs-Zöllen, in Verpachtungen (Schlacht-, Markt-, Opium-, Fischerei-Pachtgeld), Auflagen (Haus- und Grundsteuer, Verpfändung), Hafen- und Ankeragegeldern, Recht von Ueberschreiben, Sclaventaxe, Umgeld für Pferde, Versteigerungsrecht, Kleinstempel, Postwesen, Salzmonopol und allgemeinen Einkünften.

Der Handel wird grösstentheils durch sumanapsche Prauwen betrieben. Eingeführt werden: grobe Chitsen, Linnen, Gambir (terra japonica), Eisen, Töpferwaaren; ausgeführt werden Reis (Padi), Pinangnüsse, Jarak für Oel, Kokosnüsse, Vogelnester, und für die Regierung der Caffee und die Cochenille. Man gewinnt noch von verschiedenen Palmen Zucker, Essig. Rohrzucker wird eingeführt. Neulich sollen einige Plantagen eingerichtet worden sein. Von Bali kommt Reis, Caffee, Rindfleisch (Dinding), Vieh, Kokosöl, Kattun. Im Westmousson ist hier der Handel am lebhaftesten. Die Fahrt durch die Strasse ist stark. Es werden hier jährlich gegen 400 Schiffe und kleinere Fahrzeuge aus- und eingeklart. Die holländischen Schiffe,

welche die Strasse passiren, legen gewöhnlich ein paar Tage hier an. Die Schiffe können sich jetzt sehr bequem mit gutem Trinkwasser versehen. Handel mit banjuwangischen Fahrzeugen besteht nur wenig, und ist auch der Anbau von solchen sehr gering. Doch könnte bei Begünstigung der Handel sich heben.

Wohnorte.

Banjuwangi ist eine Assistenzresidenz und hat einen Flächeninhalt von 2017 □Palen (engl. Meilen). Das Land wird eingetheilt in zwei Districte, Banjuwangi und Rogodjampi. In dem ersten District sind auf 699 □Palen 69 Dessas oder Dörfer, in dem zweiten auf 1318 □Palen 90, also zusammen 159. Die vornehmsten sind in Banjuwangi die Campongs: Mandhar, Malaju, Lateng, Ronowidjayan, Tommongungan, Kapatian, Pakahuman, Panganjuran, Singotrunan, Gradjaban, Suronegaran, Singomajan, Karangtigan, Kamassan, Wirodayan, Dandangwiring, Tukang besi, Tukang kaju, Kaliassen, Tjina, Sukowidi, Katapang, Payataban, Giri, Payaman, Kalipuro, Boyolangu, Sukaradja, Bakungan, Tjonking, Modjorotto, Kertosari, Sobo, Balok, Kabalunan, Kali pakis, Oli olian, Passepan, Glaga, Kendjo, Litjin, Bandjar, Benel, Djelon, Ongodjojo, Tambong, Babakan, Kabat, Kadayunan, Badjulmati; — in Rogodjampi: Pakis tadji, Karanganjer, Bades, Laban assem, Banjualit, Wonosuko, Krumbang, Badean, Pangatigan, Benelan, Gombollirang, Matjanputi, Banjuputi, Malar, Kapatian, Kadaleman, Lateng, Mangir, Sukodadi, Bomo, Gentangan, Watu kebo, Lamabang, Gombolpog, Alas malang, Paridjata, Alasmalang kidol, Genteng, Gambiran, Djadjak, Sembulong, Kradenan, Gradjagan, Bentjolok, Tjeloring, Kaboman, Pambang, Blumbang, Singo latren, Dewono, Balok, Tjantok, Gumug, Temugurog.

Zu Banjuwangi ist der Sitz des Assistentresidenten, des Commis von der Recherche und des untergeschickten Amtspersonales. Dem Platz sind zwei Kreuzboote gegeben, jedes mit 20 Mann und einigen Karonaden bewaffnet. Zur Vertheidigung dieser Landschaft ist hier das Fort Utrecht angelegt, an der Mündung des Tambong. Es hat eilf aus- und neun einspringende Ecken; die Feuerlinie der Brustwehr, wo der Mann sich deckt, hat einen Umfang von 450 niederländischen Ellen. Der Wall ist 3 niederländische Ellen dick und mit 3 Zwölfpfündern, 2 Sechspfündern auf Laffetten und 4 Sechspfündern auf Rollpferden bepflanzt. Der Rayon hat eine Weite von 50 Ruthen vom Fusse des Glacis. In dem Forte stehen die Officierswohnungen, eine Kaserne für Europäer, eine für Inländer, zwei Magazine, die Hauptwacht und Profost, alle mit platten Dächern, und

das Pulvermagazin; diese Gebäude sind von Backstein aufgeführt, haben jedoch den Fehler, dass die Flur unmittelbar zu ebener Erde ist, wodurch die Wohnungen feucht und ungesund werden. Es liegen hier 70 Mann mit einem ersten und zweiten Lieutenant und einem Doctor. Das Fort ist blosgestellt an die heftigen Südwinde und kann nur die nächste Küste der Balistrasse bestreichen. Strategisch wichtiger müsste ein Montalembert- oder Maximiliansthurm auf der Bank vor dem Tambong sein. Wenngleich kleiner, würde er doch stärker sein, als dieses Fort, und sich besser vertheidigen. Denn für die Grösse des Platzes ist die Mannschaft zu gering. Westlich, dem Forte gegenüber, steht das Residentenhaus mit den Bureaus, den Caffeepackhäusern, die Wohnung des Doctors. Südlich der Campong Wolanda, eine Reihe steinerne Häuser, wo einige Europäer oder ihre Sprösslinge wohnen; nördlich das Logement oder Gasthaus von Banjuwangi. Daneben der Kirchhof, der den Wohnungen zu nahe liegt und desshalb supprimirt werden soll. Hier führt die Strasse an dem Bazar (ein überdeckter Markt) vorüber an den Allon-Allon, wo das Gefangenhaus, die Moschee und die Wohnung des Regenten sich befinden, welche Gebäude ebenfalls von Backsteinen aufgeführt sind. Eine Wasserleitung versieht zwei Badhäuser und strömt dann über den Brückenkopf bis in See, so dass sich die Schiffe bequem mit Wasser versorgen können. Auch ein Springbrunnen soll auf den Allon-Allon geleitet werden. Wasser ist hier in Ueberfluss vorhanden. Von hier aus gehen Wege nach drei verschiedenen Richtungen, nach Norden, Süden und Westen. Der nördliche ist der grosse Postweg, welcher über Java sich hinzieht; er kann von hier bis an die Grenze Badjulmati mit Wagen befahren werden und enthält fünf Poststationen, nämlich: Ketapang, Batu totol, Sumur, Bankolingang, Badjulmati. Von Ketapang geht er beständig durch Wald, der von Tigern, Hirschen, Schweinen, Pfauen und Waldhühnern erfüllt ist. — Von Badjulmati bis Sumberwaru befindet sich der Weg in einem kläglichen Zustande. Er läuft dort an dem Fusse des Baloran hin und ist eigentlich eine Anhäufung von spitzen Felsstücken und Lavablöcken, so dass man Mühe hat, zu Pferde durchzukommen. Hier trifft man fünf Stunden weit keine Quelle, und will der Wanderer nicht verschmachten, so muss er Wasser mitnehmen. Der Weg müsste, um gut zu sein, hier förmlich macadamisirt werden, denn wenn er auch mit Erde ausgefüllt wird, spült diese doch bei heftigem Regen weg, und bleibt nichts zurück, als die ungleichen spitzen Steine. Bis jetzt ist Mangel an Menschen die Hauptursache, dass dieser Weg noch nicht verbessert ist.

Südlich ist der Weg bis Rogodjampi in vortrefflichem Zustande und durchaus mit Tamarindenbäumen bepflanzt. Von hier bis Gradjagang an der Südküste kann er bis jetzt noch nicht befahren werden. Wenn man aber bedenkt, welches mächtige Agens die Anlage guter Wege zur Erleichterung der Communication ist, so muss man wünschen, dass nicht allein dieser, sondern auch der nach Bomo und Pampang sich bald in einem Zustand befinden möge, um mit Fuhrwerken benützt werden zu können; dann soll dieser so fruchtbare Landstrich auch bald durch allgemeine Cultur ausgezeichnet sein. Der westliche Weg binnenlands nach Litjin kann sieben Palen weit mit Wagen befahren werden und erhebt sich bis zu 2500 Fuss. Wichtig müsste ein Weg werden, der die südlichen Orte dieser Landschaft mit Puger und mit dem bondowossoschen Districte verbände. Bis jetzt ist der Weg von Banjuwangi nach Bessuki die einzige Communication zu Lande mit dem übrigen Java.

Der Name Banjuwangi bedeutet riechendes Wasser, und die Begebenheit, welche diesem Platze den Namen gegeben hat, ist sehr tragisch. Vor ungefähr vierhundert Jahren regierte hier ein Fürst, Namens Sindo Rodjo, dessen Patty (Minister), Sidopokso, eine sehr schöne Frau, Sri Taniong, hatte, welche von göttlicher (brahminischer) Abkunft war. Wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und hohen Geburt wünschte der Fürst sie selbst zu besitzen und suchte einen Vorwand, den Mann zu entfernen, welchem er dann, wie die Sage geht, auftrug, eine Blume von seltnen Eigenschaften von dem Ihdjĕng zu holen und nicht zurückzukehren, bevor er sie gefunden. Die Blume sollte Jugend und Unsterblichkeit geben, und gewiss bezweckte der Fürst mit diesem Auftrage dasselbe, was der alte David mit dem Uriasbriefe, denn eine Reise nach dem Gebirge war sehr gefährlich. Der treue Diener eilte, nach einem zärtlichen Abschiede von seiner Gemahlin, die in dunkler Ahnung eines Unglücks ausserordentlich betrübt war, des Herren Willen zu vollbringen.

Der Fürst begab sich hierauf nach der Wohnung der schönen Sri Taniong. Bekanntlich leben die Frauen der Asiaten sehr abgeschlossen, und wird es dem Manne nicht leicht, in ihre Gegenwart vorgelassen zu werden. Obgleich nun ein Besuch des Fürsten eine grosse Ehre für das Haus des Patty war, so erschien Sri Tanieng doch nicht, als der Fürst in der Pendoppo (Vorgallerie) nach ihr frug, sondern liess durch eine Dienerin den Fürsten begrüssen und nach seinem Begehr vernehmen. Getäuscht und beschämt liess der Fürst blos um einen Trunk Wasser fragen, und Rache brütend verliess er das Haus.

Wider Erwarten kam der Patty von seiner Reise schnell zurück und ging voll Diensteifers erst zu seinem Fürsten, den Erfolg seiner Verrichtung zu melden. Dieser empfing ihn freundlich, bezeugte ihm viele Theilnahme und gab zu erkennen, wie sehr er bedauere, dass ein so treuer Diener nicht glücklicher in seinem Hause sei, da dessen Ehegenossin so seltne Treue mit Undank vergelte und in seiner Abwesenheit ein unzüchtiges Betragen sich erlaubt hätte. Der Patty begab sich voll Wuth nach seiner Wohnung, wo ihn Sri Taniong voll Liebe empfing. Sie bereitete in einem goldnen Gefässe mit Blumen ein Bad, wusch ihm die Füsse und trocknete sie mit ihren Haaren ab; der Patty aber blieb finster und stiess sie mit dem Fusse zurück, warf ihr Falschheit und Heuchelei vor und erklärte ihr, dass sie sich bereit zu halten habe, das Urtheil zu erleiden (dieses besteht bei Ehebruch in Erdolchung durch den beleidigten Ehemann selbst). Sie betheuerte weinend ihre Unschuld und schwur, dass die Frucht, welche sie unter ihrem Herzen trage, der sicherste Beweis ihrer Treue sein müsse. Der Patty blieb unerbittlich. Er führte sie nach Badjulmati und gab ihr dort den Todesstoss. Zuvor rief noch Sri Taniong, dass als Zeuge ihrer Unschuld der erste Blutstropfen weiss sein sollte. Wirklich sprang der warme Lebensstrom weiss aus der Wunde auf das Dodot (Unterstaatskleid) ihres Mörders.

Seelenbetrübt wankte der Patty nach Hause, in dem Bache von Banjuwangi wusch er seinen Kris ab, wovon das Wasser wohlriechend wurde.

Sukaradja.

Westlich von Banjuwangi, etwa eine Stunde landeinwärts, befindet sich die Cochenilleplantage, welche von Sträflingen bearbeitet wird. Sie liegt beinahe 200 Fuss über der Meeresfläche und besteht aus fünf Gärten mit 270,280 Nopalpflanzen in 74 Bau (jeder zu 500 □Ruthen) Land, welches von 450 Sträflingen cultivirt wird und jährlich 23,000 Pfund Cochenille liefert. Die Gebäude bestehen aus den Wohnungen der Aufseher, zwei Bagnos, einem Krankenhause und einem Campong für die Verheiratheten. In der Plantage steht ein Passangrahan (Lusthaus des Residenten). Die Sträflinge empfangen täglich 1½ Pfund Reis jeder und wöchentlich ein Pfund getrocknetes Rindfleisch (Dinding von balischem Vieh), etwas Gemüse und monatlich einen Gulden Siri- (Betel-) geld. Sie beginnen des Morgens um 6 Uhr bis 11 Uhr zu arbeiten und des Mittags von 1 bis 5 Uhr. Sonntags erhalten sie Pisang. Die Arbeit ist so vertheilt, dass die Weiber und Schwachen in der Ullarloots (Insectenschoppen) die Cochenille-

insecten sortiren, in der Plantage die Stärkern arbeiten. Zu Bomo fällen Einige Bambus und zu Sukodadi bauen sie Reis.

Man hat den Bewohnern Ostindiens eine Einfalt der Sitten und eine kindliche Unschuld zuerkannt. Wahr ist es, sie sind im Allgemeinen friedfertiger, als die Europäer; aber diese Friedfertigkeit scheint mehr aus einem Hange zur Ruhe, als aus tugendhaften Grundsätzen abgeleitet werden zu müssen. Wird der Einwohner dieser Gegenden aus dieser Gemüthsruhe aufgereizt, so lässt er sich durch seine Leidenschaften zügelloser beherrschen, als der Europäer, denn ihm fehlt jene Stimme, welche dem Europäer Mass und Ziel gebietet: das Gewissen, und selbst in der Gefangenschaft ist die niedergedrückte Gemüthsstimmung mehr eine Folge der verlorenen Freiheit, als der Reue. So kommt es hier auch vor, dass die Sträflinge auf Baum- oder Pisangstämmen nach Bali zu flüchten suchen, wo sie manchmal der Strom in die offne See führt, und sie eine Beute der Haien oder des Hungers werden; oder sie flüchten landeinwärts und suchen über den Gunong-Rahun nach den westlichen Residenzen Java's zu entkommen, wo sie meistens in der tiefen Wildniss elend zu Grunde gehen. Wohl mag an dem häufigen Desertiren auch die Knebelei Schuld sein, welche sie von den javanischen Manduren erleiden müssen. Diese Leute haben gewöhnlich schöne Pferde, gute Kleidung, verzierte Waffen, Alles, was sie unmöglich von ihrem kleinen Tractemente sich anschaffen können. Sie müssen daher das Wenige, was die Sträflinge in Händen bekommen, diesen entnehmen und sich zueignen. Auch lassen sie in den Ruhestunden von den armen Menschen noch ihre Häuser in Ordnung bringen und ihre Gärten bebauen. Klagen darf ein Sträfling nicht; er läuft also lieber weg, als dass er sich weitern Chikanen blosstellt. Aus diesen Gründen ist die Sterblichkeit unter den Sträflingen gross. Die meisten gehen an Dysenterie zu Grunde, welche zum Theil verursacht wird durch Entbehrung des Opiums, woran sie in ihrer Freiheit gewöhnt waren, zum Theil durch den unmässigen Genuss unreifer, wasserhaltiger Früchte. Geht man die Geschichte der Verurtheilten durch, so kommen oftmals sonderbare Thatsachen an das Licht. Wahr ist es, Mörder, Diebe, Giftmischer beiderlei Geschlechts finden sich hier, aber auch Viele, die nichts Anderes verschuldet, als dass sie sich das Missfallen ihrer Häuptlinge zugezogen haben. Werden reiche Chinesen verurtheilt und hierher transportirt, so sollen manchmal ganz andre Personen hier ankommen, als die Verurtheilten. Chinesen von geringem Stande nähmen es über sich, gegen eine hinreichende Vergütung für sich

oder ihre Familien die Strafe der Vornehmen auszustehen. In China sollen sogar arme Teufel an der Stelle reicher Verbrecher, welche das Leben verwirkt haben, für eine gewisse Summe Geldes sich enthaupten lassen. Daher sind die chinesischen Sträflinge beinahe nie ohne Geld und können sich noch einige Genüsse verschaffen. Auf Java ist es wohl vorgekommen, dass chinesische Banquerouteurs gestorben sind und viele Jahre nachher auf ganz entlegenen Plätzen frisch und gesund wieder erkannt wurden. Die Chinesen sind die listigsten Schmuggler, aber das Schmuggeln von Opium bringt sie auch manchmal an den Bettelstab.

Sukaradja hat eine reizende Lage; man sieht über eine reiche, fruchtbare Landschaft in See und auf die Insel Bali, nördlich und westlich ruht das Auge auf den höher gelegenen Dörfern, auf der üppigen Vegetation und dem majestätischen Ihdjënggebirge. Dieser Ort (besonders über den Nopalgärten) würde sich ganz vortrefflich zu einem Campemente für das Militär und zur Anlage eines Krankenhauses eignen.

Sieben Palen westlicher im Gebirge und beinahe 3000 Fuss über dem Meere steht der schöne Passangrahan Litjin, wo ein mildes Clima herrscht. Auch zu Rogodjampi befindet sich ein gutes Rasthaus. Zu Gradjagang und zu Badjulmati ist es noch einer Verbesserung fähig.

Die Unkosten von Sukaradja betragen jährlich 40,000 Gulden, der Ertrag über 100,000 Gulden. Die Plantage kann noch erweitert werden. Den Seidenbau hat man hier gänzlich eingehen lassen, weil die Resultate nicht günstig waren. Ebenso die zu Sakaradja gehörigen Caffeegärten.

Geschichte.

Dass die Ostküste von Java schon frühe Colonisten von Indien empfing, beweist die Stiftung eines der ältesten Reiche auf Java: Giling-Wessi, am Fusse des Semiru. Doch scheint die Cultur in dieser Landschaft niemals die Fortschritte gemacht zu haben, wie in dem mittlern Theil von Java, wofür nicht sowohl die Sagen, als auch die noch vorhandenen Alterthümer sprechen. Die Landschaft blieb jedoch nicht selbstständig, sondern meistentheils den westlichen Herrschern unterworfen. Doch war dieser Vasallenstaat wegen seiner isolirten Lage in keiner drückenden Abhängigkeit, und die Bewohner waren als kriegerisch, roh und einfältig verschrieen. Die indischen Colonisten führten nach und nach die verschiedenen Religionssysteme des Hinducultus ein, von welchem sich, wie auf Bali, ein gemischter Siwacultus am längsten erhalten hat. Früh schon blühten die Reiche auf Proa, Kradenan und

Matjan-puti, aber am blühendsten war wohl der Staat von Blambangan, da er nicht sowohl verschiedene der kleinen Reiche vereinigte, sondern auch zur See mächtig wurde. Die vortreffliche Lage an der Pampangbai macht den Platz zur Handelsmetropole, und die Geschichtsbücher der Javanen sind voll von Sagen seiner Grösse, Pracht und Herrlichkeit. Menak Djingo warf im fünfzehnten Jahrhundert fast den Thron von Madjapahit, dessen Vasall er war, um; im Jahre 1588 landete hier der englische Weltumsegler Cavendish und fand Portugiesen in der Stadt ansässig, welche ihm erzählten, dass die Einwohner Hindu seien, dass die Leichname der Könige, wenn diese mit dem Tode abgingen, verbrannt würden, und dass sich dabei ihre Weiber ums Leben brächten. Auch die Kasteneintheilung fand man hier. Die Silumans z. B. gehörten zur Kriegerkaste. Die Priesterkaste war die erste.

Bis auf die neuere Zeit behaupteten die Herrscher von Bali die Oberherrschaft über diese Landschaft. Ihre Ansprüche gründeten sich auf die Ansprüche der Krone von Madjapahit, welche früher dieses Land besessen hatte, und deren Abkömmling der Dewa Agong oder Grossfürst von Bali zu sein vorgibt. Die Fürsten des Landes waren stets unter sich oder mit ihrem Oberlehensherrn in Unfrieden, wesshalb die holländisch-ostindische Compagnie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Gelegenheit fand, sich in diese Händel zu mischen und die Oberherrschaft selbst zu usurpiren.

Die Unzufriedenheit der Tommongons Mas Anom und Mas Wikko mit dem balinesischen Fürsten Gusti Murah gab hierzu die erste Veranlassung. Sobald jedoch diese Häuptlinge wahrnahmen, dass die Europäer festen Fuss fassten, verbanden sie sich wieder mit den balischen Fürsten gegen die Compagnie. Diese hatte ihre Hauptmacht zu Pampang zusammengezogen. Ein Detachement Europäer von 60 Mann wurde aber bei der Dessa Bayu überrascht und in die Pfanne gehackt. Der Militär- und Civil-Beamte Schophoff war über diese That so ergrimmt, dass er die blambanganschen Häuptlinge unter dem Vorwande, Frieden schliessen zu wollen, an Bord eines Kriegsschiffes lockte, welches in der Pampangbai lag, und dort alle Häuptlinge enthaupten und über Bord werfen liess, welcher Gräuel einen solchen Schrecken unter der Bevölkerung verbreitete, dass diese bei Tausenden aus dem Lande wich. Ein alter Häuptling erzählte mir, dass unter seinem Grossvater das Land noch 60,000 Einwohner mehr gehabt habe, als gegenwärtig. Die meisten Auswanderer zogen nach Bali und Lombok, viele flohen in die undurchdringlichen Wälder nach dem District Puger und Bondowosso; nicht wenige

kamen durch Hunger, Mangel und Seuchen um; auch vulkanische Ausbrüche brachten viele ums Leben. Noch im Jahre 1800 fand man einige hundert Familien in Dessas, welche sie mitten in der Wildniss angelegt hatten, wie zu Pudjangkrep, Kaliagong, Pedang-Pundung und Kepuren.

Im Jahre 1765 nahm die Compagnie dieses Land in Besitz; das erste Etablissement war zu Banju alit mit dem Binnenposten Lateng. Sterblichkeit unter der Garnison war die Ursache, dass man den Platz aufgab und nach Pampang zog, wo man eine Redoute aufwarf, jedoch zu nahe an der See, so dass auch dieser Platz wegen seiner Ungesundheit verlassen werden musste und man in 1777 sich zu Banjuwangi niederliess. Das Fort Utrecht ist für die kleine Garnison jedoch zu gross und der Platz nicht gut gewählt, denn auch an diesem Strande sind Fieber endemisch. Besser wäre es gewiss, an der See nur einen kleinen Wachtposten zu halten und die militäre Macht im Innern des Landes, etwa zu Rogodjampi oder zu Sukaradja campiren zu lassen. Sie würde dann ihrem Zwecke nicht weniger gut entsprechen und gesund bleiben.

Jetzt wäre es vielleicht noch möglich, über die Geschichte des Landes die nöthige Aufklärung zu erhalten, da in einigen Familien sich nicht allein mehrere geschichtliche Sagen erhalten haben, sondern auch werthvolle Manuscripte sich befinden, so bei dem Regenten von Bassuki, von Banjuwangi und dem Ingebey von Rogodjampi. Auch hätte man, was an Alterthümern und Denkmälern sich noch vorfand, zu erhalten suchen müssen; aber die Indolenz und Gleichgültigkeit, ich möchte sagen Stupidität mancher Beamten ist in dieser Beziehung gross. Als ich im März 1848 den Tempel von Mantjan puti zerrissen und dem Einsturze nahe fand, und zwar in Folge eines kürzlich stattgefundenen Erdbebens, machte ich den Adjunktresidenten darauf aufmerksam und rieth ihm, die Steine numeriren und sie auf den Alon-Alon von Banjuwangi bringen zu lassen, wo sie leicht wieder hätten aufgestellt werden können. Solches wäre ohne viele Mühe möglich gewesen, da die Bevölkerung doch anderweitige Herrendienste leisten muss, die oft keinen erheblichen Zweck haben. Der gute Mann, der für einen mehr als gewöhnlich gebildeten Holländer durchging, hielt die Ruine für zu unbedeutend und hegte keine grosse Meinung von der javanischen Vorzeit, ja nicht einmal die mindeste Idee, dass je in dem Lande eine bedeutendere Bildung geherrscht haben könne, als die, welche sein Volk hierher gebracht hat und noch bringt, die aber bis jetzt nicht viel sagen will. — Die bedeutendsten Denkmäler und Alterthümer sind folgende. Von Proa, Kradenan und Blambangan findet man kaum

noch eine Spur; wo letztere grosse Hauptstadt stand, findet man nur noch Grasfluren und Fruchtbäume; an dem Baloran fand man den Tjandi merah und auf dem Gunong-Ikan einige Denksteine. Der Priapus oder Phallus, welcher gegenwärtig auf dem Platze vor dem Fort Utrecht steht und aus basaltischer Lava gearbeitet ist, war durch die bengalesischen Soldaten unter der englischen Herrschaft von dort hierher gebracht worden, vor welchem diese Hindus opferten. Die merkwürdigsten Ruinen sind die von Matjan puti. — Zehn Palen (3$1/3$ Stunden) südwestlich von Banjuwangi und etwa zweihundert Fuss über der Meeresfläche, auf einem jener flachen, allmälig von dem Raun in die Ebene laufenden Hügel an der Vereinigung zweier Bäche, des Sebani und Tambong, findet man noch einen fünf viertel Stunden im Umfang haltenden Trümmerhaufen, von dem hier und da Fragmente der Umfassungsmauer stehen geblieben sind. Letztere ist gebaut aus anderthalb Fuss langen, einen halben Fuss breiten, drei Zoll hohen Backsteinen, die blos durch Reiben mit nassem Thon über einander gefügt worden waren. Die Stadtmauer ist zwölf Fuss hoch, sechs Fuss breit und mit einer Brustwehr und einem Gang versehen. Die Thore stehen nicht mehr, welches zu bedauern ist, da die Hindujavanen an diesen viele Pracht zu verschwenden und sie jetzt noch auf Bali die Hauptzierde des ganzen fürstlichen Palastes zu sein pflegen. Selbst Radin Gugur, der letzte Kronprinz von Madjapahit, klagt bei dem Falle seiner Vaterstadt im Angesicht der für seine Herrlichkeit erbauten Pforte über sein hartes Loos, ehe er in die Verbannung geht. In einer solchen Mauer bestand die ganze Stärke der alten Städte, wesshalb nach ihrer Ersteigung der Ruin des Fürstensitzes unvermeidlich war. Im Innern des Stadtraumes, doch mehr in der Nähe der Ostseite von dieser Mauer, steht noch die Ruine eines Tempels, welcher aus regelrecht zugehauenen, länglichten Quadern ohne Kalk erbaut ist, und zwar cyclopisch, wie die alten Bramatempel. Die Steine bestehen aus derselben Kalkformation, welche man in dem Südgebirge und an dem Gunong-Ikan trifft. Sie sind anderthalb bis zwei Fuss lang, einen halben Fuss hoch und acht Zoll breit. Mehrere sind mit Schwalbenschwänzen in einander gefügt. Die innere Wand ist mit Backsteinen ausgefüttert. Der Tempel ist noch zwölf Fuss hoch und breit und zwanzig Fuss lang. Zum Fundamente hatte er eine Schildkröte, welche von zwei grossen Schlangen umwunden wurde.

Ausser der symbolischen Bedeutung der Schildkröte und der beiden Schlangen als Fundament, scheint die Construction des Tempels noch eine andre Vorstellung zuzu-

lassen. Er hat nämlich keine Pyramiden- oder Obelisken-, sondern die Stuhl- oder Sesselform, welche man heute noch auf Bali an verschiedenen Tempeln wahrnimmt. Wie nun die christkatholische Sage die Casa santa der Jungfrau Maria durch Engel aufheben und aus dem gelobten Lande nach Loretto bringen lässt, so scheint dieser Thronstuhl den leuchtenden, den glänzenden Sieger Siwa (den Gott des Lichts) hierher gebracht zu haben und hier zu stehen als Lieblingssitz, auf den er sich wohl noch niederlassen kann, wie die verzauberte Prinzess Njai loro Djonkrang oder Rono kidul, die heilige Jungfrau des Südens in die Bettstelle zu Karang-Bollong. So können die beiden Köpfe und Schlangenhälse und ihre beiden Schwänze, die aufgerichtet sind, als die Handhaben angesehen werden, an welchen durch die braminischen Träger oder die Dewas (Teufel im altdeutschen, guten Sinne als höhere Wesen) der Tempel aufgehoben und weggetragen wird. Zu der Mitgift fürstlicher Bräute gehört in diesen Ländern ein reichverzierter Tragstuhl, dessen selbst bei Heirathen von Prinzessinnen in den javanischen Chroniken gedacht wird. Die vornehmer Damen sind heute noch kunstreich ciselirt und stark vergoldet.

Die Wände des Tempels sind aussen in viereckige Felder getheilt, wie wenn ein Gebäude von Holz (Riegelwänden) in Stein nachgeahmt wäre, und die Verzierung, obgleich weniger fein und viel einfacher, als an den alten Lavatempeln von Mitteljava, ist doch schön und geschmackvoll, verräth aber, wie die noch übrigen Bildwerke, eine spätere Periode (nach meiner Ansicht den Ursprung aus dem sechszehnten Jahrhundert). Die Verzierungen sind vertieft eingegraben. Früher mag der Tempel einmal 25 bis 30 Fuss hoch gewesen sein. Der Eingang ist einige Treppen hoch an der Westseite; hier waren früher die Köpfe der Ungeheuer, jetzt stehen da noch aus vulkanischem Trümmergestein, aus Kalkstein und aus basaltischer Lava einige Bildsäulen, welche auf den Siwacultus hindeuten, einige fein, andre gröber gearbeitet, die meisten aber, die besten und schönsten, sind schon längst (schon unter der englischen Herrschaft) weggeschleppt. Die verschiedene Arbeit und die verschiedene Substanz scheint mir anzudeuten, dass sie nicht zu ein und derselben Zeit gemacht sind, dass einige hergebracht, andre auf dem Platz selbst verfertigt sein mögen. Dem Eingang des Tempels gegenüber sieht man noch die Fundamente einer kleinen Halle (Pendoppo), aus welcher sich der Fürst in sein Bethaus zu begeben pflegte. Rechts vom Tempel sind einige kleine Hügel von Backsteinen, die Reste von solchen Gebäuden, wovon das eine noch einen Schwanz und vier Füsse er-

kennen lässt und, wie mir der Regent erklärte, Bima (der Schreckliche) oder Brama (?) vorgestellt haben soll unter der Form eines Ungeheuers; die etwa fünf Fuss hohe vordere Wand, welche das Kopfstück vorstellt, ist noch ziemlich erhalten, und man sieht hier den Kopf und die Hände mit den Zierrathen in den Backstein ausgehauen, wie ich sie an Ort und Stelle selbst aufgenommen und gezeichnet habe. Das Ganze ist eine Vorstellung des Siwa. — Die andern Tumuli lassen ihre Bestimmung nicht mehr erkennen; der viereckige Platz schien von einer Mauer umschlossen gewesen zu sein, die jetzt gänzlich zerfallen ist; nur einige ehrwürdige Waringibäume (ficus Benjamina) erheben sich über diese Reste und umklammern mit ihren vielästigen Wurzeln einige Mauerfragmente. Ueberall findet man noch Steinhaufen (nämlich grosse Backsteine), und bevor an der Stelle der alten Stadt die neue Caffeeplantage angelegt war, fand man noch ziemlich wohlerhalten die Rudera verschiedener Gebäude, welche Häuser der Pangerangs gewesen zu sein schienen, so wie die Flur von Zimmern mit schönen Sculpturen; ferner ganz wohl erhalten ein sogenanntes Lufthaus oder Setingil des Fürsten und ein Häuschen mit geschmackvollen Verzierungen, welches als Brandstätte gebraucht worden war, auf der man die fürstliche Leiche zu verbrennen pflegte. Alle diese Gegenstände habe ich gezeichnet und für Archäologie zu erhalten gesucht. Früher fand man hin und wieder Gegenstände von Bronze, Eisen und auch edlern Metallen; die schnelle Verwitterung droht aber bald Alles zu zerstören und jede Spur von diesem einst prächtigen Fürstensitze zu vertilgen. Dass von Seiten der Beamten für die Erhaltung der Ruinen wenig gethan ist, habe ich bereits angeführt. Nicht der Stein, der von früherer Bildung zeugt, sondern der Caffeestrauch, der den Säckel füllt, interessirt den Indobataver, und bei der Pflanzung der Caffeebäume, deren weisse Blüthen mit dem dunkeln Laube jetzt diesen einsamen, stillen Ort mit Wohlgerüchen erfüllen, welche er als eine Zugabe betrachtet, die ihm der Schöpfer dieser herrlichen Natur kostlos mit in den Kauf gibt, hat seine profane Verwaltung manches Steingebilde zerschlagen lassen, das einst die sinnige Hand des indischen Künstlers in heiterm Glauben schuf.

Ob Radin Gugur, der letzte Kronprinz von Madjapahit, oder der Susuhunan Tawang Alun diese Stadt gestiftet hat, ist noch nicht entschieden. Matjan puti hat, wie die andern Fürstensitze, seine Blüthe, sein Bestehen und seinen Verfall gehabt, letztern wahrscheinlich im 17. Jahrhundert. Ursache zu verheerenden Kriegen war unter einem so losen Staatenbund leicht gefunden; man will hier selbst wissen,

dass ein sehr verderblicher Streit unter zwei fürstlichen Brüdern blos über das Fechten zweier Grillen entstanden sei. Wenn auch der Verfall dereinstiger Cultur und Civilisation zu bedauern ist, so hat dieses Land doch eine schönere Zukunft zu erwarten; unter mildern Gesetzen, unter menschlicheren Einrichtungen breitet sich die Bevölkerung wieder aus, und vielleicht findet das nächste Jahrhundert an der Stelle schweigender Wälder und trauriger Wildnisse blühende Pflanzungen und volkreiche Dörfer. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird ohne Zweifel unternehmende Colonisten herbeiziehen, und die Regierung wird den Fingerzeig der Natur beherzigen und Orte zu ihrer Niederlassung wählen, welche der Gesundheit nicht nachtheilig sind. Bei Ermunterung eines freien Handels und Verkehrs wird sich da Wohlstand und Luxus ausbreiten, wo jetzt noch Armuth und Dürftigkeit herrscht, und dann wird auch die alte Hauptstadt dieser gesegneten Landschaft wieder zu neuem Glanze erstehen.

Inhalt.

Druckfehler.

Die Doppellauter ä, ö und ü ermangeln hin und wieder der zwei Puncte, was zur Vermeidung zu häufiger Wiederholung hier bemerkt wird.

Seite 10 statt: zum Gotte stempeln, lies: zu stempeln.
— 33 „ Zunrzak, lies: Züürzak.
— 41 „ Weltewaden, lies: Weltevreden.
— 64 „ Landesherren, lies: Landherren.
— 72 „ collavium, lies: colluvium.
— 73 „ bestimmen, lies: bestimmten.
— 75 „ Fleiseh, lies: Fleisch.
— 86 „ widerholter, lies: wiederholter.
— 103 „ nitheemsche, lies: uitheemsche.
— 110 „ tuanto, lies: tuanko.
— 115 „ wesshalh, lies: wesshalb.
— 142 „ Sant vries, lies: Stant Vries.
— 169 „ bohon, lies: pohon.
— 209 „ in einer solchen, lies: in eine solche.
— 210 „ enropaischen, lies: europäischen.
— 215 „ Minjok, lies: Minjak.
— 220 „ Batturussak, lies: Baturussak.
— 275 „ Hontmann, lies: Houtman.
— 279 „ Ternata, lies: Ternate.
— 280 „ Nusstanivel, lies: Nussanivel.
— 302 „ inflammaterische, lies: inflammatorische.
— 317 „ Paradonurus, lies: Paradoxurus.
— 341 „ üerall, lies: überall.
— 378 „ Banjaputi, lies: Banjuputi.
— 397 „ Sukah, lies: suksh.
— 399 „ heranskommt, lies: herauskommen.
— 400 „ raudu-alas, lies: randu alas.
— 405 „ Mousoleum, lies: Mausoleum.

Gedruckt bei Ch. Trautmann in Neustadt a. d. Haardt.

